

Rara

Za

8582



Mit 13 Modelkupfern u.  
1 Kupfertafel

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 1. April 1820.

40

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Wobensbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

St. Albe.

Von A. v. Weingarten.

(Fortsetzung.)

Gerührt dankte ihm Donna Klara, eine Perle, schöner als die reichste, die auf ihres Busens Silberschnee sich blähte, zitterte in Mariens Auge, und überschwenglicher als mit Lissabons und Janeiro's Schätzen fühlte St. Albe sich durch diesen Dank belohnt. Noch an demselben Abend übernahmen die nächsten feindlichen Posten Donna Klara's Briefe. Mit freudiger Zuversicht sah sie ihrer Erwiderung entgegen; mit unnenubar zweifelhaftem Wunsch und Bangen dachte Maria ihres Eintreffens, mit ängstlich bebender Erwartung St. Albe.

Dieser hatte nie zuvor geliebt. Des Krieges geschäftig treibend Leben, der stete Wechsel der Gestalten hatten nie dem Herzen Raum gegeben, an die Flüchtigen sich anzuschmiegen, die wie die Bilder einer Zauberlampe an seiner Phantasie vorüber flogen. Der Haß des Landes hatte der Frauen edlere Hälfte aus der Feinde Gegenwart verbannt und strengte jedes sanftere Gefühl geächtet, das in dem Fremdling des Vaterlandes Mörder vergessen ließ. Die Wesen, die das Ungefähr auf seine Wege warf, waren nicht geeignet, St. Albe's reinem zartfühlenden Gemüthe Liebe einzufößen. Da lernte er Marien kennen. Der Funke, der so lange in der empfänglich warmen Brust geschlummert, er schlug jetzt um so mächtiger empor, als Mariens zarte Anmuth, des Geistes edle Bildung und ihrer Seele himmlisch reine Güte, die fremde Bluth mit jedem Tage stürmischer entflammte, als eine neue unbekannte Wonne die Stunden, in denen er um die Heißgeliebte weilen durfte, auf Rosenschwingen eines süßen, nie empfundenen Traums vorüber führte, und es ihm jetzt zum höchsten Glücke noch genügte, in ihrer Nähe nur zu leben. Doch nicht lange währte die ungestörte Ruhe dieses Glückes. Der Gedanke, daß bald vielleicht seine ganze Seligkeit im Augenblicke der Trennung untergehen würde, die ihn mit jeder Stunde näher be-

drohte, der Kampf Marien verhehlen zu müssen, was das Gefühl ihrer gegenseitigen Lage ihm zu verschweigen als heilige Pflicht geböth, vergiftete die kurze Sonne jener Tage.

Auch Marie theilte seinen Kummer; auch sie zitterte vor dem Geschehe des Tages, das über die still aufgekeimte Leidenschaft der Liebenden das Donnerwort der Trennung sprechen sollte. Schlaflos fand sie mancher Morgen, und manches Traumes Schreckbild weckte sie mit Thränen, mit Fieberfrost fuhr sie bey der Trompete Tönen auf, und kramphast stockte ihres Herzens Schlag, wenn rascher Hufschlag an des Hauses Schwelle hielt. Des Jünglings Wohlgestalt, die stille anspruchslose Größe seiner Seele verherrlichten den Ketter ihr zum Ritter Engel, der mit dem Flammenschwerte schützend sie umschwebte, und ihrer Kindheit frommer Glaube, des Mißgeschickes frühes Loos, das ihr Gemüth zu höhern feyerlichern Bildern spannte, zeigten der unschuldvollen Schwärmerinn in ihm ein Wesen besserer Art, vom Himmel selbst zum Freund, zum Bruder ihr gesendet.

Oft, täglich beynähe, wenn es ihm der Waffendienst gestattete, sah St. Albe die Geliebte an der Seite der Mutter. Stunden lange weilte er dann in Klarens Gemächern; er las mit den Frauen, um die Schwermüthigen zu zerstreuen, die gewähltesten Werke ihrer vaterländischen Dichter, seine Lehrer in ihrer Sprache, seine erheiternden Begleiter im Felde. Er begleitete Mariens Gesang mit der Laute, oder wandelte an der Seite der Frauen, wenn die kühlenden Schatten der Dämmerung heraufstiegen, und die Mittagsgluth der Sonne dem Blüthendufte labender Lüfte wich, am blumigen Gestade des Liso, oder bestieg mit ihnen die Höhen der Alguecidas, und sah von ihren Hügeln hinaus in die unendliche Ferne des Oceans, wo des Mondego silberne Wellen sich nach seinem Bette drängten, oder wo Alcobaccas stolze Zinnen, von der Abendröthe vergoldet, aus bläulichem Nebel emporstiegen, oder von Peniche's Wällen das Rollen ferner Donner durch die Stille der friedlichen Thäler sich wälzte.

An seinem Arme hing dann Marie, der freundliche Hesperus spiegelte sich in dem bethränkten Auge, wenn ihr Blick den scheidenden Strahl der Sonne begrüßte, der vielleicht der letzte heltere ihres Lebens gewesen. Höher hob dann die Vorstellung der gleichgestimmten Seele auch St. Albe's bange Brust, fühlbarer schlug sein Herz unter Mariens bebender Hand, leise und unwillkürlich erwiederte ihr Druck den schweigenden Schwur des ewigen Bundes, den ihre Lippen zu gestehen nicht wagten. Auch Klara's Auge hing umwölkt an der feyerlichen Scene. Längst war die frohe Zuversicht entschwunden, als die späteste Frist, die sie ihrer Erwartung gesetzt, fruchtlos entflohen war; als ein zweyter und dritter Versuch vergeblich gewagt, ihr nur die trostlose Zusicherung brachte, daß man von Don Alvarez zu Lissabon keine Kunde wisse, und daß ihre Freunde alle, auf die sie mit der letzten Hoffnung der Zuflucht gezählt, an des Vaterlandes Rettung verzweifelnd, den verdrängten Herrschern und den alten Gesezen nach fernem Welttheile gefolgt waren. Ein neuer Kummer reifte der Mutter, als sie Mariens keimende Liebe zu dem Fremdling wahrte. Sie konnte dem edlen Jünglinge Achtung und Dank nicht versagen, die er so reich um sie und die theure Tochter verdiente, aber gewaltsam lehnte der Stolz der königlich gebornen



Portugiesin gegen die Vorstellung sich auf, das fürstliche Mädchen dem einfachen Krieger, dem Feinde des Vaterlandes vermählt zu denken. Als aber die Aussicht der Zukunft mit immer dichterem Dunkel sich umhüllte, als Maria weinend an die Brust der forschenden Mutter sank, und mit verhülltem Gesichte ihr die glühendste Liebe zu St. Albe bekannte; als des Jünglings edelmüthiger Kampf mit dem gefolterten Herzen, sein beharrliches Schweigen, wie laut auch die Blässe seiner Wange, das erloschene Auge seinen Gram verkündete, als die absichtsvolle Entfernung, mit der er zuletzt selbst die Gegenwart der Heißgeliebten mied, Klara's Achtung vor des jungen Mannes stiller Tugend mit jedem Tage steigerte, als Mitleid und Dankbarkeit sich immer mehr zu mütterlicher Neigung umgestalteten, da brach auch endlich des Stolzes starre Rinde von dem sonst so weichen Herzen. Sie ließ eines Morgens St. Albe zu sich entbiethen.

„Junger Mann,“ sprach sie zu ihm, „Sie lieben meine Tochter, Marie liebt Sie wieder. In Ihren Armen wird die Hülflose eine Stütze ihrer Tage finden, wenn diese lehnte an ihrer Mutter Brust, vom Kummer dieser Zeiten früh gebrochen fällt, und beruhigt werd' ich von der Verlassenen scheiden, wenn ich sie an einem Herzen, wie das Ihre, geborgen weiß. Doch eine Bedingung muß der künftige Gatte mir geloben. Ohne ihre Erfüllung wird nie der Segen der Mutter auf seiner Verbindung ruhen, nie der Fluch des erzürnten Schatten des Vaters von seinem Haupte weichen. Nie darf Portugals Feind Alvarez Tochter die Seine nennen, sie nie ihre Hand in eine Rechte legen, die noch vom Blute der Ihren raucht. Wollen Sie den Dienst verlassen, der Sie zum Morde meines unglücklichen Vaterlandes weihet, wollen Sie dem Frevel dieses Krieges entsagend, heimkehren nach Frankreich, dann wird Donna Maria Ihnen folgen, und die beklagenswerthe Gattinn wird im Glück ihrer Kinder der Wunden zu vergessen trachten, die das unerbittliche Geschick ihr schlug.“

Zu ihren Füßen lag St. Albe. Lange schon hatte sein empörtes Herz sich von den Rasenden gewendet, die seine Pflicht ihn Brüder nennen hieß, abscheulicher standen sie noch dem Engel gegenüber, dessen zarte Brust ihr verhaßtes Wüthen mit täglich neuen Qualen folterte. Das Unrecht dieses Krieges, der verheerend ein schuldlos unterjochtes Land durchtobte, hatte mit Unmuth oft an seiner Brust genagt, und seinem ganzen in Liebe aufgelösten Wesen war Friede das schönere Lösungswort geworden für Ruhm und Sieg. So hatte er schon oft bey sich beschlossen, den Einfluß, den einer seiner Oheime an Frankreichs Hofe übte, zu seiner Zurückberufung zu benützen.

Auf einem friedlichen Landgute, das seine Ältern in der schönen Provence ihm als Erbtheil zurückgelassen, Mariens Bild in seiner Seele, wollte er dann in stiller Zurückgezogenheit leben, und einem Stande entsagen, dessen eigentliche Schreckenseite er in ihrer furchtbarsten Schwärze kennen gelernt. Mit den heiligsten Schwüren gelobte er nun Klaren den langgehegten Vorsatz auszuführen, von dem nur die Vorstellung ihn bisher zurückgeschreckt, von Marien sich trennen, sie vielleicht neuen Gefahren preis geben zu müssen. An seine Brust legte die Mutter nun das vor Wonne bebende Mädchen, ihre segnenden Thränen fielen auf das Haupt der Glücklichen, die im namenlosen Entzücken sich auf die Hände niederbeugten, welche die ihren für immer vereinten.

Tage, wie sie keine Feder beschreibt, flogen jetzt den Seligen dahin. St. Albe hatte nach Paris geschrieben, und sah mit der Ankunft des nächsten Silbothens aus der Hauptstadt der Erfüllung seiner heißersehnten Wünsche entgegen. In den gemeinschaftlichen Träumen einer leuchtenden Zukunft schwelgten die Liebenden. St. Albe erzählte Marien von den Wunderbildern der herrlichen Provence; in ein zweytes Vaterland, dem ihren gleich an Reiz und Lieblichkeit, versprach er sie zu führen. Er pries der Rhone stolze Wogen, die mit dem wasserreichen Tajo streitend, durch blühende Gefilde dem schönen Mittelmeere sich vereinten, auf dessen klarem Silbergrunde Marseilles prangende Palläste, des fröhlichen Gestades lachende Bastiden, und rings umgrünte Nebenhöhen sich spiegeln, wo um des Oylbaums fruchtbeschwerte Zweige der Traube mahlerisch Gewind sich schlingt, und der Orange blüthenreicher Busch der Fluren goldne Saat umkreist. Er mahlte der Durance schauervolles Felsenthal, wo dem Mondego gleich in grauenhafter Tiefe die Welle schäumt, und in fernem Wiederhall des Baches gäher Sturz von hohen Felsengipfeln rauscht, und dann im leichten Nebeldunst zerfließt, auf dessen schimmernder Wolke sich der Sonne Bild in zarten Farben bricht. Das heilige Grauen in Baucclusens Höhle schilderte er ihr dann, an der Stelle wo hoffnungslose Liebe wandelte, wo Petrarca's süße Klage tönte, wo Laura's Fuß des Rasens weichen Teppich einst berührte, und ihr Nahme, der Ode heiligem Schweigen anvertraut, vom Echo hoher Felsenwände tröstend wiederklang.

Am Hange eines freundlichen Hügels am Ufer des Liso, wo die Krone hoher Platanen ein schattiges Zelt um sie bildete, saßen sie dann oft und sahen den hüpfenden Wellen des Flusses nach, die ihren Wünschen gleich, nach dem ersehnten Ziele eilten, und Maria griff dann in die Laute und sang die lieblichen Weisen portugiesischer Lieder, Romanzen der Vorzeit, ihrem Gefühle verwandt und dem ernstern Geschick, das sie dem Jüngling verbunden. Schweigend, Hand in Hand, kehrten sie dann zu Donna Klaren wieder, welche nicht ferne von ihnen in düsteres Nachdenken versunken, an einem alten Denkmahle ruhte, das vor Leiria's Thore am Fuße des einsamen Felsens sich erhebt, der die Ruinen des Schlosses seiner alten Fürsten trägt. Von dem bemosten Steine trug sich die langbewahrte Sage, daß einer der Ahnen ihres Hauses im erfochtenen Siege gegen der Mauren Feindesheere hier als Retter seines Vaterlandes fiel, und Donna Klara gereichte es zum Troste, an dieser Stelle das Andenken des verlorenen Gatten zu feyern.

Nicht lange durften sie jedoch sich dieser Lieblingsstelle freuen. Eine Schar gefürchteter Guerillas machte die ganze Umgegend von Leiria gefährdet. Kein Unbewaffneter wagte sich mehr aus seinen Thoren, bis an der Mauern feste Wälle verfolgte selbst der Feinde kühne Bande der Franken unvorsichtige Scharen, auf die sie im Hinterhalte des Gebirges lauend, mit Übermacht sich stürzten. Kein Silbothe der befreundeten Heere zu Santarem und Guardia sah mehr Leiria's Thürme, keine Abtheilung, die zur Spähe oder um Lebensvorrath ausgezogen war, kehrte mehr zurück, nur ihrer Leichen Spur bezeichnete die Stätte, wo sie gefallen war, kaum gewann zuweilen ein Flüchtling die Stadt und der Seinen Schutz — denn Tod oder Freyheit war die Losung des Kampfes, und nur der Tod gab den

Verwundeten und Besiegten frey. El Implacado, den Unversöhnlichen, nannte sich ihr Führer, und Portugals Feinde zitterten vor seinem Namen.

Zu kühn sprach der Muth des feindlichen Anführers den französischen Waffen Hohn, zu schmerzlich häuften sich Verlust und Niederlage kleiner Scharen, die man ihm entgegen sandte. Entrüstet schwur der Befehlshaber von Leiria die Schmach zu rächen, mit Kraft dem Unheile zu steuern.

Er ließ St. Albe zu sich berufen. „Sie werden mir danken,“ sprach er, „wenn ich Ihnen Gelegenheit verschaffe, die ruhmlose Unthätigkeit, in welcher uns die Verhältnisse zu Leiria fesseln, durch einen ehrenvollen Auftrag zu enden, uns einen neuen Beweis zu geben, mit welchem Rechte man in Augenblicken der Gefahr auf Ihren Muth und Ihre Klugheit zählt. Gehen Sie, zerstreuen Sie, vernichten Sie die tolldreisten Räuber, die uns hier umlagern, kehren Sie siegreich mit dem Anspruche auf neue Belohnung wieder, mit welcher Ihre Tapferkeit Sie vor Ihren Waffenbrüdern schmücken wird.“

Erblassend stand St. Albe. Sich stumm verbeugend eilte er hinaus, die Anstalten zu seinem Zuge zu treffen. Gesammelt stand das Geschwader seiner Reiter vor dem Hause, die Trommeten tönnten, die Rosse schlugen ungeduldig den Marmor des Vorhofs, da wand sich St. Albe aus den Armen der vergehenden Marie. Mit düsterem Blicke schied Donna Klara, die die Schluchzende umfaßte. „Sie ziehen gegen die Unseren zu fechten,“ sprach sie. „Die Hoffnung hatte mich getäuscht, daß es dahin nimmer kommen würde. Das Schicksal will es. Ich weiß, was Ehre und Pflicht von Ihnen heischt. Gehen Sie. Möge Ihre Rückkehr mein Unglück weissagendes Herz widerlegen, Mariens Freude es gerne dann vergessen lassen, was es Ihnen jetzt zu verzeihen vergeblich sich müht.“

Todesqualen in der Brust, warf St. Albe sich auf den bäumenden Andalusier. Im wilden Galoppe spornte er das edle Roß die Straßen hinab, rasselnd jagte die Schar ihm nach, die Trommeten schmetterten, und die hohen Bogenfenster des Saales dröhnten vom Hufschlag der Pferde auf den Funken sprühenden Steinen des Cossos. In tiefer Ohnmacht lag Marie in den Armen der Mutter.

Bald fand St. Albe die Spur des Guerillas im nahen Gebirge. Das Gefecht künstlich vermeidend, wich Implacado von Höhe zu Höhe. Aber rechts und links über den steilen Wänden des Hohlweges fiel Schuß um Schuß. Fluchend stürzten die Reiter mit den hartgetroffenen Rossen; röchelnd krümmten sich Schwerverwundete am Rande des Abgrunds, und die schäumenden Fluthen des Waldstroms wälzten die blutenden Leichen. Aber hoch über den schroffen Felsenzinken kletterten die Räuber mit dem sichertreffenden Rohre, und ihr wildes Jauchzen hallte in den Klüften, so oft das tödtende Blei Roß oder Reiter dahinstreckte. Endlich senkten sich der Berge Wolkengipfel, die hohen Wände des Engpasses erweiterten sich, schneller flohen die Guerillas. Schon begann der Tag zu sinken. Mit schwarzen Gewölken umzog sich der Abendhimmel. Rascher trabten auch die Reiter, sie spornten die müden Rosse, Batalhas \*) Ruinen zu gewinnen, um in des Klosters hohen

\*) Batalha, das schönste Kloster Portugals, so wie jenes von Alcobaca an der Alcoa, wurden auf Maffena's Befehl zerstört. Sie vereinten in sich, was die Bewun-

Ringmauern Schutz vor dem Überfall der Feinde im Dunkel der Nacht, und ein Obdach vor dem Ungewitter zu finden, das sich immer drohender über ihrem Haupte zusammzog. Die grauen Riesenmassen des ehrwürdigen Gebäudes, das Jahrhunderten getrotzt, der hohen himmelanstrebenden Thürme, lagen jetzt vor ihnen. Donnernd jagten sie durch die langen Bogengewölbe des hallenden Thores nach dem weiten Hofraume, und warfen sich froh des erreichten Ruheplatzes von den dampfenden Pferden.

(Der Schluß folgt.)

### Correspondenz = Nachrichten.

Venedig 1820.

Es ist bekannt, daß die Fenice seit der Epoche ihrer Entstehung (1792) alljährlich im Carneval mit zwey neuen Opern und Ballets ausgestattet wird.

Die diesjährige erste: *Il Sacrificio d'Epito* hatte den Conte Craglianovich (unter dem Schleyer des arkadischen Schäfernehmens Dalmiro Tindario) als Dichter, und Carafa als Tonseher zu Verfassern. Sie machte halben Fiasco. Die Poesie ist gut, sie hat nebst dem Vorzuge eines interessanten Sujet regelrechte Behandlung und meist sehr wohlklingende musikalische Verse, aber zu viel störende Episoden, von denen jedoch später ein Guttheil gestrichen wurde. Minder glücklich hat der Tonseher gearbeitet; allein er hatte die Parthie schon halb verloren, da man statt akkreditirter Virtuosen (wie sie es nach den Statuten dieses Thaters seyn sollten) eine Anfängerinn als Musico und eine fast verblühte Herbstblume, die niemahls, selbst nicht in ihrer blühendsten Epoche einer Fenice würdig war, als Prima Donna verschrieb, unberührt, daß der Tenor mit ununterbrochener Heiserkeit behaftet blieb!

Was nun den absoluten Werth der Musik anlangt, so kann man sie fleißig gearbeitet, aber selten gelungen nennen; die Phantasie hat gerade nicht Feuerfunken zu sprühen vermocht; die Lebendigkeit und Frische der Motive, hierlandes der fast einzige Elektrofor einer behaglichen freudigen Gemüthsstimmung des Publikums, war diesmal eine kometische Erscheinung, nur hin und wieder blinkte ein glückliches Sternchen durch das Gewölke des ungünstigen Himmels. Der Vorzug, daß der junge Maestro seinen eigenen Weg wandelt, und sich nicht durch die untröstlichen Lockungen des Rossinism bestimmen läßt, gibt jedoch seiner Individualität höheren Werth, und er dürfte, falls er seine musikalischen Studien fleißig fortsetzt, noch manches werthvolle Produkt aufzuweisen im Stande seyn. Der erste Akt endete ohne Beyfallszeichen, im zweyten ließen sich Stellen von theatralischer Wirkung vernehmen, die dem Komponisten laute Anerkennung verschafften. Unter die gelungensten Stücke der Oper gehören: die Symphonie, welche im tragischen Style gehalten, ein ehrenvolles Zeugniß von achtbarer Sziengibt; ein Canon a tre, ein Sertett im ersten Finale, ein Duett zwischen Creffonte und Aristodemo, die große Scene des Creffonte, die des Aristodemo im zweyten Akt. Diese Stücke allein hätten der Oper Dauer verschaffen können, falls die belebenden Potenzen, die Sänger, im Verhältnisse mitgewirkt hätten. Tacchiniardi (Aristodemo) sang, wie es ihm bey der körperlichen Indisposition nur möglich war, und erreichte mit Noth die Balance im Beyfalle des Publikums. Mad. Morandi (Dircea) hat eine zu dünne trockene Stimme, die in diesem Theater wie ein Faden aus dem Munde zu gehen

derung des Kenners und das Staunen des Volkes erregen konnte. Mit einem hohen Alterthum, ehrwürdig durch so viele Denkwürdigkeiten der Geschichte, die sich daran knüpften, würde die Unzerstörbarkeit der Mauern noch Jahrhunderten getrotzt und es selbst gegen die Verwüstung der Flamme geschützt haben, wenn man nicht Kanonen gegen sie gerichtet hätte, um alles zu vernichten, was den Schein einer ehemaligen Größe haben konnte, und durch die frevelhafte Entweihung ihrer heiligsten Orte die Portugiesen am tiefsten zu kränken.

scheint. Sgra. Cortesi (Cressonte) machte hier ihr zweytes Debut. Sie ist viel zu schwach in physischer und musikalischer Hinsicht, und es ist gar nicht zu begreifen, wie man an der Stelle, wo früher Pacchierotti, Marchesi, Crescentini, Vesluti, Catalani (als Musico), Sylva &c. Lorbern errangen, dieses musikalisch un- mündige Kind hat verschreiben können. Das Orchester, aus den besten Professoren des Landes bestehend, that seine Schuldigkeit, die Chöre (aus 20 Männern bestehend) schienen schwach, wenigstens leisten bey uns 10 genau eben dasselbe.

Der erste neue Ballet: Elena e Gherardo, von der Erfindung des Giuseppe Coralli, ist nach einem hierländischen Sujet gearbeitet. Es wäre zu weitläufig, über dessen Werth oder Unwerth analytisch zu sprechen, genug, das Resultat war höchst schwankend, und hätte man in der Folge nicht einige neue Pas-des-deux und Pas-des-trois hineingewoben, und die Pantomime um  $\frac{3}{4}$  verkürzt, so würde das allgemeine Murren nicht haben verhindert werden können.

Die Dekorationen vom Prof. Borfatto (an der hiesigen Akademie der schönen Künste angestellt) fanden sämmtlich Beyfall, und verschafften dem Künstler mehrmahls die Ehre des Hervorrufens. Die Kostums waren allenthalben befriedigend.

Die vorgeschriebene Oper konnte nur neun Mal gegeben werden, und die vorrätige Rossinische Seria: Eduardo e Cristina mußte durch beyläufig fünfzehn Abende ausbessern, bis nämlich die Oper des Hrn. Hartmann Stunz: Costantino, am 8. Februar in die Scene ging.

Die Erwartungen waren sehr gespannt, theils des ungewöhnlichen Interesse wegen, welches man besonders hier für alle neue Produkte der Fenice hegt, theils weil ein deutscher Tonsetzer zu debutiren hatte, welches sich in diesem Theater schon lange nicht zugetragen hat. Diese Oper nun hatte denselben Dichter zum Autor, und kann in poetischer Hinsicht, bis auf wenige auf Zufälligkeiten beschränkte Ausnahmen, wirklich werthvoll genannt werden; sie unterscheidet sich jedenfalls von den gewöhnlichen Fabrikprodukten, wie Tag und Nacht, und ist dem Dichter bloßes Ausharren auf der betretenen Bahn, und bald wieder ein so redlicher Tonsetzer, der die Würde der Poesie zu fassen und zu respektiren weiß, zu wünschen.

Die Musik ist durchgehends charakteristisch, voll kräftig-erhabener Stellen, und eines echten Deutschen würdig. Sie ist so reich an Vorzügen, wie jede der glücklichsten, und gehört in jene Klasse, wo der Geist als denkendes Prinzip das Übergewicht hat. Im Besitze eines ansehnlichen musikalischen Vermögens bekümmert er sich wenig um Verhältnisse und Förmlichkeiten, und bekundet vom Anfang bis zum Ende jene immer gleiche philosophische Ruhe, in welcher sich die höhere Willens- und Geisteskraft bewährt. Diese Leistung beweiset ein eminentes Talent, eine gründliche Schule und besondere Geschicklichkeit. Man findet überall Charakter und Einheit; in allen Situationen wahr und lebhaft ausgemahlte musikalische Tableaux, reiche harmonische Kraft; Vorzüge, welche sowohl den Künstler als dessen Werk, der allgemeinen Anerkennung und Auszeichnung würdig machen. So war das Schicksal der Oper auch glücklich, obwohl der erste Akt (selbst bey ungleich mehr Vorzügen) bis an's Ende bloß den Succès d'estime erhielt. Es wäre zu weitläufig, hier in's Detail zu gehen, aber unmöglich kann ich die schönen Chöre, das edle kanonische Terzett und das kräftige Finale im ersten Akte mit Stillschweigen übergehen, da gerade diese Stücke den Ruhm des Tonsetzers konstituiren, wenn ihm auch erst im zweyten Akte der Lohn seiner edlen Bemühungen ward. — Dort erregte das große prachtvolle Duett zwischen Costantino (Tachinardi) und Fausta (Mad. Morandi) und noch mehr die kunst- und wirkungsvolle Scene Costantino's voll energischen Pathos, einen Enthusiasm, den man im eigentlichen Sinne furore nennen muß. Tachinardi — der mittlerweile genas — entwickelte dabei eine Kunst- und Kraftfülle, die man sich schwerlich höher denken und wünschen kann. Auch die zwey edlen Scenen, jene nämlich des Flavio (Sgra. Cortesi) und die rührende der Fausta mit dem lieblichen Duettino (mit Flavio), erhielten rauschenden Beyfall, und sowohl die Sänger als der Maestro wurden drey bis vier Mal nach jeder Scene gerufen. Noch höher müßte sich der Beyfall, besonders im ersten Akte gesteigert haben, wären die Sängerrinnen im Stande gewesen, ihre Parthe nach Würde vorzu-

tragen. Diese Oper wurde auf Verlangen auch nach Endigung der Karnevalsstatione durch acht Vorstellungen fortgegeben, und erhielt sich fortwährend in der Gunst des Publikums.

Der zweite neue Ballet, welcher einige Tage früher als besagte Oper in die Scene ging, hieß: Timurkan und hatte Pietro Ungiolini zum Erfinder. Das Sujet ist frey nach Beaumarchais's Tarar gebildet; es hat, einige Längen abgerechnet, so manche angenehme musikalische Situationen, um derentwillen man wenigstens ohne Langeweile sein Stündchen opfern konnte. Ein sehr schönes Pas-de-trois, welches Baptiste mit den ersten Tänzerinnen, Sgra. Ungiolini und Chobert tanzte, so wie das Schlußquartett (wo noch Coralli hinzukam) verdienen ausgezeichnet zu werden.

Die Karnevalsbelustigungen waren übrigens die gewöhnlichen, nur kam dieses Jahr noch der Kunstbereiter de Bach hinzu, welcher im Theater S. Crisostomo die Abende von 6 — 8 unter vielem Beyfalle seine Vorstellungen gab. Am meisten überraschte Guerra, der sich in die bleibende besondere Gunst des Publikums zu setzen das Glück hatte, und welcher bey Gelegenheit, als er in Folge eines Sturzes vom Pferde mehrere Tage das Bett hüten mußte, bey seinem Wiederauftreten mit Sonnetten beehrt wurde. Am Ende des Karnevals hielt de Bach unter großem Zulauf einen Paradezug auf dem Marcusplaze, der in seiner Art gewiß unter die interessanteren Seltenheiten gehört, und um so mehr Erwähnung verdient, weil dabey, ungeachtet die Pferde mit den gewöhnlichen Hufbeschlägen versehen waren, nicht der geringste Unfall stattfand.

### K o n z e r t.

Die in unserer Zeitschrift Nr. 3 angezeigte Wiederaufführung des herrlichen Oratoriums: die Befreyung von Jerusalem, zum Vortheile der Gesellschaft des Pensions-Instituts für Witwen und Waisen der Tonkünstler, hatte am 26. und 27. März d. J. und zwar am ersten Abend in Gegenwart Ihrer Majestäten, am zweyten im Beyseyn eines großen Theils des Allerhöchsten Hofes, und an beyden bey gedrängt vollem Hause Statt gefunden. Die Soloparte wurden von denselben trefflichen Künstlern vorgetragen, welche sich im vorigen Herbst so große Verdienste um dieses vaterländische Meisterwerk erworben hatten, nur daß am 26. Ute. Klieber wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Mad. Grünbaum deren Part wenige Stunden vor der Aufführung übernahm und so die nur zu gewöhnliche Künstler-Etiquette dem wohlthätigen Zwecke und dem Vergnügen der Musikfreunde auf lobenswerthe Weise zum Opfer brachte. Am 27. hatte Mad. Grünbaum, obschon noch nicht ganz genesen, ihrem Eifer für die Kunst und den Vortheil des Instituts es nicht versagen können, ihren Part wieder zu übernehmen. Zuspruch und Beyfall vermehrten sich in dem Grade, als man die zahllosen Schönheiten dieser klassischen Komposition eines zwar in Jahren vorgerückten, an Phantasie und Kraft aber in voller Jugendblüthe stehenden Meisters näher kennen und würdigen lernte, und es ist gewiß für die baldige Rückkehr des guten Geschmacks ein heilverkündendes Zeichen, daß, während die Bravour-Produktionen schon Deklamation, Tableau, Phantasmagorien u. dgl. zu Hülfe rufen und vielleicht bald sich mit den ihnen so nahe verwandten Seiltänzerkünsten verbinden müssen, um ein auch nur mäßiges Auditorium herbey zu locken, Werke von innerer Größe und wahren, auf sich selbst beruhenden Werthe ohne alle jene armseligen Hülfsmittel durch sich selbst anzuziehen und allgemeines, lebhaftes Vergnügen zu gewähren anfangen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: S ä n g e r l i e b e.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 4. April 1820.

41

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey N. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

St. Albe.

Von A. v. Weingarten.

(Schluß.)

Die Stille der schauerlichen Öde wich dem lauten geschäftigen Treiben der Soldaten. Wandernde Lichter durchirrten die endlosen Reihen der eingesunkenen Zellen und Säle, und zuckten mit flüchtigem Strahle durch das verschlungene Schnitzwerk der gothischen Fensterbogen in die finstere Nacht hin, Feuerbrände loderten zwischen dem wuchernden Unkraut des Hofes auf, an den bejahrten Stämmen der Efeu umrankten Ulmen zischte die Art, und knisternd sprühte der Funke aus des Öhlbaums saftigem Zweige. Um die wärmende Flamme lagerten sich jetzt die Krieger, fröhlich ging der Becher im Kreise umher, und des Tages Müh und Gefahren vergessend, scherzte laut das muntere Gespräch.

In sich versunken irrte indeß St. Albe durch die Trümmer der weiten Hallen. Eine hohe gewaltige Pforte öffnete sich nach einiger Anstrengung knarrend über dem zermalnten Schutt des herabgestürzten Gesimses. Es war die Pforte des Doms. Eines der herrlichsten Denkmahle von des Landes alter Größe that sich das Riesenwerk des ungeheuren Baues vor St. Albe's überraschtem Blicke auf. Irgend eine fromme verborgene Hand hatte die Flamme der heiligen Lampe unterhalten. Ihr düsteres Licht fiel mit ungewisser Helle auf der mächtigen Säulenschäfte lange Reihen, die aus der Nacht der weiten Wölbung hervortraten, und gaukelte um die Marmorbilder stolzer Monumente, die des Chores hohe Stufen umragten. Dumpf schallte St. Albe's Tritt vom hohlen Grunde der Gräfte herauf, über die er dem zertrümmerten Hochaltar zuschritt, und mit leisem Grauen auf der Marmorstufe sich niederließ. Feyerliche Stille war jetzt um ihn her. Im tiefen Schlafe lagen die Seinen um die allgemach verglimmende Flamme. Nur die Brandung rauschte ferne, und die Lüfte des verziehenden Gewitters trieben kräuselnd dürres Laub durch die Gänge der Vorhalle. Von Zeit zu Zeit

erhob sich der Vorwachen einformiger Ruf, und die schwere Wetterfahne drehte sich kreisend auf der Zinne der Thürme. St. Albe dachte sein Leben, der Kindheit leichte sorgenfreye Stunden, des Jünglings ernste Erfahrungen, der Zukunft lachend Bild — Marie stand vor ihm; die freundliche Baside am hohen Meeresufer der Provence, des Bodens segensvoller Überfluß, der jedem seiner Wünsche mit überreicher Fülle steuerte, breiteten vor seinem Blick sich leuchtend aus, auf duftigem Rasen unter der Laube von blühenden Jasminen umgaukelten an Mariens Seite süße goldgelockte Kleinen seine Knie, und mit der Nührung sanfter Freude sah Donna Klara auf die Glücklichen herab. Dann stiegen wieder Bilder finsterner Ahnung vor ihm auf. Vom feindlichen Geschosse zerschmettert, lag er blutend und vergehend unter dem Huftritte der bäumenden Rosse; klagend suchten die Seinen nach dem Gefechte den vermißten Führer, und senkten traurend die Leiche in die tiefen Gräfte von Batalha.

Noch saß St. Albe, den Kopf in seine Hand gestützt, schwermüthig sinnend, da röthete der ferne Strahl des Tages des Hochgebirges Spitzen; schwirrend stieg die Lerche in die klare abgekühlte Morgenluft empor, im Vorhofe ward es allmählig reger, der erwachende Soldat schürte die verlöschende Kohle, und heller schlug wieder die flackernde Flamme auf. Nur um St. Albe war noch tiefe Nacht, kein Lichtstrahl dämmerte noch durch die buntbemahlten Scheiben des Chors, nur die Flamme der Beywacht warf durch die offene Pforte des Doms lange Schatten an die hohen Wände, und die Gestalten der Krieger um sie her bewegten sich in wunderlichen Bildern zwischen den Säulenreihen hin und wieder. St. Albe dächte es, die Geister derer zu sehen, die von ihm zur Schlacht geführt, nun aus des Klosters Gräften im Morgengrauen sich erhoben, und ihm in ihren Kreis zu winken schienen. Er raffte sich auf und eilte, der vergeblich verbannten Vorstellung zu entfliehen, in's Freye. Schon war im Hofe Alles in der thätigsten Bewegung, Schüsse schallten aus der Ferne, im Fluge wurden die Pferde gezäumt, das Schwert gegürtet, und den Helm fest in's Auge gedrückt, flogen nach wenigen Minuten die Reiter aus dem Thore.

Schon tauchte die Sonne leuchtend aus der Berge Morgennebel auf, in der Ebene schwärmten die Reiter der Vorwache und trieben sich mit den einzelnen Bravos der anrückenden Guerillas. Fern her bligten die Waffen und die Töne der spanischen Hörner forderten zum Kampfe heraus. St. Albe ordnete schnell seine Schar, und führte sie im raschen Trabe den weitüberlegenen Feinden entgegen. Mit wildem Kriegsgeschrey begrüßten sie die Guerillas. Geordnet standen diese den Angriff erwartend, vor ihrem Treffen hielt Implacado, weit sichtbar auf einem weißen hohen Rosse, ein stattlicher Mann. Des Führers Zeichen, eine weiß und rothe Hutfeder, flatterte in den Lüften, und eine rothe Binde schlang sich um das schwarze spanische Wams.

St. Albe lenkte der Rosse Lauf gegen das feindliche Fußvolk. Von eines unbemerkten Grabens steiler Tiefe geschützt, hielten sie den Anlauf aus, und eine Saat von Kugeln warf viele seiner Reiter in den Staub. St. Albe sprang schnell vom Pferde, die Hälfte der Seinen folgte seinem Beispiele. An ihrer Spitze warf er sich in den Graben, während die Übrigen im schnellsten Rossefluge die Tiefe amkreisend, den hartnäckig kämpfenden Feinde in



Flanken und Rücken fielen. Erschüttert wankten die Guerillas, wichen, trennten sich und flohen. Niedermähend in dem aufgelösten Haufen setzten die Franzosen den Flüchtigen nach; die Trommeten riefen sie zurück. Der Guerillas Reiter scharen führte Implacado, des Fußvolks Flucht zu decken, den schnell gesammelten entgegen. Wirbelnd drehte sich im auflodernden Staube das wilde Getümmel, im wüthenden Anlaufe prallten Kofse und Reiter gegen einander, und überschlugen sich im zerschmetternden Falle, der Boden bebte, von weitausgehohlenen Streichen zischte die Luft, und wildes Geschrey verschlang des Führers Ruf, der Verwunden Sterbegeröchel. St. Albe und Implacado suchten sich im dichten Gedränge. Mit dem Degen machte jener sich Bahn zu dem leuchtenden Zeichen der wogenden Federn.

Den Tod auf seiner Klinge brach der Unversöhnliche zu ihm sich durch. Sie trafen sich. Mit Fechterkunst, nur die tödtlichsten Stellen sich erspähend, verschmähten sie der leichten Wunde Vortheil zu benützen. Bald gewahrte jeder des erbitterten Gegners Absicht, und wüthender entbrannte der Kampf. Hoch in den Bügeln hob sich jetzt Implacado, weit zum entscheidenden Hieb aushöhrend. St. Albe sah die Schärfe der Klinge über dem Haupte, dem schon ein früherer Schlag den Schuß des Helmes geraubt, rasch führte er den Stoß nach des Feindes bloßgegebener Brust. Tief drang die Spitze ein. Kraftlos glitt des Gegners Schwert an der silbernen Achselquaste nieder. Implacado taumelte auf des Pferdes Rücken, wankte und glitt lautlos mit gebrochenem Auge auf den blutbeströmten Rasen. Seine Reiter sahen ihn stürzen, und wandten sich in wilder Flucht dem Fußvolk nach in's Gebirge. St. Albe verfolgte die Fliehenden.

Schon dunkelte der Abend, als St. Albe, vom Nachsehen ermüdet, mit dem kleinen Überreste seiner Schar nach Batalha wiederkehrte. Wenig eines Sieges sich erfreuend, der ihnen so viele der Ihren gekostet, sammelten die Franken die Leichen der Gefährten auf dem Schlachtfelde, senkten sie mit düsterem Schweigen in eines der verfallenen Gewölbe von Batalha, und häuften vor Stein und Säulentrümmern ein Denkmahl dieses Tages über ihre Gruft.

St. Albe suchte Implacado's Leiche. Bald fand er die Stelle, wo sie gefochten, der Federhut und die rothe Binde verriethen ihm den leblos hingestreckten Feind. Dicht an seiner Seite lag ein Jüngling, eine tiefe Wunde furchte seine Stirne, Blut drang aus dem zerfetzten Wamse, aber noch zuckte Leben in den Gliedern. St. Albe ließ den Schwerverletzten aufrichten, seine Wunden verbinden und ihm Stärkungsmittel reichen. Sein Blick wurzelte indeß auf den Ehrfurcht gebietenden Zügen der Leiche, ein unnennbares Etwas hielt an der hehren Gestalt ihn fest, und Wehmuth um den Gebliebeneren drängte sich unwiderstehlich in sein Herz. Auch des Jünglings Auge hastete starr und unverwandt auf St. Albe, seine Wunden waren nicht tödtlich, Kraft und Bewegung kehrten in seine Glieder zurück. Er warf sich auf's neue an der Leiche nieder und bedeckte sie mit Thränen.

„Wer war euch dieser Mann,“ frug ihn St. Albe? „Was ist von seinem Schicksale euch Näheres bekannt?“ — „Er war mein zweyter Vater,“ antwortete der Jüngling, „er war mein Rächer. So glücklich als ein Sterblicher zu seyn es träumen kann, lebt' ich in Coimbra's Nähe auf dem Gute

D. Alonzo's meines Vaters, seine Mündel, das liebenswürdigste, das schönste Mädchen von Coimbra war meine Braut. Da kam't Ihr; ich war ferne auf einer Reise zu Aveiro. Als ich heimkehrte nach dem Gute meines Vaters, fand ich sein Schloß geplündert und verbrannt. D. Alonzo war ermordet, Isabella war geraubt. Ich suchte sie in Euren Lagern. Zermalmt von Gram und Schande, entstellt, mißhandelt fand ich sie in ihrer Bürger Mitte. Auf den Knien, o Gott! flehte ich sie, die Verzweifelnde mir freyzugeben. Hohn- gelächter und Kolbenstöße wiesen mich zurück. Schäumend vor Wuth nahm ich ein Gewehr und floh in die Wälder, da fand ich Implacado. — Wie seinen Sohn nahm er mich auf, er gab mir Trost, er gab mir selbst mich wieder, er lehrte mich, mich rächen." „Bist du allein der Unglückliche!" sprach er, „blick um dich her, wer ist es nicht in diesem Lande! Das höchste Erdenglück hat mir geblüht. Angesehen, reich, geehrt, geliebt von meinen Unterthanen, nannt' ich zwey hoffnungsvolle Söhne mein, eine schöne, tugendhafte Gattinn versüßte mir das Leben, und eine Tochter, der Zukunft duftendste Blüthe, entfaltete sich reizend im Paradiese meiner Seligkeit. Die Wüth- richte, sie haben mir Alles genommen. Nur eines nicht: das Vaterland, die Rache." „Wenn bey Implacado's Nahmen ihre Horden zittern, wenn in Im- placado's Nähe der Schlaf von ihren müden Augen weicht, und die Schat- ten der Gewürgten die wilden Henker foltern, wenn Implacado der Altäre frevelhaften Raub, des Bürgers letzte Habe, aus ihren blutbesleckten Händen ringt, wenn der feige Söldling vor Implacado's Schwerte sich weit hin- wegseht über Portugals Marken, dann segnet ihn des Vaterlandes Genius, die Geister seiner Theuren schweben Beyfall lächelnd über ihn, und wohlthä- tiger Balsam träufelt in die Wunden seiner Brust. Seine Worte leuchteten von nun an meinem Leben vor, sein hohes Vorbild ging glänzend mir voran, in Schlacht und Tod, an seiner Seite zog ich aus gegen Eure Scharen, und wenn nach dem blutigschwer erfochtenen Siege sein Ange sich dankend zu den Wolken wandte, da fühlte auch ich wieder, daß ein Gott Eure Gräuel kenne und daß Ihr sie nicht unvergolten übt."

Eine Ahnung war bey des Jünglings Erzählung durch St. Albe's Herz gegangen, die ihn mit Todesgrauen füllte. „Und kanntest du Implacado näher nicht, hat er dir seinen Nahmen und das Geschlecht, aus dem er stammte, nie genannt?" frug er mit bleicher Lippe. „Erst gestern Nachts," entgegnete der Jüngling, „als wir uns zum Gefechte rüsteten, die Feuer Eurer Vornachen durch des Waldes dichte Zweige blickten, in dem wir ver- borgen lagerten, trat Implacado mit ungewöhnlich trüber Stirne auf mich zu." — „Ich habe dich," sprach er zu mir, „in manchem Augenblicke des wechselvollen Lebens und dem nahen Tode gegenüber stets gleich bewährt ge- funden. Es dürfte leicht der kommende Morgen uns noch schwerere Prüfung senden, und mancher aus unserer Mitte der Sonne Niedergang kein zwey- tes Mahl mehr sehen. Bin ich von diesen, so gelobe mir, Fernando, du wollest dann der Treue letzten Dienst mir leisten, und wenn von mir nichts als das Gedächtniß meiner Thaten mehr erübriget, dem Vaterlande es verkünden, wer es gewesen, den du für sein Wohl und seine Rache ruhmvoll enden sah'st. Dem letzten Enkel eines alten fürstlichen Geschlechtes ziemt es, der Ahnen würdig zu enden, und wissen darf und soll es auch die Welt,

wie er geendet. Zum Zeichen aber, daß du wahr gesprochen, findest du in diesen Schriften die Belege, daß Implacado's wahrer Name, in Portugals Reichen mit Ehrfurcht stets genannt, der Name D. Alvarez de Castro war."

"D. Alvarez?" schrie St. Albe, „o weh mir, seinem Mörder!“ „Ha! so hat mein Auge nicht getrogen. Du warst es, dem mein Arm zu Alvarez Schutze noch den Helm gespalten, ehe diese Wunde mich selbst besinnungslos zu Boden warf, du sein Mörder! so fahre hin Verfluchter!“ rief der Portugiese, indem er rasch Alvarez Schwert vom Boden raffte und es mit Anstrengung tief in St. Albe's Brust stieß; „fahre hin, und sage Implacado, er sey gerächt!“

St. Albe sank röchelnd zu Boden. Mit dem Schrey des Entsetzens stürzten seine Leute herbey, und entzogen dem Portugiesen das Schwert. Es war zu spät. St. Albe schwamm in seinem Blute. Auf den Stufen des Altars, wo er die Nacht zuvor gefessen, betteten ihm die jammernden Soldaten. Von Zypressenzweigen flochten sie eine Bahre, und als der Morgen graute, traten sie trauernd den Rückmarsch nach Leiria an. Fernando folgte in Fesseln dem Zuge.

Wer schildert Donna Klara's, wer Mariens Gefühle, als sie den todesbleichen, mit Blut überströmten Jüngling zu ihren Füßen niederließen, als die herbengerufenen Ärzte kopfschüttelnd jeden Trost verweigerten, und selbst über der härt'gen Krieger rauhe Wange eine vergeblich zerdrückte Thräne floß. Noch lag St. Albe ohne Besinnung, der Ärzte angestrengte Mittel riefen ihn endlich in's Leben. Wie aus einem schweren Traume, schlug er mit Mühe das matte Auge auf. Ein Engel der Versöhnung kniete an seinem Bette, der Locken reiche Fülle hing vom Schmerze aufgelöst um seine Schulter, die Hände der Knienenden hielten seine Rechte krampfhaft umschlungen, und ein Strom von Thränen stürzte auf die Erstarrte nieder. Still weinend, neigte ein zweyter Engel sich über ihn, und stützte mit sanfter Hand das sinkende Haupt. Da löste sich der Kampf der Verzweiflung, der mit dem Schmerz der Wunde St. Albe's Sinne befangen hatte. Über seine Lippe zuckte ein lächelnder Hauch, Mariens Namen gleich, sein Auge suchte Klara's Segensblick, ein leises Leben flog durch die Spitzen seiner Finger, die im kaum fühlbaren Drucke Mariens Hand umfaßten, einmahl noch hob sich die wunde Brust, dann fesselte sie des Todes starre Kälte auf immer. St. Albe war nicht mehr. Die wohlthätige Besänftigerinn des Schmerzens, des Todes milde Schwester, die Ohnmacht, hatte Marien an ihre Brust genommen, und mit gerungenen Händen klagte über der Bewußtlosen die unglückliche Mutter. An St. Albe's Lieblingsstelle am Ufer des Liso, unter der Platanen säuselnden Wipfeln, brachten ihn die Waffengefährten zur Ruhe, ein einfaches Denkmahl schmückte den Hügel. Fernando gab vor dem versammelten Kriegsgerichte den freymüthigen Aufschluß über seine That, und über Implacado's Namen und Geschlecht. Unererschrocken blickte der Jüngling am nächsten Morgen in die Mündung der Gewehre, die das tödtende Blei auf seine Brust schleuderten, und segnete das Geschick, das ihn bald wieder mit Isabellen vereinte.

Der laute Ruf von Don Alvarez Thaten und von der Art seines Todes schonte noch längere Zeit die belagerten Gattinn, die mit zerrissenem

Herzen an der Tochter Krankenlager wachte. Als die französischen Heere bereits wieder Portugal verlassen, und Leiria's Bürger in die entweiheten Wohnungen wiedergekehrt waren, da erfuhr auch Donna Klara ihres Gatten Loos und den Namen seines Mörders. Mariens Leiden und St. Albe's Tod entwaffnete der Gattinn Haß. Mit ängstlich zarter Schonung hielt sie vor ihr der furchtbaren Kunde tödtliche Entdeckung ferne. Mit Leiria's Bewohnern waren auch die frommen Büsserinnen eines Nonnenklosters heimgekehrt. Zu ihnen flüchtete Klara die Tochter, in ihrer heil'gen Abgeschiedenheit bewahrte sie Maria vor dem Aufschluß des schrecklichen Geheimnisses, hier im Kreise des ewigen Schweigens, der stillen Duldung, welche auf den Schmerzenszügen der Unglücklichen leuchtete, die in freywilliger Verbannung an ihres Grabes immer offenem Rande, Trost und Ruhe gefunden hatten, hier lernte auch sie Schweigen und Ergebung; und im Gebethe, wenn der Hora Glocke die Weinenden in schlafloser Mitternachtstunde an die Stufen des Altares rief, fand sie endlich Versöhnung, Vergessen und Friede.

Die Rosengluth von Mariens zarter Wange schwand indeß unwiederkehrbar hin, ihres Auges sanfter Glanz erlosch in Thränen, die sie der Mutter ängstlich bergend in ihrer Zelle Einsamkeit verweinte. St. Albe's Laute im Arme saß sie am vergitterten Fenster, und sah über die hohen Gartenmauern hinweg nach dem blauen Gebirge von Durem, wo der Platanen Krone vom nahen Hügel herabwinkte und des Liso's helles Wogenband sich in der Sonne lekten Strahlen spiegelte. Wenn dann der Glanz der Abendlandschaft im rosenrothen Flor sich hüllte, wenn duftiger des Klostergartens Blumenhügel ihre Wohlgerüche durch die Lüfte gossen, und der Silbermond die Nacht unter den breiten Ästen der Cypressen-Gänge noch tiefer schattete, dann griff Marie in die Saiten der Laute und sang die Lieder, die St. Albe sie gelehret, die Lieder der Sehnsucht und Liebe, oder sie stieg hinab in den düstern Garten und setzte sich zwischen die niederen Kreuze hingeschiedener Dulderinnen, an eines der offenen Gräber, von den Büsserinnen sich selber zur langen Ruhe bereitet, hoffend breitete sie dann die Arme zu den blinkenden Sternen und die säuselnden Lüfte über ihr in dem Laube der Bäume kispelten Erhörung ihr zu.

Und Erhörung wurde ihr bald. Am Platanenhügel ruht nun auch sie an des Geliebten Seite, wie es der Sterbenden die Mutter gelobte. Donna Klara nahm den Schleyer. Manches Opfer der verhängnißvollen Zeit, das gleich ihr Trost und Friede in den heiligen Mauern suchte, hat sie seither in der stillen Dulderinn erhabenem Vorbild gefunden.

Aber in Batalha's wieder herrlich aufgebautem Dome erhebt sich ein stolzer Sarkophag mit den Wappenschildern des Grafen von Lourinha geziert. Es ist Implacado's Grab. Das Vaterland weihte das hohe Denkmahl dem Unversöhnlichen, aber sein Schatten schwebt versöhnt um die Gräber am Liso.

### Correspondenz = Nachrichten.

M ün c h e n im März 1820.

Die zwölf abonmirten Konzerte, welche das königl. Hoforchester schon seit mehreren Jahren in zwey Abtheilungen — während der Advent- und Fastenzeit — gibt, gehören unstreitig mit zu unseren angenehmsten, geistreichsten Unterhaltungen, deren Genuß

jetzt durch das Lokal des eben so geschmack- als prachtvollen Saales des großen königl. Hoftheaters noch erhöht wird. Hier findet nicht nur der einzelne Künstler und Virtuos erwünschte Gelegenheit in der Vokal- und Instrumental-Musik sein Talent zu zeigen; auch dem gesammten Orchester ist ein weiter Spielraum geöffnet in größeren Tonstücken aller Art, in Symphonien und Ouverturen, Finalen, Chören und Oratorien, den ganzen Umfang seines reinen, harmonischen Zusammenwirkens, und die Kraft und Genauigkeit in der Ausführung vor einem zahlreichen Publikum zu entwickeln, aber zugleich auch, bey Auswahl guter klassischer Werke, auf die Bildung eines feineren Geschmacks und richtigeren Urtheiles desselben einen entschiedenen Einfluß zu haben.

Am 28. Februar begann mit dem siebenten Konzerte die zweite Hälfte des Abonnements.

Beethovens Symphonie in C-minor eröffnete die erste Abtheilung. Dieses Künstlers strenge Originalität ist längst anerkannt, die mit reicher, übermächtiger Phantasie im Gebiete der Ideen in seltsamen, oft wunderbaren Gebilden sich offenbaret. — In der erwähnten Symphonie finden wir den Künstler nicht selten in den tiefsten Schwächen der Einbildungskraft, und hören ihn dort ihre geheimsten, dunkelsten Pfade wandeln, wohin es dem Zuhörer nicht immer so leicht ist zu folgen, weil er des Lichtes entbehrt, das ihm den klaren Zusammenhang des Weges zeigt, der ihn allmählig wieder aus dem dunkeln Labyrinth zu den befreundeteren Stellen seines geheimen Ideenreiches geleiten soll, die uns dann überall, wegen ihres Kontrastes, um so reizender und angenehmer begegnen. — Nur wenigen ist so, wie Beethoven, die Macht der Instrumente in die vollste Gewalt gegeben, sey es im Einzelnen oder in Masse. Nur wenige verstehen sie so herrlich zu benützen, so an der rechten Stelle, und eigenthümlich zu beschäftigen, so meisterlich wie Er, von der zarten Flöte an bis herab zum ernstesten Kontrabaß. Dieser ist ihm hier nicht mehr Stütze allein und Seele des Ganzen, die es belebt und trägt und in den einzelnen Theilen da verbindet, dort wieder aus einander hält, bis es vollends zur Masse gerundet in Einheit hervortritt; es heben die Mäße sich selbstständig hervor aus dem Ganzen als Theile des Ganzen, mit vorherrschender Gewalt, kühn und durchgreifend mit dem Tongemälde verwebt. Wahrhaft originell! Und eben so originell ist Beethoven in der Anwendung der Blasinstrumente, wo sie begleitend entweder die vorüberklingenden Akkorde verstärken, oder in kurzen Harmonien wie lichte Funken aus dem Ganzen hervorglänzen zu Bindungen und Übergängen. Wo aber die Empfindung in milderem Tönen dem Ohre erklingen soll, da bedient er sich des eigenen Zaubers ihres Gesangs im Alleinklange, in zarter Verschmelzung, oder lieblich wechselnd gar herrlich in einander geschlungen. Ein Meister zeigt er sich endlich in den Gegensätzen, doch ohne gesuchten Effekt. Nicht immer ergießt sich in Strömen der Vollklang; getrennt hält er zuweilen, und wie spielend unter sich, die einzelnen Töne scheinbar aus einander, um sie dann zu desto breiteren, gewaltfamer fortrauschenden oder feyerlich ernstern Zusammenklängen wieder zu verbinden.

So ist Beethoven in seiner Art einzig und völlig eigenthümlich, aber oft auch höchst sonderbar. Produktionen der Art sind großen Schwierigkeiten unterworfen. Es lag in der Geschicklichkeit des Orchesters, sie auch dießmahl alle siegreich zu überwinden.

Hierauf sang Hr. Vecchi, Tenorist der italienischen Oper, eine Arie von Pajani mit der ihm eigenen Deutlichkeit des Vortrages. Sein milder Ton, die Beugbarkeit der Stimme mit ihren fließenden Modulationen gewannen ihm den lauten Beyfall des Publikums.

Hr. Täglichbeck, Mitglied des königl. Hoforchesters, spielte ein Konzert von Viotti, und erinnerte oft mit großer Täuschung an Robelli, dessen Unterricht er einige Zeit hier genossen. Sein gefälliger, klingender Ton, die Reinheit der Applikatur, das Netze und Gerundete in den Passagen, die Leichtigkeit in Überwindung des Schwierigen, ohne uns einen Ton schuldig zu bleiben, gefielen durchaus, und setzten ihn in den Rang eines geschickten Virtuosen. — Es genügten ihm aber die Schwierigkeiten seines ersten Allegro nicht, er häufte deren noch größere am Schlusse desselben in eine von ihm dazu gesetzte Kadenz, die wegen ihres Zusammenhanges mit dem Geiste des Allegro, so wie ihre Ausführung und der Vortrag des Ganzen, einen rauschenden Bey-

fall erhielt. — Nur sein Spiel im Adagio war uns nicht breit und kräftig genug, das er, wie es scheint, auf Kosten des Allegro vernachlässigt hat. Wir halten aber dafür, daß es schwerer, und darum der vorzüglichsten Berücksichtigung jedes Virtuosen würdig sey, ein Adagio mit Auszeichnung zu spielen, als ein Allegro oder Rondeau. Hier ist mehr Mechanismus für das Ohr, der höchstens Bewunderung erregt, dort aber durchs aus Gefühl, das zum Herzen geht und rührt. Hier ist Technik, dort Kunst.

Mlle. Schiafetti, von der italienischen Oper, trug eine Arie von Rossini vor. Die Natur hat diese brave Sängerinn mit einer zarten, angenehmen Stimme begabt, zwar nicht von großem Umfange, aber desto intensiver an Klang und Gediegenheit des Tones. Sie weiß aber auch dieß Geschenk gut zu benützen, und zwischen Einfachheit und Überladung der Töne im Vortrag ein glücklicheres Mittel zu halten, als man sonst zu hören gewohnt ist. Das Rühmlichste aber, was wir an ihrem Gesange finden, ist das Gefühl, der richtige Ausdruck, womit sie uns in zarten Modulationen nicht bloß Töne, sondern mit ihnen zugleich auch Empfindungen mittheilt.

Hr. F. Lang, vom königl. Orchester, eröffnete die zweyte Abtheilung mit einem Konzertino für den Fagott von Cramer. Ein reiner, sicherer Anschlag der Töne, bewunderungswürdige Fertigkeit mit abwechselnder Kraft und Weichheit im Vortrage, waren die rühmlichen Eigenschaften des Spieles. Weniger Eile in einigen Passagen würde den letzteren mehr Deutlichkeit gegeben haben.

Endlich entwickelte sich noch in einem Duette von Rossini ein schöner Wettstreit im Gesange zwischen Mlle. Schiafetti und Hrn. Vecchi.

Den Schluß machte eine Overture von Meyerbeer. Früher hatten wir schon einmahl Gelegenheit, Meyerbeer als einen der geschicktesten Virtuosen auf dem Klaviere zu bewundern, jetzt zeigte er sich uns auch von der eigentlich künstlerischen Seite, als Tonsetzer. Die Overture ist durchaus in einem fröhlichen Style gehalten und entfaltet ganz den munteren Charakter des Stückes, wozu sie gesetzt ist oder gesetzt seyn könnte. Der Künstler hielt sich strenge an den Hauptgedanken, der durch das ganze Tonstück wechselnd vorherrscht und mit großer Konsequenz bis an's Ende durchgeführt ist. Durchgängige Klarheit ist darum eine wesentliche Eigenschaft dieses gefälligen Werkes, woraus zugleich eine tiefe Kenntniß der Instrumentirung hervorgeht. Aus der vortrefflichen Schule des gründlichen Abts Vogler konnte nur Ausgezeichnetes hervorgehen. Meyerbeer ist ein Schüler des Unvergesslichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### M i s z e l l e n.

Zu Paris wurde kürzlich eine neue Auflage eines alten Komikers und Romanciers angekündigt, unter dessen Werken sich ein sehr üppiges Gedicht befindet. Ein dortiges Blatt macht hierüber folgende Betrachtung: „Man konnte keinen üblern Augenblick wählen, um ein üppiges Werk wieder aufzulegen. Die Gemüther sind nicht mehr auf solche Dinge gerichtet; es beschäftigen sie edlere und ernstere Gegenstände. Die Liederlichkeit und der Schmutz sind in der Literatur ganz aus der Mode gekommen; spekulirt einer jetzt auf die Entartung des Jahrhunderts, so fährt er schlecht. Man darf es zum Lobe dieser armen, in so üblem Rufe stehenden Zeit sagen und wiederholen: eine Menge von Schriften, die gefallen haben, würden jetzt verunglücken, und unsere Jünglinge ergehen sich nicht mehr an dem, was die Jünglinge von ehemahls unterhielt und noch unterhält. Die Schriftsteller jener Zeit hatten es mit einer gealterten, verderbten, entnerzten Gesellschaft zu thun, die man auf jede Weise aufreizen mußte, damit sie sich noch lebend fühlte. Wir sind aus Geistesstumpfheit zur Jugend wieder erwacht. Die wieder gestählten Herzen und Geister bedürfen starker und kräftiger Nahrung, die der Kraft ihrer Sehnen zusagt, und sie statt zu erschlaffen und zu verweichlichen, vielmehr noch spannt.“

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 6. April 1820.

42

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Aboenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Cosmologische Betrachtungen.

Über die wahrscheinliche Dauer unsers Sonnensystemes.

Von Littrow, Direktor der k. k. Sternwarte.

So groß auch das Vergnügen seyn mag, welches uns die Betrachtung der Gegenstände darbietet, die die Natur mit so reicher Hand um uns herum ausgestreut hat, so ist es doch unendlich mehr interessant, seine Blicke von diesen Gegenständen selbst in die Zukunft zu richten, und aus der Einrichtung und Anordnung der Gegenwart auf den Zustand zu schließen, der dann eintreffen wird, wenn wir und Alle, die zu uns gehören, längst schon von diesem Schauplatze abgeschieden seyn werden. Wenn wir sehen, daß allen Dingen auf dieser Erde eine oft sehr kurze Periode angewiesen ist, nach welcher sie verschwinden, um wenigstens in der ersten Gestalt nicht mehr wieder zu kommen; wenn jeder kommende Winter die schönen Gebilde des vorhergehenden Sommers, die unsere Gärten und Fluren schmückten, unwiederbringlich zerstört, wenn ganze Generationen von Geschöpfen, wenn große zahlreiche Familien bis auf ihre letzte Spur erlöschen, wenn selbst ganze Völkerschaften und weltbeherrschende Nationen vorüberziehen, wie die Bilder eines Schattenspieles an der Wand, und herabstürzen in die ewige Nacht — wenn alles, alles was wir sehen, was Körper ist, einer Catastrophe zuweilt, die wir Auflösung und Zerstörung nennen; so wenden wir schauernd und voll Besorgniß für uns selbst den Blick weg von diesem Schauspiel, das sich täglich und stündlich auf unserer Erde wiederholt, aufwärts zu höheren Regionen, wenigstens dort Trost und Sicherheit zu finden. Es würde uns schon eine Art von Beruhigung seyn, zu wissen, daß, wenn auch wir und unsere Lieben, und alles was uns umgibt, längst schon in den Staub zurückgetreten sind, von dem wir genommen wurden; daß, wenn auch alles, was diese Erde bedeckt und kleidet, verschwunden seyn wird, doch diese Erde selbst, auf der wir lebten, und über dieser Erde der Himmel mit seinen zahllosen Gestirnen unwandelbar und ewig bestehen wird; daß der-

selbe Mond und dieselbe Sonne, die uns im Leben oft so wohlthätig beschienen hat, auch noch unsere ewige Nacht beleuchten, auch noch die neuen Blumen bescheinen wird, die nach Jahrtausenden über unserm Grabe blühen werden. Oder wie? soll sich diese Alles zerstörende Kraft, deren Wirkungen wir hier unten täglich erblicken, ohne Ende auch in jene ungemessenen Räume erstrecken? Sollte diese Kraft auch den Körpern des Himmels, wie den Körpern der Erde, nur einen, ob schon ungleich größeren, doch nur einen bestimmten Kreis des Wirkens, eine bestimmte Periode ihrer Dauer angewiesen haben, nach deren Vollendung sie wieder in das Nichts zurücktreten, aus welchem sie gekommen sind? Soll auch diese herrliche Sonne, die Königin unserer Tage, einst verlöschen, und dieser Mond einst nicht mehr unsere Nächte beleuchten, und diese Planeten und Kometen, und dieses zahllose Heer von Fixsternen, von neuen Sonnen, um welche sich wieder andere Welten, mit Myriaden von Geschöpfen bewohnt, seit Jahrtausenden bewegen — soll alles dieses einst auch zerfallen, und eine Zeit kommen, in welcher von ihnen dort, wie von uns hier, keine Spur mehr ist?

Es ist hier nicht meine Absicht, die Antwort auf diese Frage aus Betrachtungen abzuleiten, die mit dem innern Menschen, und mit Wahrheiten in Verbindung stehen, die wir uns nicht selbst verschaffen konnten. Ich will vielmehr versuchen zu zeigen, daß uns die Erscheinungen, welche uns diese Körper des Himmels, und ihre mannigfaltigen Bewegungen darbieten, selbst Stoff genug geben, diese interessante Frage genügend zu beantworten.

Wir kennen bereits das allgemeine Gesetz, nach welchem sich alle Planeten und Kometen unsers Systemes um die Sonne bewegen. Dieses einfache, große Gesetz, aus welchem man alle Erscheinungen des Himmels auf das Genaueste erklären kann, besteht darin, daß alle Körper eine Kraft in sich haben, jeden andern Körper im Verhältniß seiner Masse, und in verkehrtem Verhältniß des Quadrats seiner Entfernung an sich zu ziehen. Was dieß für eine Kraft sey, und woher sie komme, wird uns wahrscheinlich ewig ein unauslösbare Räthsel bleiben; wir sind glücklich genug, daß wir wenigstens das Gesetz kennen gelernt haben, nach dem diese unbekanntete Kraft ihre Wirkungen äußert, und, wenn uns auch die nähere Kenntniß jener Ursache selbst versagt ist, so darf der Mensch schon darauf stolz seyn, die Art der Wirkung jener geistigen Substanz enträthsel, und es glücklich gewagt zu haben, unsichtbare, geistige Wesen, ohne sich in unfruchtbare metaphysische Spekulationen zu verlieren, gleich Körpern seiner Messung und seinen Rechnungen zu unterwerfen, und die Gesetze ihrer Wirkungen in ein System zu bringen, welches wohl unter allen Systemen, mit denen er sonst so freygebig ist, das schwerste zugleich, und das am besten begründete ist.

Es entsteht nun die Frage, ob in diesem allgemeinen Naturgesetze etwas ist, aus dem wir entweder auf die ewige Dauer, oder auf eine endliche Zerstörung des Ganzen mit Sicherheit schließen können. Allerdings sehen wir, daß die Körper unsers Planetensystemes vermöge jenem Gesetze sehr regelmäßige Bahnen, und zwar schon seit Jahrtausenden um die Sonne beschreiben, allein wenn wir diese Bewegungen näher untersuchen, so finden wir auch, daß die große Maschine dort oben, wie unsere Kleinen hier unten, keinesweges so ordentlich sich bewegt, wie wir wohl anfangs glaubten, daß



ihre einzelnen Theile sich unter einander aufhalten und stören, und daß diese Anomalien, diese Reibungen der Maschine oft so groß sind, daß sie wohl in die Länge eine Umänderung oder eine völlige Zerstörung des ganzen schönen Gebäudes zur Folge haben könnten.

Ich spreche hier nicht von bloßen zufälligen Störungen, die sich weder voraussehen, noch berechnen lassen. Wenn wir plötzlich einen Kometen aus seinen ungemessenen Fernen in unsere Nähe herniedersteigen, wenn wir ihn einem unserer Planeten sich nähern, ihn an sich ziehen, ihn zerstören sähen, so würde eine solche Katastrophe, so traurig sie auch für jene Planeten und seine Bewohner seyn mag, doch noch in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit einer nothwendigen, endlichen Zerstörung des ganzen Planetensystemes stehen, so wenig als uns ein vom Blitze getödteter Mensch den Untergang der ganzen Gattung dieser Geschöpfe anzuzeigen vermag. Ich spreche hier vielmehr von jenen gleichsam nothwendigen Übeln, welchen das ganze System seiner innern Natur nach unterworfen zu seyn scheint, von jenen immerwährenden Störungen und Reibungen der einzelnen Theile dieser Maschine, welche aus dem Urgefesze seiner Bewegung selbst folgen, und die eben so eine endliche Zerstörung des Ganzen nach sich ziehen müssen, wie die Störungen, wenn ich das vorige Gleichniß wieder aufnehmen darf, wie z. B. die immerwährenden Reibungen und Abnütungen der einzelnen Theile der menschlichen Maschine, aus welcher wir leider nur zu gewiß auf eine endliche völlige Abnütung, auf den völligen Stillstand, auf den gewissen, unvermeidlichen Tod derselben mit Recht schließen.

Um daher zu sehen, was wir von diesen in der Natur des Planetensystemes selbst gegründeten Störungen für die Dauer desselben zu hoffen, oder zu fürchten haben, müssen wir zuerst diese Unordnungen selbst etwas näher kennen lernen.

Wenn von allen Planeten und Kometen unsers Sonnensystemes die Erde allein da wäre, so ist kein Zweifel, daß sie, so lange sie nicht von äußeren, unvorherzusehenden Kräften gestört wird, ohne Aufhören immer eine und dieselbe regelmäßige Bahn um die Sonne beschreiben würde. Aber sobald außer ihr noch ein anderer Planet da ist, so wird er, demselben Naturgefesze folgend, auf die Erde, und diese auf ihn, ähaliche, wenn gleich vielleicht viel kleinere Wirkungen äußern, als die Sonne auf beyde Planeten selbst äußert, und diese Wirkungen der beyden Planeten auf einander werden sich nicht bloß auf einzelne Veränderungen des Orts beziehen, welche diese Planeten in ihren Bahnen in jedem Augenblicke einnehmen, sondern sie werden ihren Einfluß auf diese Bahnen selbst äußern, sie werden diese Bahnen, in Beziehung auf ihre absolute Gestalt sowohl, als auch auf ihre gegenseitige Lage zu einander verändern. Dieß ist im Allgemeinen schon für sich klar, und läßt sich auch durch Rechnung über allen Zweifel erheben, so wie es durch die Beobachtungen längst schon bestätigt worden ist. Was von diesen beyden Körpern gilt, muß auch von allen übrigen gelten, da sie nach dem allgemeinen Naturgefesze, dem sie als Körper unterliegen, sich alle unter einander anziehen müssen. So wird demnach die Bahn jedes Planeten, welche er sonst in ungestörter Ordnung um die Sonne beschreiben würde, von allen andern Planeten immerwährend geändert, und wenn diese Änderungen end-

lich zu groß werden, so wird das schöne Verhältniß dieser Bahnen gegen einander gänzlich aufgehoben, und die Maschine eilt ihrer Zerstörung entgegen. Die Bahn des einen Planeten z. B. wird immer kleiner, der Planet nähert sich immer mehr der Sonne, und endigt damit, daß er sich auf sie stürzt, um künftig mit ihr nur einen Körper zu bilden. Ein anderer entfernt sich immer mehr und mehr in die Tiefe des Himmels, bis er endlich, an der Grenze des Wirkungskreises unserer Sonne ankommend, in die Sphäre eines andern Sonnensystems hinübertritt, und dem unsern, aus welchem er gänzlich verschwindet, nicht mehr angehört. Andere, die bisher durch sehr große Räume getrennt, ihre Bahnen um die Sonne zurücklegten, nähern sich einander immer mehr, bis sie endlich sich selbst zerstörend auf einander treffen, u. s. w. In dem gegenwärtigen Zustande unsers Planetensystemes, dieses himmlischen Staates, in welchem der mächtige Monarch 800 Mahl mehr Masse, als alle übrigen Glieder des Reiches, also auch, da hier nur von Masse, und nicht von Ideen die Rede ist, 800 Mahl mehr Stimme hat, als die ganze übrige Nation, in welchem also ihr Wille unbedingt entscheidet, ist den kleinen Streitigkeiten, welche unter den Unterthanen zuweilen vorkommen, vorzüglich dadurch Einhalt gethan worden, daß die letztern so weit von einander gesetzt sind, daß eine unmittelbare Berührung unmöglich ist, daß gleichsam zwischen jedes einzelne Gebieth dieses Staates ungeheure Wüsten gelegt sind, wo es so bald nicht zu eigentlichen Grenzstreitigkeiten kommen wird. Aber das unfriedliche Volk sucht diese Wüste immer enger und enger zu machen, immer weiter in sie, immer näher an die Grenze der nächsten Nachbarn vorzudringen, und was jetzt nur noch größten Theils unbedeutende Streitigkeiten sind, könnte nach Jahrtausenden von heillosen Bemühungen endlich doch zu einer Katastrophe führen, die niemand mehr, als sie selbst, zu betrauern Ursache haben würde, da sie nur mit ihrer eigenen gewaltsamen Zerstörung endigen kann.

Das Beyspiel Jupiters und Saturns, der zwey größten Planeten unsers Systemes, die wegen ihrer ungeheuern Masse und Entfernung gleichsam ein abgesondertes System für sich bilden, wird am geschicktesten seyn, uns von diesen gewaltsamen Störungen ihrer Bahnen einen Begriff zu geben. Beyde Bahnen sind länglicht oder Ellipsen, aber bloß durch die gegenseitige Wirkung dieser Planeten auf einander wird seit undenklichen Zeiten die Bahn des Saturns immer runder, und die des Jupiters immer länglichter, oder jene kömmt einem Kreise immer näher, während sich diese immer mehr von einem Kreise entfernt. Auch die Lage dieser beyden Bahnen gegen die Ekliptik wird durch die gegenseitige Anziehung dieser beyden Planeten immer geändert, die Linien, in welchen jene Bahnen die Ebene der Sonnenbahn schneiden, gehen immer rückwärts oder von Ost nach West, bey dem Saturn 37 und bey dem Jupiter 26 Minuten in einem Jahrhundert; auch der Winkel, welchen diese beyden Ebenen mit der Ekliptik bilden, wird immer kleiner. Die große Achse beyder Bahnen bewegt sich ebenfalls von West nach Ost, und zwar die des Saturns fast drey-mahl schneller, als die des Jupiters. Ähnliche Veränderungen finden bey jeder andern Planetenbahn Statt, sie sind aber, da sie aus der vereinigten Wirkung aller andern Planeten beste-

hen, viel zusammengesetzter, als die des Jupiters und Saturns, auf deren isolirte Lage die Wirkung der übrigen Planeten fast unmerklich ist.

Wenn dieß nun so fortgehen soll, so sieht es mit der beständigen Schönheit und der Harmonie unsers Planetensystemes, und mit seiner gewünschten ewigen Dauer mißlich aus. Wird es aber auch immer so fortgehen?

(Die Fortsetzung folgt.)

### L o g o g r y p h.

In frommer Unschuld zog er durch's Gefilde,  
Und trieb die Heerde singend durch die Flur,  
Auf seinem Antlitz blühte Engelmilde,  
Ein Kind der gottgeweihten Natur;  
Da trat hervor in mordentbrannter Wuth  
Der Mörder, — jener sinkt in seinem Blut;  
Als Seraphschwinger ihn zum Himmel tragen,  
Ruft Segen er auf den, der ihn erschlagen.

Wollt Ihr ein Zeichen diesem nun vereinen,  
So wird Euch jene stolze Stadt erscheinen,  
Die frevelnd buhlt mit des Himmels Stärke,  
Drum lähmte sie der Herr in ihrem Werke; —  
Wer Schranken wagt, die er setzt, zu erschüttern,  
Den wird sein Riesenarm in's Nichts zersplittern.

Und wollt Ihr jezt mein erstes Zeichen tauschen,  
Wird Euch der Lyra goldne Quelle rauschen,  
Dann sanft und hold bringt mit geweihtem Munde  
Sie von der Vorzeit schönem Wahn Euch Kunde,  
Wo das, was jezt der Übermuth verschmäht,  
Mit hoher Weisheit freundlich uns umweht,  
Und wo die Götter selbst vom Himmel stiegen,  
Um liebend an der Kinder Herz zu liegen:  
O schöne Zeit der Freyheit und der Träume,  
Verödet, ach, sind deine Blütenräume!

Wollt Ihr mein erstes Zeichen nochmahls wenden,  
So werd' ich einen Hausrath zu Euch senden,  
Den Diogen der Cynifer entbehrt,  
Doch ist's sein Dienstfleiß, der uns täglich nährt.

Zum letzten Mahl verwechselt dann mein Zeichen,  
So werden einen Mittelpunkt wir zeigen;  
Nein, jeder mag ihn an sich selbst ergründen,  
Wir lassen unverhüllt ihn nimmer finden.

Dr. Eduard Sommer.

### Correspondenz = Nachrichten.

Berlin 7. März 1820.

Mit raschen Schritten nähert sich das neue Schauspielhaus seiner Vollendung. Der obere Theil des Hauptgebäudes, der das mit Zink belegte Dach umschließt und verbirgt, steht frey und fertig da. Die beyden niedrigeren Flügel deuten ihre Gestalt an.

Die von den Gerüsten umgebene Fassade hat das Schwierige und Gefährliche ihrer Aufgabe glücklich gelöst. Die ungeheuern sechshundert Steinblöcke, welche Fries und Architrave bilden, ruhen geankert und sicher da, wo wir wünschen und hoffen, daß sie Jahrhunderte ruhen sollen. Der Anputz, die Zierrathen am Frontispiz und an den übrigen hervorragenden Theilen fehlen noch. Der Wagen des Apollo wird nicht von Pferden, sondern von Sphynxen gezogen. Vom Konzertsaal läßt sich die vollständigste Beschreibung machen. Er bildet ein längliches Viereck, eine Gestalt, die den Regeln der Akustik angemessener ist, als die elliptische des vorigen, die den Schall mehr auflöste und zerstreute, als zusammenhielt. Längs den Wänden laufen Säulenreihen von korinthischer Ordnung, und, wie jene, von weißem Gypsmarmor. Die schön verzierte Decke ist in Felder abgetheilt, in denen Plafondsgemälde prangen. In der Mittellinie des Saals sind, der ganzen Länge nach, vier mit Blumenkränzen umgebene Öffnungen angebracht, von welchen eben so viel große Kronleuchter herabhängen sollen. Ihnen rechts und links trägt die Decke 6 große Medaillons, vorstellend 1) die Poesie, als Bellerophon, der sich auf dem Pegasus in die Lüfte schwingt. 2) Die Musik — ein auf einem Schwan sitzender Jüngling. 3) Den kriegerischen Tanz — Minerva mit einem Athleten in tanzender Bewegung. 4) Den bacchischen Tanz — eine Bacchantin mit einem Faun im Wirbel begriffen. 5) Den Hymnus oder heiligen Gesang — ein Jüngling mit der Lyra, eine holde weibliche Gestalt, mit der Tibia in der Hand, in die Höhe hebend. 6) Die Idylle — ein Hirt im Gespräch und Wettgesang mit einer Jägerin begriffen. Die sechs Medaillons, wie das Ganze, sind von der Erfindung des geheimen Oberbauraths Schinkel, von dem der Plan und die Anlage des Hauses in allen seinen Theilen herrührt. Die Ausführung der Gemälde ist von den hiesigen Künstlern Dähling, Wolf, Kolbe und Herbig. Die Räume zwischen den Medaillons und den Säulen sind mit 12 Dreiecken ausgefüllt, in welchen Genien der Musik, die auf verschiedenen Instrumenten spielen, angebracht sind. Unter den Medaillons zeichnet sich ganz vorzüglich die Darstellung des Bellerophon von Wolf, durch Haltung und Kolorit, und Minerva mit dem Athleten durch eine glückliche Zusammenstellung aus. — An jede der beyden längeren Wände ist ein größeres Gemälde angebracht. Das eine Bild, der andächtigen Musik gewidmet, stellt den heiligen Bischof Ambrosius vor, dem die heilige Cäcilia erscheint. Der Heilige liegt am Strande des Meers; auf einer neben ihm liegenden Papierrolle liest man die ersten Worte seines bekannten Lobgesanges; Te deum laudamus. Mit Staunen und Andacht blickt er auf die heilige Cäcilia, die, ein Orgelspiel in den Händen haltend, über dem Meere herschreiet und mit sichtbarem Wohlgefallen den Hochgesang des heiligen Dichters entgegennimmt. Auf der zweyten Wand sieht in einer wilden Gegend Orpheus auf einem Felsstück und spielt auf der Lyra. Vor ihm liegt ein Löwe, ihm zur Seite steht ein Hirsch, zu seinen Füßen spielt ein Kaninchenpaar. Letzteres Bild ist vom Prof. Dähling, das erstere vom Prof. Kolbe ausgeführt. Beyder ernstes Bestreben ist, was Zeichnung und Farbe betrifft, unverkennbar.

Im May wird der neue Direktor der Oper, der Komponist der Vestalina, des Ferdinand Cortez und der Olympia, Spontini, aus Paris erwartet. Bald nachher wird dessen Olympia aufgeführt, über deren Werth die Urtheile der Kenner in Paris so sehr getheilt sind, und nur darin übereinkommen, daß sie von seinen drey Werken das schwächste ist, und sogar Reminiscenzen aus den beyden enthält. Spontini, sagt man, verdankt seinen Ruhm nicht der Olympia, sondern der olim pia, der Frommen von Alters her, der Priesterin der Vesta. Andre sagen, er werde aus den olympischen Spielen nicht als Sieger hervorgehen; noch andre nennen seine neueste Oper eine ungöttliche, und rufen aus: O! Pimpie! Ich theile Ihnen diese Wortspiele zum beliebigen Gebrauche mit. Man spricht von einer Karikatur, wo er zwischen einem französischen Stutzer und einem deutschen Krieger stehet. Jener ruft ihm zu: marche (packe dich!). Dieser ruft Marsch! (komponire uns Kriegsmärsche) worin bekanntlich Spontini's Hauptstärke besteht. Er erhält zwischen 5 — 6000 Rthlr. Gehalt, und wird nur seine Opern dirigiren.

Da ich einmahl bey der Musik bin, so will ich hier gleich den musikalischen Theat

terartikel anhängen. Unser Karnevalsgeuſs war in dieſer Hinſicht für den Ungenügsamſten mehr als befriedigend. Wer in kurzer Zeit *Gluck's Iphigenia*, *Gluck's Uceſte* und zuletzt noch *Gluck's lang entbehrte Armide* bey uns hörte und ſah, und höhern Geuſs verlangen könnte, an die Darſteller höhere Forderungen machen wollte, verdiente es, daß ihn *Apoll* mit Taubheit und Blindheit ſchläge. *Armide* war vorzüglich beſetzt. Unſre erſten Sängerinnen buhlten um die zweyten (!) Stellen, und zeigten edeln Wettſtreit in der Ausführung der ihnen zugefallenen Rollen; ein neues Wunder, welches *Armidens* Zauberſtab hervorbrachte. Ein Wettſtreit — ohne Streit!! Die männlichen Parthien waren weniger gut beſetzt. Der Sänger *Stümer* leiſtet zwar das Mögliche; es fehlt ihm aber zu gewiſſen Rollen an Kraft; zu andern an Spiel und Anſtand. Er hat nur eine Art aufzutreten; der Kopf ſteckt zwiſchen den Schultern; die übrige Haltung iſt, im Pathos, beſſer als im Stolz und in der Ruhe. Sein Geſang iſt angenehm; die Stimme geht aber leicht in Erſchöpfung und Heiſerkeit über. Ein *Wild* iſt er nicht; Schade, daß wir dieſen *Wild* nicht haben zähmen können. — Wir wurden durch eine neue Oper überrascht, die den neuen italieniſchen Geſchmack mit deutſcher Empfindſamkeit vermählt. *Emma* von *Korburch* iſt eine liebliche Kompoſition, mit welcher man aber ganz bekannt werden muß, ehe man ſich ein Urtheil darüber erlauben kann. Sie iſt wie eine Fremde, die mit ungewohntem Anzuge, ungewohntem Dialekt, ungewohnten Manieren in eine Geſellſchaft tritt, von der man ſich nicht gleich ſagen kann, wer und was ſie iſt, die aber bald durch ihr auffallendes, pikantes, ausländiſches Weſen einen der Gäſte nach dem andern zu ſich hinzieht, gewinnt und zuletzt manchen bezaubert. Die Muſik der *Emma* iſt nichts weniger als dem Gegenſtande angemessen; ſie tanzt neben demſelben hin; warum? weil der Gegenſtand keiner tiefern Muſik empfänglich iſt, ohne in's ganz abenteuerliche zu führen. Auch ver einigen ſich ſchon die divergirendſten Urtheile darin, daß die Muſik an und für ſich unterſucht und beurtheilt werden muß; auch kommt man ſchon darin überein, daß das Finale des erſten Akts, ein Duett, ein Terzett, zwey Kavatinen, der Spruch der Richter, der Todtenmarſch — nicht im Zuſammenhange, wohl aber jedes für ſich — herrliche, liebliche, geniale Kompoſitionen ſind, die ihren Meiſter verkünden und loben. Die Oper iſt von dem in Italien durch mehrere vorzüglich aufgenommene Singſtücke bekannt und faſt berühmt gewordenen Kompoſiſten *Meierbeer*, einem Schüler des Abts *Vogler*, einem Künſtler voller Ideen, leichten (nicht erhabenen) Schwunges, originell ohne das Originelle zu ſuchen, ſelbſt in Reminiſcenzen neu und für Ohr und Geiſt unterhaltend (weniger für Herz und Gefühl) und eine Haltung entwickelnd, an die wir uns vielleicht früher gewöhnen werden, als wir es ſelbſt uns geſtehen möchten. *Emma* iſt bis jezt zweymahl bey überfülltem Hauſe, das erſte Mahl mit getheiltem, das zweyte mit überwiegendem Beyfall gegeben worden. Ein ehemahliger guter Schauſpieler *Berlins*, *Döbbelin*, ein ausgebranntes Talent voriger Zeiten, ein Künſtler, der ſie leicht an beyden Enden zugleich angezündet, und an ſeinem zu frühen Auslöſchen leider Schuld iſt, wagte es in den beyden *Klingsbergen* aufzutreten. Seinem Nahmen und dem Andenken an die Vergangenheit verdankte er es, daß man ihn ausſpielen ließ. Noch vor 4 — 5 Jahren war er, als *Hetmann* im *Benjowsky*, erträglich. — Gar nicht mit ihm zu vergleichen, geübt, gewandt, mit schönem Organ, mit Seele, mit einem Spiel, das oft der Natur gleich kam, zeigte ſich ein Künſtler der Leipziger Bühne, *Hr. Löwe*, als *Baron Wallenfeld* in *Iffland's* *Spieler*. Das eigentliche Urtheil über ihn müſſen wir auf unſern nächſten Bericht erſparen; wir werden das Vergnügen haben, ihn in 6 Rollen aufzutreten zu ſehen. — Neu gegeben wurden im Laufe des Monats: der *Unentſchloſſene*, nach dem Franzöſiſchen, mit wenigem Beyfall; der *Beſuch im Narrenhauſe*, ebenfalls nach dem Franzöſiſchen von *Theodor Hell*, mit größerem, obſchon beyde Stücke dem deutſchen Gemüth nicht anzuprechen ſcheinen. Nur iſt die Darſtellung der nachgeahmten Verſtandeszerrüttung widerlicher, als die der wirklichen. Bey dieſer empfinde ich Mitleid, bey jener Empörung und verdammenden Tadel. — Weit beſſer iſt der *Arzt ſeiner Ehre*, nach *Calderon v. Weſt*, Ihnen gewiß längſt bekannt, hier neu, eben ſo gut gegeben, als gut aufgenommen. Daß mir manches darin ſpaniſch vorgekommen, will ich Ihnen nicht

bergen; doch ist das Treffende dem Trefflichen weit überwiegend. Hr. Devrient gab den Gutierre im zweyten Theile wahrer und wärmer als im ersten, wo er bloß recitirte. Hr. Nebenstein ist im Prinzen eben so gut, als Hr. Lemm im König. Mad. Wolf spielte zart und innig; sie entwickelte die schöne Weiblichkeit mit allen ihren Feinheiten und Gaben zu natürlicher Nothwehr. Ich sah das Stück nur ein Mal, wisse mir folglich nur das Recht an, ein Vorwort darüber zu schreiben.

Eben ist eine große Sammlung vortrefflicher Kupferstiche, die der König in Frankreich gekauft, hier angekommen. Sie sollen in den Sälen des Schlosses von Montbijou zur öffentlichen Schau ausgestellt werden. Die Sammlung enthält viel seltene Stücke; ihr Werth wird auf 30,000 Thaler geschätzt, ist aber weit unter ihrem Werth angekauft worden.

Der berühmte Historienmaler Cornelius ist hier angekommen; er hat Cartons zu neuen Gemälden mitgebracht, und die Ehre gehabt, sie dem Könige vorzuzeigen, der schon mehrere Bestellungen bey ihm gemacht hat.

In der hiesigen lithographischen Anstalt wird auf hohe Veranlassung eine Sammlung von Ansichten der vorzüglichsten Gebäude in der Hauptstraße in Berlin unter den Linden veranstaltet.

Von den Zeichnern und Kupferstechern Gebr. Henschel ist (wie schon gemeldet) das erste Blatt einer Folge von Darstellungen der vorzüglichsten hier aufgeführten Ballets in Folio erschienen. Es enthält eine Hauptfigur (unsre erste Tänzerinn, Mme. Le Mierre aus Paris) umgeben von 20 kleinen Gruppen, als Randzeichnungen, aus dem Ballet: die Eifersüchtigen auf dem Lande. Das Blatt ist in gefälliger Manier, sauber kolorirt. Das zweyte wird nächstens erscheinen und enthält eine der Hauptscenen aus dem Ballet Zephyr, und Flora.

### Konzert = Anzeige.

Eine Gesellschaft von Musikfreunden hat zum Vortheil für die verunglückten Marchfelder ein zweytes Konzert veranstaltet, welches künftigen Sonntag den 9. d. um halb 1 Uhr Mittags im n. ö. Landschafts = Saale in der Herrengasse Statt haben wird.

Das stets bewährte Vertrauen auf die Großmuth der Bewohner Wiens läßt auch diesmal eine reichliche Unterstützung mit froher Zuversicht erwarten.

Die Eintrittskarten werden zu zwey Gulden ausgegeben.

### Erklärung des Modenbildes XIV.

<p>Das Überkleid auf chinesische Art ist von Gros - de - Berlin und dessen Verzierungen von Schnürchen, Atlas und kleinen Kugeln. Das Unterkleid von Perkal und dessen Besätze von gesticktem Mousseline. Der Hut von Gros - de - Naples.</p>	<p>Surtout de promenade de gros - de - Berlin à la Chinoise ornée de ganses, satin et petites boules. Robe dessous de Perkale; montant garni de Mousseline brodée. Chapeau de gros - de - Naples.</p>
---	---

### Berichtigung.

In einigen Exemplaren Nr. 39 ist der Subskriptions = Preis des dort angezeigten Werkes zu 30 fr. C. M. angeführt; er beträgt aber 45.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

ab  
le.  
lf  
eis  
fe  
ife  
ou  
e;  
ift  
as  
t,  
ne  
re  
ty  
en  
e.  
is  
t,  
n

be  
p  
ch

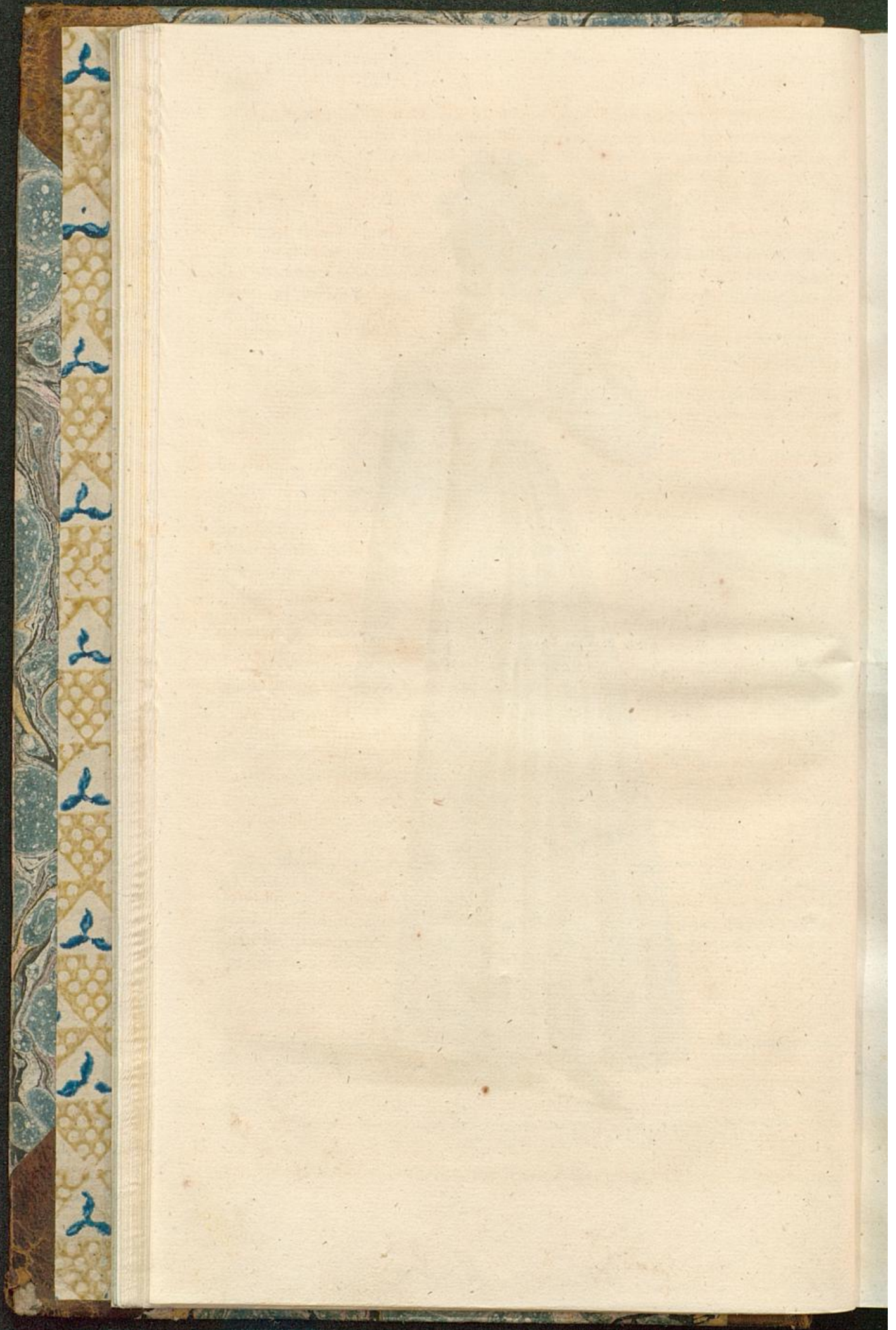
-  
,  
e  
e

n



*F. v. St. del.*

*Fr. Stöben sc.*





# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 8. April 1820.

43

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey K. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Cosmologische Betrachtungen.

Über die wahrscheinliche Dauer unsers Sonnensystemes.

Von Littrow, Direktor der k. k. Sternwarte.

(Fortsetzung.)

Wenn man das oben angeführte Gesetz der Natur der Rechnung unterwirft, einer Rechnung, die zu viel voraussetzt, als daß ich hier auch nur eine oberflächliche Idee von ihr mittheilen könnte, so sieht man, daß die Unordnungen, von welchen wir so eben gesprochen haben, eine ganz natürliche Folge dieses Gesetzes selbst sind, und daß aus diesen Rechnungen dieselben oben angeführten Zahlen und viele andere ähnliche, für die gegenseitigen Störungen der Planetenbahnen unter einander hervorgehen, die mit den Beobachtungen auf das Genaueste übereinstimmen. Mittelft dieser Berechnungen war man so gar im Stande, Veränderungen und Störungen dieser Bahnen voraus zu bestimmen, da viele derselben nur sehr langsam vor sich gehen, und erst nach mehreren Jahrhunderten für die Beobachtungen merklich werden; oder man stieg mit Hülfe dieser Rechnungen zu den früheren längst verfloffenen Jahrhunderten herab, und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß die in jenen dunklen Zeiten angestellten Beobachtungen z. B. der Finsternisse lange vor Christi Geburt, auf das Genaueste mit den Rechnungen harmonirten. Diese auf solche Art geprüften, sichern Rechnungen zeigten aber auch zugleich, daß man mit ihrer Hülfe selbst in jene Jahrhunderte zurückgehen kann, deren unsere Menschengeschichte keine Erwähnung mehr thut, und da fand sich das überraschende Resultat, daß ein in unseren Jahrhunderten beobachtetes Zunehmen mehrere Jahrtausende vor und nachher in ein Abnehmen, und umgekehrt, übergehe, und daß auf diese Weise alle jene Störungen, die, wenn sie immer nach derselben Richtung vor sich gingen, nothwendig auf eine völlige Zerstörung des Ganzen führen würden, nur in enge Perioden eingeschlossen sind, in welchen sie sich auf

und ab bewegen, ohne ihre Gränzen je zu überschreiten, und mitten unter scheinbaren Unordnungen immer wieder zur Ordnung, oder wie die Schwingungen eines Pendels zu ihrem mittlern Zustande wieder zurückkehren. So findet man z. B., daß die Bahn des Jupiters nahe 15900 Jahre vor Christo am meisten von einem Kreise abwich, daß sie seit jener Epoche sich einem Kreise immer mehr nähert, bis sie ihn nach 32700 Jahren, also in dem Jahre 16800 nach Christo am nächsten gekommen seyn wird, von welchem Augenblicke sich diese Bahn wieder zu verlängern anfängt, bis sie nach neuen 32700 Jahren sich wieder zu verkürzen beginnt u. s. w. Die ganze Veränderung der Bahn in dieser langen Periode ist endlich so gering, daß sie noch kaum  $\frac{3}{100}$  ihres Halbmessers beträgt. Ähnliche Bemerkungen gelten auch für die Neigung, die Knotenlinie und andere Elemente dieses Planeten sowohl, als aller übrigen, so daß also von dieser Seite für die endliche Auflösung der ganzen großen Maschine nichts zu besorgen ist. So ist z. B. um nur noch einer dieser Störungen näher zu erwähnen, die Abnahme der Schiefe der Ekliptik, von welchen der wohlthätige Wechsel unserer Jahreszeiten abhängt, und die, wenn sie immer fort dauern würde, wie man sie seit Jahrtausenden schon beobachtet hat, einen immerwährenden Frühling auf der Erde zur Folge haben würde, in ähnliche Gränzen eingeschlossen, so daß diese Schiefe nie kleiner als 20, und nie größer als 28 Grade werden kann, und daß zu dieser Bewegung durch 8 Grade volle 65000 Jahre erfordert werden.

Unter allen diesen Änderungen der Planetenbahnen, die, wenn sie sich mit der Zeit immer anhäufen würden, für das Ganze nothwendig gefährliche Folgen haben müßten, gibt es aber eines, das allein völlig unveränderlich ist, und dieses ist der Durchmesser der elliptischen Bahnen, d. h. ihre Größe, ohne Rücksicht auf ihre mehr oder minder eingedrückte Form. Während alles ohne Ausnahme am Himmel in immerwährender Bewegung ist, bleibt dieses Element allein beständig und unveränderlich. Eine so auffallende Erscheinung verdient es, daß man sie näher betrachte, und ihre Ursachen zu erforschen suche.

Daß dieses Element allein allen Störungen, welche die übrigen ohne Ausnahme leiden, Trotz biethet, ist, wie die Rechnungen auf das deutlichste zeigen, nicht eine Folge jenes Naturgesetzes, mit welchem es nicht zusammenhängt, und ohne welchem es auch bestehen könnte. Die Unveränderlichkeit dieser Durchmesser der Planetenbahnen folgt also nicht aus der Natur der Sache selbst, sondern sie muß ihren Grund in einer willkürlichen Einrichtung haben, welche unser Planetensystem bey seiner Entstehung erhalten hat. Wir werden bald sehen, durch welches einfache Mittel die Natur diesen Zweck erreicht hat; jetzt wollen wir zuerst sehen, welche Absicht sie mit dieser Einrichtung des Weltsystemes zu erfüllen suchte.

Wir haben gesehen, daß alle andern Elemente der Planetenbahnen in bestimmten Gränzen eingeschlossener Änderungen unterworfen seyn können, wie sie es denn auch in der That sind, ohne daß daraus für das Ganze irgend eine Gefahr zu besorgen sey. Ganz anders aber verhält es sich mit diesem Elemente, mit dem Durchmesser der Bahnen, welches nicht im geringsten geändert werden darf, wenn nicht die ganze große Maschine da-

durch wesentlich gefährdet werden soll. Eine solche Störung des Durchmessers kann nämlich, wie man leicht sieht, nicht mehr, wie die oben betrachtete, in einem bloßen periodischen Zu- und Abnehmen bestehen, sondern sie muß sich nothwendig immer mehr und mehr anhäufen. Sobald der Durchmesser der Bahn geändert wird, so wird die Größe seiner Bahn selbst geändert, und da seine Geschwindigkeit dadurch nicht geändert wird, so wird er endlich eine ganz andere Bahn beschreiben. So bewegt sich z. B. die Erde in ihrer gegenwärtigen beynahe kreisförmigen Bahn um die Sonne nahe 4 deutsche Meilen in einer Sekunde. Würde diese Geschwindigkeit bey derselben Entfernung der Erde von der Sonne so vergrößert werden, daß sie  $5 \frac{8}{10}$  Meilen in einer Sekunde betrüge, so würde die Erde keinen Kreis, nicht einmahl eine in sich selbst zurückkehrende krumme Linie, sondern sie würde eine Parabel beschreiben, und wenn endlich diese Geschwindigkeit noch größer wird, so würde die Erde in einer Hyperbel um die Sonne gehen, und in beyden Fällen würden wir uns bald über alle bekannten Gränzen von der Sonne entfernen, und andern Sonnensystemen nähern. Wenn eben so der Durchmesser der Merkursbahn so groß würde, daß dieser Planet in die Nähe der Venusbahn versetzt würde, so müßte er mit seiner ursprünglichen Geschwindigkeit, die er in diese neue Lage mitbrächte, ebenfalls eine Parabel beschreiben, und nie mehr zur Sonne zurückkehren. Bey einer geringern Vergrößerung seiner Bahn würde sie zwar noch eine Ellipse bleiben, aber diese Ellipse würde so excentrisch seyn, daß der Planet mehr zu den Kometen, als zu den Körpern zu zählen seyn würde, welche ihren Weg um die Sonne in beynahe kreisförmigen Bahnen zurücklegen. Noch gefährlicher würden die Folgen seyn, wenn der Durchmesser der Bahn abnähme, denn dadurch würde der Planet der Sonne näher kommen, und da er dabey seine vorhergehende Wurfgeschwindigkeit im Allgemeinen nicht wesentlich verändert beybehält, so würde die Centralkraft der Sonne überwiegen, und ihn mit einer Gewalt, welcher seine Geschwindigkeit nicht länger widerstehen könnte, an sich ziehen; diese größere Nähe der Sonne würde das Gleichgewicht beyder Kräfte, der Wurf- und Centralkraft, welches anfangs nöthig war, um die Bahn des Planeten beynahe kreisförmig zu machen, immer mehr und mehr stören, und das Ganze würde damit endigen, daß der Planet in die Sonne stürzt.

Während also an allen Planetenbahnen alles ohne Ausnahme veränderlich ist, die Excentricität derselben, die Lage des Durchmessers, die Linie, in welcher die Bahn die Ebene der Ekliptik schneidet, der Winkel, unter welchen die Bahn gegen die Ekliptik geneigt ist u. f., ist doch eines derselben, die Größe des Durchmessers dieser Bahnen, völlig beständig, und eben dieses eine muß, wie wir gesehen haben, genau unveränderlich seyn, wenn anders nicht das Ganze seinem frühen oder späten Untergange unabweichlich entgegenzueilen soll. Da aber von diesem Durchmesser auch die Umlaufzeiten den Planeten um die Sonne abhängen, da, wie bereits früher gesagt wurde, die Quadrate dieser Zeiten sich wie die Würfel jener Durchmesser verhalten, so folgt daraus, daß auch diese Zeiten unveränderlich sind, und diese beyden Elemente, Durchmesser der Bahnen und Umlaufzeiten um die Sonne, sind unter allen Erscheinungen, welche uns der Himmel

und seine zahllosen Gegenstände darbiethen, die einzigen, welche beständig und durch alle Zeiten unveränderlich sind, während alles andere immerwährenden größeren oder kleineren Bewegungen und Anomalien unterworfen ist.

Nachdem wir so untersucht haben, warum die Natur bey diesen beyden Gegenständen eine so auffallende Ausnahme von allen übrigen gemacht hat, so bleibt uns nur noch übrig zu suchen, durch welche Mittel sie diesen für die Erhaltung des Ganzen so wichtigen Zweck erreicht habe.

Ehe wir aber diese Untersuchung anstellen, wird es nöthig seyn, einige Betrachtungen über die Natur der Zahlen vorauszuschicken. — Im gemeinen Leben kennt man nur zwey wesentlich verschiedene Gattungen derselben, nämlich ganze Zahlen und Brüche. Allein es gibt noch eine große, ja unendliche Menge anderer Gattungen, die mit jenen beyden ersten nichts gemein haben, und weder zu den ganzen, noch zu den gebrochenen Zahlen gerechnet werden können. Wir wollen hier nur eine dieser Gattungen näher kennen lernen.

Wenn man eine Zahl durch sich selbst multiplicirt, so nennt man bekanntlich das Produkt, welches man durch diese Multiplication erhält, das Quadrat jener Zahl. So ist von der Zahl 2, das Quadrat 4, und von der Zahl 3 ist das Quadrat 9, u. s. w. Allein zwischen 4 und 9 gibt es noch vier andere ganze Zahlen, nämlich 5, 6, 7 und 8. Wenn man also die Zahlen finden wollte, deren Quadrat eine dieser zwischenliegenden ganzen Zahlen, deren Quadrat z. B. die ganze Zahl 5 ist, wie sollte man da verfahren? Es ist offenbar, daß die gesuchte Zahl zwischen 2 und 3 liegen muß, weil das Quadrat von 2 oder 4 zu klein, und das Quadrat von 3 oder 9 für unsere Zahl zu groß ist. Die gesuchte Zahl wird also entweder eine ganze Zahl seyn, die zwischen 2 und 3 liegt, oder sie wird ein Bruch seyn, welcher ebenfalls zwischen diesen beyden Zahlen 2 und 3 liegen muß. Allein eine ganze Zahl kann sie nicht seyn, da zwischen 2 und 3 sich keine ganze Zahl mehr denken läßt. Sie ist also ein Bruch. Allein, welches auch immer dieser Bruch seyn mag, wenn man einen Bruch durch sich selbst multiplicirt, so erhält man immer wieder einen Bruch, und nie eine ganze Zahl. So gibt z. B.  $\frac{1}{3}$  das Quadrat  $\frac{1}{9}$ , und  $\frac{2}{5}$  gibt  $\frac{4}{25}$ , und  $\frac{3}{7}$  gibt  $\frac{9}{49}$  u. s. w., so daß man auf diese Art nie auf eine ganze Zahl, sondern immer wieder auf einen Bruch kommen kann. Wir sollen aber eine ganze Zahl, nämlich 5 finden, und da sich diese nie durch die Multiplication eines Bruches mit sich selbst erhalten läßt, so ist auch die Zahl, deren Quadrat 5 ist, weder eine ganze Zahl noch ein Bruch, sondern etwas, was von diesen beyden Gattungen von Zahlen sehr wesentlich verschieden ist. Eben dieß gilt noch von einer unendlichen Menge anderer Zahlen, z. B. von allen denen, deren Quadrate 2, 3, 5, 6, 7, 8, 11, 12 sind. Man pflegt diese eigene Gattung von Zahlen irrationale Zahlen zu nennen, und ich erwarte nicht, daß nach der vorhergehenden Erklärung einer meiner Leser diesen Ausdruck, wie es mir schon einmahl begegnet ist, mit unvernünftigen Zahlen übersetzen werde, da das Wort ratio, von welchem jenes abgeleitet ist, nicht Vernunft, sondern Verhältniß ausdrückt, und jene Bezeichnung nur sagen will, daß diese neue Gattung von Zahlen der Art sey, daß man ihr Verhältniß zu den uns bisher bekannten Zahlen, die entweder ganze oder

gebrochene sind, nie ganz genau angeben könne. In der That kann man sehr leicht ein Mittel finden, durch welches man die Zahl, deren Quadrat z. B. 5 ist, bestimmt, aber dieses Mittel ist der Art, daß die Arbeit dieser Bestimmung nie aufhört, und nie aufhören kann, daß man nämlich die gesuchte Zahl nach und nach immer genauer finden kann, je weiter man die Rechnung fortsetzt, daß man aber auch, wenn man diese Rechnung auch noch so lange, wenn man sie selbst ohne Ende fortsetzt, nie zu einer vollkommen genauen Bestimmung dieser Zahl gelangen wird. So findet man, daß die Zahl, deren Quadrat 5 ist, gleich  $2 \frac{1}{10}$  ist; setzt man die Arbeit weiter fort, so findet man, daß man noch  $\frac{3}{100}$ , dann noch  $\frac{6}{1000}$ , dann  $\frac{6}{100000}$ , dann  $\frac{8}{1000000}$  u. s. w. zu den vorigen  $2 \frac{1}{10}$  addiren müsse, und diese immerwährenden Verbesserungen werden zwar, wie man sieht, immer kleiner, aber sie hören, wie man aus der oben gegebenen Erklärung findet, nie auf, noch irgend einen Werth zu haben, so lange man auch die Rechnung fortsetzen mag. Die Natur biethet uns eine große Anzahl von Gegenständen dar, welche solche nicht angebliche, oder irrationale Verhältnisse unter einander haben. Denkt man sich z. B. in einem Quadrate, d. h. in einer Figur, die von vier gleichen unter einander senkrechten Seiten eingeschlossen ist, eine gerade Linie, welche die Spitzen von zwey einander gegenüberstehenden Winkeln mit einander verbindet, so ist diese Linie mit jeder der Seiten des Quadrats incommensurabel, oder es ist gänzlich unmöglich, genau anzugeben, wie oft eine dieser Seiten in jener Linie enthalten sey, oder endlich, wenn die Seite des Quadrats als Einheit angenommen wird, so ist jene Linie eine irrationale Größe. Eben so verhält es sich wahrscheinlich mit dem Durchmesser eines Kreises und seiner Peripherie, deren gemeinschaftliches Maß sich bisher noch nicht mit völliger Schärfe angeben ließ, und worin eigentlich die sogenannte Quadratur des Kreises besteht, dieser Gemeinplatz, auf welchem sich schon so viele schale Köpfe herumgetrieben haben, die nicht wissen, was sie suchen, und für ihre eben so unnützen als fruchtlosen Bemühungen, der Himmel weiß welche Wohlthaten dem Menschengeschlechte, und welche große Belohnungen sich selbst verschaffen wollen.

Diese Bemerkungen mußten vorausgeschickt werden, um das Folgende zu verstehen.

(Der Schluß folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

(Fortsetzung.)

München.

Am 6. März war das achte abonmirte Konzert mit Mozart's Overture aus Don Juan eröffnet. Wie oft haben wir nicht schon diese Overture gehört, und wie oft werden wir sie noch hören, ohne sie je genug gehört zu haben! So geht es aber mit allen echt erlesenen Werken der Kunst, man freuet sich des gegenwärtigen Genusses, und kehrt mit erneuerter Lust immer wieder zu denselben zurück. Diese Overture ist keine Ehre zu jeder Oper, sie führt uns nur zu Don Juan ein, und ist wie eine passende Vorrede, die uns über den Plan und Inhalt des Werkes nöthigen Aufschluß gibt, nur zu diesem Kunstwerke passend geschrieben. Kennte man auch den Inhalt dieser Oper nicht näher, man würde schon hinlänglich durch sie belehrt, daß schauerlich Ernstes darin mit frestem Muthwillen in abenteuerlicher Mischung abwechselt. — So bereitet uns das Grave schon auf den grausen Inhalt mehrerer Scenen vor, auf Mord, Geistererschein-

nung und Höllenfahrt. Dagegen entwickeln sich auch in dem stufenweise heiteren Gange des Allegro die lustigen Situationen mit allen ihren Verwicklungen durch das ganze Stück. Welche Einheit der Idee in der Durchführung, welche Klarheit, welche unerschöpfbare Fülle von Harmonie! Wie das Alles zusammenhängt und in einander greift und dabei fließend sich fortbewegt, bald in mächtig rauschenden Strömen, bald in zarteren Wogungen einer glänzenden Instrumentirung, auf Wirkung und Charakter gleich vortrefflich angelegt. — Das nenne ich mir eine Overture, und so sind sie alle, die der unsterbliche Mozart zu seinen Opern geschrieben hat. — Bekanntlich geht sie am Ende ruhig in den Gesang des Leporello über, darum setzte der sel. Musikdirektor Canabich, um sie auch getrennt von der Oper aufführen zu können, einen eigenen, kräftigen Schluss dazu; und wahrlich, man vermist darin Mozart's Geist nicht, denn er wußte ihn nur mit dessen eigenen Gedanken glücklich auszuführen. — Das Orchester hätte das Andenken an den Unvergesslichen nicht würdiger feyern können, als durch eine Produktion dieses genialen Werkes, die vollendeter zu hören nicht möglich ist.

Hierauf folgte ein Chor aus Winter's Tagzeiten. Ein recht gelungenes, treffliches Stück, und wohl eines der Besten vom ganzen Tongemälde, durchaus in großem, feyerlich ernstem Style gehalten. Die Fuge: Alles hast du gut gemacht, ist ein wahres, musikalisches Kunststück, darin sich eine ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit dieses Meisters zeigt in der Anlage und Durchführung einer der schwierigsten Aufgaben des Tonsetzes. Von Seite des Orchesters ward Alles in möglichster Genauigkeit gegeben, nur bedauern wir, daß die Chöre nicht im Verhältnisse zu der überwiegenden Kraft des Orchesters besetzt waren, das Ganze würde unstreitig eine imposantere Wirkung gewonnen haben.

Hr. Sigl trug ein Violoncell-Konzertino von Romberg vor, Wir haben das Talent dieses zwanzigjährigen Virtuosen in unserer Mitte sich entwickeln gesehen, und er rechtfertigte in diesem Konzertino die von ihm gehegten Hoffnungen. Vor allem gefiel uns seine breite, männliche Behandlung des Adagio, worin er dem so vortrefflichen Spiele seines längst ausgezeichneten Lehrers Moralt glücklich nachstrebt.

Hr. Mittermayer trug eine Arie aus Carlo magno von Nicolini vor. Er besitzt Kraft und Gewandtheit genug, um mit seinem sonoren Paritono unsere Gefühle anzuregen; allein diesmal war es darauf angelegt, uns die beliebten Manieren Veslutti's in's Ohr zurück zu rufen. Indes lag die Höhe dieser Arie nicht in dem Umfange seiner natürlichen Stimme, und Veslutti's Höhe konnte nur durch Falschöne, worin Hr. Mittermayer die größte Fertigkeit bewies, erkünstelt werden. Er erhielt stürmischen Beyfall. Ob aber durch ähnliche Künsteleyen der Kraft seiner natürlichen Stimme nicht Abbruch geschehen werde, ist eine andere Frage.

Die H. Fladt und Wermuth spielten hierauf ein Oboen-Konzertino von Cramer. Die dem Tone dieses Instrumentes wesentliche Geschmeidigkeit hat Hr. Fladt vollkommen in seiner Gewalt, so wie er auch in Rücksicht auf Sicherheit, Fertigkeit und Zierlichkeit des Vortrags unter die wenigen ausgezeichneten Virtuosen auf diesem Instrumente gehört. Hr. Wermuth war bemüht, seinen Lehrer in Allem zu unterstügen.

Zum Schlusse Vogel's Overture zu Demophoon. Wer erinnert sich dabei nicht immer mit Wehmuth des viel zu früh verbliebenen jungen Künstlers? Ein Werk durch und durch originell, so einfach, so groß angelegt und eben so einfach und groß aus sich selbst entwickelt und durchgeführt und wieder geschlossen in sich selbst! Von Anfang bis zu Ende Eins! Ganz im herrschenden Charakter des Stückes gefühlt und zu demselben geschrieben! Dirce's ängstlich Flehen und Timante's Wuth und Verzweiflung, wie ergreifend nicht dieser Kampf sich aus dem schrecklichen Tongemisch hervor zu unserer Empfindung drängt! und wie einzig und durchgreifend die Masse dazu benützt sind, das Ganze recht schauerlich zu mahlen!

Am 8. März gab Hr. Reich, Mechanikus von Fürth bey Nürnberg, ein Konzert, worin er sein neues Instrument Aeolodicon hören ließ. Der Mechanismus besteht in einem einschlagenden Zungenwerk nach Vogler's Verbesserung. Daß es des Windes bedürfe, um die Töne hervorzubringen (der durch eigene Vorrichtung mittelst der Knie

auf bequeme Weise erzeugt wird), gibt uns schon die Benennung: Aeolodicon zu erkennen, das in seiner Wirkung einer Orgel von gedämpften Tönen wohl am meisten ähnelt. Diskant und Bass stünden unter sich in gutem Verhältniß, würde dieses nicht zuweilen durch einen unverhältnismäßigen Contra-Bass gestört. Das successive Anschwellen der Töne ist an der rechten Stelle von trefflicher Wirkung. Nur schien uns der Raum des Theaterfaales zu groß, um ihn mit dem zarten Anflange der Töne zu erfüllen, da schon eine einzige, gemäßigte Bassstimme hinreichend war, in der Begleitung seine Wirksamkeit zu lähmen. Dagegen aber mögen in einem beschränkteren Raume diese weichen schmelzenden Töne etwa in breiten Choral-Melodien, oder als Begleitung feyerlicher Gesänge überhaupt von ergreifender Wirkung seyn.

Hr. Böhm, vom k. Hoforchester, unterstützte dieß Konzert mit dem Vortrage mehrerer Variationen von eigener Komposition. Sein Spiel erregte mehr Bewunderung, als es zum Herzen ging. Halsbrechende Sprünge, nach dem veralteten Hofmeisterischen Flötensache und Anderer, die ihm nachmahls darin gefolgt sind, gehören durchaus der Natur dieses Instrumentes nicht an. Wird Hr. Böhm mit weniger Schwierigkeiten dem diesem Instrumente geeigneteren Gesange mehr huldigen, so wird dann sein Spiel, wie es jetzt Bewunderung verdient, gewiß auch die Nührung nicht verfehlen.

Mad. Minelli gehört als Virtuossinn auf der Violine mit zu den seltensten Erscheinungen ihres Geschlechtes. Sie trug ein Divertimento von Kolla vor. Wenn es ihr an männlicher Haltung und Kraft des Tones gebricht, so liegt dieß in der weiblichen Natur. So weich uns übrigens ihre tiefen Töne, so spitz klangen sie uns in der Höhe und etwas rauh im Forte ihrer Passagen, darin sie viel Fertigkeit, Reinheit der Applikatur und Pierlichkeit des Vortrages zu erkennen gab. Doch entspricht ihrem Spiele mehr das ungleich sanftere Adagio.

(Der Schluß folgt.)

## L i t e r a t u r.

Pesth im März 1820.

Drey geachtete magyarische Schriftsteller hat diesen Winter über der Tod dahin gerafft. Szabó David, der Übersetzer der Aeneide; Horváth Adam, der Verfasser mehrerer Romane, Schauspiele und Gedichte, endlich Franz Nagy. Der poetische Nachlaß des letzten enthält einen Schatz in der Übersetzung der Ilias, einem Werk, dem der Berewigte mehrere Jahre gewidmet hatte. Es ist zu bedauern, daß er die Erfüllung seines Lieblingswunsches: die Herausgabe derselben, nicht erlebte; sie befand sich schon unter der Presse, als er starb, und wird nächstens erscheinen. Außer dieser sind noch andere bedeutende Übersetzungen theils angekündigt, theils erschienen. Horazens sämtliche Werke von Edeß (sprich Edeßch) sind schon in den Händen der Lesewelt, die Reisen des jüngeren Anacharsis werden eben jetzt in Siebenbürgen gedruckt, und Schiller's Don Karlos hat an dem Siebenbürger Sarkas einen würdigen Übersetzer gefunden. Karl Kisfaludi hat bereits drey seiner Dramen drucken lassen, nächstens folgt das gelungene Lustspiel: a' Kérök (die Brautwerber). Von den Werken ernsterer Musen hat keines die Erwartungen so erregt, als die Ankündigung einer Biographie Werböczis von Stephan Horváth, Rustos am ungrischen National-Museum. Die ausgebreiteten Kenntnisse, die vielseitige Bildung des Herausgebers, lassen keinen Zweifel übrig, daß er die hohen Forderungen, die man an seine Leistungen zu stellen gewohnt ist, genügend lösen wird.

Man sieht hier mit lebhafter Erwartung der Erscheinung des durch den so ehrenvoll bekannten Dichter Georg von Gaal herauszugebenden Theaters der Magyaren entgegen. Wem das Wesen der ungrischen Theater und der hier zu Lande bestehenden Schauspieler-Gesellschaften einiger Massen bekannt ist, den wird diese Erscheinung in gar mancher Hinsicht interessieren; als eine artistische Kuriosität hingegen und als Beytrag zur Geschichte der Kultur und des Geschmacks muß sie wohl jeden um so mehr ansprechen, da der Beyfall und Enthusiasm, womit die Nation, zumahl

im letztverfloffenen Herbst, die Vorstellung magyarischer Schauspiele aufgenommen, wirklich allgemein und beynahe tumultuarisch war.

Auch die Redaktion der famosen Zeitschrift *Pannonia*, welche rastlos und ungehindert fortfährt, nicht nur sich selbst, sondern auch der gesammten ungrischen Literatur und deren Geweihten durch ihr Geschreibsel Schande zu machen, arbeitet an einer Übersetzung der Theaterstücke des oben genannten Dichters *Kisfaludi*. — Wir wünschen Letzterem einen guten Magen, dem Verleger dieser Quisquillie aber ein gutes Herz. Durch Zufall kam uns bereits ein Auszug aus dem Schauspiele: *Stibor Bajda* in dieser Übersetzung zu Gesicht; wir fanden ihn so lächerlich, als wir nie etwas auf unserm einstmaligen hölzernen Kreuzer-Theater gesehen haben.

### K o n z e r t.

Am 3. d. um die Mittagsstunde gab die neunjährige *Mlle. Leopoldine Blahetka* eine musikalische Unterhaltung im landständischen Saale. Die Bestandtheile derselben waren folgende: 1) Eine neue Overture von *Stung*, welche in ihren Formen zwar der beliebten neuitalienischen Schule angehört, jedoch in Rücksicht des Sazes gründlich behandelt ist. 2) Konzert für das Pianoforte in B-dur von *L. van Beethoven*, gespielt von der Konzertgeberinn. Unter den Blumenknospen unsers musikalischen Gartens ist *Mlle. Blahetka* unstreitig diejenige, welche die erfreulichste Blüthe verspricht. Sie leistet schon jetzt bedeutend mehr, als man in ihrem Alter selbst von den seltensten, früh reisenden Talenten zu vernehmen gewohnt ist; ihr Spiel beschränkt sich nicht mehr allein auf eine durch glückliche Anlage und unermüdeten Fleiß erreichte Vortrefflichkeit der Mechanik, nämlich: Leichtigkeit, Reinheit, Bestimmtheit und Sicherheit; sie entfaltet bereits einen gebildeten Geschmack in der Anwendung der verschiedenen Nuancen, und man kann, wenn anders ihre künftige Vervollkommnung mit der bisher beobachteten gleichen Schritt hält, eine ausgezeichnete Klavierspielerinn in ihr zu erhalten hoffen, wenn dereinst mit den reiferen Jahren zu so vielen schon vorhandenen guten Eigenschaften auch noch inneres, warmes und richtiges Gefühl, die Seele alles musikalischen Vortrags, und jene besonnene Kraft hinzu kommt, womit besonders die genialen Tondichtungen *Beethove'n's* gegeben seyn wollen. Die liebenswürdige kleine Künstlerinn verdient übrigens, außer dem rauschenden Beyfalle, den sie für ihr bewundernswerthes Spiel erntete, auch noch besonderes Lob, daß sie in unserem Zeitalter der *Pot-pourris* und *Polonaisen* es wagte, ein ganzes Konzert eines *Clasfischen Tonsetzers* in ihr Programm aufzunehmen. 3) Das unter dieser Nummer angekündigte *Pot-pourri* für die Flöte von *Frenherrn v. Lannoy* wurde, unvor-gesehener Hindernisse wegen, durch das bekannte von *Keller* ersetzt, und durch *Hrn. Sedlaczek* trefflich ausgeführt. 4) *Gut und Besser*, ein Gedicht von *Castelli*, von *Hrn. Regisseur Küstner* meisterhaft vorgetragen. 5) Statt der *Scene* und *Kavatine* aus der Oper: *Torvaldo e Dorlicka* von *Rossini*, für Tenor mit obligater Klarinette, hörten wir *Hrn. Jäger* jene *Rossinische Arie* singen, die er, wenn wir nicht irren, in *Mayerbeer's* Oper: *Emma*, eingelegt hatte, und damahls wiederhohlen mußte. 6) Ganz neue Variationen für das Pianoforte mit Orchester-Begleitung, komponirt von *Hrn. Jos. Czerny*, und gespielt von der Konzertgeberinn. Durch diese Komposition gab *Hr. Czerny* seiner ihm so viele Ehre bringenden Schülerinn vielfache Gelegenheit, ihre Fertigkeit in Überwindung von Schwierigkeiten zu zeigen, was sie auch auf eine an *Maestrie* grenzende Weise that, und mit diesem Tonstücke die zahlreiche und gewählte Gesellschaft sehr vergnügt entließ.

Auflösung des Logogrnyphs im vorigen Blatte:  
A bel. B a bel. F a bel. G a bel. N a bel.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schich*.

Gedruckt bey *Anton Trauf*.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 11. April 1820.

44

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Tage und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. um 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Cosmologische Betrachtungen.

### Über die wahrscheinliche Dauer unsers Sonnensystemes.

Von Littrow, Direktor der k. k. Sternwarte.

(Schluß.)

Das Mittel also, welches die Natur gebraucht hat, alle Veränderungen der Durchmesser der Planetenbahnen auf das sorgfältigste zu vermeiden, und eben dadurch ihr großes Werk vor Zerrüttung, vor dem endlichen Untergang zu sichern, besteht darin, daß es in dem ganzen Systeme auch nicht zwey Planeten gibt, deren Durchmesser der Bahnen unter einander ein gemeinschaftliches Maß haben, das heißt, daß alle diese Durchmesser unter einander ein irrationales Verhältniß haben. Wenn z. B. die Entfernung des Jupiters von der Sonne zu der der Erde ein rationales Verhältniß hätte, oder wenn sich diese beyden Größen wie zwey ganze Zahlen verhielten, so würde die unmittelbare Folge davon seyn, wie sich durch Rechnung über alle Zweifel erheben läßt, daß jeder dieser zwey Planeten sich immer mehr der Sonne nähern, und endlich gänzlich in sie fallen würde. So macht, um ein umständliches Beyspiel anzuführen, Jupiter seinen Umlauf um die Sonne in  $4332\frac{1}{2}$  Tagen, Saturn aber in 10759 Tagen. Diese beyden Zahlen verhalten sich schon nahe wie 2 zu 5, und sie würden sich genau so verhalten, wenn die Umlaufszeit Jupiters um etwa 4 Wochen kürzer, oder wenn dieser Planet nur um den 224. Theil seiner Entfernung der Sonne näher käme. Dann würde bloß aus der gegenseitigen Einwirkung dieser zwey Planeten ihre Entfernung von der Sonne unaufhörlich ab- oder zunehmen, und diese beyden größten Planeten unsers Systemes würden sich selbst und die übrigen zerstören. In der That hat schon der Umstand, daß jenes Verhältniß von 2 zu 5 bey ihnen wenigstens beynahе Statt hat, sehr große, und viel beträchtlichere Störungen dieser beyden Körper zur Folge, als man bey irgend einem andern Planeten gefunden hat, und dieser Umstand hat die größten

Astronomen lange beunruhiget, bis es ihnen endlich gelungen ist, ihre Ursache zu entdecken.

Durch diese einfache Einrichtung, daß die Natur hier, wie beynah in allen ihren Werken, die sogenannten Irrationalzahlen, die sie besonders zu Lieben scheint, vorgezogen hat, durch diese geringfügige Einrichtung, wie sie uns auf den ersten Blick erscheint, hat sie den großen Zweck der Erhaltung des Ganzen zu erreichen, und ihrem Werke das Siegel der ewigen Dauer aufzudrücken gewußt. An einem so feinen Faden hängt also die Ewigkeit der Dauer unseres Planetensystemes, und so wenig kostete es der Natur, dieses schöne, harmonische Ganze vor jeder Zerstörung zu sichern. Allein die wirkliche Anwendung dieses Mittels, welches uns so klein scheint, daß man es wohl auf den ersten Blick für einen bloßen Zufall annehmen möchte, setzt eine unendliche Weisheit und Macht dessen voraus, der in den unermesslichen Räumen des Himmels jedem Planeten genau den Ort seiner Bahn vorzeichnet, der allein der ganzen Schöpfung eine immerwährende Dauer sichern kann.

Wir sehen also unter den Körpern des Himmels dieselbe Sorgfalt für ihre Erhaltung, welche wir bey den uns in der Nähe umgebenden Körpern der Erde erblicken. So wie die Natur hier mütterlich besorgt ist, mitten unter scheinbaren Zerstörungen einzelner Wesen doch immer die ganze Gattung zu erhalten, so wie sie durch die Abplattung unserer Erde an ihren Polen die Unveränderlichkeit der Rotationsachse, und durch diese das Gleichgewicht der Meere zu erhalten wußte, damit sie nicht zügellos aus ihren Gestaden treten, und die Erde zu einem Wohnsitz vernünftiger Wesen untauglich machen — eben so hat sie unter den Körpern des Himmels, aller anscheinenden Unordnungen ungeachtet, für die Erhaltung des Ganzen zu sorgen gewußt, und je näher wir die innere Werkstätte derselben, und die Gesetze, nach welchen sie wirkt, kennen lernen, desto mehr überzeugen wir uns davon, daß es von Anfang an ihre Absicht gewesen sey, ihre Schöpfung durch den Lauf aller künftigen Zeiten in ungestörter Schönheit zu erhalten, daß wenigstens in der Einrichtung der ganzen großen Maschine, und in den Gesetzen selbst, nach welchen sie sich bewegt, alles vorsichtig vermieden wurde, was in der Zukunft irgend eine für das Ganze gefährliche Folge haben konnte. Von dieser unendlichen Weisheit und Güte dürfen wir dann auch mit Recht hoffen, daß diese schöne Schöpfung auch durch keine äußere, fremde, zufällige Ursache gestört werden sollte. Hier verlassen uns Beobachtung und Rechnung, und nur der hier durch tausendfältige Erfahrungen begründete Glaube an den väterlichen Erhalter aller Wesen kann uns dafür bürgen, daß nicht in fremden Systemen vielleicht dem unsrigen ein Untergang bereitet werde, und daß nicht einst irgend ein anderer Weltkörper, dessen Daseyn uns vielleicht noch unbekannt ist, die schönen Verhältnisse, die mit mathematischer Genauigkeit und mit väterlicher Sorgfalt berechnet sind, stören, und unser System in Unordnung bringen, oder ganz zertrümmern kann.

Wenn man bedenkt, von welcher Kleinigkeit die Erhaltung des Ganzen abhängt, und daß die geringste Änderung der Entfernung eines einzigen Planeten entscheiden kann, ob das Weltsystem zur ewigen Dauer bestimmt sey, oder ob es endlich in gestaltlose Trümmer zerfallen müsse, so ist

es schwer, sich einzubilden, daß ein bloßer blinder Zufall diese Welt regiere, und diese wunderbare Harmonie aller ihrer Theile hervorgebracht hat, und noch schwerer wird es, zu begreifen, wie es unter den Astronomen selbst einen Mann, wie Lalande, geben konnte, der dieser durch nichts begründeten Meinung anhängen konnte. Denn eben in der Astronomie stößt man beynähe bey jedem Schritt auf unverkennbare Spuren der Leitung einer höhern Weisheit und Güte, und jede neue Entdeckung, die in dieser Wissenschaft gemacht wird, verkündigt uns den unendlichen Geist, der mit einem Blicke überseht, was wir auch durch die tiefsten Rechnungen nur gleichsam von ferne ahnen können, und der vor undenklichen Zeiten schon auf die Umstände Rücksicht genommen hat, die wir jetzt erst, nachdem Tausende von Jahren, und die Bemühungen der größten Männer jedes Jahrhunderts und jeder gebildeten Nation vorausgegangen sind, in seinen Werken erkennen und bewundern. Wie viele neue Wahrheiten, wie viele uns unbekannt, sehr wesentliche Rücksichten, mögen wohl noch für uns mit einem undurchdringlichen Schleyer bedeckt vor uns liegen, die der Urheber der Natur in die Ausführung seines Planes verflochten hat, und die vielleicht erst nach Jahrtausenden irgend ein glücklicher Sterblicher enthüllen wird.

Einer der geistreichsten Schriftsteller Englands, Lord Littleton, in seiner Geschichte dieses Landes, macht die auffallende, aber gegründete Bemerkung, daß unter allen Wissenschaften und Künsten keine den Geist so aufklärt, als die beyden, welche auf den ersten Blick einander gerade entgegengesetzt scheinen, die Poesie und die Astronomie. In der That sind die Musen der Dichtkunst und der Lieblingskinder der Mathematik, der Sternkunde, näher mit einander verwandt, als wohl mancher glauben sollte. Beyde beschäftigen die Seele mit den schönsten und erhabensten Gegenständen; beyde reizen die Imagination auf das angenehmste, nur jede auf ihre besondere Weise, beyde schärfen den Sinn für das Gute und Schöne, und beyde führen uns endlich an einer unsichtbaren Hand aus den gemeinen Alltäglichen Zeiten dieses Lebens, in eine höhere, edlere, bessere Welt. Ja man kann mit Recht behaupten, daß die Theorie der Sternkunde selbst die reizendste und erhabenste Poesie ist, und daß, so wie der Astronom mit innigerem Vergnügen, als mancher andere, sich an den lieblichen Dichtungen Goethe's oder Schiller's ergeht, der wahre Dichter wieder seine angenehmste Erholung in dem Studium der Sternkunde findet, wenigstens war dieß bey den großen Dichtern der Griechen und Römer der Fall, die man ohne Kenntniß der Astronomie gar nicht verstehen kann, weil sie noch von etwas mehr, als Wein und Liebe, zu singen wußten.

Wenn wir, einer innern wunderbaren Einrichtung unsers Weses wegen, überall, wo wir etwas uns selbst gefälliges, was wir bey moralischen Gegenständen Gut, und bey physischen Schön nennen, erblicken, den Grund dieses Gefallens in der Übereinstimmung der Theile unter sich zu einem Zwecke, in der Einheit, zu suchen gezwungen sind, welchen größern, höhern Gegenstand des Gefallens, der Bewunderung können wir finden, als das ganze große All, das uns nach allen Seiten gränzenlos umgibt, in welchem sich Myriaden und aber Myriaden von Körpern in vorgeschriebenen Bahnen bewegen, und in welchem endlich alle diese mannigfaltigen, so künstlich ver-

schlungenen Bewegungen bis auf ihre scheinbaren Unordnungen herab aus einem einzigen, kleinen, kurzen Gesetze genügend und vollständig erklären lassen. Oder wie sollten wir uns mit dem letztgenannten Dichter im Ernste wieder in die Zeiten zurückwünschen, wo dieß große Gesetz der Natur noch völlig unbekannt war, und wo man dafür eine Menge von andern Mitteln, deren immer eines lächerlicher als das andere war, ausfinden mußte, um diese große zusammengefezte Maschine im Gange zu erhalten. Wenn eine unserer menschlichen Maschinen so eingerichtet ist, daß an jedem seiner tausend Räderchen eine eigene Kraft, ein besonderer Mensch angestellt werden muß, um dieses Rad in Bewegung zu setzen, wie viel unvollkommener ist eine solche Maschine, als eine andere, deren Räder alle, so mannigfaltig auch ihre verschiedenen Bewegungen seyn mögen, doch nur von einer Kraft, von einem Menschen getrieben wird. Und wir sollten eine Natur, in welcher alles, das Größte wie das Kleinste, einem einzigen einfachen Gesetze folgt, nach welchem die Milchstraßen sowohl wie die Sonnenstäubchen sich in vorgeschriebenen Bahnen bewegen, eine solche Natur sollten wir wieder verlassen, oder doch sehnsuchtsvoll in jene goldnen Zeiten zurückblicken, wo Tausende von Naturgesetzen, die sich noch unter einander widersprachen, und wo Tausende von Göttern nöthig waren, um die große Maschine nur einiger Maßen in Ordnung zu erhalten.

Wo jezt nur, wie unsre Weisen sagen,  
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,  
Lenkte damahls seinen goldnen Wagen  
Helios in stiller Majestät.

Unter Iris schönem Bogen blühte  
Reizender die perlenvolle Flur;  
Prangender erschien die Morgenröthe  
In Hymereus rosigem Gewand;  
Schmelzender erklang die Flöte  
In des Hirtengottes Hand.

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,  
Holdes Blütenalter der Natur —  
Ach nur in dem Feenland der Lieder  
Lebt noch deine gold'ne Spur.  
Alle jene Blüten sind gefallen  
Vor des Nordes winterlichem Wehen,  
Einen zu bereichern unter Allen,  
Mußte diese Götterwelt vergehen.  
Traurig such ich an dem Sternenbogen,  
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,  
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,  
Ach, sie wiederhallen leer.  
Unbewußt der Freuden, die sie schenket,  
Nie entzückt durch ihre Trefflichkeit,  
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,  
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,  
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,  
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,  
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,  
Die entgötterte Natur.

Indem man mit Recht die Schönheit der Diction und den reichen Farbenschmuck dieser Darstellung eines unserer ersten Dichter bewundert, lüften wir neugierig, nachdem die liebliche Täuschung einer besonnenern Ansicht Platz gemacht hat, das magische Gewand, mit welchem er seine Götter und Göttinnen so reizend zu verhüllen wußte, um sie nun auch in ihrer wahren, ursprünglichen Schönheit zu sehen, und erblicken — eine Puppe, die selbst in jenen so hoch gepriesenen Zeiten wohl nur von Kindern geglaubt werden, wohl nur Kinder vergnügen konnte, und wir zürnen dem Dichter, der alle männlichen Gefühle verläugnend, aller ernstern Betrachtungen und Genüsse unfähig, wie ein kindisches Mädchen unter Blumen sitzt, und unwürdige Thränen um — die Spielzeuge seiner Kinderjahre vergießt. Oder sollte in der That ein Phöbus, der auf seinem Wagen ein mit Goldblättchen belegtes hölzernes Bild der Sonne, ein wohlbestallter Fuhrmann, täglich einen und denselben Weg hin und wieder schleppt; oder sollten die Horen, die, wie Theokrit sich ausdrückt, leise in seidnen Strümpfen vor jenem Wagen herlaufen; oder Iris mit ihrem Schawl, auf welchem sie den Reichthum des ganzen Farbenkastens erschöpft hat; oder Aurora, die nicht nur Morgens vor der Assemblée, was der Sitzen noch nachzusehen wäre, sondern auch Abends, wenn sie schon mit einem Fuße im Bette steht, noch nach der Schminke greift, und nicht nur ihr Gesicht, sondern auch ihre Arme und Hände bis an die Fingerspitzen roth bemahlt — sollten denn in der That alle diese Dinge schöner, oder erhabener, oder poetischer seyn, als das ewige Feuermeer, das, wenn es über uns in strahlenvoller Majestät herauswogt, die Gipfel der Berge vergoldet und die Schatten der Nacht verjagt, und Licht und Wärme, und zahllose Wohlthaten aller Art aus ihrem Füllhorn über uns ausgießt, dieß Feuermeer, in dessen goldnen Wogen unzählige Weltkörper, gleich der Erde, mit allen ihren Thronen und Herrlichkeiten, ihre mäandrischen Tänze in ewiger Harmonie verrichten, oder als das große, einfache Gesetzbuch, dem Millionen von Welten, dem Sonnensysteme und Sonnenstäubchen gehorchen, oder endlich als das himmlische, unsichtbare Band der Attraktion, welches die entferntesten Körper des Himmels mit einander verbindet, und das ganze gränzenlose Weltall gleich einer magischen Kette umschließt?

Wenigstens denkt so die sehr gebildete Dame, an welche die bekannten lieblichen Briefe über die Mehrheit der Welten gerichtet sind. — „Ich habe Ihnen nun gezeigt,“ sagt Fontenelle, der Verfasser jener Briefe, am Ende seiner angenehmen und geistreichen Unterhaltungen, „ich habe Ihnen nun gezeigt, daß nach unsern neueren Philosophen die Welt wie eine Uhr ist, in welcher alle Bewegungen geregelt sind, und in welcher alle von einer einzigen Kraft ausgehen. Ich besorge nicht, daß die Idee, welche Sie wohl sonst von dem Weltalle gehabt haben mögen, durch diese meine Darstellung sehr gelitten hat, obschon ich viele andere Leute kennen gelernt habe, die es in der That weniger schätzten, seit sie es besser kannten.“ — „Und ich,“ antwortet sie, „schätze es nur um so mehr, je besser ich es kenne. Es scheint mir eben dieses ganz besonders bewunderungswürdig, daß die Ordnung der ganzen großen Natur doch nur von einem einzigen, und von einem so einfachen Gesetze abhängt, aus welchem sich alles bis in das Kleinste

Detail herab vollkommen erklären läßt. Wenn Andere anders denken, so mag dieß daher kommen, daß die meisten Menschen in ihrem Kopfe immer eine Liebe zum Sonderbaren und Auffallenden herumtragen, welches sie oft geflissentlich in eine magische Dunkelheit einhüllen, die ihnen am Ende noch sehr verehrungswürdig scheint. Sie bewundern die Natur bloß deswegen, weil sie Ihnen als eine Art von Zauberinn erscheint, die verworrenes Zeug schafft, von dem wir und sie nichts verstehen können." — Bey solchen Leuten, und sie machen vielleicht die größte Zahl, kann man sicher darauf rechnen, daß eine Sache für sie keinen Werth hat, so bald sie dieselbe verstehen und begreifen können. Die weise Sparsamkeit, die man in den Werken der Natur überall bemerkt, wo es auf große Zwecke abgesehen ist; dieß Verfahren, mit welchem sie durch weniges so viel thut, dieses einzige, einfache Gesetz, durch welches sie alles, was sie hervorgebracht hat, auch erhält, dieß, dieß scheint mir die wahre Größe derselben zu verkündigen. Das Schönste bey irgend einem großen Plane ist die Kleinheit der Mittel, mit welchen man ihn ausführt. Aber die meisten Menschen denken über diesen Gegenstand ganz anders, und sie wollen, daß die Natur es mit ihren ewigen Werken eben so machen solle, wie sie es mit ihren kleinlichen Unternehmungen zu thun gewohnt sind; sie wollen, daß die Natur ihre Sparsamkeit in dem Zwecke, und ihre Größe dagegen in der abwechselnden Mannigfaltigkeit der Mittel zeigen solle; sie legen ihr ihre eigenen kleinlichen Absichten unter, und lassen diese durch denselben reichen Aufwand von Mitteln mühsam erreichen, mit welchem sie selbst ihr eigenes Leben unnütz für sich und andere zu verderben pflegen.

## Humoristische Wanderungen durch Wien,

### Der Standpunkt.

Ich ging muthig durch das Känthnerthor, um auf dem Glacis Experimente darüber anzustellen, ob die Rede der Wiener wahr sey, daß allda eine freyere und gesündere Luft herrsche, als in den vielen engen Gassen der Stadt, welche oft den bedeckten Wegen zu vergleichen sind, durch die ein Belagerungskorps seine Schanzen verbindet?

Ein chinesisches vierfüßiges Baldachin auf vier mit Stricken gebundenen Rädern, rollte sanftmüthig unter dem dunkeln Schwibbogen daher, weil die vier mit Schellen behängten Maulthiere denselben von Italien her zu ziehen endlich satt waren. Sie schnaubten Rache gegen ihren Betturino, und schworen ihm heimlich, mehr Hafer als Häckerling zu fressen, was ich ganz deutlich an ihrem Beißen in die Trense sehen konnte. Merkwürdig war mir die sonore Bezäumung dieses ausgearteten Königsgeschlechts der Thiere, und als ein Mensch, der nach Ursachen grübelt, fand ich endlich, daß der Italiener Recht hat, die Sitte des ihm gegenüber wohnenden Arabers nachzuahmen, welcher seinem Kamel, wenn es in der Wüste Sahara nicht mehr fort kann, ein Lied vorsingt; denn bey dessen Anhörung faßt dasselbe neuen Muth und Kräfte. Vielleicht ist es auch die Vorliebe dieser Nation zur Musik überhaupt, welche den Italiener bewegt, nicht anders als mit Kling-Klang zu fahren! Oder die engen Pässe? — Ich überlasse diese Untersuchung dem Scharfblicke eines zweyten Archenholz. „Corpo di bacco," schrie der Betturino, und seine Passagiers schauten mit ihren, in schwarzseidne Hauben versteckten Köpfen aus dem Rutschenschlag, um sich zu orientiren.

„Il Teatro!" rief er wieder ihnen zu, und zwey Damen streckten die zierlich ge-

bauten Ohren mit ihren darin hängenden goldenen Ringen etwas weiter heraus, um zu vernehmen, ob nicht etwa aus den Fenstern Rossini's „di tanti palpiti“ hervorflänge? denn etwas anderes konnte doch unmöglich nach ihrer Meinung hier aufgeführt werden! Allein, alles war still, als plötzlich der Trommelschlag die eben ablösende Wache kund that. Es war also 12 Uhr.

Ich hatte den chinesischen Baldachin, in welchem die italienischen Reisenden saßen, etwas zu aufmerksam betrachtet; dies merkte ich daraus, weil ein Schubfärner mir mit seinem Rade an meinem Fuße nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er über denselben wegzufahren nicht übel Lust hatte, wenn ich nicht so laut geschrien und den Fuß weggezogen. Vorsichtig rief er nun „Auf!“ um mich auf alle die Gefahren aufmerksam zu machen, welche einem Fußgänger bey ähnlichen Fällen in Wien begegnen können. Er fuhr weiter mit seinen auf einander gehäuften Wäschkörben, und ich hinkte ganz heldenmüthig nach, konnte mich jedoch nicht enthalten, ihm zu sagen, daß er ein anderes Mahl früher rufen sollte. Er antwortete mir bündig: „Schau der Herr auf!“ Ich steckte die Lehre ein und schwor, mich in Zukunft durch keinen chinesischen mit Mausesehn bespannten Baldachin irre leiten zu lassen, als ein Herr, der seine Augen rückwärts wandte, und einer vorbeigehenden Dame nachschrie: „Ich wünsche Ihnen alles erdenkliche Wohlergehen,“ in seinem krebsartigen Vorwärtsschreiten mit ganzer Kraft gegen mich anrennte. „Ich bitte um Verzeihung!“ erwiderte er meinem fragenden Blick und verschwand unter der Menge. Ich machte aber, daß ich hinaus vor das Thor kam, um nicht hier noch um alle meine Capacität zu kommen, die mir vorgesezten Lufteperimente anzustellen und das Resultat zum Nutzen meiner Wanderungen bekannt zu machen.

#### Noch mehr Steine des Anstoßes.

Auf der Brücke geht's in dem für Fußgänger bestimmten Wege hinaus, herein, links, rechts, unter den Armen weg, zwischen den Beinen durch, und endlich quer vorbey, wie es die Quadratur und das Längenmaß der Individuen erlaubt. Andere begegnen sich in Eile, jeder will auf derselben Seite ausweichen, und so manövriren sie bisweilen gegenüber, bis einer herzhaft durchbricht und den andern etwas krumm biegt. Einen gänzlichen Mangel an feinem Welttone aber verriethen mir drey Weiber, welche Butten trugen, und im Wiener Jargon einander erklärten, was eine Windmühle wäre, und wie die aussehen würden, welche im Marchfeld nun erbaut werden sollen? Ich klopfte hinten an der Butte und rief: „Mit Erlaubniß!“ Allein diese allzu gekünstelte Redensart paßte nicht in den eifrigen Dialog der Weiber und ich fand doch wieder kein Luftloch, mich durch die drey hölzernen, vor mir herwandelnden Schanzkörbe durchzuwängen. Die mittlere erklärte just, daß der Wind bey solchen Mühlen die Flügel dreht, als ich den Augenblick benutzte, die Butte derselben mit beyden Händen anfaßte und die erklärende Trägerinn sammt derselben umdrehte. In diesem Augenblick sagte ich: „So dreht sich ein Windmühlenflügel,“ und nun tummelte ich mich, daß ich meinen Leib durch die schmale entstandene Bresche durchschob.

Die zwey seitwärts gehenden Buttenträgerinnen merkten erst den Spas, als der Ton der Umgedrehten, welche fortgesprachen hatte, den langen Weg über ihre Butte machen mußte, und deshalb an seiner Kraft verlor. Als sie mich blauen Zaunschlüpfer oder besser Buttenschlüpfer erblickten, wollten sie just anfangen, mich ornithologisch zu classificiren, denn jede nannte einen anderen Vogel, als ich schon meinen tendo Achilinis anstrengte, und auf den Fußspitzen davon hüpfte, wie ein Ehemann, der von seiner Frau ertappt wird, im Augenblick als er mit einem andern Exemplar ihres Geschlechts eine Zwiesprache hielt.

Bin ich nun aus dem Staube! dachte ich, und drehte mein Gesicht gar nicht mehr rückwärts, denn ich hatte genug an dem, was mir zu Ohren kam.

Dicht hinter ein Paar schönen Damen hielt ich an, und ging ganz naiv meinen Schritt, als ob mir nichts geschehen wäre. Der heitere schöne Frühlingstag hatte auch sie zu ähnlichen Luft-Experimenten angefeuert, wie mich; denn sie erklärten freymüthig und unumwunden, daß hier die Luft viel reiner sey, als in der Stadt.

„Ich nehme meinen Shawl herab!“ sprach die jüngere, „es würde mir zu warm werden.“ Ihre Jugend war Bürge für die Wahrheit. Ich hatte dagegen gar nichts einzuwenden, denn ihr Nacken war ein weit größeres Meisterstück, als das caschemirische Geduldsprodukt, an dem schon alle mögliche persische und thibetanische Moguls den Transitozoll genommen haben. Ich nahm nun an ihrem weißen Halse den Transitozoll für mich mit den Augen und untersuchte immer, ob denn die Perlen nicht weiser als derselbe wären? — „Minime!“ rief ich laut in meiner Überzeugung aus. Die Damen sahen sich um, und als sie mich allein erblickten, sahen sie mich etwas bedenklich an. In meiner Überraschung wußte ich nichts anderes zu thun, als was alle Verlegene thun, denn diese fangen an zu singen, um recht unbefangen zu erscheinen. Dieß wirkte, und man ging gleichgültig weiter.

### Ein Anderer muß es büßen.

Eben wollten wir — denn ich gehörte nun schon zu den Damen, so lange bis ich noch schönere zu Gesicht bekommen würde — links in die Allee hinauf biegen, als ein Herr und eine Dame — ich ging natürlich ganz bescheiden hinten, wie ein Accessorium oder Anhängsel — uns begegneten und eine breite, galante, vornehme und trotz aller dieser Eigenschaften ganz unwizige Anrede an die Dame hielten, deren Sinn eine Gratulation zum Rahmenstage war, denn die ominösen Worte: „Wir wünschen Ihnen alles erdenkliche Wohlergehen,“ womit ein Herr unterm Thor mir den Brustknochen lädirte, machten den Schluß. Ey! ey! dachte ich, hat diese Schöne auch ihren Rahmenstag heute? Es muß verschiedene Rahmenstage heute geben, denn unmöglich kann diese Reizende so heißen, wie jene unterm Thor! Ich stand so gestellt, als beschauete ich die neu = estarpirten Wälle, und machte doch die Augen zu, um im Ohr desto mehr Kraft zu haben; denn ich weiß, daß die Blinden feiner hören.

Eben kam eine Hauptperiode, welche zu einem Synlogismus geführt hätte, denn der Herr sprach: „da wird's wohl gestern Abend brav Nachtmusiken geregnet haben!“ Diese oratorische Wendung war mir ganz neu, und als ein Tonscher ärgerte mich's, daß er die Musik dem Regen verglich, als Hydrauliker verdros mich's, daß er den Regen himmelwärts laufen ließ, wie doch Töne thun. Doch ich vernahm plötzlich ganz bekannte Sprachwerkzeuge in höchster Thätigkeit, und verstand zu meinem Heil die Worte: „die Windmühlenflügel drehen sich alles in der Höhet!“ Alle Wetter! die Jargonsparlamentsrednerinnen, die Buttenträgerinnen waren mir schon ganz nahe auf den Leib gekommen! Zu meinem Heile waren sie schwer zu Fuße, denn jede hatte einen Mehen Äpfel zu tragen. Ich besann mich nicht lange, und verließ meine schöne Rahmenstags- und Perlentträgerinn, denn ich avancirte einige 40 Schritte aufwärts, wo ich aber, ein zweyter Fabius Cunctator, wieder stehen blieb.

Was geschah? Der dicke Herr besaß wenig dialektische Kunst, und ward nicht fertig mit seinen Perioden. Die Buttenweiber waren durch die Stehenden im Gehen gehindert, und aus Rachsucht brauchte die Gefränkte das Vergeltungsrecht, faste den dicken Herrn und drehete ihn, so wie ich sie gedreht hatte, mit den Worten: „So dreht sich ein Windmühlenflügel!“ Der brave dicke Herr, der eben kein Windmühlenflügel war, und deshalb die Worte nicht passend fand, ergriff die beste Parthie und bath um Verzeihung, küßte den Damen die Hand und empfahl sich. Doch nun fing er an seinen Kaputrock mit den Händen, da wo er war angegriffen worden, fein abzustauben und mit dem Taschentuch zu schlagen, so wie Jonas den seinigen ungefähr mag abgepußt haben, als er dem Bauche des Hayfisches ent schlüpft war.

Meine Dame mit ihrem etwas älteren Ebenbilde trat nun herauf in die Allee, und man sah es ganz deutlich, wie der Anblick vieler schöner Frauen und Männer ihr schon den Triumph zusicherte, den sie vor allen hier haben würde. Das Auge funkelte, ein Spiegel der Außen- und Innen- Welt. Man sah an dem raschen Umherschauen derselben, daß sie eine Königin zu herrschen gewohnt war. Deshalb bin ich keiner der Lehten, der ihr als ein guter Unterthan den Eid der Treue schwört, und thue dieß also lieber gleich hier auf dem Glacis — doch ganz heimlich.



## Die Schöne.

Ich beschreibe die Herrscherin und schaue in den Brand ihrer Augen, und sollte ich auch das Schicksal derer theilen, welche nach langem Schauen in die Sonne, nun das flimmernde Bild oft Tage lang vor ihren Augen haben. — Sie trug sich nach einer Mode, welche so eben nur für sie ganz allein erfunden seyn mußte, denn alles paßte an ihr so, wie die knappen grünen Blätter, durch die eine Rosenknospe bricht. Auch müssen in der That die Zauberer, welche die Schönsten der Welt zu bekleiden haben, nur von diesen Blättern den Schnitt entlehnt haben, der bey manchen auslaufenden Spitzen des Halskragens oder des Busenleibchens sichtbar ist. Wäre mir's vergönnt, ich würde durch ein daneben gehaltenes solches Blatt die Ähnlichkeit und meine Behauptung so beweisen, daß alle Zweifel zum Heil der Menschheit auf einmahl gelöst wären. Das Kleid war von gefraustem Krepp. Dieß ist eine Erfindung der Spinnen, welche ganz ähnliche Netze machen, um Fliegen darin zu fangen. So zart diese Fäden nun sind, fast unsichtbar, so können sie doch damit eine starke flatterhafte Fliege so umwickeln, daß sie gar nicht mehr loszukommen im Stande ist. Auch ich verwickelte mich gewiß leicht in ein so zartes Netz, durch welches man doch den blauen Himmel lange nicht so gut schauen kann — als durch das von der Spinne gewebte Meisterstück — sondern ihn errathen muß. Am Oberarm ward mir folgendes merkwürdig: Ich sah nämlich an einer Stelle, die ungefähr so lang als eine Meanderraupe mir vorkam, daß die Seide, womit der Krepp genäht war, mehr sichtbar hervortrat, und wollte schon allerhand Folgerungen gegen die Dichtigkeit des Fabrikats ziehen, als mir plötzlich zwey Hypothesen einfielen; denn ich dachte: entweder ist hier der Krepp zu dünn gewebt, oder der Arm ist viel runder. Schnell entschied ich mich für die letztere Meinung, weil mir einfiel, daß Wiener Fabrikanten nichts Schlechtes zu machen, noch weniger Wiener Puhmacher Schlechtes zu verarbeiten pflegen. Dieß beweiset einer Seits der pastechische Hornbostel, in seinen, dem polytechnischen Institute vorgelegten Proben. Was die Puhändler betrifft, so ließe sich gleichfalls der Beweis führen, wenn es ohne bescheidenes Schamrothwerden des Inhabers der Puhandlung „zu den drey Grazien“ nur abgethan werden könnte.

Ich flattere zurück zum Krepp! — Es war daran nichts Läßt, nichts in Unordnung, sondern man sah nur den sanften Zwang, in welchem die Kunst der schönen Natur unterliegen mußte.

Vom Busentuch würde ich sagen: es glich einem Schiff mit vollen Segeln, wenn es nicht schon Ossian gesagt hätte. Ich ziehe daher vor zu sagen, es war mit gar nichts in der Welt zu vergleichen. — Doch! — mit zwey neben einander blühenden Hortensien. Die Spitzen des Arms schlossen sich an die Besitzerin aller Geschicklichkeit und Geberinn aller Zärtlichkeit an, so fest wie die Plumenguirlanden, womit Amor im Ballet immer gefesselt erscheint, weil diese ihn doch nicht hindern werden, sich los zu machen und frey zu agiren.

Einige Ringe an ihren Fingern kamen mir vor, wie die unauflösbaren Räthsel, womit zauberische Feen immer die überlästigen Freyer peinigen und abhalten, bis der rechte kommt, dem eine Vertraute hülfreich und heimlich den Schlüssel zur Auflösung gibt.

Die Augen glichen ganz einem tiefen Brunnen, in dem man hinabgebückt, sein Bild schaut und ringsum den Himmel, mit allen darin schwimmenden Sternen. Wer lang hinein zu schauen Erlaubniß hat, kann sich winken, zunicken, Küsse zuwerfen, lächeln und vieles andere, und er wird sehen, daß ihm das Alles aus der Tiefe erwidert wird.

Die Lippen vergleiche ich der Gluth der Sonnenstrahlen, welche uns auch nur auf der Erde erwärmen, aber nicht im Himmel, wie Aerostaten beweisen, drum soll man noch bey Zeiten küssen. Aber auch ihre Wellenkrümmung gleicht ganz dem Bogen der Diana, welchen sie an dem Tage trug, als ihr Endymion begegnete. Ferner gleichen sie den *pili causis*, weil diese kein Sterblicher in ihrem Einkommen verkürzen kann. Ferner nenne ich sie die Einladung zu einem Menuett, welcher letztere früher von einem Freunde des Scherzes eine feyerliche und innige Annäherung beyder Geschlechter ge-

Zu No. 44.

nannt wurde. Ferner vergleiche ich sie einem wüthigen Biefel, dessen Anfang, Mitte und Ende man gleich bewundern muß. Endlich der Weltweisheit, denn je tiefer man sie studiert, je mehr man sie begehrt. Nun verriethen sie aber auch noch — dieß ist das letzte Gleichniß — einen solchen Zug, daß ich sie dem Knaut der Ariadne vergleichen muß, denn durch ihre Hülfe würde man sich aus jedem Labyrinth herausfinden, selbst aus dem der Liebe.

Was soll ich nun aber von der Nase, den Wangen sagen? Sie standen in einer solchen Harmonie zu einander, als keine Musik der Welt. Selbst Hr. de Pradt, der in aller Harmonie bisher Dissonanzen zu finden wußte, würde verlegen gewesen seyn, dieser Theile Schönheit zu bemängeln. Ja, die Nase war ein herrliches Promontorium, das schönste Cap de honne espérance, um bald zu dem Inbegriff alles Schönen, den Lippen und Wangen zu gelangen — für das sich daran labende Auge.

Die Stirn war der heitere Himmel, der nur durch Morgen- und Abendröthenstreifen getrübt ward, welche den hellsten Tag erwarten ließen. Ich schweige vom Hals, ich schweige von den Haaren, weil ich nicht sagen mag, daß der erste für das sanfte Joch der Liebe gebeugt schien, noch daß die letzteren mit Kastanien gefärbt seyn mußten, erzeugt von solchen Bäumen, welche ihre Wurzeln auf dem Lager eines Goldbergs eingegraben hatten — und gehe deshalb zur Bewegung über.

Sie schwebte dahin mit einer Grazie, welche nur aus dem frohen Bewußtseyn der Schönheit und dem ungestörten Besitze derselben entstehen kann; denn der Fußboden schien sich für sie nirgends zu ebnen, zu erhöhen und zu vertiefen. Bey jedem Schritt ruhte die ganze Gestalt auf dem vorwärts schwebenden Fuße, als ob er seinen Wett-eifer, die schöne Bürde vom anderen aufzunehmen, bescheiden verbergen müsse. Die Bewegung der Arme war die einer Königin, welche mit Fingerwinken tausend Arme bewegt und die ihrigen nur für den Geliebten schont. Glaubt Ihr dieß nicht, verehrte Leser? Gehet hinaus und sehet sie! den Leserinnen wird dieß alles ohnehin nicht unwahrscheinlich vorkommen, denn wer ein Stern am Himmel ist, soll er nicht an Astro-nomen glauben?

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz-Nachrichten.

(Fortsetzung.)

München.

Am 13. März das neunte abonnierte Konzert. Es ward mit der Ouverture aus E zur Oper: Cyrus und Astyages, von Hrn. v. Mosel, eröffnet. Fürwahr ein neuer Stern am östlichen Kunsthorizonte, dessen glänzender Schimmer bisher noch nicht zu uns gedrungen war. Die feyerliche Einleitung, an welche sich das Allegro in verwandtem, gleich besonnenem Style anschließt, stimmt das Gemüth zu großen, ernsten Erwartungen, und steht mit jenem würdig einem Heldenstücke voran. Hr. v. Mosel gab uns hier kein bloßes Aggregat von Ideen, er wußte sie mit strenger Konsequenz durch herrliche Mittelsätze und Verbindungen an einander zu reihen, und so verbunden zur geschlossenen Einheit, breit und originell durchzuführen. Er hat die Instrumente alle in voller Gewalt und verstand sie in schöner, wirksamer Bewegung zu erhalten, damit jedes das Seinige thue, bis alle zuletzt zur kühneren Masse zusammenströmen und mit gewaltigem Schluß das Ganze zu Ende führen. Es ist eine gediegene Arbeit diese Ouverture, darin sich Hr. v. Mosel als ein tüchtiger Künstler bewährt hat. Die Ausführung von Seiten des k. Orchesters gelang vollkommen, Hr. v. Mosel selbst mußte dieß bezeugen, hätte er sie mit anhören können.

Hr. Schott gab in seinem Klarinet-Konzerte manchen schönen Beweis der Bär-mannischen Schule, vorzüglich im Adagio, darin sein Vortrag am meisten entsprach; doch fehlt ihm der zartere Ton des Meisters, auch wollte die Monotonie seiner Passagen im Allegro, ein ewiges Auf- und Abwogen der Töne, kein rechtz Glück machen.

Hr. Rubini sang eine Arie von Radicati mit großem Beyfalle, dessen er sich, seiner ungemein zarten Stimme wegen, durch die Leichtigkeit seiner Modulationen, womit er einen rührenden Ausdruck zu verbinden weiß, stets zu erfreuen haben wird.

Hr. Moscheles erhöhte die Freude dieses Abends. Wir hatten ihn schon am Sonnabende zuvor in einem kleinen Konzerte auf dem neuen Museums-Saale gehört. In seinem Sertette, seinen beliebten Variationen über den Alexander-Marsch, in einer Kaprice mit Violoncell-Begleitung und in seinen freyen Phantasien über ein gegebenes Thema, gab er uns den ganzen Umfang seines Genies zu erkennen. Das Sertett ist meisterhaft gearbeitet, die Mannigfaltigkeit in der Bewegung der übrigen Instrumente mit der Hauptstimme ungemein zart, gefällig und wirksam verflochten. Er selbst als Virtuos einzig, unübertroffen. In der schwierigen Kaprice begleitete ihn Hr. Philipp Moralt auf dem Violoncelle wahrhaft con Amore.

Von nicht minder ausgezeichnetem Werthe waren die Produktionen des Hrn. Moscheles im Konzerte am 13. Seine Variationen über ein beliebtes Volkslied waren von ganz eigenem Style. In seinen freyen Phantasien am Schlusse der zweyten Abtheilung zeigte sich wieder Alles neu und originell, als hörte man ihn zum ersten Mahle. Neue Modulationen und Ligaturen, neue Weisen im Vortrage mit neuen Schwierigkeiten und unbegreiflicher Leichtigkeit, Stärke, Reinheit und Präcision ausgeführt. Hr. Moscheles wurde mit dem lautesten Beyfalle belohnt.

Hr. Molque spielte ein Violin-Konzert aus D-moll von Spohr. Spohr's Kompositionen für die Violine gehören unstreitig zu den besten. Sie sind ein für sich bestehendes Ganzes, planmäßig angelegt und durchgeführt, aber zugleich auch dem Umfange, der Kraft und Wirkung des Instrumentes vollkommen angemessen. Mittelgedanken, Solo und Ritornelle, alles ist darin zur Einheit verknüpft, keines ist für sich da, sondern Alles zugleich nothwendig zu einem geschlossenen Ganzen. Heut zu Tage machen es sich viele unserer Virtuosen bequemer. Was sie zu leisten vermögen, das wird zuerst von ihnen selbst in Passagen gebracht und dann, wohl auch von einem Andern, mit Nebengedanken und Tutti so ausstaffirt, daß es einem Ganzen ähnlich sehen soll. Da will es nun aber oft nicht recht zusammenpassen. Wir müssen es daher vor Allem an Hrn. Molque rühmen, daß er sich zunächst an Spohr's treffliche Kompositionen hält.

Die darin vorkommenden Schwierigkeiten überwand er mit spielender Leichtigkeit. Aber auch in dem einfachen Satze müssen wir Molque's breitem Vortrag, wodurch er mit Vermeidung abgenühter Tetraden und barocker Schnörkel durchaus mehr Gefühl, als Bewunderung zu erregen sucht, als ein ausgezeichnetes Verdienst seines Spieles rühmen.

Mlle. Mehger sang eine Arie von Rossini. Wir freuen uns hier der guten Gelegenheit, einmahl etwas Ausführlicheres über diese, in jeder Hinsicht ausgezeichnete Sängerin sagen zu können. — Die Natur hat an Mlle. Mehger Alles gethan, um sie zu einer Sängerin zu bilden, wie wir nur wenige haben. Frühzeitig nahm sie der k. Kapellmeister Ritter von Winter in Pflege und Unterricht, unter dessen Leitung sie bald so ausgezeichnete Fortschritte machte, daß sie zu großen Erwartungen Anlaß gab, und Winter schon, als sie in München kaum eine Probe ihrer Geschicklichkeit abgelegt hatte, mit ihr eine Kunstreise nach Italien unternahm. In Mayland trat sie zuerst mit großem Beyfalle auf, doch in Genua stieg ihr Ruhm auf die höchste Stufe. Schwerlich dürfte je eine deutsche Sängerin in Italien so viel Glück gemacht, so ausgezeichnete Ehren genossen haben, als Mlle. Klara Mehger\*).

Seit jener Zeit ist nun Mlle. Mehger in unserer Mitte, und die Lust der deutschen Oper und des Konzertes. Ihre Stimme umfaßt über zwey volle Oktaven (vom tiefen G bis in's hohe C). Doch nicht in diesem Umfange liegt der wesentliche Vorzug; es ist vielmehr ihr Ton und dessen ganz eigenes Metall, was sie vor den meisten Sängern auszeichnet. Eine unbeschreibliche Leichtigkeit des Vortrages, der zwischen edler Einfachheit und geschmackvoller Nuancirung, ohne Überladung der Töne, ein glückliches Mittel hält; der reinst, sicherste Anklang aller Töne, der zarte Übergang aus ihrer sonoren Tiefe bis zur höchsten Höhe bey durchaus vollem, rundem Klange der

\*) Nicht mehreren deutschen Sängern, welche früher in Italien ausgezeichnet wurden, hatte vorzüglich Mlle. Häfer sich außerordentliche Ehrenbezeugungen in Rom und Neapel zu erfreuen.

Stimme, die Deutlichkeit der Deklamation, die richtige Betonung jeder Sylbe, das Alles sind die Früchte des Unterrichts und ihres eigenen Fleißes. So dringt sie stets im rührendsten Ausdrucke der Empfindung tief in die Seele ein, und kein Herz vermag diesem Zauber zu widerstehen.

Den Schluß des Ganzen machte Hrn. Moschels ländliche Ouverture. Ein erfreuliches Tongebilde, darin das Muntere mit dem Besonnenen, das Zarte mit dem Großen und Kräftigen in glänzenden Gegensätzen meisterhaft durchgeführt ist.

(Der Schluß folgt.)

### Schauspiel.

Leopoldstädter Theater, den 5. d. zum ersten Mal: Die Günst der Kleinen, oder: Die Hintertreppe. Lustspiel in einem Aufzuge, dem Französischen nachgebildet, von Ferdinand Rosenau. Die Anlage ist nicht neu, vielmehr als untergeordneter Theil größerer Gemälde oft genug vorgekommen. Ein junger Mensch nämlich, der um eine Stelle sich bewirbt, kann durch die Dienerschaft nicht bis zu dem Herrn des Hauses gelangen. Raschere Bewegung und sinnreiche Ausführung hätte jedoch diesen Stoff interessant machen können. Unglücklicher Weise hat aber der hier auftretende Barbier, der dem Bittsteller Mittel und Wege zeigt, die Eigennütigen zu gewinnen, eine dem Charakter des Ganzen völlig widersprechende Gestalt und erscheint als eine höchst langweilige Episode. Ein Modenhut, den der Bewerber dem Kammermädchen verehrt, und der Eindruck, den seine Geliebte, für deren Bruder er ausgegeben wird, auf den Sekretär macht, sichern ihm endlich den gewünschten Posten zu. Plötzlich werden dem Grafen die Augen geöffnet, der Sekretär verliert den Dienst, und der Sollicitant tritt an seine Stelle, weil das ihm zugesagte Amt bereits vergeben war. Diese Entwicklung, deren Züge nicht ungeschickt entworfen sind, hätte besonders mit größerer Sorgfalt behandelt werden müssen. Aber auch die Darstellung erfordert mehr Leichtigkeit, ein behenderes Zusammenwirken, und die Lakaien-Charakteristik müßte weniger in dem gewöhnlichen Licht einer grossen Theatermanier gehalten seyn, wiewohl nicht in Abrede zu stellen ist, daß auf einige Rollen vorzüglicher Fleiß verwendet wurde, ein Verdienst, das auch dem Nachbilder, mit Berücksichtigung mancher schwierigen Umstände, zugestanden werden muß.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Acacia nigricans*. Aus Neuholland.

*Buttneria cordata*. Herzblättrige Buttnerie. Aus Peru.

*Clerodendrum viscosum*. Klebriger Loosbaum. Aus Ostindien.

*Euphorbia veneta*. Venetianische Wolfsmilch. Vom Venetianischen, am Meeresstrande.

*Justicia assurgens*. Aufsteigende Justice. Von Jamaika.

*Kookia punctata*. Punktirte Kookie. Aus China.

*Ornithogalum caudatum*. Geschwänzter Bogelmilch. Vom Kap.

*Solandra grandiflora*. Großblumige Solandre. Auf den höchsten Bäumen von Jamaika.

*Tacaena reflexa*. Zurückgebogener Drachenbaum. Von der St. Morigininsel.

*Hippomane Mancinella*. Gemeiner Manchineellenbaum.

*Magnolia obovata*. Rother Magnolie. Aus Japan und China.

### Berichtigung.

Im vorigen Blatte S. 347 soll es heißen: statt Schluß, die Fortsetzung.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 13. April 1820.

45

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Mein eigener kleiner Roman.

Post nubila Phoebus.

Ob schon ich, durch die Gunst eines mächtigen Paten, noch in der Wiege Dragoner-Lieutenant geworden war, so ließ man mich doch, aus Vorsorge für mein Seelenheil, durch einen sehr ehrlichen Kandidaten der Theologie erziehen, der sich mit mir außerordentlich viel Mühe gab, und mit seinem pädagogischen Werke vollkommen zufrieden war. Doch meinem Gönner, der auch mein Regiments-Inhaber war, gefiel, wie er sagte, der Zuschnitt nicht, welchen ich bekommen hatte. Er betheuerte, mein Hofmeister sey gänzlich unfähig einen Dragoner-Lieutenant zu erziehen; denn ich würde eher die Seelen meiner Kameraden von der ewigen Finsterniß retten, als die Ehre des Vaterlandes mit dem Säbel in der Faust vertheidigen.

Auch meine Kameraden, die, bey sehr geringen und mittelmäßigen Verdiensten, doch eine gewisse Zuversicht im Benehmen zeigten, welche mir mangelte, erklärten mir, daß ich zwar wie ein Student aussähe, dem der Professor ein eminentes Zeugniß gegeben habe, aber doch eine ziemlich alberne Figur von Dragoner-Lieutenant vorstelle.

Ich suchte mich also, so viel als thunlich war, der Korporation anzupassen, und that was Andere thaten. Ich verrichtete den Regimentsdienst, ritt spazieren, und besuchte eine Art von Kasino, wo man Zeitungen las, Billard oder Karten spielte, und von Liebchaften schwatzte. Daß ich von so wichtigen Ereignissen im menschlichen Leben nichts zu erzählen wußte, und oft mißbilligend bey gefeyerten Siegen der Andern schwieg, nahm man übel, oder lachte darüber. Ich machte also den Vorsatz, mich sobald als möglich auf eine anständige Art zu verlieben, und durch den Werth der Erwählten meinen eigenen Werth zu erweisen.

Ich hatte mit einem Officier, der nur um wenige Jahre älter als ich, und Lieutenant bey einem Infanterie-Regimente war, Freundschaft gestiftet, weil er sich allenthalben an mich drängte, und einen großen Werth auf

meine Zuneigung zu sehen schien. Er nannte sich Stelle, war ein feiner, zierlicher Mensch, welcher gut zu sprechen wußte, und sich, wenn er die Thorwache hielt, ein Toilettkästchen mit Gerüchen, eine Flöte und einen Roman nachtragen ließ. Dieser Stelle unterhielt mich oft mit Schilderungen einer überaus reizenden Koufine, die unter dem Drucke eines tyrannischen Vaters und den bösen Launen einer alten Tante nach Erlösung schmachte. Da es mir schien, daß solche Verhältnisse mehr in Romanen als im wirklichen Leben anzutreffen wären, so glaubte ich von allem nur die Hälfte, und hatte von den Verdiensten einer hübschen Tochter, welche der Vater streng behandelte, nicht die günstigste Meinung.

Indessen lernte ich Albertinen, die gepriesene Koufine, selbst kennen, und fand sie zwar sehr schön, aber auch eben so abenteuerlich; denn sie hatte einen gewissen idealischen Puz, welcher wie alte und neue Welt zusammen gestellt war, und ihr das Ansehen einer Heldinn gab, die der spekulirende Verleger auf den Titeltupfer eines Romans stehen läßt. Dabey hatte sie ein süßes, gefälliges, fast demüthiges Betragen, welches nicht geeignet war, die Unbescheidenen meines Geschlechtes von ihr entfernt zu halten, und den Vater sehr beunruhigte. Ich glaubte also, aus Liebe zur guten Sache, oft als ihr Bertheidiger auftreten zu müssen, wenn sie nicht im Stande war, unbescheidene Anmaßungen zurechtzuweisen.

Stelle lächelte darüber halb wohlgefällig und halb böshaft, lobte mein echt ritterliches Benehmen, und indem er von der rührendsten Dankbarkeit der schönen Koufine sprach, beredete er mich, täglich an ihrem Fenster vorüber zu gehen, wo sie sich immer zur gleichen Stunde sehen ließ, um mir einen freundlichen Gruß zu schicken. Ein ungünstiges Wetter hatte mich einige Tage verhindert, meinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen, als ich einen Brief von Albertinen erhielt, mit dem überraschenden Inhalte:

„Um Gottes willen retten Sie mich, wenn Ihnen mein Leben lieb ist! Nur eilige Flucht kann mich vor der Grausamkeit meines Vaters schützen. Es erwartet sie Abends unter ihrem Fenster die unglückliche Albertine.“

Ich war wie vom Blitze getroffen, und hätte sehr viel in dem Augenblicke darum gegeben, wenn mir Albertine weniger Vertrauen geschenkt hätte, denn es schien mir ganz klar, daß sie mich liebe, daß diese Neigung zu mir ihre Lage unerträglich mache, daß sie mich auffordere, mein Schicksal mit dem ihren zu vereinen.

Da dieß ganz und gar nicht in dem Kreise meiner Wünsche lag, so war mir die Vorstellung der Nothwendigkeit, sie gerade jetzt, in ihrer verzweifelnden Gemüthsstimmung, von meinen wahren Empfindungen verständigen zu müssen, sehr peinlich, und ich fürchtete das Übel dadurch zu vergrößern. Doch konnte ich ihr zu dem leichtsinnigen Schritte eben so wenig die Hand biethen, denn obschon sie wirklich an meiner Eitelkeit einen Advokaten gefunden hatte, so war er doch nicht beredt genug, die Vorstellungen der gesunden Vernunft zu entkräften. Ich beschloß also ihr unbeschränktes Zutrauen in so fern zu rechtfertigen, daß ich sie mit der Miene eines zärtlichen Freundes an Kindespflicht und Ehre erinnern wollte, und ging, indem ich mich glücklich pries, eine Irrende, die mir doch einiger Maßen lieb war, auf den

rechten Weg zurückzuführen, mit großem Enthusiasmus auf meinen Posten unter Albertinens Fenster.

Ich stand eine lange Weile, als ich die alte Magd, welche mir zuvor Albertinens Brief gebracht hatte, jetzt aber mir viel größer vorkam, und viel leichter aufzutreten schien, als es sonst ihre Gewohnheit war, aus dem Hause gehen sah. Ich rufte sie leise, sie winkte mir zu bleiben, und deutete auf das Fenster. So stand ich denn erwartend, und sah unverwandt hinaus, wo ich Licht, aber nichts von Albertinen erblickte.

Im beständigen Überlegen, was ich ihr Gründliches, mit der nöthigen Schonung, vorstellen wollte, vergingen, ohne daß ich's merkte, einige Stunden, und wahrscheinlich wäre ich noch viel länger auf meinem Posten gestanden, wenn nicht mein Rittmeister vorüber gegangen wäre, der mich für einen begünstigten Liebhaber hielt, und mir vertraulich zuflüsterte, der Vater sey zu Hause, und an kein Rendezvous zu denken. Ich wollte fort, bemerkte aber, daß meine Füße Wurzel gefaßt hatten, denn der nächtliche Frost hatte die von der Frühlingssonne erweichte Erde wieder fest gemacht, und mich durch mein unbewegliches langes Stehen an den Boden geheftet. Obschon ich mich sehr unbehaglich fühlte, so wollte sich der Rittmeister doch darüber todtlachen, und begleitete mich, unter Ausbrüchen seines lustigen Humors, nach Hause, wo ich mich meiner übelsten Laune überließ, und erst durch die Vorstellung ruhiger wurde, daß Albertine wohl indessen selbst auf vernünftigeren Gedanken gekommen sey.

Nach Mitternacht weckte mich ein gewaltiges Pochen an meiner Thüre. Es war Albertinens Vater, welcher in einiger Begleitung alle Winkel meiner Wohnung durchsuchte, und mit Hefigkeit Albertinen forderte. Ich war so überrascht, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, und mochte wohl wie ein Schuldiger ausgesehen haben, weil der Zorn des Alten mit jeder Minute wuchs, und die Worte: „Mädchenräuber, Verführer,“ unsanft in meine Ohren donnerten.

Der Gedanke, daß Albertine doch wirklich ihren verzweifelten Entschluß ausgeführt, und ohne Unterstützung, ohne Hülfe, vielleicht gar in den Fluthen geendet haben könne, marterte mich unaussprechlich, und machte mir Vorwürfe, die ich gar nicht verdiente.

Des andern Morgens erzählten mir geschäftige Freunde die Neuigkeiten der Stadt: ich hätte mit Albertinen schon lange ohne Wissen und Willen des Vaters Umgang gehabt, sey mit ihr im heimlichen Briefwechsel gestanden, sie wäre endlich auf mein Begehren, weil sie der Vater zu einer Heirath zwingen wollte, in den Kleidern der Magd entwichen, während ich, ihre Flucht zu decken, als Schildwache bey ihrem Hause angefroren sey. Das Lächerliche verdroß mich weit mehr als das Tragische bey der Sache. Von meinem Unmuth beherrscht, hielt ich es für's Beste, mich mit der ganzen Welt zu schlagen, und schickte eiligst an Albertinens Vater und an meinen Rittmeister Ausforderungen auf Pistolen, weil ich beyde für die Urheber des mit Wahrheit und Lüge vermischten Stadtgespräches hielt.

Alein mein Oberster verordnete mir einen heilsamen Zimmerarrest, welcher jedoch nicht lange dauerte, weil es sich zeigte, daß Stelle mit Albertinen entlaufen, und ich mit dem besten Willen, das Gegentheil zu bewir-

Fen, unschuldiger Weise zum Deckmantel ihrer leichtfertigen Schritte dienen mußte.

Nachdem mir Albertinens Vater eine förmliche Ehrenerklärung gemacht, und mein Rittmeister eine jovialische Zurechtweisung mit der Mahnung gegeben hatte: ja künftig kein Mädchen ohne seinen Beystand bekehren zu wollen, nahm ich mir ernstlich vor, mich vor allen, besonders aber vor den sehr stillen, sanften Mädchen zu hüten. Doch meine Ältern, welche die Nachricht meiner Unfälle auf verschiedene Art modificirt empfingen, verlangten, daß ich mich zur Vermeidung fernerer Romane, um eine vernünftige, reiche Braut bewerbe, weil der Ehestand zu einem gesezten Gemüthe verhelpe, und Geld die Stütze aller menschlichen Zufriedenheit sey. Sie riethen mir daher, mich an eine Dame zu wenden, die eine Jugendfreundinn meiner Mutter war, im großen Ansehen lebte, und sich vortreflich darauf verstand, Andern eine Reputation zu geben oder zu nehmen. Diese kluge Dame versicherte mich bald, sie habe, aus Liebe zu meiner Mutter, schon das Beste für mich gethan, und meine Eigenschaften in das gehörige Licht gesetzt, indem sie mich mit einem Empfehlungsschreiben an die Frau von Walding versah, welche im Rufe eines großen Vermögens stand, und eine schöne, wohl erzogene Tochter aus der Pension nach Hause genommen hatte.

Ob ich gleich nur als ein gehorsamer Sohn heirathen wollte, so kam es doch ganz anders, denn Louise war wirklich ein Engel, und ich zu fromm, als daß ich ein so himmlisches Wesen nicht hätte anbethen sollen. Ihre Anmuth, in der eine gewisse Würde lag, übte über mich eine unaussprechliche Gewalt. Ich kam mir besser und vernünftiger vor, seit ich sie liebte, und schätzte das Vortrefliche noch höher, weil ich es in ihren Eigenschaften sah. Allein ich fühlte mich nicht glücklich, weil ich mich nicht zu hoffen unterstand, daß ich wieder geliebt werde.

Vergebens verriethen sich meine Empfindungen in den kleinen Diensten, zu denen der Umgang mit Frauenzimmern verpflichtet. Zeichnete ich Stickmuster, so flossen die Vergiftmeinnicht unbestellt auf das Papier; sang ich in einem Duetto die Parthie des Amorofo, so erstickte ein mächtiges Herzklopfen meine Stimme, und mußte ich einen Gesellschaftstanz mitmachen, so verwirrte ich die Quadrille, wenn mir Louise die Hand reichte. Sie aber schien in einer frommen Unbefangenheit, in immer gleicher, stiller Heiterkeit nichts von meinem innern Glende zu ahnen, obschon ihr ganzes Wesen täglich mehr an einem gewissen seelenvollen Ausdruck gewann, der sie außerordentlich verschönerte.

Frau von Walding hingegen war gegen mein ehrfurchtvolles Betragen sehr erkenntlich, gefällig und zuvorkommend, und da ich voraussetzte, mein Anliegen sey in dem erwähnten Empfehlungsschreiben schon vorgetragen worden, so bemühte ich mich nicht in Gegenwart der Mutter, welche mich zu begünstigen schien, die Seufzer und Exclamationen einer unglücklichen Leidenschaft, welche die Tochter eingestößt hatte, zu unterdrücken, weil ich in einer gütigen Mutter doch die beste Fürsprecherinn zu finden glaubte.

Allein wie erstaunte ich, als ich das allungeschickteste Mißverständnis bemerkte, welches meine Albernheit veranlaßt hatte. Frau von Walding war Witwe, mochte in ihrer Jugend sehr schön, und gewohnt gewesen seyn,



sich veröhren zu lassen, hielt sich noch für reizend, und für reich genug um geliebt und begehrt zu werden, glaubte selbst der Gegenstand meiner Wünsche zu seyn, und war nicht abgeneigt, mich mit ihrer Hand zu beglücken.

(Der Schluß folgt.)

## Humoristische Wanderungen durch Wien.

(Fortsetzung.)

### En Parade.

Die Männer, wie sie vorüber gingen, fanden dieß von mir Gesagte ganz wahr; denn kaum traten sie in den Strahlenkreis der schönen Augen — und bey manchen reichte derselbe doch wegen noch nicht eingetretener oder affectirter Kurzsichtigkeit ziemlich weit — so begannen die meisten schon während dem Gehen ihre Toilette zu machen. Dieß will figurlich oder besser wörtlich heißen: sie falteten den Mantel anders, oder sie knöpften noch einen Knopf am Frack zu, oder sie arrondirten die Schleife des Halstuchs, oder sie setzten den Hut anders, oder sie gingen mehr auswärts, oder sie fingen an französisch zu sprechen, oder sie begannen ein ästhetisches Gespräch, oder sie sagten, daß drey Pferde in ihrem Stalle krank wären, oder sie zupften an der goldenen Uhrkette, oder — was mehr als alles — sie legten ihr Gesicht in die gehörigen Schönheitsfalten. Welch ein Strom, welch eine Ode von „Odern?“ hör' ich rufen. Wollt ihr noch mehr, verehrte Geschlechtskameraden, so frage ich die Frauen, welche in diesem Punkte einen noch schärferen Blick haben, als Männer. Dann wird jede Bewegung gemustert, welche als ein Produkt jugendlicher Verlegenheit oder männlicher Koketterie erkannt wird; denn eben so leicht ist hier dieselbe von der Natur zu unterscheiden, als Schminke von wahrer Schönheit. Jedoch, da Jeder weiß, daß er nicht zu diesen gehört, sondern nur viele Andere, so wird es auch den meisten Männern nicht unzeitig vorkommen, wenn solche poetische Narrheiten besprochen werden.

In einer Weltstadt, wie Wien, wo ohnehin die Blüthe der Männer unter dem Schwerte des Mars gefährt wurde, und wo es so viele Vorbilder männlicher Schönheit und Charakterstärke in allen Ständen gibt, als Nachäffer männlicher Schwachheiten, da mag solch eine lustige Musterkarte schon an Ort und Stelle seyn! Auch gehört im Grunde mehr Selbsterkenntniß dazu, sich der Schwachheiten schuldig zu bekennen, als von allen frey zu sprechen!

Unsere — nein, meine Dame that nur wenige Schritte in der Allee, als schon mehrere Damen sie so anhaltend und fest fixirten, daß nur das Bewußtseyn ihrer Schönheit dazu gehörte, um die mustersenden Blicke zu ertragen — ohne Schamröthe.

Frauen betrachten ein schönes Weib immer sehr lang, weil sie im Schauen zugleich den Maßstab ihrer eignen Schönheit und Zweckmäßigkeit an die fremden Reize halten. Daher die Dauer und Aufmerksamkeit ihrer Blicke, daher der Muth, womit der andere Theil sie aushält. Aber darin zeigt sich eben der Sieger, daß er durch seine Schritte die Welt theilt, ohne das Murren der Frontemachenden übel zu nehmen. Jede der vorübergehenden Schönen war ja wiederum ein Sieger, denn die eine dachte: „Wäre ich um zwey Zoll größer!“ — die andere: „Wäre ich um einen Gedanken vollkommner!“ — die dritte: „Wäre ich um ein kleines schlanker!“ — die vierte: „Wäre ich um hundert Tausend reicher!“ — die fünfte: „Wäre ich nur ein wenig ungebundener durch meine Tante!“ — die sechste: „Wäre ich nur bemerkter!“ — die siebente: „Wäre ich nur jünger!“ — und so dachte eine jede etwas, das ihr alle nöthige Seelengröße gab, und sie verhältnißmäßig der Schönsten gleich setzte. — „Fräulein Maria! Ich wünsche Ihnen an Ihrem Nahmenstage alles erdenkliche Wohlergehen!“ Dieß war das erste Wort, welches eine Begegnende zu meiner Heldinn sanftgebeugt sagte. Uha! dachte ich, es ist also heute ein Nahmenstag, aller Nahmenstage; denn das fiel mir immer noch nicht ein, daß alle die Maria geheißnen hatten, an welche bisher diese Rede gerichtet wurde.

Sie dankte zart und doch ironisch, wie eigentlich hohe Frauen oft etwas von dieser Stellung haben, welche beweist, daß sie ihren wahren Standpunkt zu erkennen wußten. Doch mischt sich Holdseligkeit immer als Zugabe bey, deshalb neigte sich auch unsere Heldinn sanft zur lieblichsten, küßte sie auf die Wange und lobte das brillantne Kreuz, welches sie auf der Brust trug. „Es ist das erste Mahl, daß ich's um habe,“ sprach diese, „denn ich bekam es heute zum Nahmenstage.“ Schon wieder eine Maria! dachte ich.

Nun entspann sich ein tiefes Gespräch über die allerinteressantesten Gegenstände, welche Weiber zu verhandeln haben, unter denen sich das Theater, die aufblühende Natur, der nahe Sommeraufenthalt in Baaden als die merkwürdigsten auszeichneten. Wie ich das alles hören konnte? fragt man. Ich nahm stets eine feste Stellung an, indem ich bald dies, bald jenes anzuschauen mich stellte, und dabey meine Gehörwerkzeuge so weit extendirte, als deren bedingte Kürze nur eine Verlängerung zuließ.

### Quarambolirt!

Wisweisen wurde ich durch Gelehrte touchirt, welche mitten in dieser an allen Blumen der Schönheit reichen Allee so eifrig lasen, als saßen sie daheim auf ihrem Studierstuel oder vor dem Katheder. Einer stieß mir mit Schlenker's dramatischen Gedichten, in Schweinsleder gebunden, beynah den Hut vom Kopfe, doch faßte ich denselben, als er schon in der Luft schwebte und die ganze Kraft der Attraktion fühlte, noch mit beyden Händen. Ich schlug nun dem Gelehrten muthwillig seinen Schweinslederband aus den Händen mit dem aufgefangenen Hute, denn Dichter vertragen es am wenigsten, daß man ihnen mit Bücherecken Kontusionen beybringt, auf Spaziergängen, wo das ganze Buch des Lebens in seiner Herrlichkeit aufgeschlagen ist. Und konnte der Leser nicht mit seinem Schlenker in einer Seitenallee hinabschlenkern? Verfühlich, wie ich bin, oder ironisch — hier entscheide ein Anderer — ich bath ihn um Verzeihung, und er erwiderte mir kurz und bündig Nichts, als ein Kompliment mit dem Hute.

Nun schlossen sich die Damen, welche eine nach der anderen ihren Glückwunsch angebracht und wieder empfangen hatten, an die Dame an, deren Mutter, wie man aus ihrem Ebenbilde schließen konnte — ganz das Hochgefühl empfand, sich in solcher Schönheit wieder aufblühen zu sehen. Bekannte Herren reiheten sich an den Zug, welcher in der noch blätterlosen Kastanien-Allee gleich einer Prozession sich dahin bewegte. Ich schlich immer seitwärts, und machte mir allerley zu schaffen, besonders an den Kastanienbäumen, wo ich mir, suchend, die Miene eines Käfersammlers gab. Auf solche Weise konnte mir nichts ent schlüpfen.

Ein Herr besonders machte sich mit galanter Unverlegenheit an meine Dame, welche mit vieler Milde seine Geschäftigkeit und die Leichtfüßigkeit seiner Zunge ertrug. Er sprach nämlich in leichten hüpfenden Füßen, in Daktylen, welche bekanntlich hinten leichter als vorne sind. Eben so waren seine Gedanken eingerichtet, denn am Ende kam bey seinen Worten immer weniger heraus, als er im Anfang versprochen hatte. Aber er beherrschte alles mit einem Überblick, der keine Oberfläche unberührt ließ, ohne durch die Tiefe sich irre machen zu lassen. Mir fielen bey seinem Wortreichthum die ominösen Windmühlensflügel ein, und ganz ängstlich schauete ich über die Ebene, doch keine Butzenträgerinn war mehr zu erblicken. Vielmehr war nun die große Schönheitsparade in aller Herrlichkeit zu sehen. Der erwähnte Beweglichkeitsmann war im Reden ein wahrer Theatermaschinist, welcher kunstreiche Mann auch alle alte Brücken und Stege, Räder und Breter zu neuen Spektakeln zu verwenden weiß, wie jener seinen schon verbrauchten Witz immer wieder anbrachte. Doch gibt es in der That eine solche Art Menschen, welche früh Morgens alle Neuigkeiten zusammen lesen, wie Kräuterweiber, die in der letzten Nacht aufgeschossenen Pilze und Champignons, und nun dieselben zu Markte tragen. Diese lassen Niemand mehr zum Worte kommen, vielmehr nehmen sie immer das Wort, wie in der Kammer der Deputirten. Sie fragen den Herr A um etwas, wenn dieser nun antworten will, drehen sie sich zu B mit der Anrede: „A propos!“ unterbrechen diesen mitten in einem Geschäftsgespräch und tischen etwas auf, was sie in dem letzten Kaffehaus gehört haben. Lacht unglücklicher Weise Jemand, so wächst

ihre Muth, und nun heißt es: „das ist alles noch gar Nichts! Hören Sie nur, was der Gräfinn K. begegnet ist! Darf ich so frey seyn?“ Hier wird wieder abgebrochen, und die Tabatiere präsentiert. „Nichtig! O charmant!“ ruft der Geschäftige nun, denn er hat wo anders hingehört. „Verzeihen Sie! die Sache verhält sich so! die Baroninn wollte eben in den Wagen steigen — jetzt beginnt die Tabatiere an zu spielen „di tant; palpit!“ Still! Still! ruft alles, und man lauscht auf das Uhrwerk. Beym letzten Laut beginnt er wieder: die Baroninn wollte eben in den Wagen — hier fällt ein Taschentuch, sogleich bückt sich der Redner und überreicht dasselbe mit den Worten: Le voilà! — und so treibt ein Zufallskeil den andern, bis jeder Faden des Gesprächs und der Geduld so zerrissen ist, wie bey mir und meinen Lesern.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Schauspiel.

Im k. k. Burgtheater den 6. April zum ersten Mahle: das Landmädchen. Aus dem Englischen des Wicherly. Neu bearbeitet.

Da uns zu einem begründeten Urtheile über diese neue Bearbeitung das englische Original abgeht und die Aufführung sich hauptsächlich nur durch das gelungene Spiel des Hrn. Krüger (Landedelmann) auszeichnete, so beschränken wir aus diesen Grünnden unsere Bemerkungen auf den eben erwähnten Punkt. Eine streng abgemessene Durchführung der bezeichneten Rolle widerspricht an und für sich dem freyen Geiste, der sich in der neuen Bearbeitung dieses Lustspiels, besonders gegen die Mitte zu, unverkennbar regt. Wenn Hr. Krüger also im Ganzen etwas stark auftrug, so that er es wohl mit dem Bewußtseyn, daß ein gewisses Überspringen der Empfindung dem Tone des Ganzen zuträglich sey. Wäre er von den Mitspielenden in der geistreichen Redheit des Vortrags gehörig unterstützt worden, so hätte sich gewiß auch sein Verdienst neben dem des Lustspiels noch eindringlicher gezeigt. Denn auch der beste Schauspieler muß von der Umgebung seiner Kunstgenossen getragen werden, besonders im Komischen, um den günstigsten Eindruck hervorzubringen, sonst kann leicht das Geistsreichste, Lebendigste, neben dem Steifen, dem Ungebildeten in den Augen des flüchtigen Zuschauers als eine Übertreibung oder Karikatur heraus treten. Dagegen wächst mit dem künstlerischen Einverständniß einer wohl organisirten Gesellschaft auch die künstlerische Freyheit, indem der Eindruck auf die Zuschauer nicht durch widrige Vergleichen gestört wird. So viel, um das seltene Verdienst des wackern Künstlers gegen möglichen unverdienten Tadel zu schützen. Das größte Lob, das sich in der Kürze diesem Lieblinge der scherzenden Muse nachsagen läßt, besteht darin, daß er überall, wo er in seinem Elemente waltet, das Innere äußerlich darzustellen, den Geist gleichsam zu verkörpern weiß. Daher bildete denn sein Spiel auch in dieser Rolle wieder ein stetiges Ganzes, in dem sich ein Moment innig und fest an den andern schloß; nichts war abgerissen, lückenhaft oder ungeschickt zusammengeschoben. Dieser Zusammenhang kündigte sich so vortrefflich an, daß der Künstler, wie ein mächtiger Virtuos auf einem Instrumente, gleich mit den ersten Tönen, die er angab, in den Zuschauern das behagliche Vorgefühl durchgängiger Richtigkeit lebendig erweckte. Nach unserer Meinung ist es deßhalb auch ein Kennzeichen des tüchtigen Schauspielers, wenn er dem Recensenten das Loben schwer macht, jenes Loben nämlich, welches aus der tiefen Sympathie mit dem Geiste der Rolle herfließt. Denn je leichter es wird, das gelungene Einzelne aufzufassen, desto mehr pflegt es oft dem Ganzen an Vollendung zu fehlen, so daß ein solches Lob, ohne daß der Beurtheiler es merkt, selbst auf einen Mangel hinweisen kann. Die Übereinstimmung des Spiels zeigte sich vom Anfang bis zu Ende in der richtigen Bewegung des Körpers. Sehr glücklich wurden die Übergänge wie die Pausen dargestellt. Die Haltung mahte zugleich die Stimmung des Geistes und des Gemüths, nahmentlich verrichteten die Hände ihre Dienste zu diesem Zwecke meisterhaft, fern von Angewöhnung und Manier. Besonders strahlte die Kunst, das Ganze zusammenzuhalten und das Einzelne mit Bedeutung zu durchdringen, aus dem ausdrucksvollen Mienen-

spiele. Die Art und Weise, wie Hr. Krüger das Kommende andeutete, war so fein kräftig, daß ihm der Geist ordentlich in Funken aus dem Gesichte flog. Eben so vollkommen verstand er seine Theilnahme an dem Gegenwärtigen zu beweisen, es war als athmete er die Seele des Augenblicks ein, wie die Luft in der Umgebung. Ein Silberblick der herrlichsten Laune glänzte in der Stelle hervor, wo er sich heimlich Glück wünschte zu der Entdeckung, daß es mit seinem lieben Landmädchen, oder genauer gesprochen, mit seinem Feldflüchter, doch nicht so übel stehe, als er schon besorgen wollte. Einige Mahl veränderte sich die Physiognomie im Andrange der wechselnden Empfindung so lebendig, daß man wenigstens das ausgezeichnete proteische Talent bewundern mußte, wenn auch vielleicht der Aufwand nicht ganz zweckmäßig war. So wollen wir auch nicht verhehlen, daß der Künstler zu häufig und zu sehr selbst bey dem Unbedeutenden die Augenbraunen in die Höhe zog, wodurch zu viel Beweglichkeit und Unruhe eingemischt wurde. An einer andern Stelle gelang das verhaltene Lachen meisterhaft, unterstützt durch angemessene Bewegung und treffende Mimik. Hr. Krüger lachte mehr in sich hinein als heraus, ganz wie es seyn mußte, und wie jeder zu thun pflegt, der einen lustigen Fund, Zeugen scheuend, nur sich selbst vorhält. So sehr ein solches Lachen am rechten Orte die Zuschauer zur fröhlichen Mitempfindung hinreißt, so widerwärtig wirkt dagegen das joviale Gurgeln, welches ungeschickte Schauspieler sich abpressen. Die Invektive gegen die Damen sprach Hr. Krüger das zweyte Mahl im Verhältniß zu seiner übrigen Lebendigkeit fast zu schwach. Wer erkennt darin nicht den galanten Mann, dem es blutsauer wird, auch nur zum Schein gegen die Krone der Schöpfung bitter zu werden? Sehr gut wurde das Diktiren des Briefes und das Lesen eines andern untergeschobenen dargestellt. Sollten wir Mehreres ausheben, so würden wir wegen der reizenden Wahl in Verlegenheit gerathen. Das Publikum hat durch Beyfall darüber abgestimmt und eine solche laut ausgesprochene Recension macht die Ausführlichkeit jeder geschriebenen überflüssig. Schade, daß bey der zweyten Darstellung Manches wegblieb, z. B. die Äußerung gegen die Recensenten. Es war ein Anklang aus der alten griechischen Komödie darin. Doch freywillige Selbstbeschränkung macht Jedem, vorzüglich dem Dichter, Ehre.

### Theater-Anzeige.

Morgen, den 14. d. wird auf dem k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt zum Vortheil der Mlle. Ennöckl gegeben: die Gespensterfamilie, nach einer wahren Anekdote, und der Fiaker als Marquis, neu bearbeitet; beyde vom Hrn. A. Bäuerle. Die H. J. Schuster und Raim und haben die Hauptrollen übernommen. Der bisher genossene Beyfall läßt die Künstlerinn auch diesmal einen zahlreichen Zuspruch erwarten.

### Erklärung des Modenbildes XV.

Der Überrock à la Savoyarde von Baum-	Redingote de Ververet à la Savoy-
woll-Sammet ist mit gewässerten Bändern	arde ornée de rubans moirés. Chémi-
geziert. Das Busenhemdchen und die Kraus-	sette et fraises de Batiste festonnée. Cha-
sen sind von ausgezacktem Battist. Der Hut	peau de Gros - de - Naples orné de
von Gros - de - Naples ist mit Blumen ge-	fleurs.
schmückt.	

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

fein  
voll:  
als  
ber:  
lind  
ge:  
tte.  
ung  
ste,  
nicht  
Aus:  
ischt  
kühn  
sieh  
nen  
am  
sirt  
In:  
seis  
nn,  
e zu  
iters  
reis  
ab:  
eder  
lieb,  
pries  
lich

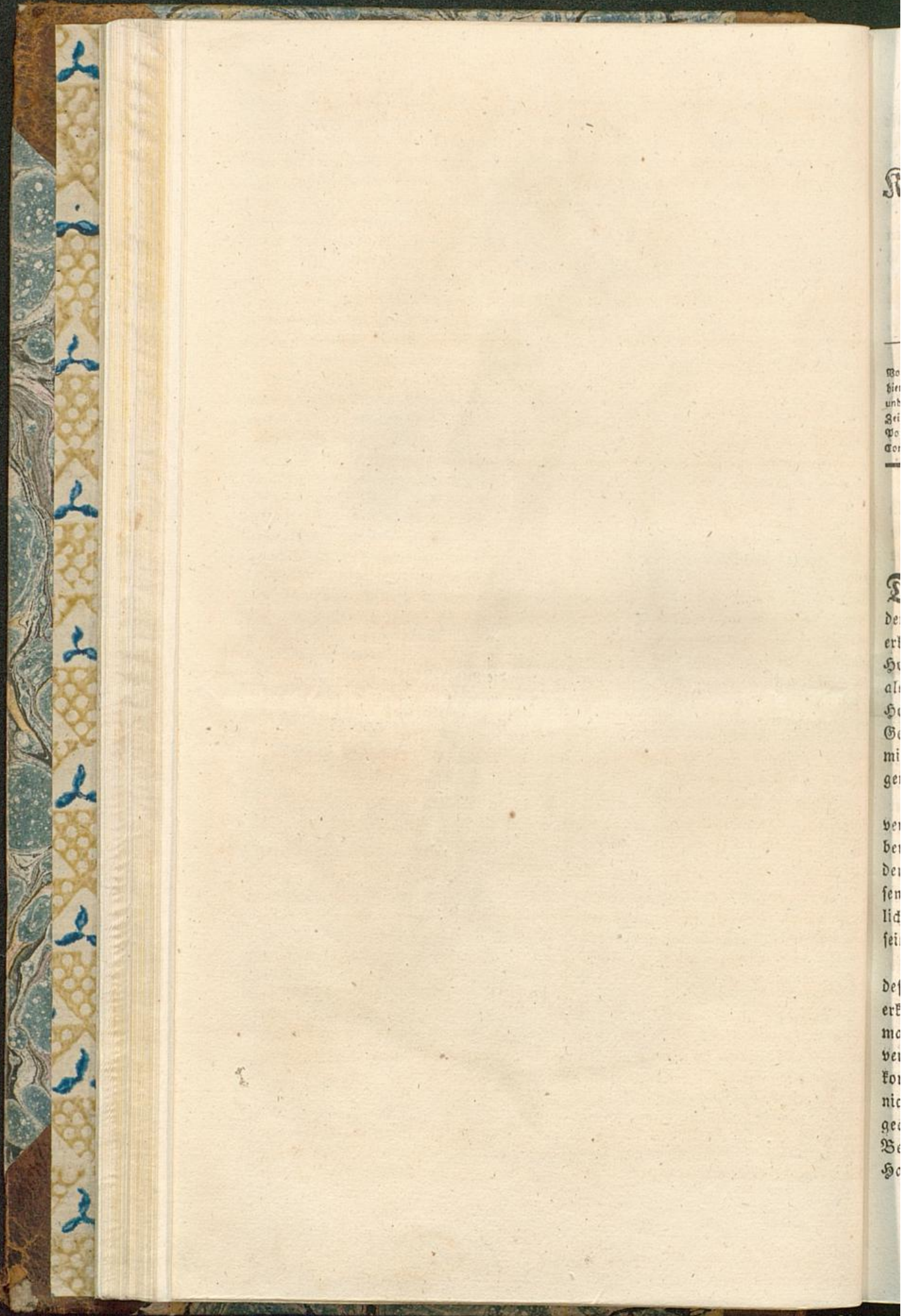
Bore  
jren  
A.  
om:  
chen

oy-  
mi-  
ha-  
de



*A. v. S. del.*

*J. v. S. sc.*



8

Bo  
hir  
unb  
Sei  
Po  
Cor

8

de  
erl  
Se  
al  
Se  
Ge  
mi  
ge

ve  
be  
de  
se  
lic  
fei

de  
er  
ma  
ve  
fo  
nic  
ge  
Be  
So

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 15. April 1820.

46

Man diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Abohenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathebesten mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Mein eigener kleiner Roman.

(Schluß.)

Doch als ich mit großer Ehrlichkeit und allem Feuer der ersten Liebe den Irrthum zu heben bemüht war, wandte sie sich unwillig von mir, und erklärte mir sehr pathetisch, daß ich mir auf Louise nicht die mindeste Hoffnung machen dürfe. Ich war wie vernichtet, und war es um so mehr, als ich in kurzer Zeit erfuhr, Louise habe auf Andringen ihrer Mutter einen Hofrath geheirathet, der zwar ein großer Gelehrter, aber ein sehr schlechter Gesellschafter war. Ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß Louise mit ihm recht unglücklich, und meine zärtliche Liebe auf das Empfindlichste gerächt werden möchte.

Indessen zwang mich die verkehrte Eitelkeit meinen innern Zustand zu verbergen. Ich schäkerte und tändelte mit andern Mädchen, obschon mir dabey erbärmlich zu Muth war, und ritt täglich, wie ein böser Geist, im rasenden Galopp auf das Landgut des Baron G., weil der Weg dahin vor Louise's Wohnung vorbei ging, so daß mein Pferd, welches gewiß das unglücklichste Thier eines verzweifeltsten Liebhabers war, bald die traurigen Folgen seiner Anstrengungen empfand.

Alein das Schlimmste war, daß mich der Baron und seine Gemahlinn deswegen für einen sehr eifrigen Liebhaber ihrer Tochter Annette ansahen, erkenntliche Gestinnungen äußerten, auf die ich nicht den geringsten Anspruch machte, und alles so rasch und ernst betrieben, daß ich mich in Irrgänge verwickelt sah, aus denen ich ohne gewaltsames Durchbrechen nicht herauskommen konnte. Ich litt es also geduldig, daß man Annetten, die mir eben nicht zuwider war, als meine Braut auf einige Zeit in das Haus einer sehr geachteten Familie in Pension that, wo sie, wie man sagte, einen würdigen Begriff von dem häuslichen Glücke bekommen und die Pflichten einer guten Hausfrau kennen lernen sollte.

Ich fand es freylich ein wenig sonderbar, daß sie außer dem Hause ihrer Ältern ein würdiges Muster zur Nachahmung suchen sollte, da ich aber dabey meine Absicht Louisen zu zeigen, wie bald ich sie vergessen hätte, begünstigt sah, so ließ ich mir's gerne gefallen, weil ich auch selbst Annetten, von ihren Umgebungen entfernt, näher beobachten wollte.

Aber wie bitter ward ich für die Rache, die ich an Louisen nehmen wollte, bestraft! Ihre liebenswerthen Eigenschaften vergegenwärtigten sich bey mir in eben dem Maße, als ich an Annetten Fehler entdeckte, die wie furchtbare Propheten mein ganzes Unglück in einer Verbindung mit ihr weisagten. Im Geiste sah ich mich schon als einen abgehärmten gemarterten Ehemann, dem die Liebhaber, Gläubiger und übelgezogenen Kinder seiner leichtsinnigen Frau das Leben verbitterten, und bath die würdige Dame, bey welcher sich Annette befand, mich um jeden Preis von meiner Braut zu befreien, welches sie auch sehr gewissenhaft zu meiner großen Zufriedenheit bewerkstelligte, indem sie mich als einen strengen, geizigen Menschen schilderte, der seiner Frau weder einen Verehrer, noch einen geschmackvollen Anzug erlauben würde.

Der ausgebrochene Krieg machte meinen Herzensverlegenheiten ein Ende, und weil ich in der ersten Schlacht sterben wollte, so zeigte sich am Ende des sehr kurzen Feldzuges, daß ich mehr Glück als Verstand gehabt hatte, und einen Rang in der Armee erhielt, der alle meine Hoffnungen übertraf.

Kaum war der Friede geschlossen, so quälten mich meine Verwandten mit neuen Heirathsvorschlägen. Sie sagten mir, daß es nothwendig sey, einen jungen Adel fortzupflanzen, damit er einmahl uralt werden könne, und daß es ferner weise und rätlich sey, eine reiche Heirath zu schließen, wenn das stattliche Familiengut das Unglück habe, einige Schulden zu tragen.

Ahnen und Geld waren also die Hauptvorzüge, welche in einer Braut nicht fehlen durften, und dieser Umstand erschwerte meine Wahl außerordentlich, weil mein Herz, welches auch befriedigt seyn wollte, sich immer gedrungen fand seine Zustimmung zu versagen. So vergingen einige Jahre, bis es mir endlich schien, ich hätte den rechten Stern gefunden, der einen freundlichen Glanz auf meine Lebensverhältnisse breiten könnte.

Wer kannte die Gräfinn S. . . ohne von ihrer Schönheit, ihren Talenten und ihrem Reichthum bezaubert zu seyn? Sie war, wie eine Königin, von einem zahlreichen Hof umgeben, der, von ihrer Anmuth beherrscht, sein Heil von ihrer Huld erwartete. Ich selbst war mit darunter begriffen, und schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, ob ich auch wirklich der Beneidenswerthe sey, den sie mit ihrer Hand beglücken würde.

Dieser Zustand hatte indessen viel Angenehmes, ja beynahе etwas Feenhaftes an sich, denn die Gebietherinn ließ glänzende Feste mit anziehender Stille wechseln, wobey sie immer in dem vortheilhaftesten Lichte zu erscheinen wußte, und wie die Sonne auch das unbedeutendste Ding erwärmte, daß es sich zu existiren getraute. Der allgemeine Patriotismus, welchen Deutschlands großer Befreyungskrieg entflammt hatte, wirkte wie ein elektrischer Schlag auch auf die zarten Seelen der Frauen, und Gräfinn S. . .



die sich in keiner glänzenden Eigenschaft gerne übertreffen ließ, erklärte feyerlich, indem sie mich bedeutend ansah, und mir zärtlich die Hand drückte, sie würde sich nur dem zum Lohne geben, der als Held das Vaterland mit seinem Blute erkaufen helfe, und ihr den Lorber der Tapferkeit zu Füßen legen würde.

Nun eilte jeder, dem sein Blut nicht allzulieb war, aus ihrer Nähe zu den Fahnen, die allenthalben wehten, und ich an die Spitze meiner Eskadron, während Gräfinn S. . . für die, welche verwundet werden sollten, Leinwandfasern zurecht legte. Mich trieb, in der entscheidenden Schlacht, meine Pflicht mit Glück und gutem Muth vorwärts, als ein schmerzlicher Schlag mich zu Boden stürzte, und Mann und Roß über mich wegrollten. Als ich mein verlornes Bewußtseyn wieder erhielt, befand ich mich in guter Pflege, war schwer am Kopfe verwundet, und hatte mein linkes Auge vor Leipzig gelassen. Doch die Schlacht war gewonnen, und da mir mein rechtes Auge gut genug schien, um auch den Dienst des Fehlenden ersetzen zu können, so war ich über meinen Zustand eben nicht traurig.

Die Kur dauerte etwas lange, und ich mußte nach meiner Genesung die Armeen in Frankreich aufsuchen, wo ich eben zurecht kam, der französischen Erde noch meinen linken Fuß zu schenken.

Ich hatte redlich das Meine gethan, hörte auf meinem Lager mit hochklopfendem Herzen den Freundendonner der Kanonen, die den Frieden verkündeten, und dachte mit einigem Selbstgefühl, daß ich nun wohl ein ruhiges Leben, und für ein fehlendes Auge und einen abgängigen Fuß die Hand einer patriotischen Frau verdiene. Allein seit meinem Unfall in Frankreich waren die Briefe der Gräfinn S. . . feltner und kälter geworden, und als ich nach meiner Rückkehr in die liebe Heimath mit einem schwarzen Schildchen auf dem hohlen Auge, und zwey niedlichen Krücken, welche einem künstlich angefügten Fuße das Gehen lehrten, in die erleuchteten Zimmer der Gräfinn trat, so sah ich sie über meinen Anblick vor Schrecken erbleichen, und mich mit erkünstelter Theilnahme wie einen Krüppel behandeln, bey dem sogar die ihren Reizen geweihte Huldigung allen Werth verloren hatte, während ein fader Mensch, der an ihrer Seite nur die Thaten Anderer in den schlechtesten Versen lobte, sich ihrer vollen Auszeichnung erfreute.

Ich hatte nicht mehr Lust, sie an ihr Versprechen zu erinnern, obschon ich unter allen ihren Verehrern ihre Aufgabe am besten gelöst hatte, und in meiner Figur selbst das lebendige Dokument meiner Tapferkeit lag, denn ich merkte wohl, daß die Gräfinn nur einem Helden den Vorzug gebe, welchen die feindlichen Kugeln verschont hatten, und nicht, wie eine zweyte Venus, die Frau eines hinkenden Mannes werden wolle.

Ich verließ sie kalt und gleichgültig, und da mein unglückliches Geschick in der Liebe das ganze weibliche Geschlecht bey mir in den Verdacht der Herzlosigkeit gebracht hatte, so beschloß ich, um mein ehrliches Gemüth vor solchen schmerzlichen Täuschungen, als es bisher erfahren hatte, sicher zu stellen, mit meiner Person die würdige Zahl der Hagestolzen zu vermehren, und entwarf die schönsten Pläne, im Hause meines Bruders eine Art von Onkel Tobi vorzustellen, zu welchem ich in mir eine kleine Anlage wahrzunehmen glaubte. Indessen hatte mich die schöne Jahreszeit mit mehreren lei-

denden und lebenslustigen Menschen nach Karlsbad gezogen, wo ich einige Wochen so angenehm als möglich zubringen wollte. Doch ich glaubte mich in dieser Erwartung gleich bey meiner Ankunft getäuscht zu finden; denn das Erste, was mir in Karlsbad begegnete, war ein Leichenzug, bey dessen flimmernden Fackeln ich Albertinen in tiefer Trauer erblickte. Ich war dadurch so unangenehm überrascht, daß ich sogleich wieder meine Rückreise antreten wollte, weil ich fürchtete, Albertine möchte etwa als Witwe wieder meines Schutzes bedürfen, und ihre Zuflucht zu mir nehmen. Ich befahl daher dem Postillion umzukehren. Allein er und mein Diener widersetzten sich meinem Begehren, und brachten mich unter den lautesten Gegenstellungen vor einen Gasthof, wo man mir, weil alle Wohnungen besetzt waren, ein ganz kleines Zimmer mit der Versicherung anwies, daß man so eben einen Gast begraben habe, dessen Witwe mir nun leicht das Zimmer des Verstorbenen einräumen könne. Ich protestirte feyerlich gegen dieses Übereinkommen, und wollte bey meinem kurzen Aufenthalte in Karlsbad ein so strenges Inkognito beobachten, daß mich Albertine, die doch jene Witwe seyn mußte, gar nicht bemerken könnte.

Ich blieb zwey ganze Tage auf meinem Zimmer verschlossen. Am Morgen des dritten sah ich Albertinen aus dem Hause gehen, und glaubte nun mit einiger Sicherheit auf den Corridor treten zu können, als aus halböffener Thüre des nachbarlichen Zimmers ein schöner blondlockichter Knabe herausguckte, der an meiner Figur großes Wohlgefallen zu haben schien, weil er sogleich heraustrat mich zu betrachten, und nur durch den großen Haushund, welchen er sofort eifrigst verfolgte, in seiner Aufmerksamkeit gestört wurde.

In eben dem Augenblicke ruft man aus der offenen Thüre: „Karl, lieber Karl!“ Die Stimme hatte etwas ungemein Angenehmes, und es freute mich sehr, daß man auf so liebliche Art meinen Nahmen aussprach. Der Ruf wiederholte sich mit der dringenden Einladung: „Komm doch herein zu mir.“ Ich konnte der Lust mich für den Gerufenen zu halten nicht länger widerstehen, und trat in die Stube, aus welcher der süße Ton kam.

Ob schon das Erstaunen der Dame mich überzeugte, daß ich nicht der Gerufene sey, so war ich doch in sprachloses Entzücken verwandelt, denn ich stand meiner unvergesslichen Louise gegenüber, die in einem sitzamen Morgengewande mir weit schöner vorkam, als ich sie jemahls gesehen hatte.

Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn sie mich jetzt ihren lieben Karl genannt hätte! aber es fehlte uns beyden an Worten, und ich hielt ihre Hand, welche sie mir mit der nur ihr eigenen, holdseligen Unbefangenheit reichte, so fest, als dürfte ich sie nimmermehr losgeben.

Albertinens Anblick, die eben mit dem kleinen Karl hereintrat, störte plötzlich meine glückliche Illusion, ich erinnerte mich, daß Louise verheirathet sey, meine Gestalt eine unglückliche Veränderung erlitten habe, und beursaubte mich so schnell von Louisen, als hätte mich ein böser Dämon vertrieben.

Louise schwebte mir nun mit aller Anmuth, mit allen ihren Vorzügen beständig vor Augen, ich war mit mir selbst uneinig und unzufrieden, machte Plane, die wider meine bessere Überzeugung anstießen, und Anstalten zur Abreise, die ich in der nächsten Stunde selbst hintertrieb.

War es nicht das ungerechteste Schicksal, daß Stelle und Albertine, ein so zärtliches Paar, durch den Tod getrennt werden mußten? Sollte nicht lieber Louisens Gatte, der unfreundliche mürrische Hofrath, in Karlsbad begraben liegen?

Dies waren ungefähr die Reflexionen, welche bey mir immer wiederkehrten, als sich Albertine melden ließ, und mit einer weit größern Demuth, als sie ehemahls besaß, sich wegen des Vergangenen entschuldigte, und mir unter Thränen ihre Lebensgeschichte erzählte, von der ich nur den Schluß hörte, nämlich: daß Stelle sie leichtsinnig verlassen, und ihr Vater gänzlich verstoßen habe, daß sie nach vielem Jammer endlich in Louisens Dienste getreten, und mit ihrer gütigen Dame in ihr Vaterland reisen werde, weil der Hofrath vor einigen Tagen hier gestorben sey. — Die heimliche Freude über diese Nachricht ließ mich auf alle schicklichen Beyleidsbezeugungen und auf den Umstand vergessen, daß ich eine Unglückliche vor mir hatte, die ebenfalls auf mein Mitleid rechnete.

Aber ich war nicht mehr Meister meiner Empfindungen, und sagte, indem ich, was in mir vorging, verbergen wollte, so viel Unsinniges und Albernæs, daß mich Albertine erstaunt ansah, und sich verlegen entfernte.

Ich dachte nun weiter an keine Abreise, denn ich genoß das Glück, Louisen täglich eine halbe Stunde sehen zu dürfen.

Ihre ungekünstelte Theilnahme an allem, was mich betraf, gab mir die süße Zuversicht, daß ich ihr schon früher lieb gewesen sey, und da der kleine Karl seine liebenswerthe Mutter versicherte: er wolle sich nicht von mir trennen, so waren die ersten Schritte zu unserer gegenseitigen Erklärung gemacht.

Sie wußte meine Zweifel, die sich über mein zu großes Glück in mir erhoben, mit jener Sicherheit des Ausdrucks, der, weil er aus dem Herzen genommen ist, einen süßen Glauben findet, ganz zu beruhigen, indem sie mich versicherte, daß sie nun erst stolz seyn werde, mir anzugehören, und sich sehr glücklich fühle, weil es ihr vorbehalten sey, mir im Schooße der Ruhe angenehme Tage zu bereiten.

Redlich hat sie auch Wort gehalten, denn sie ist eine heitere liebevolle Gattinn, eine vortreffliche Mutter, und macht mich durch ihre Tugenden so glücklich, daß ich im Gefühl meiner hohen Zufriedenheit bey jedem Morgen segnen ausrufen möchte: Gott schenke jedem braven Invaliden eine so herrliche Pflegerinn.

## Humoristische Wanderungen durch Wien.

(Fortsetzung.)

### Der oßadische Petitmaitre.

Zum großen Glücke — für mich — kommt ein: „Kauft a schöne Leinwett!“ daher. „Keine Leinwett! Sputtwullfal!“ setzt er hinzu, und reicht der Dame gutherzig ein Stück Leinwand zum Anschauen hin, welches doch um einiges feiner ist, als der schlarvatische Bauer, der seine Waare so ausrufte, an seinem offenen Halskragen zum Muster zeigen kann. Die Dame dankt ihm lächelnd, ohne darauf weiter zu achten, doch läßt sich dieser Großhändler — denn seine Hände sind vom Ackerbau sehr in ihrem

Wachsthum begünstigt worden — durch eine verneinende Antwort nicht abschrecken, und fragt den ganzen eleganten Damenzug, weil er sich einbildet, seine Waare sey das Nöthigste zum Hauswesen.

Man kommt nun näher an das neue Franzensthör, wo gerade einige Liebhaber der Hühnerbrühe, jeder mit ein zehen Exemplarien dieses Hausvogels in den Händen, von der am Thore befindlichen Sailerstadt herausgehn und die Stoffage beleben. Diese aus ihren Familienzirkeln gerissenen Thiere — denn kurz zuvor steckten sie mit tausend anderen noch in einem Hühnerwagen — schreyen nun correspondirend den zurückgelassenen wieder zu, und flattern in den Händen ihres Tyrannen gerade so, wie die broschirten neuesten poetischen Werke, welche ein Recensent unter dem Arme nach Hause trägt, um sie im nächsten Journale abzuschlachten. Einige bleiben am Leben und werden für das nächste Diner aufgehoben, denn auch diese Hühner sind nicht alle zum Tode bestimmt, sondern einige werden in der Steige gefüttert, bis sie fett sind.

Wer den Wasserfall bey Schafhausen — oder besser den am Niagara-Fluss einmal gehört hat, kann sich einen Begriff machen von dem Geräusch, welches auf der benannten Sailerstadt durch die laufenden Weiber und gekaufstwerdenden Hühner gemacht wird. Was sind alle Marktplätze der Welt gegen den, wo der Lieblingsvogel des Wienerers seine Haut zu Markte trägt und noch seinen Schwanengesang singt? Den Bass zu diesem Canon perpetuus all' unisono machen die Indians. Diese sind Vögel, deren Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern ist, weil sie nach herunter geschlagenem Kopfe noch eine Weile stehen bleiben, und ihr „Kuder, Kuder“ ärgerlich über die Behandlung der Menschen zu erkennen geben würden, wenn der Stimmstock nicht schon abgeschnitten wäre.

Diese bilden also den Bass, d. h. den wahren Bass. Doch finden sich unter dieser Menge von Indians oder (auf wienerisch) Vockertn auch solche, welche mehr in den Tenor hinüberschnappen. Die Kapauner singen den eigentlichen Tenor in diesem Canon perpetuus, die dienenden Hühner Alt, und die jungen Eleven dieses Frühjahrs stimmen den lieblichen Sopran an.

Daß dieses Konzert nicht nach allen Regeln der musikalischen Sehkunst, viel weniger des Contrapunkts geführt wird, kann sich jeder leicht denken, welcher andere ähnliche gehört hat, und wenn er auch dasselbe nur von dem Glacis, von weitem anhörte, wie ich so eben thue. Das Ganze macht einen solchen Effekt, als Musiken, welche mit gutem Willen, wenn auch nicht mit guter Kunst geschrieben sind.

Man kennt Leute, welche verkleidet unter den Körbe- und Buttentragenden Weibern, unter den Kapauner und Indians prüfenden Wirthen, unter den ihre Leiden und Liebesaventuren erzählenden Küchenmädchen herumwandern, um diese sonoren Klänge der Natur zu belauschen, und davon für ihre nächsten Tonsübungsstücke Gebrauch zu machen. Hear him! Hear him! rufen einige Männer der Opposition im Unterhause. Ich höre von weitem besser als in der Nähe. Auch meine Dame lächelt ob des Lärmens, welcher beynah das Geschwätz ihres Begleiters, des Geschäftigen übertäubt.

So eben erschallt ein Chor, welcher beynah denselben Geist und die technische Führung an sich trägt, als manche Finales der Opern, in denen der Text immer heißt: „che sento! che susurrò!“ und wo ein Jeder vom Andern das zu hören glaubt, was der andere wieder von ihm hört. Kurz es ist ein wahrer Galinathias. Man erlaube mir diese Buchstabenversezung, der Gallimathias muß unangetastet, unverbraucht, ungeschwächt einzig und allein für die Bezeichnung der Opernfinales bleiben, in denen die erwähnten herrlichen Eigenschaften sich vorfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden den 31. März 1820.

Der an dem edeln, allgemein geschätzten Mahler und Professor Gerhard von Kögeln am 27. Abends, kaum eine Viertelstunde von der Vorstadt auf der Bauher-

Landstraße, mit empörender Grausamkeit verübte Raubmord hat alle Einwohner unserer Residenz in theilnehmende Trauer versetzt, und die schon früher durch einige Mordthaten aufgeregte Indignation auf's Höchste gesteigert. Mehrere Spuren und unter den Steinhäufen hervorgeholte Kleidungsstücke des nach der Ermordung auch noch ausgezogenen Schlachtopfers der brutalsten Habsucht haben die anfangs allgemeine Vermuthung, daß ein fremder Straßenräuber diese schauerhafte That an einem Lieblich unserer Stadt verübt habe, unwahrscheinlich gemacht. Verhaftungen, Verhöre, Signalements sind bereits in vollem Gange. Auf Befehl Sr. Maj. des Königs ist dem sichern Anzeiger eine Belohnung von eintausend Thaler versprochen. Den 30. Abends wurde der gemißhandelte Leichnam mit einer hier sehr seltenen Feyerlichkeit und mannigfach verlaublichen Theilnahme auf dem großen katholischen Kirchhofe in der Friedrichsstadt beygesetzt. Hofrath Böttiger sprach nach Beendigung des Todtendienstes eine Rede an der Gruff. Der durch die Hauptstraße der Stadt gehende Zug wurde von den sämtlichen Böglingen und Mitgliedern der hiesigen Mahlerakademie, gegen 150, mit 100 Fackeln angeführt, an welche sich mehrere hundert Bewohner aller Klassen freiwillig angeschlossen. Dann kam der Leichenwagen. Dann folgten 24 Kutschen mit Leidtragenden. Die ganze Stadt war in Bewegung. Das Volk brach in tausend Bervünschungen über die Mörder aus. Denn K ü g e l g e n war nicht nur einer der ersten Künstler unserer Stadt und besonders an der Ofsee und in St. Petersburg wegen seines frühern Aufenthalts daselbst und durch Familienverbindungen — seine trostlose Gattinn ist eine von M a n t e u f e l aus Tiefstand — allgemein gekannt und geliebt, sondern auch ein sehr edler, kindlich guter, ungemein gefühlvoller und von der reinsten Menschenliebe und Frömmigkeit in allen seinen Handlungen geleiteter Mensch, ein Vorbild als Künstler, ein Meister in der Kunst für zwey Welken zu leben. Er hatte sich vorigen Sommer einen Weinberg in der mahlerischen Umgebung Dresdens gekauft. Dort wollte er zwischen Aolusharfen und den Schöpfungen seines Pinsels und im Kreise einer liebenswürdigen Familie (zwey hoffnungsvolle Söhne und eine liebliche Tochter) erst ein rechtes Künstlerleben anfangen. Alles, was er bis zu seinem 48. Jahre geleistet habe — so alt wurde er — nannte der höchst bescheidene Mann nur Vorschule zu einigen Cyclen aus dem alten klassischen und christlichen Kunstkreise, die er schon lange in sich herumtrug, und die Neuheit mit dem feinsten Geschmack ohne mystische Fabeln und Altermühseln in sich vereinigt haben würde. Einen Cyclen aus frühern Zeiten besitzt Hr. von B e t h m a n n in Frankfurt am Main. Im Wohnzimmer des Königs von Preußen hängt K ü g e l g e n's hochvollendetes Portrait der Großfürstinn A l e x a n d e r (Prinzessin Charlotte von Preußen) in voller, wahrhaft lebender Lebensgröße. In seiner Kunstwerkstätte hingen die charaktervollsten Bilder von G o e t h e, H e r d e r, W i e l a n d und S c h i l l e r, die nun durch A r t a r i a von ersten Kupferstechern des In- und Auslandes vervielfältigt werden sollen. Er hatte sie mit unendlicher Liebe und Sorgfalt bey einem frühern Aufenthalte bey G o e t h e in Weimar ausgeführt. Sein letztes Gemälde, woran er noch vor seinem Spaziergang auf den Weinberg, von dem zurückkehrend er der verruchtesten Blutfaust unterlag, einige vollendende Pinselzüge machte, war ein unbeschreiblich rührendes Bild im Ausdruck der höchsten Zerknirschung und Bussfertigkeit des verlorenen Sohnes im Evangelio. Außer diesem lebensgroßen Bilde vollendete er vor kurzem noch eine Madonna mit dem Kinde, ein kleines Kabinetstück von wahrhaft himmlischem Reiz umflossen. Sein letztes Portrait war die ehrwürdige Gräfinn von D o h e n, geb. Gräfinn von S t o l b e r g - W e r n i g e r o d e. Er hatte Bestellungen auf mehrere Jahre. Seine eigenthümlichsten Schüler ringen trostlos die Hände, denn er war ihr Vater und Freund!

Ein anderes Schreiben enthält noch folgende Umstände: Wahrscheinlich ist der Mörder schon gefangen. So sehr er noch läugnet, so sprechen doch mannigfaltige Beweise gegen ihn. Dieß ist ein gemeiner Tagelöhner, von welchem K ü g e l g e n junge Bäume kaufte, die er in seinem Weinberg anpflanzen ließ. Er hatte ihm diese eben bezahlt, da sahe der Ruchlose, daß er noch einige wenige Thaler bey sich behielt. Um dieser elenden Summe wegen, nebst

Uhr, Kleid und Mantel), vollzog er die abscheuliche That, die um so schauderhafter ist, da der Selige bey einem ganz ausgezeichnet edeln und schönen Außern auch eine so herzugewinnende Milde, Güte und Freundlichkeit hatte, daß selbst die gemeinern Menschen, die seinen seltenen Werth nicht zu begreifen vermochten, ihn doch bis zur Unbestimmtheit liebten! — Ein zerschmetternder Hammerschlag, den ihm der Meuchelmörder von hinten auf das nur mit seinem leichten Barett bedeckte Haupt gab, betäubte wahrscheinlich den sonst so muthigen und kräftigen Mann so, daß jede Gegenwehr unmöglich war. Schnell gelang es so der Teufelsfaust, das Himmelsbild zu zerbrechen! Die vielen Wunden, die er ihm noch in's Gesicht gab, sollten ihn vermuthlich nur entstellen und unkenntlich machen, wenn es ihm vollends gelungen wäre, ihn bis in die hochangeschwollene Elbe hinunter zu schleppen. Geräusch auf der vielbegangnen Straße mag dies verhindern haben, da warf er auch den Mantel von sich, welchen spielende Kinder zwei Tage darauf zwischen Steinen dort fanden, nebst einem darin steckenden kleinen Gebethsbuch, dem treuen Begleiter des so wahrhaft frommen Künstlers!

Die Ärzte, die ihn untersuchten, fanden seine ganze Organisation in so vollkommener Harmonie und Gesundheit, daß man eigentlich auf ein hohes Alter hätte bey ihm hoffen dürfen!

Alles stand bey dem Herrlichen in seltner, reiner Harmonie, deren beseligender Grundton der festeste Glaube und die freudigste Gottergebenheit war. Wir dürfen hoffen, daß das Außerordentliche seines Todes gerade dazu beytragen wird, den Himmelsfittich seines Gemüthes und seiner Kunstwerke um so unsterblicher zu machen, da die mehresten Herzen durch den Schmerz empfänglicher werden für das Hohe und Schöne, und sein Andenken nun gewiß noch weit inniger ehren werden.

Ungemein feyerlich und rührend war seine am Abend des grünen Donnerstags erfolgte Beerdigung. Die ganze Kunstakademie eröffnete den Zug, die jungen Künstler gingen paarweise mit Jackeln, sehr viele Leidtragende und Wagen schlossen sich an, so daß der Zug länger war, als unsere Neustädter-Allee, wo der Verklärte wohnte. Unzählbare Volksmenge drängte sich auf allen Plätzen und Straßen, über welche er ging. Nachdem auf dem Kirchhof die religiösen Feyerlichkeiten vorüber waren, kniete sein ältester Sohn, ein äußerst hoffnungsvoller Jüngling, an das offene Grab und bethete laut einige Worte des innigsten Gefühles und der frömmsten Ergebenheit. Darauf hielt unser würdiger Hofrath Bötziger, ein vieljähriger Freund des Verewigten, eine ganz herrliche Rede, die in jeder Hinsicht für die vielen hier versammelten sich der Kunstwidmenden Jünglinge äußerst beherzigenswerth war. Sie wird hoffentlich gedruckt erscheinen. Es war die erste milde schöne Frühlingsnacht, welche die unaussprechlich rührende Feyer begünstigte.

Das letzte, eben vollendete Gemälde des Verewigten ist von wunderbarer Tiefe und erschütternder Kraft des Ausdrucks. Es stellt den verlorenen Sohn vor, wie er sich aufreißend aus der Sünde, die Hände ringend, heiß empor steht zu Gott. Nächstens mehr über dieß Meisterwerk.

#### Nachricht für Blumenfreunde.

In den K. K. Hofgärten Schönbrunn steht jetzt die Hyazinthenflur in der herrlichsten Blüthe.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 18. April 1820.

47

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coliertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bei K. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Enthaltbarkeit.

### Legende.

Der heil'ge Nikolaus von Tolentino  
War schnödem Gaumenkigel also feind,  
Daß er von Brot allein und Wasser lebte —  
Von Brot', im Schweiß der eig'nen Stirn' erbaut,  
Von Wasser, das, zur Übung der Geduld,  
Und Wand'rer, die etwa verirrt, zu finden,  
Er täglich in der Abenddämmerung  
Aus ferner Quell' im Waldgebirge schöpfte,  
Zu der den Weg durch's Dickicht Er gebahnt.  
Des Baumes und der Rebe gold'ne Frucht  
Verührte des Heil'gen Lippe nie;  
Denn perlt nur Labung in der Traube Most —  
Nicht auch des Korn's, der Wollust Raserey?  
Nicht auch Verlockung selbst des Mäßigen  
Zu dumpferem Genuß, dann Weisen ziemt?  
Ist frey, wer an der Sinne Köder hängt,  
Und Christ, wer nicht verläugnen kann sich selbst?  
Die Thiere nicht betrog er um die Milch,  
Die, süße Kost des jungen Heerdenvolk's,  
Die mütterlichen Guter mächtig dehnt,  
Und schauderte zurück vor ihrem Fleisch.  
„Unselig, wer zuerst,“ so lehret' er,  
„Des Menschen Bund mit frommen Thieren brach,  
Die harmlos seinen Pfad vorüberzieh'n,  
Die traulich sich um seine Hütte sammeln,  
Durch freundlichen Gesang, durch muntern Scherz,  
Mit ihrer Bliese Gaben, in dem Frohn

Des harten Joch's ansehend seinen Schutz!  
 Barbar, wer ihnen Angeln warf zuerst,  
 Und Nehe stellt', auf sie den Jagdspieß schwang,  
 Mit Keule sie — mit Messer überfiel,  
 Mit blutbetriester Hand das holde Leben  
 Aus ihrem Herzen stahl, vom Schmerzensblick  
 Der Opfer ungerührt — vom Jammerton,  
 Der durch die Himmel zu dem großen Vater,  
 Auch ihrem Vater, dringt! des Wolfes Jagd,  
 Des Tigers Beute theilt' und beyder Grimm;  
 Wer, trock'nen Aug's, das erste Blutmahl gab,  
 Wo blinde Gier an Leichen sich vergreift,  
 Die Zunge, die das Lob des Schöpfers ehrt,  
 Im Eingeweide des Geschöpfes wühlt,  
 Und den unmündigen Geschlechtern all',  
 Die jubelnd schiffen durch der Lüfte Blau,  
 Die, brüllend, blöckend, Berg und Thal durchwandeln,  
 Die, stumm, Gott preisen in der Silberfluth,  
 Des Menschen Leib wird ein lebendig' Grab!  
 Furchtbar gewuchert hat die Todesfaat,  
 Und unter des Genusses Rosen barg  
 Ein Schlangenheer den giftgeschwoll'nen Zahn;  
 Denn blasse Sorg' und neuer Seuchen Schwarm  
 Umflattern hier den hohen Speisesaal,  
 Und grinsen Spott geduns'ner Völlerey,  
 Die sich zum ew'gen Schlaf hinüberträumt;  
 Dort rafft sich, von der Thiere Blut berauscht,  
 Der Frevler auf, den Mordstahl in der Hand,  
 Und wächst, und wächst bis zur Verwilderung,  
 Die lustig Meth aus Feindesschedeln trinkt,  
 Den Fisch zur Leckerey — zur Jagd den Rüden  
 Mit Sklavenmarke nährt, in der Arena  
 Zu Tausenden auf Fechter Fechter heht,  
 Der Völker Köpfe feilscht, und über Berge  
 Von Leichen zu des Ruhmes Tempel steigt."

Durch solche Lehr' und strengen Beyspiels Macht  
 Erweckte Niklas in des Klosters Mauern  
 Den guten Geist der Nüchternheit, der G'nüge,  
 Und in der Menge, die so leicht an sich  
 Verzweifelt, Glauben an die höh're Kraft,  
 Womit ein reines Herz ausrüstet Gott.  
 Doch während er, begnügt mit Wenigem,  
 Als hätte schon sein Geist des Staubes Fesseln  
 Von sich gestreift, in der Betrachtung Äther  
 Sich wieget', unberührt vom Erdentand,  
 Ertrug die Last von siebzig Sommern länger  
 Sein welcher Körper nicht; entkräftet sank



Er eines Tages an dem Baume nieder,  
 Der schattend in dem Klosterhofe stand,  
 Blickt auf zur Sonn' am hohen Himmelszelt,  
 Und lispelt: „Mit dir scheid' ich, freundlich' Licht!  
 Zum schöner'n Morgen jenseits aufzusteh'n.“

Die Brüder mit gesenktem Haupt umringen  
 Den väterlichen Greis, und manches Auge,  
 Das, ungeschreckt, des Lebens Sturm beschworen,  
 Glänzt thränenhell, und mancher Held, der lächelnd  
 Auf seines Glückes Schiffbruch niedersah,  
 Klagt, seufzend aus beklommner Brust, dem Himmel,  
 Daß Tugend selbst nicht dem Verhängniß wehrt.  
 Der Heil'ge nur mit heiter'm Angesichte  
 Drückt Jeglichem die Hand, und redet Trost;  
 Doch, als der Arzt erscheint, und, ausgeforscht  
 Des Übels Grund, den matten Puls zu heben,  
 Statt Salb' und Kräuter, nahrhaft' Fleisch empfiehlt,  
 Als der verhassten Kost, Befehl des Obern —  
 Ihm widersteh'n Verbrechen wird: da wölket  
 Des Heil'gen Stirne sich, und, wunden Herzens,  
 Blickt er die Brüder stehend an. Umsonst!  
 Das theure Leben noch zu fristen, sey's  
 Auf Tag und Stund', auf Augenblicke nur,  
 Beschleunigt schon des Schlächters Hand ein Lamm  
 Zur Küche. Nikolaus gewahrt's, und winkt  
 Dem Diener, der es trägt, zu sich heran,  
 Und heißt es niederlegen in das Gras,  
 Und seufzet, auf die blut'ge Todeswunde  
 Den Blick geheftet: „Weh, um meinetwillen,  
 Der in den Himmel, seine Heimath, eilt,  
 Ward'st du gestoßen aus dem Deinigen —  
 Aus dieser Kräuterwelt, für dich entblüht,  
 Weg von den Bächen, wo du wandeltest,  
 Ein Bild der Sanftmuth und Genügsamkeit!  
 O, wenn dein Leben Ihn ehrt, der dir's gab,  
 Und frommet dem, der deß' Bedeutung ehrt,  
 Steh', jüngerer Bruder, auf, und wandle wieder.“

Er sprach's, hob zitternd seine Recht' empor,  
 Und segnete das Thier. Es reget sich,  
 Von Blut und Mahl verschwindet jede Spur,  
 Es richtet sich auf seine Hinterfüße,  
 Leckt, knieend auf den vordern, fromm die Hand  
 Des Heiligen, der die erstaunten Brüder  
 Anlächelt aus dem Tod', und mit der Sonne,  
 Die Strahlen um sein Antlitz slicht, hinscheidet,  
 Zum schöner'n Morgen jenseits aufzusteh'n.

## Humoristische Wanderungen durch Wien.

Von Friedrich August Ranne.

(Fortsetzung.)

## Die Parforce-Jagd.

Der Tyrann mit seinen zehn jungen Eleven des Frühjahrs 1820 in den Händen, hatte kaum mit aller Flatterhaftigkeit seiner Gefangenen den standhaftesten Zirkel meiner vorerwähnten Damen passirt, als sich ein angehender Fußbekleider wieder hindurchdrängte. Er wollte morgen seinen Ehrentag halten und hatte deshalb auf diesem orithologischen forum mixtum ein kleines: „Oui, Oui!“ käuflich an sich gebracht. Man sieht hier, daß ich grammatisch verfare, weil ich, wie billig, den Accent weggelassen, um das humoristische Gequicke eines Spanferkels zu bezeichnen. Ich habe also von Seiten der Sprachmeister Nichts zu fürchten, noch weniger diese von mir. Er hielt es fest in seinen artistischen Händen, wie Herkules den nemeischen Löwen. Artistisch? — Das will so viel sagen: Er besaß die Geschicklichkeit, durch seine kleinen Schuhe den Damen in der kürzesten Frist solche Hühneraugen zu appliciren, daß sie diese, trotz alles Lamentirens, nicht mehr los werden konnten.

Mein Herkules hielt seinen quiekenden nemeischen Löwen immer fest, ob dieser gleich zappelte, wie ein angespießter Scarabaeus oder ein schlechter, von einem Recensenten an den kritischen Bratspieß gesteckter Dichter. Dies erste ist eine Art Käfer, von welcher Blumenbach oder andere Sammler die leichteste Auskunft geben könnten. Als er aber unter die Repräsentantinnen aller Schönheit und Grazie trat, erkannte er, mitten in seinem Kampf mit dem Thiere, eine dieser Damen für seine Kundschaft. Fürchten Sie nicht, Verehrungswürdigste, daß ich etwa die unter Ihnen nenne, deren Hühneraugen mir gerade bey der Zeichnung des Hühnermarktes einfielen. Ich verrathe Nichts, ich bin verschwiegen und stumm, wenn es darauf ankommt, das Piedestal von der Ehrensäule einer Dame zu retten.

Kaum war der angehende Meister vom Anblick seiner schönen Kundschaft stupefakt, als er sich tief verneigte, um ihr die Honneurs zu bezeigen. In einer Hand trug er Glanzleder, in der anderen das quiekende Thier, welches lieber neben ihm zu Fuße gehen wollte. Er griff nun unglücklicher Weise mit der Hand, welche letzteres hielt, nach dem Hute, denn sein Glanzleder war ihm doch lieber, als der Heirathsbraten. Doch! — Hier zeigte sich die Wahrheit, daß Idiopsynkrasien existiren, vermöge welcher manche Thiere vor anderen einen unauslöschlichen Abscheu haben, in ihrer ganzen Kraft. Denn als er mit dem Spanferkel in der Hand dem aus Hasenhaaren gemachten Hute zu nahe kam, entwickelte das erstere eine solche Schnellkraft seiner Hinterfüße, daß es, mit Verachtung aller Fesseln, der Hut abnehmenden Hand sich loszappelte und herabsprang.

Der Fußbekleider war im ersten Moment, als das Thier aus seiner Hand entsprang, wie Richard Löwenherz von Dürenstein, zweifelhaft, ob er über seinen davon laufenden Heirathsbraten zuerst erschrecken solle, oder über das verpfuschte Kompliment gegen seine Dame.

Da ihm die Wahl weh that, machte er kurzen Prozeß und nahm beides zusammen. Er bückte sich nämlich mit dem entblößten Kopfe galant zur Dame, drehte die Augen und den Mund nach Ost=Ost=Nord, weil das Thier vom Franzenthor nach der Stubenthorbrücke zulief, schrie nun aus vollem Halse nach dieser Weltgegend: „Verfluchtes kleines Rabenvieh!“ wendete sich aber schnell nach Süd=Ost, und sammelte eiligst: „Unterthäniger Diener! Euer Gnaden erlauben schon!“ Nun ging's an ein Laufen und Springen, seinem freyhheitsstüftigen Thiere nach, quer durch die andern Damen, über das Gras, mitten durch die eben herausgetrocknenen Frühlingfrösche, daß diese Thiere aus Mangel an Welterfahrung und Entschlossenheit, nicht wußten, wo sie in der Angst hinspringen sollten. Einige solche Frösche sprangen nun ganz wider ihre Art, d. h. zengengerade in die Höhe, da sie doch sonst aus Grundsätzen immer den Trampolinsprung vorzuziehen pflegen. Mehrere daselbst wandelnde Buben erkannten aber die Sache gleich für einen Aufruf an Freyhwillige, verließen ihren Weg und jagten mit. Der Meister war voraus und hielt sein Glanzleder in der Linken, wie ein muthiger Anführer die

Standarte, der nun mehrere Personen, voll Eifer für die gute Sache, mit Verachtung aller Gefahr nachfolgten.

Der Hühnerträger ward gleichfalls durch sein gutes Gemüth in das Mittheiden gezogen, und fing an zu laufen, wie ein Besessener. Er konnte auch leicht laufen, denn die zehn Hühner in seinen Händen fühlten die Centrifugalkraft ihres Trägers, und um seine Schnelligkeit zu beschleunigen, begannen sie so zu flattern und die Luft zu theilen, daß der, für anderer Nebenmenschen Unglück allzuthuisnehmende Hausknecht mit ihnen dahinflieg, wie der besiederte Pfeil der weitschießenden Atalanta.

Man denke sich die Scene! — Das kleine „Oui! Oui!“ voraus, hierauf der heisrathslustige Damenschuhmacher mit seiner Glanzleder-Standarte, hierauf die Buben als Freywillige, hierauf einige Eleven des Schlosserhandwerks mit schwarzen Gesichtern, die eben noch dazu kamen, und zuletzt der flüchtige, besiederte Hausknecht. Dieß flog alles nach Ost-Ost-Nord, also gerade in der Richtung von Danzig und Königsberg.

Nemo ante mortem beatus! Dieß bewährte der besiederte Hausknecht; denn der Unglückliche flog und flog, und ehe er sich's versah, flog er — nicht etwa davon, in die Luft — sondern über einen der Mappirung wegen in die Erdfugel geschlagenen Pflock, fiel der Attraktion halber der Länge lang hin, und als ein ehemaliger Gymnastiker, erinnerte er sich zu seinem Unglück noch obendrein an die Vorsichtsregel, welche sagt, daß hey einem Fall auf die Nase man lieber die Hände vorausstrecken solle. — *Hinc illae lacrymae!* — denn dieß war das Zeichen zum Aufbruch — für die Hühner. Sie zerstreuten sich nach allen Kompasseden der Schiffrose, froh ihrer gütigen Entlassung, und flatterten mit lautem Hurrahgeschrey durch die Lüfte. Armer Gefühlsvoller! du bist ein Opfer deines weichen Herzens: denn er steckte mit den Fingerspizen in der Erde fest, wie ein Bäcker im Teig. Er schauete wehmüthig aufwärts nach seinen davonfliegenden Galeerenklaven, denn dieß waren sie ja noch kurz zuvor, als sie seinem schweren Körperschiffe durch die Luft rudern halfen. Sie ließen ihn nun mit Stolz und Hohngelächter liegen, denn sie hoben ihren Kamm und gaggerten, und nahmen nicht den mindesten Anstand, sich ihre Marschroute selbst zu machen. Man kann sich denken, daß diese Thiere, welche zu fünf in jeder Hand so lange komprimirt waren, nun eine gewisse Steifheit ihrer Beine und Erstarrung der Muskeln fühlten, und wird es daher begreiflich finden, daß dieselben jetzt alles anwendeten, das Gleichgewicht ihrer Kräfte und des Blutumlauts so schnell als möglich wieder herzustellen.

### Konfusionen durch Blumenstängel.

Es dringt sich dem Menschenfreunde die Frage auf, warum das Unglück sich immer haufenweise einfundet und nie allein kommt? Denn kaum war dieß geschehen, so wurden einige Spizel, Mopsert und Bologneserhündchen — welche nicht allein wegen ihrer Dickleibigkeit, sondern auch wegen der ganz neuen Halsbänder von ihren respektiven Besitzern und Besitzerinnen des schönen Tages wegen da spazieren geführt wurden — aufmerksam, und eilten, ohne zu fragen, nach dem Kampfplatze, wo sie weniger durch Bellen, als durch rabenartiges Krächzen ihr sympathetisches Mitgefühl zu erkennen gaben. Nun erscholl's von allen Seiten: „Lenorerl! Blandinerl! Orlanderl! Oberonerl!“ und wie die Nahmen alle heißen, mit denen Wiener die Gesellschafter ihrer Einsamkeit, oder die Mittler ihrer ehelichen Unzärtlichkeit, oder die Usurpatoren ihrer Hungertlosigkeit, oder die einzig treuen Überbleibsel ihrer ehemaligen Wohlhabenheit, oder die trostreichen Perpendikel ihrer Geschäftslosigkeit, oder die Schalllöcher ihrer Schwachhaftigkeit — zu benennen pflegen.

Lenorerl, Blandinerl, Orlanderl und Oberonerl, alle liefen, was sie konnten, dem Hufe nach, beschädigten sich an Blumenstängeln die zarten Füßchen, und hinkten nun dreybeinig noch der Parforce-Jagd nach. Dieß zog mehr Unglück nach sich, denn alle die Besitzer der theuren Mignons setzten sich nun in Trapp, um die lieben Geschöpfe vor Schaden zu behüten. Hier rannte eine Dame im kaffehbraunen seidenen Schleprock von dreyßigjährigem Levantin — dort keuchte ein Herr mit Brillen auf der Nase daher — da stolperte eine dickleibige Diana im grünseidenen Mantel dahin — da hinkte

ein podagrischer, ehemahliger Verehrer der Anadyomene — und so jagte alles durch einander immer in der oberwähnten Richtung nach Ost = Ost = Nord, oder auf der Straße nach Danzig und Königsberg.

Der Fußbekleider schwenkte seine Standarte eben, als er dem Oui! Oui! nahe war, um seinen Flüchtling darin zu fangen, allein derselbe hangirte in der Woste, und schwenkte sich abwärts nach dem, mit einem poetischen, grünen Dornenzaume versehenen Ufer des Wienflusses. Die Buben, welche durch ihr Schreyen die angeborene Wildheit des Spanferkelchens noch mehr reizten, hatten eine Freude daran, den Spaß eher zu verlängern, als zu verkürzen. C'est tout comme chez nous!

Was soll ich sagen von dem platt auf der Erde liegenden Hausknecht, da er schon aufgestanden und nun ganz verzweifelt war? denn er wußte nun gar nicht mehr, wie er seine Untergebenen auf ihrer Flucht einholten sollte. — Wie soll ich schildern die Wuth der dickleibigen Diana, als dieser nach ihrem Orlanderl den Hut warf, weil derselbe eben eines seiner Hühner beym Kragen nehmen wollte? Wie kann ich verschweigen, daß Blandinerl von einem jungen Kapauner durch einen Flügel Schlag so gelähmt wurde, daß sie sich auf den Rücken legte und alle Viere von sich streckte?

Nur so viel vergönne mir der Gott des Schweigens, daß ich sage, wie der kleine flüchtige Heirathsbraten in die Wien hinabsprang, ohne sich ein Bein zu verletzen und dort von dem ganzen Heere nachspringender Buben endlich gefangen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz = Nachrichten.

(Schluß.)

München.

Das zehnte abonnierte Konzert am 20. März. — Symphonie aus G von Haydn, an Deutlichkeit der Ideen und ihrer Durchführung, ein heller Krystallstrom, ruhig dahin gleitend, und klar und durchsichtig bis in seine unterste Tiefe. — Wie groß und feyerlich ist nicht die Einleitung zu dieser Symphonie, und wie zart und lieblich der Hauptgedanke, womit das erste Allegro beginnt; wie verstand er ihn fortzuleiten und wieder darauf zurückzukommen unter wechselnder Form und Gestalt. Man kann dies als den herrschenden Charakter seiner Symphonien betrachten. Und so strömt das Thema bald mit der gesammten Masse des Orchesters rauschend dem Ohre vorüber, bald weiß er es scherzend einzelnen Instrumenten hinzugeben, bald in fugirten Sätzen, bald durch eine Reihe verwandter Tonarten in wunderbarer Harmonie fortzuführen, Alles durch die einfachsten, natürlichsten Verbindungen zusammenzuhalten, mit den zartesten, lieblichsten Mittelgedanken verflochten. So wogen sanfter Ernst und heiterer Humor, freundlich sich beegnend, hin und wieder, aber immer klar und einfach mit höchster Kunst ohne alle Künsteley. Wie Einem doch Alles hier so leicht vorkommt, so von selbst sich fügend, als könnte man's wohl auch so zu Stande bringen; aber gerade das ist der echte Charakter des Kunstwerkes, daß darin Alles so natürlich zugeht, als steck keine Kunst dahinter.

Hr. Löhle, Tenorist der deutschen Oper, sang eine Arie von Pavesi. So wie an diesem Abende haben wir Hr. Löhle nur selten gehört. Ja, es kam uns vor, als habe sein äußerst zarter, geschmeidiger Ton selbst an Kraft zugenommen. Bey einem schönen Umfange der Stimme, ist seine Höhe so weich und hell und lieblich klingend, daß Ohr und Herz davon höchst angenehm überrascht werden. Sanfte, gefühlvolle Arien entsprechen darum vorzüglich seiner Stimme, so wie seinem netten, geschmackvollen Vortrage. Eine strenge, durchgängige Reinheit der Intonation, so wie seine Deutlichkeit der Deklamation, sind besonders wesentliche Eigenschaften dieses Sängers, die leider jezt immer mehr unter die seltensten Vorzüge gehören. Hr. Löhle sang mit entschiedenem Beyfalle.

Hr. Moscheles ist noch immer der Liebling unseres Publikums und aller Kenner insbesondere und jedes Einzernen, der nur einige Ansprüche auf höheren Geschmack in der Musik macht. Er hatte die Gefälligkeit, den Wünschen mehrerer Freunde der

Tonkunst zu entsprechen, trug das erste Stück eines Konzertes von seiner Komposition, am Schlusse aber freye Phantasien vor, und rechtfertigte auch diesmal unser bereits früher gegebenes Urtheil in seinem ganzen Umfange.

Hr. Philipp Moralt trug auf dem Violoncelle ein Andante mit einer Polonaise von Romberg vor. Romberg kennt das Violoncell, auf dem man ihn selbst zu den ersten jetzt lebenden Virtuosen zählen muß, zu gut, als daß seine Kompositionen nicht dem Geiste und der Wirkung desselben entsprechen sollten. Das Andante ist durchaus gesangreich, geht einen ruhigen, ungekünstelten Gang fort, und konnte durch Herrn Moralt's besonnenes Spiel hervorgehoben, die Rührung nicht verfehlen. Er enthielt sich sorgfältig aller unnöthigen Zusätze und Verzierungen, die nicht im Geiste des Satzes lagen, mit welchen viele unserer jetzigen Virtuosen, oft sinn- und geschmacklos genug, so freigebig sind, nur um ihre Bravour zu zeigen, womit sie dann aber das Tonstück um Haltung und Charakter bringen. Die Polonaise ist eine gefällige Komposition voll heiterer Gedanken, die leicht und natürlich einander folgend durch das Ganze hindurch in fließender Harmonie sich fortbewegen und es schließen. Hr. Moralt befriedigte alle Anforderungen in einem ausgezeichnet hohen Grade. Der Beyfall war allgemein.

Mlle. Reger übertraf in einer Arie von Generali alle Erwartungen. Mit wahren Vergnügen bemerkten wir die Reinheit ihrer Intonation und eine bisher ungewöhnliche Milde und Zartheit, womit sie ihre höchsten Töne zu beherrschen wußte; nur wünschen wir ihrer Deklamation mehr Deutlichkeit.

Zum Schlusse eine Ouverture in D - minor aus der Oper: der Beherrscher der Geister, von Karl Maria von Weber. — Mächtig mag selbst dieses Künstlers origineller Geist beherrscht gewesen seyn, als er begann, seine Gefühle uns in solchen Tönen zu mahlen. Kraftvoll und mit hohem Ernste ertönt die Einleitung. Doch wußte die beherrschende Macht auch zartere Empfindungen in ihm zu wecken. Gar lieblich und milde fällt das Cantabile in F ein, mit viel gewandter Kunst der Instrumentirung gehalten, bis in D - dur es die Blasinstrumente noch einmahl aufnehmen und mit steigender Kraft es in's Thema zurückführen, von da aus dann das Ganze kühn und groß und kräftig zum Schlusse eilt. Die wahrhaft glänzende Ausführung von Seiten des Orchesters war dessen und des genialen Produktes vollkommen würdig.

## Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 8. d. wurde hier zum ersten Mahl und zum Vortheil der Mad. Gott dank aufgeführt: Die Klausse bey Mödling. Romantisches Ritterchauspiel in fünf Aufzügen.

Zum Unglück kann man nicht sagen, daß in diesem Unsinn Methode sey; aber von einer ganz eigenen Art ist er dennoch. Die Sache dreht sich um eine Spukerey, die ganz natürlich zugeht, und die dessen ungeachtet niemand erklären kann. Dieses Gespenst wird die Büßerinn genannt, und zuletzt der Zauberey angeklagt von dem Fehden und Unfriedens stiftenden Albero dem Kuenringer, der deshalb in einem Gotteskampfe von dem aus Palästina zurückkehrenden Herrn an n, Markgrafen von Baden, erschlagen wird, nachdem der Tempelherren - Orden, an deren Spitze Otmars, Ordensmeister zu Mödling, steht, sich mit den Edelsten des Landes gegen den gemeinschaftlichen Feind verbunden und Herrmann zum rechtmäßigen Oberhaupt geweiht. Jene räthselhafte Büßerinn ist aber keine Andre, als die schöne Witwe Gertraud von Mödling.

Das Stück ist ein wahres Quodlibet von ernster Art. Wer daraus Flug wird, oder hier Zusammenhang findet, muß sich ein wenig auf die schwarze Kunst verstehen. Es gleicht einem wahrhaft gespenstischen Ungethüm. Wenn man glaubt, es fest zu halten, so entschlüpft es wieder, und jede Abtheilung zeichnet sich durch eigenes Unwesen aus, jede folgende macht die Erklärung der vorhergehenden unmöglich. Es wäre mistlich, sich darüber zu ereifern. Kommt es einem doch bey näherer Betrachtung immer so vor,

als Lausche der Urheber dieser abenteuerlichen Komposition irgendwo im Hinterhalt, und lache des Zürnenden, dem er das rothe Tuch muthwillig hingeworfen. Aber es scheint hier nicht eine einzelne Hand im Spiel gewesen zu seyn, sondern man kömmt auf die Vermuthung, daß mehrere beschäftigt waren; so viele Akte, so viele schreibselige Hände. Über gewisse Worte mochten die Verbundenen sich verständigt haben, und nun arbeitete ein Jeder rüstig darauf los. Zu schauen und zu hören gib't in jeder Arbeit etwas besonderes, zwar nichts neues, aber es verspricht etwas zu werden, und doch wird nichts daraus, als schließlich ein unendlich langer Fackelzug, wobey weiße und schwarze Erscheinungen aller Art vorüberwallen und Kinder mit Blumenkörben nicht vergessen sind. Ein Chor von Trompetern bläst den sogenannten Possillionsmarsch mit solcher Behemung, daß die Zuhörer verleitet werden, Dämpfer aufzusehen, man glaubt mitten im Prater zu seyn, wo der lockende Ruf aus einem Karroussel-Platz hervorschmettert, aber es ist alles Täuschung nur und Blendwerk:

Man ist an der Mödlinger-Burg, und dort

Geht's irre des Nachts bey der Klaus.

Charaktere finden sich in dieser Spektakel-Posse nicht, alles ist leere Erscheinung. Daher läßt sich auch nicht von einer Darstellung reden, bloß bemerken, daß sämtliche Hauptpersonen, Otmär der Friedensstifter, Kuenring der Ruheförder, und Herrmann der neu vermählte Gatte Gertrud's der Büßerinn, auf einen gleichen Ton gestimmt waren: den gedehnten, hochtrabenden Konversationston schauerlicher Ritterstücke.

Die Prosa klingt wie Verse, und wird auch größten Theils so vorgetragen, und die Kasse donnern in Trott und Galopp über die Bühne, daß man immer den bekannten metrischen Hufschlag des Virgils in stümperhafter Prosa nachgeahmt zu hören glaubt.

#### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Acacia armata*. Aus Neuhoolland.

*Bignonia rigescens*. Steifblättrige Trompetenblume. Vom wärmeren Amerika.

*Capraria lucida*. Glänzende Herzblume. Vom Kap.

*Carica cauliflora*. Stammblühiger Melonenbaum. Von Caracas.

*Goodia lotifolia*. Aus Neuhoolland.

*Gnaphalium congestens*. Vom Kap.

*Hibiscus pruriens*. Brennender Hibiscus. Aus Ostindien.

*Indigofera australis*. Südlicher Indigo. Aus Neuhoolland.

*Uvularia chinensis*. Chinesisches Päpfeutraut. Aus China.

#### N a c h r i c h t.

Allen resp. Theaterdirektionen des In- und Auslandes zeige ich hiermit an, daß die von mir komponirte, im k. k. priv. Theater an der Wien aufgeführte Oper in drei Aufzügen: *Ulmazinde* oder: *die Höhle Sesam*, auf rechtlichem Wege einzig und allein von mir zu beziehen ist; weshalb ich die löbl. Direktionen ergebenst einlade, sich der näheren Bedingungen wegen in portofreien Briefen an mich zu wenden. Unbefugte Verkäufer, welche mit meiner Partitur unerklaubten Handel zu treiben sich erlauben wollten, würde ich mit unnachsichtlicher Strenge auf dem gerichtlichen Wege belangen; daher ich dieses als Warnung vorausgehen lasse.

J. V. Piriz,

Kompositeur in Wien, wohnhaft auf der

Wieden im goldenen Adler Nr. 6,

Stiege 4 im 2. Stock.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 20. April 1820.

48

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Aftensbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 568) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenzler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ausflüge nach den Alpen in der Nähe von Wien.

Ist habe ich mich gefragt, welche große Hauptstadt die Vortheile eines milden Klima's mit der interessanten Nachbarschaft der Hochgebirge eben so sehr vereine, als unser schönes Wien?

Da habe ich dann gefunden, daß man von London und Paris manche Provinzen zu durchreisen, von Petersburg aber erst nach Zurücklegung von vielen hundert Wersten an dem Fuße einer Alpe anlangen könne. Aber in Wien ist dieß bequemer, in 12 — 14 Stunden ist man zu Fuß, also noch eher zu Wagen, in den herrlichen Umgebungen des Schneeberges und der steyrischen Alpen, und wer den Weg durch Wechselln der Pferde verkürzen will, der entreibt sich mit Aufgang der Sonne seinen weichen Federn, und sieht sie auf der Napalpe, dem Grünsbacher oder selbst dem Schneeberge \*) untergehen. Und doch, bey dieser Nähe, bey so vielem Sinne für Naturschönheiten, bey dem unwiderstehlichen Drange, die schönen Tage des Frühlings im Freyen zuzubringen, wie wenige meiner verehrten Mitbürger und Bürgerinnen, wie wenige sage ich, sind noch auf einer Alpe gewesen. Und wer noch nicht dort gewesen, hat einen hohen herrlichen Genuß im Leben weniger, der hat die Welt noch nicht recht, wenigstens nicht von oben herab gesehen. Es möchte also wohl geringe Bekanntschaft mit dem Gegenstande selbst, und der Art, dahin zu gelangen, seyn, was manchen von so einer Parthie abhält, und dem will ich gerne durch eine kleine Erörterung abhelfen, so viel nur immer in meinen Kräften steht. Es soll mir eine recht große

\*) Sehr wahr sagt ein wissenschaftlicher Aufsatz in den geographischen Ephemeriden vom Jahr 1811 Seite 555. „Eines der interessantesten Alpengebirge in den österr. reichischen Kaiserstaaten ist unstreitig der Schneeberg im Erzherzogthume Österreich unter der Enns. Nahe an der Hauptstadt gelegen, spenden diese rauhe Felsen einem jeden Gaste ihre Gaben, und befriedigen ihn gewiß. Naturforscher, Philosophen, Botaniker, Mineralogen, Soldaten, Mähter, Dichter, Jäger, Wurzel- und Schatzgräber u. u. finden hier Stoff genug zur Unterhaltung, Belehrung und Nachdenken.“

Belohnung seyn, wenn ein Freund der schönen Natur meinen Weg einschlägt, und befriedigt von dem kleinen Ausfluge zurückkömmt.

Einstweilen will ich meine langjährigen Erfahrungen zusammenstellen, um die Reise so bequem als möglich vorzuschlagen. Der Mangel an gehöriger Bewirthung, und die schlimmen Wege in unserem lieben Osterreich, nur gar zu oft der Gegenstand gerechter Klagen, schrecken ohnehin die Schaulust des wißbegierigsten Wanderers oft zurück.

In Rücksicht der Jahreszeit rathe ich Jedermann, den Anfang des Monats July zu wählen, die Tage sind lang, die Hitze gewöhnlich noch nicht übermäßig, die Donnerwetter noch nicht so häufig, und die Alpenflor eben in ihrem schönsten Erwachen. Diese letztere spielt eine große Rolle in meinem Gemähde, und wer sie da oben nicht schaut, der sieht sie unten nimmermehr wieder, denn keine Kunst und kein Bemühen hat sie je nachzuahmen oder zu verpflanzen vermocht; und welche Feder, welche Einbildungskraft könnte sie würdig beschreiben! Man reise also in den ersten Tagen des July mit einigen Bouteillen Wein, etwas Arack und Kaffeh und irgend einem Braten versehen, von Wien ab; denn es ist nun einmahl so, daß unsere Körpermaschine aufgezogen und gestärkt seyn muß, wenn der Geist heiter seyn soll \*). Man erreicht mit ein und denselben Pferden auf der ebenen guten Poststraße Neustadt in 5, Neunkirchen, eine Post weiter auf der großen Straße nach Steyermark, in 7 Stunden.

Hier theilen sich die Wege, und hier ist auch die letzte bequeme Unterkunft. Man rüste sich also hier zur weitem Alpenreise, die allerdings nicht ohne einige Entbehrungen Statt findet. Wem es um eine nähere Reise und um eine weite Aussicht zu thun ist, der schlage jetzt den Weg nach dem Schneeberge ein, wer mit Muße eine üppige Alpenflor und das Leben da oben genießen will, der folge dem zweyten.

Man kann erst Nachmittags von Wien abfahren, und in Neunkirchen übernachten, um mit frühem Morgen den Weg nach Buchberg fortzusetzen. Wählt man jenen auf die Gans, so fährt man früh Morgens in Wien ab, speist in Neustadt zu Mittag, und ist um 4 Uhr Nachmittags in Sirning, und um 8 Uhr Abends auf der Gans.

Der Weg nach dem Schneeberge geht gleich rechts außer Neunkirchen längs der Sirning über St Johann, Sirning, Stipenstein nach Buchberg, man fährt bis dahin 3 Stunden auf ziemlich gutem Wege.

Ich würde vorziehen, gleich von Sirning aus den Weg über den Hals nach dem Jägerhause auf der Gans einzuschlagen. Er ist der nächste (man erreicht das Jägerhaus in 4 Stunden, und ist am andern Tage von dort in einer Stunde am Kaltwasser) und der wenigst beschwerliche, auch kann er

\*) Ich will hier nicht vergessen, sowohl Frauen als Herren auf die Nothwendigkeit einer guten doppelten Fußbekleidung aufmerksam zu machen. Theils die spizen Steine, theils die Feuchte in den Morgenstunden, greifen die Schuhe sehr an, und man muß also wechseln können. Ich sage auch, *Frauen*, denn vorzüglich sie, mit dem regern lebendigeren Sinne, mit einem weit tiefern Gefühle von der Natur begabt, möchte ich einladen, diese Ausflüge mitzumachen, es ist daher in der Angabe des Weges sowohl, als in der Bestimmung der Zeit vollkommen auf die zarteren Naturen Rücksicht genommen.



zur Noth mit kleinen Steyerwägelchen befahren werden \*). Wer aber gerade nach Buchberg will, der schlägt von dort aus den Weg über den Hengst nach Kaltwasser ein, der in vier Stunden zu Fuß und drey zu Pferd, aber nicht zu Wagen zurück zu legen ist.

Kaltwasser ist die erste Stufe des Schneeberges, eine tiefe Einsattlung, die ihn mit den Nachbarbergen verbindet, und der Platz, wo ehemahls eine Meierey des Grafen Hoyos war, die der Wanderer jetzt mit Trauer vermist, denn außer einer guten Quelle und einer kleinen Ochsenhütte findet er hier keinen Trost.

In Rücksicht der Tageszeit den Schneeberg zu besteigen, würde ich, wenn dieß von Buchberg aus geschieht, wo man also in den Morgenstunden angekommen, immer den Nachmittag vorschlagen. Bis dahin ist man mit dem Wetter im reinen, welches die Landleute trefflich verstehen, hat die kleinen Vorrichtungen getroffen, die zur Alpenreise nöthig sind, und in Führer, Trägern oder Pferden bestehen, und hat ein Stück Zeit vor sich, um nicht zu sehr eilen zu müssen. — Man erreicht von Buchberg das kalte Wasser, wie gesagt, in drey einer halben Stunde, von dort den Wachsriegel, die östlichste Kuppe des Schneeberges, in drey Stunden, indem man immer über den sogenannten Sattel bergansteigt, bricht also um zwey Uhr von Buchberg auf, und sieht die Sonne auf dem Wachsriegel untergehen \*\*).

Hier kann man nun in einer, unlängst durch Beysteuer verschiedener Alpenfreunde errichteten, Hütte übernachten. Man muß indeß etwas Stroh und von der letzten Quelle Wasser mittragen lassen, eben so mit etwas warmer Kleidung für jeden Fall versehen seyn \*\*\*). Man bekommt in Buchberg an dem dortigen Jäger (Hrn. Fuß) einen geschickten gefälligen Führer, und sehr leicht die nöthige Anzahl Träger, die für jede Person wenigstens einen Mann beträgt.

Wer aber von Sirning aus den Weg auf die Gans eingeschlagen, der übernachtet dort ganz bequem in dem Jagdhaufe. Der Wagen fährt mittlerweile von Sirning nach Buchberg, wo er wartet; man darf nicht vergessen,

\*) Die Gans ist einer der Füße des Schneeberges, auf dem ein hölzernes Jagdschloß des Grafen Hoyos steht, wo man wohl Erlaubniß erhält, eine Nacht in den reinlichen Gemächern zuzubringen. Auf diesem Wege, den Damen ganz zu Wagen zurücklegen können, wird sehr viel Zeit gewonnen, man macht die etwas holperichte Straße nach Buchberg nicht zwey Mgl, und ist also in sechzig Stunden, man kann wirklich sagen bequem, auf dem Schneeberge und zurück.

\*\*) Ich bemerke hier, daß alle meine Zeitmessungen nach dem gemäßigtesten Schritte genommen, und alle Ruhepunkte, die selbst ein schwächerer Körper fordern könnte, darin aufgenommen sind. Den Landleuten ist in dieser Hinsicht gar nicht zu trauen, sie berechnen die Entfernungen nach ihren geübten Füßen und unerschöpflichen Lungen; denn sie begehen diese Berge, wie wir die Ebenen, und rasten nur, wenn sie eben schwer tragen; das, was sie „thaleben“ nennen, geht gewöhnlich in einem Winkel von 15 — 20 Graden bergan oder ab.

\*\*\*) Diese Vorsicht ist um so weniger zu unterlassen, da auf den Alpen der Thermometerstand oft in einem Augenblicke zwischen 15 und 5° Reaumur wechselt, und selbst Anfangs July zu Zeiten Schnee fällt, in dessen Nachbarschaft man in jedem Falle immer bleibt, weil er nie ganz aus den Klüften des Schneeberges und der Karalpe schwindet.

Träger von Sirning mitzunehmen, da man auf der Gans wohl Führer, aber nicht Lehre findet. — Vor Tages Anbruch schlägt man nun den Weg nach dem Schneeberge ein, und erreicht den Wachriegel in drey und einer halben Stunde. Jene, welche dort übernachtet, haben dort den herrlichen Anblick des Sonnenaufgangs genossen, den diese, die von der Gans kommen, ober dem Kaltwasser auf dem Sattel zu erhaschen suchen müssen, wo er sich ebenfalls prachtvoll ausnimmt. Vom Wachriegel schlendert man nun über den Blumentepich, aber auch über Felsenstufen, hin auf den höchsten Gipfel des Schneebergs, den Kaiserstein genannt, den man in einer Stunde erreicht. Wer auf der Alpe vorzüglich schöne Aussichten sucht, der wähle diesen Punkt, er ist einer der schönsten, die ich je gesehen, und doch bin ich die Alpen Savoyens, der Schweiz und Tyrols durchzogen, aber in der Weite der Umsicht nach allen Richtungen habe ich nichts Ähnliches gefunden \*). Es gehört wohl günstige Witterung und eben die Morgenstunden dazu \*\*), um den vollen Genuß dieses großen Panorama's zu erhalten, das nördlich den Zug des sogenannten Wiener-Wald-Gebirgs bis zu seinem Auslaufe am Nieder- und Leopoldsberg umfaßt, westlich den breiten Ötcher, den felsigten Hochswab, die Weitscher-Wild- und Schneealpen, mit einem Worte, die ganze norische Gebirgskette darstellt. Gegen Mittag schweift der staunende Blick dem schönen Märzthale nach, bis zu den, Gräß umgebenden Gebirgen, unter denen sich vorzüglich der Scheffel hervorhebt, weiter östlich ist der nackte Wechsel, und nun löst sich bald alles in die weiten unabsehbaren Ebenen Ungarns auf, aus denen der Neusiedlersee wie ein Spiegel hervor blüht. Hier sucht das Auge vergebens eine Grenze, und der Horizont schmilzt mit den Wolken zusammen. Weiter nördlich hinauf ziehen die Gebirge am linken Ufer der March über Malaczka und Holitsch, dann die Hohenleithen einen dunkeln Raust; der Bisamberg beschließt das nie zu mahlende Tableau, und bestimmt so auch den Punkt, wo die große Kaiserstadt unter einem Nebel von Rauch und Staub begraben liegt \*\*\*).

\*) Gewöhnlich sind die Gipfel der höchsten Gebirge, als: des Montblanc, der Dretes-Spiz, des Glockners ic. entweder gar nicht, oder nicht so leicht zu ersteigen, als der Schneeberg, und nur auf ihnen genießt man einer, nach allen Seiten freyen Aussicht. Auf andern hohen Gebirgen ist aber diese in die anstossenden Thäler und die gegenüber liegenden Gebirge beschränkt, und dadurch die entfernteren Gegenden gänzlich gedeckt. Auf dem Schneeberge genießt man aber den Vortheil, daß sich ihm keiner seiner Unterthanen an Höhe nähert, also das Auge den Fuß und den Auslauf der Gebirge bis in die Ebenen verfolgen kann. Theile von drey Provinzen kann man hier recht genau übersehen, das waldige Osterreich, das gebirgige Steyermark und die Ebenen Ungarns bis an den Platten-See, welcher Wechsel von Gestalten und Ansichten!

\*\*) Die beste Beleuchtung der Aussicht auf den Alpen ist kurz nach einem Tags vorher gefallenem Regen, und ehe, bevor die große Hitze eintritt, zu erwarten; um Mittag hindern die zu heftigen Sonnenstrahlen die Klarheit der Luft. Zuweilen gibt es spät Abends noch einige günstige Momente, aber sie sind gewisser in den Morgenstunden zwischen 6 — 8 Uhr.

\*\*\*) Hr. Schultes in seinen Ausflügen nach dem Schneeberge, Wien 1802 bey Degen hat (Seite 183) gar noch weiter gesehen, in Nordosten die Ausläufer des Riesengebirgs, in Nordwesten den Böhmerwald, in Westen die Alpen Salt-

Mag diese kleine Skizze dazu dienen, einen oberflächlichen Begriff der Herrlichkeiten zu geben, die man hier schaut. Ich will die Gefühle nicht schildern, die sie erwecken. Jedermann hat hierin seine eigenen; aber niemand wird die Stelle verlassen, ohne tief ergriffen zu seyn. Niemand wird je an sie zurückdenken, ohne sich sehr für die Mühe belohnt zu finden, die ihm die kleine Alpenreise gemacht haben mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Der Troubadour

zu Bionini's Melodie der Romanze:

#### Der Abschied der Troubadours \*).

Heiter floss des Lebens Quelle,  
Fried' und Freude war mein Loos,  
Bis Gott Amor in die Seele  
Seine Qual mir plötzlich goß.  
Nun kennt Schmerz und Klage nur  
Der einst frohe Troubadour.

Sturm nicht achtend und Gewitter,  
Zog ich Berg und Thal entlang,  
Obdach schaffte mir die Zither,  
Dank dafür gab mein Gesang.  
Nun doch singet Klagen nur  
Der einst frohe Troubadour.

Wohl wüßt' ich des Leidens Ende;  
Wenn an die Geliebte mich  
Hymens Rosenfessel bände,  
kehrte Qual in Wonne sich.  
Bis dahin singt Klagen nur  
Der einst frohe Troubadour.

v. M.

### Correspondenz-Nachrichten.

Grätz, im März 1820.

Der Erzherzog Johann (kais. Hoh.) war hier während des Marktes. Alle drei Vereine, an deren Spitze er steht, nämlich für Landwirthschaft, Tonkunst und Lesen, erhielten durch seine Gegenwart neues Leben und neue Liebe. Um die Wünsche münd-

burgs und Tyrols, in Osten die Gebirge um Ofen, ein Horizont von beynabe 200 Quadrat-Meilen. — Ich mußte mich, obschon ich ein Duzend Mal auf dem Schneeberge gewesen, mit weniger begnügen, habe aber auch das wenige schon so unendlich schön gefunden. Übrigens ist das Werkchen von Hrn. Schultes sehr anzuempfehlen (obschon manches Neue nicht darin zu finden, manches Alte aber in der Wirklichkeit vermisst wird). Nebst einer früher erschienenen Beschreibung der Gegend und des Schneeberges von Hrn. Embel ist es dasjenige, was wir in unserm leider noch so wenig beschriebenen und doch so merkwürdigen Vaterlande über diese Gegend besitzen. Es ist auch eine zweite Auflage davon erschienen. (Wien bey Degener 1807 in 2 Bändchen.)

\*) Durch den häufig geäußerten Wunsch veranlaßt, daß dieses anziehende Musikstück nicht gerade einen Abschied bezeichnen möchte.

lich zu vernehmen, und die Antriebe zum Eifer persönlich auszusprechen, hielt er in jedem der Vereine eine Versammlung sämtlicher Glieder, welche aus allen Ständen gemischt sind. Die Gesellschaft genoß die Ehre in ihrem Kreise zu sehen den Grafen Nischoltz und den Grafen Zaaffe, jenen als ehrwürdiges und wohlwollendes Haupt der Regierung, diesen als seinen liebenswürdigen und geistreichen Stellvertreter.

Man bewunderte mit Recht, wie der Erzherzog durch ein Wort oder einen Wink die großen Versammlungen mit weiser Sicherheit zu leiten verstand. Seine Gesichtszüge und Seine Sprache, das einfache edle Wesen erinnerten mit Rührung an Seine Majestät, den kaiserlichen Herrn und Bruder, für dessen Leben und Wohlfeyn die eifrigsten Wünsche sich aussprachen.

Die Versammlungen geschahen im großen Landhaussaale der Herren Stände. Das Gastmahl, welches der Erzherzog gab, zeigte ein schönes Gemisch von Ernst und Freude, wo nach vollbrachter Arbeit der kaiserliche Prinz selbst, mit Herren und Rittern, mit Bürgern und Bauern umgeben, speisete. Deutsche aus dem obern, Wenden aus dem untern Lande Steyer, saßen brüderlich neben einander, vereint im Gefühle für den Landesvater, dessen Gesundheit sie feyerlich ausbrachten.

Alle Worte des Erzherzogs (kais. Hoh.) waren liebreich. Inhaltsschwer schien besonders folgender Satz: „Wir müssen das Gute erhalten, damit kein Same desselben unter die Steine oder in die Dornen falle; wir müssen alle zerstreuten Lichtstrahlen in einem Brennpunkte gemeinnützigen Wissens vereinigen, und sie befruchtend und erwärmend dem Lande zurückgeben. Wir müssen aber auch Gutes schaffen, neue Entdeckungen veranlassen und verbreiten, aus den Erfahrungen der Vorwelt die Gegenwart belehren, und „jene süße Gewohnheit des Daseyns und Wirkens“ auf der vaterländischen Erde und die innigste Anhänglichkeit an dieselbe mehren und läutern.“

### Schauspiel.

Im K. K. Hofopertheater gab Hr. Fischer, königl. bayrischer Hoffänger, noch einige Gastrollen, und trat nahmentlich einmahl als Wasserträger in *Cherubin's* Oper gleiches Namens auf.

Rollen, in deren langem Besiß Hr. Vogel ist, haben gewöhnlich einen so lebhaften Eindruck auf das Publikum gemacht, daß es einem darin Debutirenden schwer wird, zu befriedigen.

Hierzu kam noch, daß Hr. Fischer in zwey komischen Rollen von ganz verschiedener Art großen Beyfall sich erworben hatte, und daß nun ein großer Theil der Zuhörer den Saal mit der Meinung betrat, als sey es nicht zu erwarten, daß ein Individuum auch im Sentimentalen — denn tragisch kann der Wasserträger nicht genannt werden — eben so vorzüglich sey, als im Komischen. — Hr. Fischer, welcher als Sängler in der französischen Oper, d. h. unter Nationalfranzosen, lange Zeit wirkte, und sich allda eine andere Ansicht dieses Charakters mochte erworben oder geschaffen haben, als die hier in Wien, bey den Darstellungen des trefflichen Vogel herrschende ist, hat in dieser Rolle sein Glück versucht, ohne es eben gefunden zu haben. Zum Theil mag es daher kommen, weil das Publikum in der Darstellung dieser Rolle zu lebhaft an Hrn. Vogel erinnert wurde, der ihr in feltener Vollendung ein sentimentales Gepräge aufzudrücken pflegt, dahingegen Hr. Fischer, vielleicht bestimmt durch seine frühere Thätigkeit in dieser Rolle auf französischen Nationalbühnen, die Sache mehr von der lustigen Seite nahm.

Im *Lankred* erschien Ull. Muck, königl. bayrische Hoffängerinn, in der Rolle gleiches Namens. Ihr Organ wäre sehr brav zu nennen, wenn die Menschenstimme ein bloßes Instrument wäre. Aber da dieselbe außer den artikulirten Tönen noch Worte auszusprechen hat, deren Form bey der Sängerin in schönster Gestalt erscheinen, und deren Sinn aus denselben verständlich hervorgehen soll, so ist sehr zu bedauern, daß diese Sängerin nicht auch zugleich sprechen lernte. In der That hat sie Singen gelernt, und eine solche Kunstfertigkeit erworben, daß der Freund des Schönen mit Ver-

dauern sieht, wie das Wesentlichste, das Sprechen, so unverantwortlich von ihren Leh-  
rern vernachlässigt werden konnte.

Demosthenes Beispiel hätte hier zur Richtschnur dienen können, denn auch er, der  
größte Redner Griechenlands, war früher nicht im Stande, das R auszusprechen. An-  
dere Mitlaute machten ihm ebenfalls allerhand Verdrießlichkeiten; deshalb beschloß er,  
seiner Zunge Meister zu werden, und verfügte sich zu einem Wasserfall, um allda im  
Laufen der Kieselsteine, während des Sprechens, die Biegsamkeit seiner Sprachorgane  
zu versuchen.

Die den Taktred ankündigende Urie „di tanti palpiti!“ wurde von ihr mit Präci-  
sion, doch ohne dazu gehörigen Reiz der Stimme und ohne den, durch Mad. Vors-  
gondio so wohl angebrachten, pikanten Manieren gegeben.

Theater an der Wien den 10. April. Hr. Cornet, vom Gräzer Theater, trat in  
der Vestalinn als Licinius auf. Wir sahen diesen Sänget, als er seine artistische Lauf-  
bahn hier auf diesem Theater begann, und fanden, daß er eine recht angenehme, biegs-  
same, wenn auch nicht starke Stimme besitze. Das Ergreifen neuer Rollen auf dem  
Provinztheater hat Hr. Cornet muthig gemacht, und so erschien er allhier zum ersten  
Mahl als Licinius. Wer Licinius seyn will, muß nicht allein einen Cinna, eine Julia  
haben, sondern er muß auch mit der nöthigen Kraft zu dieser Heroenrolle ausgerüstet  
seyn. Dieß alles fand hier nicht Statt! — Denn der erwähnte Sänget war weder kräftig  
genug, um diese Rolle imposant zu geben, noch erschien seine genannte Umgebung in sol-  
chem Glanze, als ein Triumphator Rom's verlangt. Auch ist seine Intonation nicht rein  
zu nennen. Dieß zeigte sich in mehreren Stellen, besonders in dem Duett mit Cinna: „Es  
will der Freund im Kampf mich unterstützen!“ Hier nahm Hr. Cornet einen Anlauf, um  
sich über seinen schüchternen Freund zu erheben, allein die Stimme versagte ihm um einen  
Viertelstön, und das Publikum schöpfte aus diesem bösen Omen einen bleibenden Ver-  
dacht gegen die Fortschritte, welche der Sänget nach den, aus Grätz eingegangenen  
Berichten gemacht haben sollte. In der That fanden sich mehrere Stellen, in denen  
noch große Unsicherheit bey diesem Sänget obwaltete.

Zuvörderst war es fatal, daß Cinna (Hr. Schüh) im ersten Auftritt, in der er-  
sten Scene der Oper, nicht rein intonirte, und durch ein allgemeines Zischen noch mehr  
erschreckt wurde. Dann konnten die, im Hintergrunde den Einzug schon erwartenden  
Römer ihre Ungeduld nicht zähmen, und versuchten immer ihre Beine. Dieß hatte zur  
Folge, daß die besagten Beine gar zu oft neben dem Triumphbogen herauskamen, und  
von dem Publikum zu sehen waren, und zuletzt lief gar eine Römerinn über die Breter,  
und wurde nun ebenfalls von dem schauenden Publikum mit einigem Lachen bemerkt.  
Dieß alles waren böse Zeichen, welche die Augurn vor einem Opfer, oder der Wahl  
eines Konsuls eben so verwirrt haben würden, als sie die so nöthige Seelenruhe des  
debutirenden Sängers störten. Weder Licinius noch Cinna konnten rückwärts schauen,  
um sich die zischenden Töne des Publikums zu erklären; denn gerade an dieser Stelle  
fehlten beyde nicht.

Das Studium der ganzen Rolle des Licinius schien aber überhaupt wenig in der  
Seele des Gastspielenden vollendet zu seyn, weil derselbe manche Momente ganz über-  
sah, indeß er andere kräftiger gab. Das Einverständnis mit Julia im Angesichte des  
römischen Volkes ward uns gar nicht klar. Besser erschien uns Hr. Cornet im zwey-  
ten Akte. Im Tempel, wo sich derselbe nicht ohne Energie betrug, führte er mit eini-  
gem Erfolg die schönen, dieser Parte zufallenden Musikstücke aus. Überhaupt dürfen  
wir Hr. Cornet zu dieser Debutrolle keineswegs Glück wünschen. Das Terzett ge-  
lang bis auf Hr. Schüh, welcher auch hier der falschen Intonation nicht widerstehen  
konnte.

Die Pfeifer sang die ermüdende Parthie der Julia mit vieler Sicherheit, ob-  
gleich sie sich der Kadenzgen nicht enthalten konnte. Aber Kadenzgen sind Schnörkel, welche

den Abgang der Stimme verdecken helfen! Nun ist aber ihre Stimme gerade von besonderer Stärke und Reinheit! Warum läßt sich die Sängerin durch den übelangebrachten Applaus Einiger so irre leiten, daß sie darum die Größe des Styls aufopfert?

Mad. Spigeder als Oberprieesterin verfiel in denselben Fehler, durch Entschwärzung der Kouladen, doch bewies ihr Gesang durch seine Kräftigkeit, trotz ihrer hohen Schwangerschaft, daß sie den Genuß des Publikums für ihr höchstes Ziel hält.

Hr. Spigeder ist sehr brav als Oberprieester. Seine Stimme hat alle zu dieser Rolle nöthige Kraft. Er wirkte tüchtig in dem zweyten Finale.

Der Weiber-Chor war über die ausgeartete Schwester so entbrannt, daß an gar keine reine Intonation mehr zu denken war. Sie sangen falsch, um Julien ihren Fehltritt durch ihren Mißgriff zu beweisen. Auch dies verdient Anerkennung!

Die Oper wurde von keiner Seite, nicht einmahl von dem sonst tüchtigen Orchester gut gegeben.

Leopoldstädter Theater, den 7. d. zum ersten Mahl: Kolumbinens und Arlequins Entführung, oder: der Zauber tempel. Große komische Zauberpantomime in drey Aufzügen, vom Hrn. Paul Rainoldi. Musik vom Hrn. Kapellmeister Volkert.

Dieses neueste Werk des Pantomimenmeisters, zu dessen Vortheil es gegeben wurde, zeichnet sich durch einen etwas leichteren Anstrich vor den gewöhnlichen aus, die immer fast zu niedrig gehalten sind. Dafür mangelt aber auch die geringste Spur eines überlegten Plans, und der Zusammenhang selbst der nächsten Scenen unter einander, Alles steht im Mißverhältniß und die komische Kraft fehlt gänzlich. Einige wenige, theils gefällige, theils frappante Erscheinungen in den zwey ersten Akten, z. B. das transparente Bilderspiel Arlequins des Optikers, Pierot im Koffer eingesperrt, aus dem er aufrecht stehend Kopf und Arme, gleich einer Schildkröte, reckt, der Tanz des sich verlängernden und verkleinernden Zwergs mit dem chinesischen Glockenspiel, können für die Mäßigkeit des Übrigen nicht entschädigen. Alles dieses, was mit der Schlussverwandlung, worauf es einzig abgesehen ist, in gar keiner Verbindung steht, hätte sich auf den dritten Theil beschränken lassen. Die zuletzt bestürmte Fassung nämlich, die sich plötzlich oberhalb in einen Tempel von geschmackvoller Zeichnung, aber zu dunklem Farbenlicht, unterhalb in längliche Quadratschilder transformirt, womit unter Fahnenpiel ein Waffentanz ausgeführt wird, überrascht auf angenehme Weise. Dann zeigen sich die kleinen Böglinge in Kosakentänzen, und man glaubt eine Uebertreibung des Kinderballets zu sehen; hiernächst biethen die Grotesktänzer ihre Geschicklichkeit auf, wobey Hr. und Mad. Rainoldi sich im Wettstreit ihrer Kunstfertigkeit hervorthun, und eine den Gönnern geweihte transparente Dankadresse schließt die pantomimische Entführungs-Posse.

### Erklärung des Modenbildes XVI.

Überkleid von Wiener-Seidentrepon,	Redingote de crêpon en soie de
mit Atlas und Schnürchen gefüttert und	Vienne, doublée et ornée de satin et de
geziert. Die Halskrausen sind von Tuffin	ganses. Fraise de tuffin ornée de polite
mit schmalen Blonden besetzt. Der Krepp-	blonde. Chapeau de crêpe garni de blonde
hut ist mit Blonden garnirt und mit Blu-	et orné de fleurs.
men geschmückt.	

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

be  
nge  
ert  
Ein  
hree  
jätt  
iefr  
ge  
ieho  
efer  
Ar  
pan  
ife  
rede  
im  
ine  
der  
lige  
das  
erri  
Ean  
piel  
der  
est  
ihm  
aber  
om  
ieise  
thei  
ilich  
her  
inte  
de  
t de  
otite  
nde



*J. v. St. del.*

*J. v. St. sc.*

**S**

Don  
hier  
und  
Zeit  
Post  
Com

**U**

gen  
ma  
Ed  
Es  
steig  
mit  
und  
wir  
halt  
am  
der  
halt  
dört  
über  
Stref  
Weg  
ein  
diese  
aber

hera

\*)

i  
s  
f



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 22. April 1820.

49

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 288) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Ausflüge nach den Alpen in der Nähe von Wien.

(Fortsetzung.)

Unter Betrachtungen mancherley Art ist es so zehn bis elf Uhr Mittags geworden. Man steigt nun langsam zur Hütte am Wachriegel hinab, wo man die Reste der mitgenommenen Vorräthe verzehret; noch einmahl all das Schöne und Große tief in seine Seele prägt, und dann die Rückreise antritt. Es ist meines Erachtens der beschwerlichste Theil der Reise. Das gähe Hinabsteigen nimmt die ohnehin schon in Anspruch genommenen Kräfte noch mehr mit, man scheidet mit jedem Schritte, den man in die Tiefe macht, mehr und mehr von all dem Herrlichen, und die reine Luft, die man verläßt, wird immer nur durch dichtere ersetzt. Man erreicht Kaltwasser in anderthalb Stunden. Wer gut zu Fuße ist, dem rathe ich, ehe er die letzte Wiese am Sattel hinabsteigt, von hier links einen Fußsteig einzuschlagen, der an der nördlichen Seite des Hengstberges, indeß sehr abschüssig aber in anderthalb Stunden in das Buchberger Thal zu dem sogenannten Schneebergerdörschen hinabführt. Von da geht man, bey vorräthigen Kräften, im Thale über die Ruinen von Losenstein, und über den Wasserfall der Sirning am Kressenberge anderthalb Stunden, oder im entgegengesetzten Falle geraden Weges in einer kleinen Stunde nach Buchberg, welches, wenn man um ein Uhr den Wachriegel verlassen, um sechs Uhr Abends erreicht wird. Um dieselbe Zeit kann man auch über die südliche Seite des Hengst bequemer, aber länger herabgestiegen seyn.

Jetzt wirft man noch einen langen Blick auf die Höhe, von der man herabgekommen, die wandartig vor einem da liegt \*), und auf der sich nun

\*) Die senkrechte Höhe des Schneeberges von dem Buchberger Thale unfern der Kirche beträgt nach den neuesten Messungen 4878 W. Fuß, die gesammte Höhe des Berges ist 6672' über der Meeresfläche. Der Montblanc hat 14958', die Orteles = Spitz 14390 W. Fuß. Beyde Berge sind also über die Hälfte höher, indeß kann man sich doch schon ein ziemlich richtiges Bild des kolossalen Anblickes machen, den man sowohl

mancher ihrer höhern Alpenbewohner, durch Regengüsse aus seiner Höhe herabgeschwemmt, überrascht den Wanderer. In einer halben Stunde hat man den Hintergrund des Felsenkessels erreicht. Das suchende Auge forschet vergebens nach einem Auswege. Da zieht links ein steiniger Fußpfad in unzähligen Windungen durch eine Felsenkluft an einer schroffen Wand hinan, von blühenden Rhododendren eingefast. Beym Hinansteigen wird man von immer neuen Blumen überrascht, und von den herrlichsten Gerüchen der Orchideen, Satyrien und Pyrolen erquickt. Durch die immerwährenden Krümmungen aufgehoben, erklimmt man erst in zwey Stunden die 1100 Schuh hohe Wand, aber nun hat man auch gewonnen; Mittag ist vorüber, und man hat die Karalpe erreicht \*). Wendet man sich von hier links, so hat man eine Viertelstunde auf die Heukuppe (vulgo Brachkogel), wo man einer sehr schönen Aussicht genießt. Die ganze Gebirgskette vom Hochschwab und vom Ötscher mit all ihren Spitzen, Kanten, Schluchten und Alpendörfern bis zum Schneeberge, dann die obern Thäler der Mürz auf der einen, und der Schwarza auf der andern Seite, liegen hier ausgebreitet da. Zu den Füßen ist die Schlucht von Altenberg und das Kapenthal, gegenüber die Schnee- und weiter aufwärts die Weitscher-Alpe. Von der Heukuppe steigt man sehr bequem an den Ursprung des Bärenlochs \*\*) herab, an dem nicht weit entfernt, die Karalpenhütten liegen. Hieher sind schon einstweilen die Träger vorausgegangen, haben eine Schwaighütte räumen lassen, Feuer gemacht, und nun wird aus den mitgenommenen Vorräthen ein Mittagsmahl bereitet, das die Schwagerinn (eigentlich Schwaigerinn) mit köstlicher Butter, Milch und Obers würzt. Man darf nicht vergessen, ehe man aus dem Siebenbrünnerthale an der Wand aufsteigt, Quellwasser mitzunehmen: auf den Alpen findet man nur geschmolzenen Schnee. Hier wird nun das Hauptquartier aufgeschlagen, wenn man des andern Tages über den Grünsbacher zurückkehren will; sollte man aber eine Parthie nach der Schneeralpe bezwecken, und über Neuberg oder Kapellen zurückkehren wollen, so schlage ich zum Haupt- und Nachtquartier die gegenüberliegende Alpe auf dem Samsack, am Grassboden genannt, vor. Es dürfte vielleicht manchem Leser angenehm seyn, im voraus zu wissen, was er sich von so einer Alpenhütte zu erwarten hat. Der Mangel an den nöthigen Baumaterialien, die

\*) Um dem Reisenden eine Übersicht zu geben, wie er stufenweise diese Höhen gewinnt, setze ich selbe her, wie ich sie gefunden:

Neunkirchen liegt 1020' über dem Meere, Glocknih 272' höher, Reichenau 172', die Prein (unfern der Kirche) 594', das Gescheid 1116'. Man hat also dort schon eine Höhe von 3174' erreicht, ohne müde geworden zu seyn, weil man so weit fahren kann. Vom Gescheid bis zum Fuße des Kessels, in welchem das Siebenbrünnerthal entspringt, steigt man 303', von dort an der Wand hinan 1123' im Ganzen also nur 1426', da man auf dem Schneeberge selbst, wenn man bis zu dem Kaltwasser hätte fahren können, 2958' also über die Hälfte mehr zu steigen hat. Die Höhe der Karalpe gleich ober der Wand beträgt 4590', von dort steigt man in 589' bis auf die Heukuppe (vulgo Brachkogel) die also 5179' über dem Meere liegt, und um 1493' niedriger ist, als der Schneeberg.

\*\*) Diese Gegend trägt ihren Namen nicht umsonst, den 7. July 1819 wurde unfern von hier auf drey Bären Jagd gemacht, wozu mehrere Gemeinden aufgeboten waren; auch Gemsen gibt es hier, doch ziehen diese Thiere in der schönen Jahrszeit höhern Alpen zu.

all  
grö  
ei  
und  
bes  
und  
Hü  
ein  
wir  
schö  
hoch  
an  
and  
maj  
dem  
nich  
dur  
anf

wir  
Ser

alle von den Thälern mühsam hinaufgeschleppt werden müssen, nöthigt zur größtmöglichen Ersparniß des Raumes. Eine Hütte hat auch nur den Zweck eine Schwagerinn, ihre Mobilien zur Bereitung der Butter und des Käses, und die tägliche Milch der Kühe zu bewahren. Diejenige, welche ich hier beschreibe, ist eine der elegantesten, sie liegt am höchsten auf der Karalpe, und wird von Magdalena Ederinn, aus dem Kapenthal, bewohnt. Die Hütte ist aus Balken zusammengefügt, hat gegen die Seite des Eingangs einen Vorsprung von zwey Schuhen, wodurch eine kleine Gallerie gebildet wird, die mit allerhand Hausartikeln angefüllt, meines Erachtens aber die schönste Parthie des Pallastes ist. Der Eingang selbst, nur vier Schuhe hoch, führt in einem von 8' in's Gevierte. In der Mitte steht der Herd, an den Wänden auf einer Seite der kleine Tisch und eine Bank, auf der andern Seite sind Tröge und eine große Kufe, in der beständig Schneemassen zum Schmelzen liegen. Dieser Vor- und Speisesaal liegt gerade unter dem spitzaufsteigenden Dache, das, aus Bretern zusammen geschlagen, eben nicht immer den besten Schutz gewährt. Das letzte Drittheil der Hütte ist durch eine Wand getrennt, die indeß nur bis dahin geht, wo das Dach anfängt.

(Der Schluß folgt.)

### U n e i n e n F r e u n d .

Wehre nicht der Liebe, wenn im Lenz  
Unter Weischen sie dein Herz beschleicht,  
Wenn sie deiner Locke Blumenkränze,  
Nektar, Nektar deiner Lippe reicht.

Scheue, Freund, der Regung dich zu schämen,  
Wenn Natur den Busen wärmt und hebt,  
Strebe nicht zu zähmen und zu lähmen,  
Was geflügelt zu den Wolken schwebt.

Denn die Liebe blüht, uns zu versöhnen  
Mit des Staubes niedrigem Geschick,  
Und es weiden an dem Reiz des Schönen  
Auch die Engel droben ihren Blick.

Welche Macht ist, die der Liebe gleicht?  
Erd' und Himmel ehren ihr Geboth,  
Und so weit das All der Dinge reicht,  
Ist nur Einer liebeleer, der Tod.

Carl Zapp.

### Correspondenz = Nachrichten.

Mailand den 26. März 1820.

In unserm letzten Bericht über die hiesigen Bühnen vom 16. Jänner erwähnten wir mehrerer Opern, die in dem Teatro Re gegeben wurden, die letzte derselben war Ser Marcantonio von Pavesi. Referent, der diese Oper öfters im Theater an der

Wien gesehen, hatte Gelegenheit, Vergleichen zwischen der Vorstellung dieser Oper auf hiesiger und dortiger Bühne anzustellen, die aber ganz zum Vortheil letzterer ausfielen. Mad. Marcolini trat in ihrer Forcerolle als Vettina auf, und dankte den Beyfall, der ihr von dem hiesigen Publikum gezollt wurde, mehr ihrem Spiel als ihrer Stimme, in ersterem dürfte ihr Mad. Borgondi nachstehen, allein von den Tönen dieser Sängerin bekamen wir nur wenige zu hören. Hr. Bassi als Marcantonio war ganz Meister seiner Rolle, und gab diesen alten, heirathslustigen Ocken mit echter Komik, ohne Übertreibung; Schade, daß er uns im Gesange nicht Genüge leisten konnte, seine Stimme ist bereits in Abnahme, und eine öftere Heiserkeit zeugte von der Anstrengung, mit der er sang. Die übrigen Partien waren bloß mittelmäßig besetzt.

Für das Teatro della Scala schrieb im verflohenen Karneval auf ein Melodram des Hrn. Romani unter dem Titel: Vallace, ossia l'eroe scozzese — Hr. Pacini die Musik. Diese Oper erfreute sich eines ungetheilten Beyfalls sowohl des musikalischen Gehaltes als der Aufführung wegen. Vorzügliches Lob verdient der Maestro wegen der durchgehends erhaltenen Charakteristik der einzelnen Partien und der Simplicität des Styles, welche letztere Eigenschaft an ihm um so mehr zu preisen ist, da wir ihn bey seiner Jugend und verführt durch das böse Beyspiel seiner Herren Mitkollegen schon öfters auf Abwege gerathen sahen. Mad. Camporesi, Bassi und Hr. Bonoldi hatten nicht leicht in einer andern Oper mehr Gelegenheit, sich auszuzeichnen, als in dieser; sie ernteten allgemeinen, ungetheilten Beyfall.

Hr. Bigano, der für die Frühlingsstagnion mit Dlle. Pallerini nach Bologna verschrieben ist, erfreute uns vor seinem Abgang mit einem großen heroischen Ballet, betitelt: Alexander in Indien, nach Metastasi's Oper gleiches Namens bearbeitet. Dieses neueste Produkt der Bigano'schen Muse fand eine bessere Aufnahme, als mehrere seiner Vorgänger, in der That hatte der Meister dießmahl auch reichlich für die Schaulust des Publikums fürgedacht. Märsche, Tänze, Gefechte, indianische Reiteren, eine einsürzende Brücke, eine pracht- und geschmackvolle Garderobe, dazu Sanquirico's Pinsel, und der Erfolg war nicht mehr zweifelhaft. Letzterem dürfte man dieses Mahl den gerechten Vorwurf machen, daß er nach Indien Palläste versetzte, wie sie schwerlich in Rom anzutreffen sind.

Beim Teatro della Scala haben sich folgende Veränderungen ergeben: Mad. Camporesi hat sich für immer der Bühne entzogen, Hr. Bonoldi ist nach Bologna abgegangen, an neuen Individuen hat unsere Oper entgegen erhalten: Mad. Feron als erstere Sängerin, H. Galli, Crivelli und Degregis.

Beim Ballet wird Hr. Bigano und Dlle. Pallerini ersetzt durch Hrn. Tagliani sammt Frau und Dlle. Conti. Der Ballet wird sich mehr dem französischen nähern, weniger Mimit und mehr Tanz, der kleine Ballet, der sonst jeden Abend die Vorstellung beschloß, bleibt gänzlich weg. Wenn wir gleich mit Grunde zweifeln, daß uns Mad. Camporesi durch Mad. Feron ersetzt wird, so glauben wir doch mit dem Tausch der übrigen Glieder des Opern- und Ballet- Personals zufrieden seyn zu dürfen. Am Ostermontag wird das Theater nach den gewöhnlichen Serien zwischen jenem Abonnement wieder eröffnet; die erste Oper, die gegeben wird, ist: La principessa in campagna, von Pucitta, dieser folgt später Rossini's gazza ladra, und zum Schluß wird Hr. Caraffa für Mayland eine Oper schreiben. Der Ballet von Hrn. Tagliani trägt den Titel: La conquista di Malagga, die später zu gebenden sind ebenfalls von der Komposition dieses Meisters, allein bisher noch unbestimmt.

Zwey deutsche Künstler erfreuten uns fast zu gleicher Zeit mit ihrer Gegenwart, der berühmte Violoncellspieler Hr. Romberg aus Berlin, und der junge Flötenspieler Hr. Wolfram aus Wien. Ersterer gab zwey Akademien im Teatro della Scala, und letzterer eine im Ridotto desselben Theaters, beyde hatten zahlreichen Zuspruch, und ihre Leistungen wurden von dem hiesigen Publikum auf das beyfälligste aufgenommen.

Magyarisches Theater zu Komorn. Im Herbst 1819 langte in Komorn eine magyarische Schauspieler-Gesellschaft unter der Direktion von David K i l é n y i an, die bald solchen Beyfall fand, daß ihre Vorstellungen, ungeachtet der zu gleicher Zeit anwesenden deutschen Schauspieler-Gesellschaft, nicht nur von den zahlreichen ungrischen Komitatsbeamten, sondern auch von deutschen Komorner Bürgern (von welchen manche gar nicht mehr in's deutsche Theater gingen) häufig besucht wurden, so daß man bey der Aufführung mehrerer beliebter magyarischer Original-Dramen eben so viele Deutsche als Magyaren bemerkte. Die vorzüglichsten Glieder dieser Gesellschaft, die aus 22 Personen besteht, sind, außer dem Direktor K i l é n y i, folgende: L a n g der ältere, seit 1797 rühmlich bekannter magyarischer Schauspieler, der auch einen hoffnungsvollen Sohn für das magyarische Theater erzogen hat, S z e n t V é t e r i, F a r f a s, ein trefflicher Komiker und Tänzer, M a g y und B a r t z a. Die übrigen jüngeren Mitglieder versprechen viel für die Zukunft. Auch mit den vier Schauspielerinnen hat man Ursache zufrieden zu seyn. Besonders zeichnet sich unter denselben Frau D é r y als Sängerin aus. Als solche ist sie schon früher in Pesth und dann in Miskolcz und Kaschau aufgetreten. Sie hat es durch Übung so weit gebracht, daß sie jetzt die schwersten Arien mit einer Anmuth, Reinheit, Vollkommenheit, Sicherheit und Stärke, die Erstaunen erweckt, singt, und als Opernsängerin auch unter andern Nationen überall mit Beyfall auftreten könnte. Man nennt sie in Ungarn gewöhnlich die u n g r i s c h e C a t a l a n i, theils wegen der seltenen Reinheit ihres anmuthigen Gesangs, theils, weil sie gleich der italienischen Sängerin C a t a l a n i ohne allen Zwang ihre Stimme bis zum Erstaunen erheben und wieder fallen lassen kann. Unstreitig ist die magyarische Sprache unter den europäischen, nächst der italienischen, am meisten zum Gesang geeignet. — Im Jänner 1820 war die geschätzte magyarische Schauspieler-Gesellschaft noch in Komorn.

Magyarisches Theater zu Raab. Zur Feyer des glorreichen Geburtsfestes Sr. k. k. Majestät gaben im städtischen Schauspielhause zu Raab einige Studierende der dasigen königl. Akademie am 13. Februar 1820 mit vieler Präzision das Drama A'szökevényi fia (der Flüchtling), und widmete den ansehnlichen Ertrag dieser Vorstellung zur Unterstützung armer Studierenden an der Raaber Akademie. Das Theater war geschmackvoll erleuchtet und die Studierenden sangen mit Begeisterung das auch in der ungrischen Sprache beliebte Volkslied von H a y d n: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ (Tártsd meg Isten Ferenéz Császárt!)

Magyarisches Theater zu Pesth. Für das in Pesth zu erbauende Theater gehen noch stets Beyträge, obgleich seit einiger Zeit etwas sparsamer, ein. So hat im Herbst des vorigen Jahres der sein Vaterland und seine Nation auch in der Mitte der Serben liebende Direktor R u m y zu Karlowitz, da seine Vermögensumstände ihm nicht erlaubten, im haren Gelde ein ansehnliches Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen, nebst zehn Gulden im haren Gelde von seinen im Druck herausgegebenen Werken Magyar Emlékezetes Irások (ungrische Monumente), drey Theile und Anleitung zum deutschen Styl, mehrere Exemplare in dem Werthe von 130 Gulden zum Verkauf für das Beste des magyarischen Theaters dem Perceptorat des Pesther Komitats übersendet. Möchte (bemerkt der Herausgeber der magyarischen Nationalzeitung in Pesth, Stephan von K u l t s á r, bey der Erzählung dieser Gabe, in seinen Blättern Hazai és külföldi Tudósítások) jeder sein Vaterland und die Kultur seiner Nation liebende Ungar auf gleiche Weise, nach seinen Kräften Beyträge machen, und das magyarische National-Theater käme bald zu Stande! —

Deutsches Theater zu Ugram in Kroatien. Am 1. Febr. 1820 wurde zur Unterstützung der Armen von einem Dilettanten-Verein das Schauspiel F r i d o s f i n aufgeführt, die gelungene Darstellung, welche die Erwartungen übertraf, verschaffte den zahlreichen Zuschauern einen genussreichen Abend und es gingen für die Armen zweytausend Gulden ein.

## Schauspiel.

Leopoldstädter Theater, den 14. d. zum ersten Mal: Die Gespensterfamilie. Schwank nach einer wahren Anekdote in einem Akte, von Hrn. A. Bäuerle. Hier auf in einer ganz neuen Bearbeitung von demselben Verfasser: Der Fiaker als Marquis. Posse mit Gesang in drey Akten. Musik vom Kapellmeister W. Müller.

Der Hausmeister Zwickel läßt sich durch den Wucherer Schmierbach verleiten, mit Weib und Kindern einen Geisterspuk anzustellen, um dem Urheber zum Besitz des Hauses und eines, ihm nachtheilige Dokumente enthaltenden, Kestens zu verhelfen. Der ganze Geisterschwarm, den Wucherer an der Spitze, wird in Verhaft genommen. Eine mit interessanten Zügen ausgeführte Herzensangelegenheit zwischen dem Sohn des Hausbesizers und Schmierbachs Nichte macht die eigentliche Handlung aus und trägt den vollständigen Charakter des lokalen Lustspiels, während der feiner Natur nach in dem Licht einer greßeren Komik gehaltne Schluss dem Verfasser Anlaß gab, das Ganze mit bescheidener Rücksicht als einen Schwank zu bezeichnen. Beide Theile biethen sich jedoch in ihrer Eigenthümlichkeit anziehend und erfreulich die Hände, Mlle. Ennöckl's gefällige Darstellung der treuherzig liebenden Nichte, und des Hrn. Kaim und einfach und kräftig gehaltene Individualisirung des Hausmeisters vollenden den heitern Bund zu einer unterhaltenden Erscheinung im Gebieth der komischen Muse.

Das zweyte Stück ist bekannt. Die Anlage hat echt komische Bestandtheile, die Ausführung ist etwas breit, und unfehlbar durch die neu hinzugekommenen Tyroler Scenen noch mehr gedehnt worden; doch läßt sich die Reichhaltigkeit der komischen Wirkung im Allgemeinen nicht bestreiten. Die ungemein glückliche, bloß durch Wahrheit und Eigenthümlichkeit sich auszeichnende Leistung des Hrn. J. Schuster als Fiaker Marquis hebt die vortheilhafte Seite dieses Stücks besonders hervor. Auch Mlle. Ennöckl erwarb sich ein Verdienst durch ihr gelungenes Bemühen, den männlich ausgreifenden Charakter der Tyrolerin so viel wie möglich in die Gränzen angenehmer Weiblichkeit zurück zu ziehen.

## Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia decipiens. Aus Neuhoiland.
- Aster argophyllus. Silberblättrige Sternblume. Aus Neuhoiland.
- Cactus alatus. Geflügelte Fackeldistel. Aus Jamaika.
- Diosma album. Weißer Buccostrauch. Vom Kap.
- Helicteris jamaicensis. Westindischer Schraubenbaum. Am Meeresstrande. Von Jamaika.
- Loddigesia oxalitifolia. Aus Neuhoiland.
- Melaleuca squarrosa. Sparrige Melaleuca. Aus Neuhoiland.
- Malpighia tuberculata. Warzige Malpighie. Von Caracas.
- Polygala myrtifolia. Myrthenblättrige Polygale. Vom Kap.
- Ruellia formosa. Aus Westindien.

Nachricht: Im Betreff der zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmten Erzählung: Das blonde Engelsköpfchen.

Die Redaktion der Wiener Zeitschrift erbiethet sich zwar, diese Erzählung aufzunehmen, wünscht aber vorher darüber mit der Verfasserinn Rücksprache zu nehmen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dinstag, den 25. April 1820.

50

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey zwey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey W. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ausflüge nach den Alpen in der Nähe von Wien.

(Schluß.)

Hier ist der Platz, wo die Milch aufbewahrt wird, und wo die Kleinen Vorräthe stehen, die wöchentlich aus den Thälern heraufgebracht werden müssen. Über dieser Milkammer ist, gerade unter dem Dache, das Schlafgemach der Bewohnerin, zu dem man vermittelst eines Baumes mit seitwärts angebrachten Sprossen hinaufsteigt \*). Vor und an der einen Seite der Hütte sind Tröge, in denen das geschmolzene Schneewasser zur Tränke für das Vieh geschüttet wird, auf der andern Seite ist ein Schweinstall. Die Hütten, in denen das Vieh übernachtet, liegen vorwärts, eine Umzäunung aus Krummholz dient, die Kühe zu melken: diese, einige Schweine und Geisen, sind die vorzüglichste Gesellschaft dieser Alpenbewohnerinnen durch zehn Wochen, d. h. vom 1. July bis 15. September, als wie lange sie von der ganzen andern Welt abgeschieden, auf ihren Bergen zubringen \*\*).

Ihre Lebensweise, so einfach sie auch ist, bleibt immer sehr thätig. Morgens um vier Uhr werden die Kühe gemolken, die Schweine gefüttert, und auf die Weide gelassen. Nun wird das Frühstück bereitet; dann gehen die Bewohnerinnen einer und derselben Alpe zusammen oft auf ein bis zwey Stunden weit, Gras und Kräuter zu hohlen. Sie nehmen dieses meistens

\*) Ich rathe indeß, lieber auf dem Boden der Hütte auf Streu zu schlafen, wo für zwey Personen an den beyden Seiten des Herdes Raum ist. Nur Insektenfänger dürften den Vorschlag, der das Bett der Schwagerin faßt, vorziehen.

\*\*) Die Einfachheit der Sitten erhält sich auf diesen Bergen und in diesen geschlossenen Thälern auf eine merkwürdige Weise. Als wir den Schwagerinnen von unserem mitgenommenen Kaffee gaben, machten sie gar wunderbare Gesichter, keine hatte noch je einen gekostet, auch war er gar nicht nach ihrem Geschmacke, sie meinten, für die Gesundheit möge so was vielleicht gut seyn, aber als ein vorzügliches Getränk würden sie es nie wählen. Viele wollten sich nicht von dem ihrer Vermuthung gerade entgegen gesetzten Falle unterrichten.

an den steilsten gefährlichsten Stellen, wo das Vieh nicht hin kann, und be-  
nöthigen es, die Ställe damit zu versehen. Ohne diese Lockspeise würden die  
Kühe nie hinein gehen. Um zehn Uhr sind sie gewöhnlich von diesen Ausflü-  
gen, schwer beladen, zurück. Bis dahin ist das Vieh schon um die Hütten  
versammelt, indem die Zeit naht, wo es getränkt und gemolken wird. So  
wie dieses vollendet, wird das Mahl bereitet, und die häuslichen Beschäfti-  
gungen verrichtet, unter welchen das Herbeyschaffen großer Schneemassen  
sehr beschwerlich ist. Um sieben Uhr Abends hohlt man das Vieh, welches  
sich mittlerweile auf der Weide zerstreut hat, wieder nach Hause. Dieß  
geschieht vermittelst eines Liedes, welches die Schwagerinn nach der Gegend  
hin singt, wo sie das Vieh vermuthet. Die Schweine haben ihren eigenen  
Ruf, eben so die Geisen. Gleich darauf sieht man die Kühe langsam die  
Alpen herabziehen, die Lockkuh, mit einer großen Schelle am Hals, vor-  
aus, diese wird nun von der Schwagerinn durch ein eigenes Lied und eine  
Hand voll Mehl und Salz begrüßt. Im Liede ist viel Schmeichelhaftes über  
die Schönheit und Güte dieses Thieres enthalten, welches eigentlich in der  
ganzen Wirthschaft schon durch die große Glocke den Ton angibt, und die  
Übrigen leitet und lenkt. Unter dieser Musik ist die Heerde in die Umzäu-  
nung gezogen, wird dort gemolken, und übernachtet in den Ställen.

So schwindet ein Tag wie der andere, vom Regen oft getrübt, vom  
Sonnenschein wieder erheitert. Der Sonntag allein bringt darin einen  
Wechsel hervor, daß die Schwagerinnen Besuche von ihren Angehörigen aus  
der Tiefe empfangen, die Lebensmittel hinauf, und die Vorräthe an Butter  
herab bringen. Sie statten dann Bericht über ihre Wirthschaft ab, und  
empfangen dafür alle Neuigkeiten, die sich in den Thälern zugetragen.

Wer auf der Karalpe um Mittag angekommen, und dort übernachtet,  
wird, der wird gegen Abend noch so viel Kräfte haben, um einen Spazier-  
gang über das sogenannte Haserfeld nach dem Warriegel zu machen. Man  
überseht von da die große Schlucht von Naswald, den untern Scheibwald  
und mehrere Alpenansiedlungen auf dem Wetterkogel. Man wandelt auf  
einem Rasen von Blumen, der wohl mit dem vollsten Rechte mit einem  
Teppiche verglichen werden kann. Da auf den Alpen die Nacht sehr schnell  
hereinbricht, muß man sich beeilen um halb neun Uhr wieder zurück zu  
seyn. Wenn die Reise in den Anfang des Monaths July fällt, dann erfreut  
einen der majestätische Mond, der, wie aus der Tiefe herauf, längs der  
Heukuppe erscheint.

Die Nächte sind meistens kalt auf den Alpen, man schütze sich also so  
viel als möglich dagegen, und hüte sich vor dem Schneewasser, wenn es  
nicht mit Wein, oder noch besser Arrak vermischt ist.

Um vier Uhr Morgens wird alles wieder lebendig, das Vieh drängt  
aus den Ställen, und an Ruhe ist nun nicht mehr zu denken; man bricht  
also nach eingenommenem Frühstück auf, und zieht den Lichtenstegeralpen zu.  
Auf der höchsten Höhe derselben genießt man eine herrliche Aussicht über die  
rothe Wand hinab, in das Reichenauer Thal, und weit nach Steyermark  
und Ungarn hinein. Durch die Öffnung des Höllenthals erscheint, in einer  
weiten Entfernung, der Ötcher, näher die Wildalpe, der Gölter- und Gie-  
belberg; links sieht die Felsenspitze der Schneecalpe, und die Donnerwand

über  
die

nan

zieh

We

mal

loch

selbst

von

die

sehr

sehr

wohl

erre

und

von

Seit

den,

dabe

liegt

Bäu

Ban

stige

abste

auf

der

präc

ange

ihre

den

schön

pfade

starke

Der

Stur

gewo

der e

nach

\*)

st

p

ü

b

a

u

di



über die Heukuppe hervor, rechts steigt der Schneeberg majestätisch gegen die Wolken. Es ist einer der umfassendsten Punkte auf dieser Alpenreise.

Von hier aus gibt es zwey Rückwege, der eine führt rechts durch das sogenannte Geschirr, die Eishütten, den Seeweg zum Grünsbacher, der andere zieht links über die Scheibwalderhöhe, den Globen ebenfalls dahin; letzterer Weg ist weiter und beschwerlicher, weil man viel steigen muß. Auf der Scheibwalderhöhe hat man indeß abermahl eine herrliche Aussicht, das tiefe Geisloch zu seinen Füßen. Wer den kürzeren Weg einschlug, steigt auf einem felsigten Pfade, das Geschirr genannt, zu den Eishütten herab; man rechnet von der Karalpe bis dahin drey Stunden. Von hier führt ein Fußsteig über die rothe Wand nach dem Preinerthale, den indeß nur Gamsenjäger oder sehr geübte Alpenhirten einschlagen. Von den Eishütten geht man auf einem sehr gemächlichen Fußpfade über die Seewegalpen zum Grünsbacher. Es ist wohl eif Uhr Mittags geworden, bis man, zeitweise ruhend, diese Alpe erreicht. Hier wird das Mittagsbrot verzehrt; um ein Uhr bricht man auf, und steigt längs der östlichsten Kante der Preineralpen hinab, in das Thal von Reichenau. Diese Alpen haben das Charakteristische, daß sie nach allen Seiten beynahewandartig abfallen, und oben eine Art hüglischer Fläche bilden, die sich von der Heukuppe gegen den Grünsbacher senkt. Man steigt daher von der Heukuppe an beynahewimmer bergab, und der Grünsbacher liegt bedeutend niedriger, welches man auch an den dort hochstämmigen Bäumen schon bemerkt \*). Eine Flora ganz anderer Art begleitet hier den Wanderer, der bald die Subalpinen wieder findet, die ihn beym Heraussteigen am Gescheid verließen. Sehr überraschend ist der Anblick beym Herabsteigen vom Grünsbacher, wenn man an der Kante angekommen, und nun auf einmahl, beynahewsenkrecht, nach Reichenau hinabsieht. Hier nimmt sich der Schneeberg mit seinen steilen Abfällen gegen das finstere Höllenthal prächtvoll aus. Das Thal der Schwarza bis Glocknig, gleicht, von hier angesehen, einem englischen Garten. Die vielen Krümmungen der Schwarza, ihre Brücken, Mühlen und Hämmer, die Wald- und Wiesenparthien, bilden eine herrliche Landschaft, die weiter abwärts aufgenommen ein sehr schönes Tableau liefern würde. Es geht nun auf einem sehr betretenen Fußpfade, aber steil, in hundert Wendungen hinab in die Tiefe. Nach einer starken Stunde erreicht man eine Hütte, von der man sich rechts wendet. Der Weg zieht dann minder steil durch einen Wald, und in einer zweyten Stunde kommt man zu dem Eisenbergwerke. Es kann bis dahin drey Uhr geworden seyn. Hier wird an einer Quelle, die einem zum ersten Mahle wieder erquickt, gerastet. Von nun an zieht sich der Weg sanft abwärts, links nach Hirschwang, welches man in einer kleinen Stunde erreicht. Wer früher

\*) Das Wachsthum der Bäume gibt auf den Alpen einen ziemlich richtigen Maßstab zur Schätzung der Höhen. Unter unserm Himmelsstriche, das heißt, von den Alpen der Schweiz angefangen, bis zu den Karpathen, hört gewöhnlich mit 5000' über dem Meere das Wachsthum der Bäume auf, das sogenannte Krummholz beginnt, und von hieraus steigt auch die eigentliche Alpenflora noch 3000' Schub aufwärts, bis sie sich an der Schneelinie in Moosen und Flechten verliert. Unter unserm Himmelsstriche beginnt die Grenze des ewigen Schnees mit 8600' Schub, der Schneeberg liegt also wohl beynähewig 1900' unter derselben.

nicht hier gewesen, darf ja nicht versäumen, diesen Ausgang des Höllenthales mit Muße zu betrachten, und die Werkstätte der Cyclopen zu besuchen, die da ganz an ihrem Plage steht. Verläßt man selbst um sechs Uhr erst diesen Ort, so ist man doch zu Wagen sehr bequem um halb neun Uhr in Neunkirchen. Von hier aus eilt man des andern Tages der Kaiserstadt wieder zu, reicher an schönen Bildern und angenehmen Rückermanerungen, als man sie verlassen.

### Entschuldigung.

Grollt der Schönen nicht,  
Wenn sie streng Gericht  
über and're spricht;  
Jede Rose — sicht. Mietag.

### Hauptmann Christian Banal.

Die Bedürfnisse und Begierden der Menschen haben eine fast unwiderrstehliche Neigung sich zu erweitern; ein großer Besitz und ein umfassender Wirkungskreis erweckt die Sehnsucht nach einem größeren; Gemüther, die sich mit der bloßen Erhaltung ihres glücklichen Zustandes begnügen, gehören schon zu den seltneren, aber eine ganz seltene, große und fromme Fassung der Seele wird erfordert, um mit Freyheit, oder doch mit Resignation sich aus einer weiten in eine enge Sphäre zurückzuziehn. So bewundert man, wenn ein römischer Consul oder Diktator, ein Präsident des amerikanischen Freystaates, ein Minister oder Staatsmann gleichmüthig seine glänzende Stellung auf der Höhe des Lebens mit den stillen Beschäftigungen des Landbaus vertauscht. Und doch ist zwischen dem Forum und der Villa, zwischen dem Pfluge und den Fasces und dem Schwerte noch eine gewisse Gemeinsamkeit, nämlich ein gewisser Adel in beyderley Beruf: die Seele braucht ihre Art und Gewohnheit nicht abzulegen, um von Einem zum Andern überzugehen, sie bleibt unter großen wie unter geringen Verhältnissen in gleich würdevoller Haltung.

Schwieriger scheint es, ein reichhaltiges, begeistertes Kriegsleben, und den Schauplatz großer Thaten, im freyen, weiten, vaterländischen Gebirg mit dem kleinlichen Wirkungskreise und den engen Sorgen eines kümmerlichen Gewerbes zu vertauschen, und sowohl hier als dort die gleiche, muthige und gottergebne Fassung des Gemüthes zu behaupten. Nichts destoweniger hat die Geschichte der treuen Provinz Tyrol vielfältige Beweise einer so löblichen Resignation aufbewahrt.

Jetzt, nachdem dieses merkwürdige Land einen seiner ausgezeichnetsten Mitbürger und Kriegshelden, den Major Speckbacher, durch einen frühen Tod verloren hat, liegt die Erinnerung an einen Kampfgenossen desselben, der noch lebt, und dem eben aufgestellten Bilde edler Resignation vollständig entspricht, um so näher.

Der Hauptmann Christian Banal hat in allen Kriegen des Hauses Oesterreich, seit dem Jahre 1796, meistens Theils als Anführer tyrolischer Landeseschützen, sich eben so sehr durch seine Waffenthaten, als durch die muster-

hafteste Disciplin ausgezeichnet. Das ganze Etschland und die Ufer des Gardasee's wissen von seiner Unerbrochenheit und seinem Edelmuthe zu erzählen. In dem kurzen Zeitraume vom 3. Oktober bis zum 28. November des Jahres 1813 hat er mit seiner ungefähr 110 Mann starken Kompagnie in einer Reihe von einzelnen Gefechten, den Verlust des Feindes an Todten und Verwundeten ungerchnet, 4 Offiziere und 147 Mann zu Gefangenen gemacht. Am 18. Januar 1814 hat er sich auch auf dem andern Elemente versucht, und in einer glücklich vorbereiteten Expedition auf dem Gardasee ohne Verlust eines einzigen seiner Leute eine feindliche Kanonierbarke erobert, zwey Offiziere und vierzig Mann zu Gefangenen gemacht, zwey Kanonen und eine beträchtliche Menge von Waffen und Munition erbeutet.

Schreiber dieses sah ihn zuletzt, Februar 1814, im Dom von Trient, wo er eine Dankmesse verlangt hatte, in Gala einrückend, an der Spitze seiner Kompagnie, fast jeder einzelne Mann mit feindlichen Siegeszeichen, mit den Dekorationen des damaligen französischen Kaiserreichs und des Königreichs Italien geschmückt; seine Beute und sein thatenvolles Bewußtseyn am Altare aufopfernd, und hierauf demüthig zurückkehrend zu dem stillen Berufe, von dem er vor wenigen Monathen ausgegangen war, zur Zucht seines engen Haushalts und seiner blühenden Kinder, zum kleinen Kram mit italienischen Früchten, und zum Braten der Kastanien am Stockameisen in Wien. In dieser bescheidenen und dürftigen Lage beharrt er noch heute, jedoch auch in der alten Bereitschaft dem Rufe seines Kaisers, seines Vaterlandes und seiner Ehre, wo er erschallen möge, zu folgen.

Der berühmte Horaz Walpole, einer der geistreichsten Männer des 18. Jahrhunderts, schrieb eine so rührende als wichtige Einladung an das Publikum von London, als ihm die Eigenthümer des Theater Drurylane angezeigt hatten, daß sie eine Vorstellung des König Lear, zum Besten des eben damals dort anwesenden unglücklichen König Theodor von Korsika geben wollten; und der Erfolg war groß und glänzend.

Der Einsender gegenwärtiger kurzen Nachricht von einem Mann, der in beyden Beziehungen gleich achtungswürdig ist, er möge Kanonen erobern oder Kastanien braten, beklagt, daß ihm der Geist und die wendungsreiche Beredsamkeit Walpole's versagt ist, um die vielleicht allzubengte Lage, nicht eines umherziehenden Schattenkönigs, sondern eines sehr treuen Dieners des alten Kaiserhauses, Allen denen die sie wirksam verbessern können, dringend an's Herz zu legen.

### Correspondenz-Nachrichten.

Grätz, April 1820.

In der Tonkunst gab der neunjährige Knabe, Baron Praun, geziert durch die Gnade des Kaisers mit der großen Verdienst-Denk Münze, Beweise einer besondern Fertigkeit im Spiele der Violine. Er reiste hier durch nach Italien, der Schweiz und Deutschland, in Begleitung einiger Künstler und Lehrer, unter denen sich Hr. Venesch auszeichnet. Ein hiesiger Professor schrieb dem kleinen Ungarn in's Stammbuch: *Fidibus populis cane. Fiducia mundum percurre. Fidelitate Hungaris adhaere. Fidem Deo serva.*

Unser bester Prediger, Leiter, Kaplan im Dome, hat eine gute Pfarre auf dem Lande erhalten. Die hiesige Gemeinde der Protestanten, welche eben jetzt von Seiner

Majestät, dem gerechten Kaiser, die Erlaubniß zur Errichtung eines Bethhauses erhielt, hatte bis jetzt, um des kirchlichen Trostes und christlicher Lehre nicht ganz zu entbehren, Leiter's katholische Vorträge am liebsten besucht; sie machte ihm bey der Abreise ein Silber-Besteck zum Geschenke als Andenken.

In unserer Gemähldefammlung kam ein auszeichnend schönes Bild an. Es stellt vor die Zusammenkunft Maximilian's von Osterreich mit Maria von Burgund. Die Schönheit der Hauptgestalten, das Reizende der Umgebungen, der Glanz des Ganzen, und die Größe der geschichtlichen Erinnerung erregten hier allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme. Der Künstler heißt Anton Petter von Wien. Die Gabe kommt wieder vom Erzherzog Johann (kais. Hoh.). Der großmüthige Prinz beraubte sich des Seitenstücks zu dem schönen Bilde in Törnberg, auf welchem Vater Rudolph jenem Priester mit dem Hochwürdigen sein Pferd abtritt.

Das Schauspiel auf Kosten der H. Stände ist geschlossen; sie verloren in drey Monden gegen sieben tausend Gulden; doch verschaffte der Abgeordnete des Bürgerstandes, Hr. Menz, den zwey verdienstesten Künstlern, bey dem Abgehen in die Weite, einige Geschenke als Anerkennung ihres Werthes. — Seidelmann, unsreittig unser bester Schauspieler, ist entschlossen, wieder nach Nord-Deutschland zurück zu kehren. Er erhielt sein Geschenk mit einem Briefchen, welches in den Augen des Künstlers und aus der Feder eines Kenners mehr Werth als eine Summe Geldes hat. — Cornet, eben so entschieden unser bester Sänger, ist nun bestimmt zu einer Reise nach Braunschweig. Er erhielt einen Ring mit sieben ganz artigen Brillanten.

Die neue Direktion beginnt am Oftermontag. Sie kündigt sich sehr bescheiden an, Vesper aus Rauch — Feuer, als aus Feuer — Rauch.

### Schauspiel.

K. K. Hofoperntheater. Baals Sturz wurde zum Benefice des k. k. Hofoperndirektors und Kapellmeisters Hrn. Joseph Weigl, zum ersten Mahle am 13. April gegeben.

Der im komischen und idyllischen Genre der Oper so glückliche und berühmte Verfasser der Schweizerfamilie, des Waisenhauses und der Operette „Nachtigall und Rabe“ hat nun auch im Tragischen seinen Triumph gefeyert. Es verräth eine hohe Gesinnung und wahren Ernst in der Kunst, wenn ein Meister die Bahn, auf welcher er mit großem Glück bisher wandelte, plötzlich verläßt und seine Kraft in einem Style versucht und erprobt, in welchem die Welt ihm vielleicht deßhalb kein großes Glück prophezehen wolte, weil er in dem ganz entgegengesetzten sich ausgezeichnet hatte.

Hr. Weigl hat diese Meinung durch sein Werk satzsam widerlegt, und die deutsche Muse durch ein Werk voll hohen Ernstes, echter Kunst und tiefer Religiosität erfreut. Gerade in einer Zeit, wo alles an den Süßlichkeiten Rossini's zu ersterben drohte, hat dieser Meister ein Werk vor unsere Augen gestellt, dessen Form und ganzer Organismus es zu der Würde erhebt, an den Canon der Gluckischen Schöpfungen anzureiht zu werden, obgleich dasselbe den Reiz der Erfindung nicht verschmähte, welcher in den Kunstschöpfungen neuer Zeit mit mehr Farbenfrische und Wechsel der Gestalten zum Herzen spricht.

Das wahre Recitativ, nicht das gemeine italienische, hält darin die durch Ernst und organisches Leben ausgezeichneten Tonstücke zusammen, und so ist denn einmahl dem unharmonischen Sprechen ein Ende gemacht, wodurch man in unserer allzu kritischen Zeit immer die Gesangstücke verbinden zu müssen glaubte. Denn das Publikum, dem mit großartigem Sinne der k. k. Oberdirektion kein Meisterwerk alter und neuer Zeit vorenthalten wurde, hat diesem Recitativ seine Aufmerksamkeit geschenkt, da vielsleicht zu anderen Zeiten daraus für eine neue Oper eben kein Heil erwachsen seyn möchte.

Doch können wir uns nicht vorenthalten, daß das echt künstlerische Wesen und der hohe Sinn, in welchem Hr. Vogl — unser Meister im tragischen und komischen Gesange — die Rolle des Daniel gab, hierzu ein Bedeutendes, vielleicht das Meiste bey-

getragen habe. Auf diesem beruhet der Schwerpunkt, nicht allein der dramatischen Handlung, sondern auch des Gesanges. Auch stehen alle seine Tonstücke frey und hoch da, wie in den Rahmen wahrer Religiosität gefaßt. Alle übrigen Rollen dienen als Reflexe zur Erhöhung des Glanzpunktes, der auf seiner Person und Charakter ruht. Ausgezeichnet durch musikalische Erfindung und schöne Führung der Cantilena, im ernstesten Style, und doch reich mit allen Schattirungen des Effekts ausgestattet, ist sein erster Auftritt in Es - dur. Die Erzählung des Traumes ist reich an wunderbarem Harmonienwechsel, ausgeführt mit aller Kenntniß des Totaleffekts, welche dem erfindungsreichen Tonsetzer nur zu Hebothe stehen kann.

Sehr wirkend ist hier der Gebrauch der aufwärts gekehrten Hörner und der aufstehenden Clarinen und Trombonen.

Der Chor wirkt in diesem Tonstücke — ein Finale von großem Umfang — mit aller Macht und jedem Reize des Wechsels, und ist nur da, um dem echt-deklamatorischen Gesange, der doch immer noch cantilena bleibt, als Stütze und Steigerungsmittel der Kraft zu dienen. Aus Daniels Gesang geht die Klarheit der Idee plastisch hervor und hinterläßt dem Gemüthe den wohlthätigen Eindruck religiöser Stimmung und schöner Veröhnung. Besonders ist der sichere, feste Gang des Helden darin gezeichnet, der in Hindernissen groß wird, und dessen Seele in Gefahren voll Entzücken ist, sicher ihrer kräftigen Überwindung. Das Gebeth, wo Daniel vorn kniet, und das ganze Volk hinter ihm versammelt ist, wo er, umgeben von seinen ränkesüchtigen Feinden, die höchste Kraft des Glaubens darthut, ist ein Muster schöner dramatischer Darstellung — sowohl von Seite des Erfinders als der Ausführung der Rolle. Der Hohepunkt ist durch eine sehr effektreiche Gradation herbey geführt und steht auf den Worten: „So führet mich zur Löwengrube hin.“

Das Duett mit dem Könige im dritten Akte steht auf gleicher Stufe künstlerischer Vollendung, und biethet das schönste Bild zweyer sich kunstreich umschlingenden und einander besiegenden Stimmen dar. Hier, so wie im Finale des ersten Aktes, stieg der Enthusiasmus der Zuhörer auf den höchsten Grad. Die Wiederholung des Duetts wurde durch lauten Beyfall verlangt, und von den Künstlern Hrn. Vogel und Hrn. Forti glücklich geleistet.

Wenn der zweyte Akt nicht dasselbe Feuer im Gemüthe der Hörenden anfachte, so lag dies mehr in dem ruhigeren Geiste, welcher die Arie Dina's (Mad. Grünbaum) befeelt, und den Frauenchor charakterisirt; doch sind beyde Musikstücke wegen ihres musikalischen Bau's als sehr bedeutend zu würdigen. Besonders gediegen durch dramatische Wahrheit ist der erwähnte Frauenchor, so wie die Führung der Stimmen kunstreich und effektiv deswegen erscheint, weil sie gut zusammen gehalten sind.

Den Marsch in D - dur können wir am wenigsten charakteristisch nennen, sondern halten ihn für ein gewöhnliches Effectstück.

In der Scene des Königs mit Chor im ersten Akt befindet sich ein Tonstück in C - dur, dessen Charakter ganz in dem würdevollen Style gehalten wurde, der den Heldengeist Daniels bezeichnet, und dessen Instrumentirung besonders neu zu nennen ist. Hr. Forti (Darius) trug dasselbe mit Kraft vor, doch schien seine Stimme an diesem Tage nicht von dem sonoren Klange befeelt, als wir von diesem Sänger zu hören gewohnt sind.

Hr. Rosenfeld (Sinus) und Hr. Siebert (Medes) wirkten mit löblicher Eifer in ihren untergeordneten, aber dennoch bedeutenden Rollen. Besonders ist zu rühmen der Vortrag eines meisterhaft gearbeiteten Terzetts zwischen ihnen und dem Oberpriester (Hrn. Weinkopf), wo deswegen die größte Auszeichnung von Seiten des Publikums vielleicht unterblieb, weil das Recitativ zu schnell eingriff, und man des Tonstücks weiteren Fortgang vermüthete.

Das Orchester, befeelt von der Freude, ihren Meister eine neue Stufe der Celebrität ersteigen zu sehen, fühlte den in der Oper wehenden Geist der Würde und Feuerslichkeit ganz, und wirkte mit begeisterter Kraft in schöner Einheit.

Hr. Weigl wurde nach dem ersten Akte, so wie am Schlusse gerufen. Bey letzterem erschien er mit Hrn. Vogel und Mad. Grünbaum, und legte dadurch die bescheidene Anerkennung an den Tag, wie viel er dem großartigen Vortrage und dem,

das Ganze besetzenden Geiste Vogls bey dem Gelingen seines Werkes zu verdanken haben wolle.

Die scenische Anordnung so wie die Dekorationen zeigten von richtiger Kenntniss und feinem Geschmacke und sind in jeder Rücksicht den höchsten Erwartungen völlig genügend.

Theater an der Wien. *Almazinde*, Oper in drey Aufzügen, Musik von Piriis. Diese erste Oper eines jungen Tonsetzers, der bisher nur in Instrumentalsachen sich versuchte, und seine meiste Kraft auf Virtuosität im Klavierspiel wendete, ist mit Lob zu erwähnen, denn sie zeichnet sich aus durch ein muthiges Verschmähen der süßlichen Liederey, welche jetzt an der Tagesordnung, und bildet beynabe einen Gegensatz zum jetzigen Geschmacke, indem sie mehr durch Harmonienfülle und Kraft des Orchesters wirken will. Doch kann nicht verhehlt werden, daß dieß beynabe durchgehends auf Kosten des Gesanges geschieht, dessen freye Bewegung durch die Last chromatischer Gänge meistens erdrückt ist.

Zuerst kommt bey einer Oper der Gesang, dann das Orchester, also muß auf die Form mehr Sorgfalt gewandt werden, als auf die Farbe. Hier ist aber mehr Farbe, als Form, d. h. mehr Harmonien-Schwulst, als Gesang. Wir wollen den Tonsetzer hierdurch nur vor einer Klippe warnen, an der er leicht scheitern könnte, wenn er bey seinem zweyten Werke nicht einen andern Weg einschläge, und seine Charaktere mehr in schöner Freyheit sich bewegen liesse. Er soll von seiner Kunst in der Harmonie zwey Drittheil zurückbehalten, und dann wird die Melodie immer noch interessant erscheinen, wenn ihre Bewegung anders von einem innern Genius eingegeben wurde.

Der Tonsetzer ist, was das Technische betrifft, durchaus richtig, und zeigt, daß Hr. Piriis mit Ernst sein Fach studiert hat. Auch das ist lobenswerth, wenn gleich nur erst die Bedingung, unter welcher ein Tonsetzer sich erlauben darf, ein dramatisches Werk durch sein Genie beleben zu wollen. Beyfall erhielten viele Stücke von dem bereitwilligen Publikum, welches jeden auf der Bahn der Kunst sich wagenden freudig zu ermuntern pflegt, wenn er dieselbe mit den erforderlichen Kenntnissen betritt, wie unser genannter Kompositeur.

Manche Chöre sind sehr gelungen in der ersten Anlage und haben etwas Neues in ihrem Wesen; nur dürfte mehr Einfachheit in der Stimmenführung obwalten. Sie haben einen etwas französischen Anstrich, ungefähr wie Richard Löwenherz, ohne daß man sagen könnte, sie wären daher entlehnt. Es ist hier nur die Manier gemeint, welche darin nicht zu verkennen. Besonders die Erzählung der Fabel im dritten Akte, so wie die Räuberchöre.

Ein Chor in E gefiel außerordentlich, und derselbe ist wirklich sehr lieblich und melodios. Schade, daß der Inhalt des Textes hier gerade einen furiosen Charakter der Melodie gebietet, obgleich die Haltung „*sotto voce*“ nothwendig ist. Denn die Räuber sagen darin, daß sie sich ganz leise verstecken und in der Nacht ihren Feind mit seinen Angehörigen umbringen wollen.

Hr. Spitzeder (Räuberhauptmann), Hr. Seipelt (Rassim) und Mad. Spitzeder (Almazinde) verdienen wegen ihres Spiels und Gesangs ausgezeichnet zu werden. Für Hrn. Jäger, unsern braven Tenor, war eben nicht gesorgt, weil die Stimme zu sehr gedeckt ist.

Der Männer-Chor war ausgezeichnet. Das Orchester, besonders die Violinen, haben sich mit Ruhm bedeckt. Denn diese sind oft auf die härteste Probe gestellt. Ein Entre-Akte mit kurzen Solo's wurde sehr gut ausgeführt.

Der Tonsetzer wurde gerufen, und durch großen Beyfall zu Verfolgung seines Bieles aufgemuntert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Donnerstag den 27. April 1820.

51

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Abohenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheils um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Sohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die ältesten Telegraphen, Einlösungsscheine und Orden.

Gewöhnlich glaubt man, diese drey Erfindungen gehören dem Mittelalter an, welchem überhaupt heute so manche Erfindungen des Alterthums zugeschrieben werden, bloß, weil man es bequemer findet, sich in der Nähe, als in der Ferne umzuschauen. So glaubt man, die ersten Telegraphen schrieben sich aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts her, wo unter Kaiser Theophilos, von Tarsus bis Constantinopel, auf Hügeln, zwölf Feueruhren aufgerichtet standen, um durch fortgesetzte Signale die Unternehmungen der feindlichen Araber an der Grenze so schnell als möglich der Hauptstadt zu verkündigen.

Für den Erfinder des ersten Papiergeldes wird Dschengischah gehalten, und die neuesten Geschichten der Orden führen ihre Entstehung nicht weiter, als zu den Kreuzzügen hinauf, wo die Ritter des Tempels und des Spitalles zuerst das Kreuz auf ihren Kleidern als Ordenszeichen trugen.

Dennoch sind alle diese drey Erfindungen weit älter. Die ersten Telegraphen waren nicht die Feueruhren der Byzantiner, sondern die Wasseruhren der Karthager. — Als selbe Sicilien verheerten, (erzählt Polyänos, im VI. Buche seiner Kriegeslisten,) verfertigten sie, um das Nothwendigste aus Libyen zu erhalten, zwey Wasseruhren von gleicher Größe, und beschrieben beyde gleiche Zirkel mit denselben Überschriften. Auf dem einen war geschrieben: „Es gebriecht an Schiffen!“ oder: „An Lastschiffen!“ — Über einem andern war geschrieben: „Geld!“ Wieder über einem andern: „Kriegsmaschinen;“ wieder: „Proviant;“ abermahls: „Elephanten;“ ferner: „Waffen, Fußgänger, Reiter.“ So hatten alle diese Zirkel Überschriften. Die eine dieser Wasseruhren behielten sie in Sicilien, die andere schickten sie nach Karthago, mit der Anweisung: Wenn eine Fackel bey ihnen erhoben werde, sollten sie bey dem Erheben der zweyten Fackel Acht geben, in welchem Zirkel dieses geschehe, dann die Überschrift lesen, und das durch die Schrift ange-

zeigte Bedürfnis eiligst schicken. Auf diese Weise erhielten die Karthager die Zufuhr ihrer Kriegsbedürfnisse sehr schnell.

Älter, als die Erfindung der Telegraphen, ist die der Einlösungsscheine. Als einst im attischen Heere Mangel an Geld war, erzählt uns abermahl Polyänos <sup>1)</sup>, beredete Timotheos die Kaufleute, daß sie Abdrücke seines Siegels statt des Geldes annahmen, und daß sie in der Folge für die Siegelabdrücke wirkliches Geld empfangen sollten. Die Kaufleute vertrauten dem Feldherrn, und lieferten für seinen Siegelabdruck dem Heere das Nöthige. Als Timotheos nach einiger Zeit wieder Überfluß an Geld hatte, löste er seine Siegelabdrücke gegen den versprochenen Geldwerth ein.

Noch älter, als Telegraphen und Einlösungsscheine, sind die Orden. Von selben ist es zweifelhaft, ob sie ursprünglich eine ägyptische oder persische Erfindung sind. Als Pharao den Joseph zum Großwesier Ägyptens bestellte, zog er seinen Ring vom Finger, steckte denselben an Josephs Hand, und hing ihm eine goldene Kollane <sup>2)</sup> um. Balthassar, der Sohn Nabuchodonosors, verhiess dem Manne, der die vier geheimnißvollen, an die Wand geschriebenen Worte lesen würde, ein Scharlachkleid, eine goldene Kollane, und die dritte Stelle im Reich <sup>3)</sup>; und sein Hofdolmetsch, Daniel, erhielt diese glänzende Belohnung. Als Darius bey einem großen Hoffeste die Preisfrage für den weisesten Spruch aufgab, ließ er ausrufen, daß, wer den Preis erhielt, in Purpur gekleidet, aus goldenem Becher trinken, auf goldenem Bette schlafen, im goldenen Wagen fahren, mit einem Turban aus feinem Musselin, mit einer goldenen Kollane, mit dem Ehrensitze nächst dem Könige beehrt, und sein Better heißen werden solle <sup>4)</sup>.

Der erste schrieb: „Wein ist das Stärkste;“ der zweite: „Der König ist der Stärkste!“ der dritte: „Weiber sind das Stärkste, aber stärker als Wein, König, und Weiber, ist die Wahrheit.“ Dem Letzten gebührte der Orden um so mehr, als der älteste Orden der Welt, der Orden der Wahrheit war. Denselben trugen die Richter in Ägypten. „An einer goldenen Halskette,“ (sagt Diodor von Sicilien) „hing aus kostbaren Edelsteinen das Bild der Wahrheit <sup>5)</sup>.“ Auch der Talisman, den die Isis um den Hals trug, (Talismane sind die Orden der Frauen,) hieß die Stimme der Wahrheit <sup>6)</sup>. Daher das Orakel der Wahrheit, (rationale judicii, oraculum veritatis,) das ist der Brustschild des hohen Priesters, aus zwölf Edelsteinen mit dem Urim und Tumim, d. i. Licht und Recht <sup>7)</sup>. Diesen Orden der Wahrheit, oder dieses Brustschild von Licht und Recht sieht man auf dem (im fünften Bande der Fundgruben des Orients erklärten, und im 3. Theile der neuen Encyclopädie nachgestochenen) Mumiengemälde des k. k. Antikencabinet, und auf persischen Cylindern, als Brustschild des Mithras, d. i. des Genius des Lichts und der Wahrheit. Auf den Sculpturen

1) III. Buch, 10. Kap. 1. Abschnitt.

2) Genesis XLI. und 42. Vers.

3) Daniel Kap. V. Vers 7.

4) Esdras II. Buch, 3. Kap. 6—7. Vers.

5) Diodor v. Sicilien I. Buch

6) Plutarch von der Isis und dem Osiris. LXVIII.

7) Exodus. Kap. XXVIII. Vers 15—30.



des Pallasos von Persepolis tragen alle Hofwürden goldene Halsketten, und der spanische Reisende und Botshschafter, Garcias de Silva Figueroa, beschreibt sogar sehr umständlich die Ordens-Insignien einer dieser Figuren, welche ein ägyptisches T, (den Schlüssel des Lebens und der Erkenntniß) vorzustellen scheinen. Hier sind seine eigenen Worte: „Il avoit sur les espauls, par dessus la mossette, un collier, qui lui descendoit sur l'estomach, fait de la mesme façon, que les colliers de l'ordre de la Toison d'or. Sous le collier pendoit une figure, ou hieroglyphique faite comme une demycroix, de celles de l'ordre de S. Jean de Jerusalem.“ — Ein anderer Botshschafter, nämlich der persische, Mirsa Abul Hassan Chan, versichert, daß sich unter den Ruinen von Persepolis auch Figuren mit dem Sonnenlöwenorden befänden. Nach der Versicherung dieser beyden Botshschafter wären also das abgestumpfte Kreuz und der Sonnenlöwe die ältesten Ordenszeichen, und der Sonnenlöwenorden der älteste aller bestehenden. Wenn dieser spanische und persische Botshschaftsbericht noch die Bestätigung künftiger Reisender erfordert, so ist wenigstens kein Zweifel, daß die Vorstellung des Sonnenlöwen keine neupersische, sondern eine uralte ist. Der Löwe mit der Sonne auf dem Rücken, findet sich auf einer persischen Gemme, die Sir William Dufely in seiner Reise (Platte XXI. No. 27.) bekannt gemacht hat. Die Sonne im Löwen ist das Symbol der Wahrheit in ihrer höchsten Kraft, durch welche sie stärker ist, als Wein, und Könige, und Frauen.

H.

## V e r l a n g e n.

### Nach Tassov.

Ihr Lüftchen, die ihr ringsum scherzend wüthet  
In grünem Myrthenhaar und auf den Wiesen,  
Durch euern Hauch macht bunte Blumen sprießen,  
Der leise denn die süßen Düfte stiehet.

Wenn je mitleid'gen Geist ihr in euch fühlet  
Erwachen, hört mein Bitten, laßt ab von diesen  
Spielen: fliegt zu Litoris, deren Füßen  
Lilien entsprossen, die der Po bespühlet.

Im weichen Busen bergt die Liebestlagen  
Und tiefen Seufzer, sie dahin zu bringen,  
Wohin schon lange die Gedanken dringen.

Dann könntet ihr von ihren Rosenslippen  
Mit sanftem Raub viel süß're Düfte nippen,  
Als Nahrung meiner Sehnsucht zu mir tragen.

Gg.

## Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, März 1820.

Wir erfreueten uns seit meinem letzten Bericht manches schönen musikalischen Genusses. Lassen Sie mich hier zuerst eine ganz neue italienische Oper: „la Schiava Circassa“ erwähnen, das Erstlingswerk eines noch sehr jungen Tonsetzers, des Signor

Ra str e l l i. Diese Musik verdiente die sehr freundliche Aufnahme, die sie fand; sie ist sehr angenehm, passend zu den Situationen und ausdrucksvoll, reich und gut instrumentirt, so, daß das Ganze eine Wirkung hervorbringt, welche bey dem ersten Werk eines so jungen Mannes doppelt schätzenswerth ist. Besonders genial und schön ist die *Duverture*; bey mehr Übung wird der talentvolle Kompositour leicht manche Kleinigkeiten vermeiden lernen, besonders was die Chöre und die Instrumentalbegleitung betrifft, welche die Ausführung sehr erschweren, ohne die Wirkung zu erhöhen. Frühe Tugenden gleichen immer ein wenig den Miniaturgemälden. Sehr lobenswerth ist es, daß kein Vorbild hier nachgeahmt erscheint. Möge der junge Künstler künftig immer Kühnheit seinem Genius vertrauen und besonders eine strengere Wahl des Textes treffen; es ist äußerst wichtig, daß dieser wenigstens bestimmte Charaktere und interessante Situationen liefere, die Tonkunst kann diese wohl mit reinern und glühendern Farben ausmalen, aber sie kann sie bey so geist- und charakterlosen Worten nicht erschaffen. Richtiger könnte diese Oper der *Frauenspiegel* benannt seyn, nach der Hauptrolle der *Fantine*, welche durch sanftes Dulden und ausdauernde Liebe alles überwindet. *Mlle. Font* gab diesen Charakter ausgezeichnet schön, mit Anmuth und holder Weiblichkeit; ihr Gesang so wie der unsers braven *Cantù* als *Tamas* verdienten und erhielten lauten Beyfall.

Wir hörten am 1. März im Theater vor und nach der Oper: *L'Inganno felice*, den berühmten Flötenspieler *Hrn. Fürstena u*, den wir nun mit Freude den unsern nennen, da er an die Stelle des verewigten *Prinz* in die königl. Kapelle kam. Es ist ganz außerordentlich, was dieser noch sehr junge Künstler auf seinem Instrumente leistet. Er überwindet mit Sicherheit jede Schwierigkeit; sein *Staccato*, seine chromatischen Lauffer sind unübertrefflich; sein Vortrag ist sehr genial, Kraft mit tiefem Gefühl schön vereinend; seine stille Ruhe dabey läßt gar keine Anstrengung ahnen, er scheint die Welt zu vergessen, nur himmlische Begeisterung spricht aus diesen reinen Tönen, sein *Adagio* wird dadurch besonders ganz hinreißend schön. Er spielte ein herrliches Konzert von seines verstorbenen Vaters Komposition und Variationen von seiner eigenen.

Früher gab ein braver junger Flötenspieler von hier, *Hr. Anemüller*, ein Konzert im *Hôtel de Pologne*, um sein Talent in seiner Vaterstadt noch einmahl zu zeigen ehe er seine Reisen antritt. Sein Spiel hat einen süßen Schmelz und eine ausnehmende Lieblichkeit; er vermeidet das *Staccato* fast zu sehr, und dadurch mangelt seinen Passagen bisweilen die vollendete Rundung und Präcision, doch ist sein gemüthvoller Vortrag eben so zu loben, wie sein seltenes Verdienst, daß man, selbst nachdem er zwey Stunden ununterbrochen Flöte gespielt hatte, doch nicht das mindeste Aspiriren bey ihm hörte. Von Herzen wünschen wir ihm im Auslande die freundliche Aufnahme, die er verdient.

Recht interessant war es uns, in diesem Konzert die geistreiche Komposition des *Hrn. C. M. von Weber* zu dem Gedicht: *der erste Ton*, von *Hofrath Kochly* zu hören, dieß ist nämlich ganz melodramatisch, zur Deklamation, behandelt. Die hierbey sehr passende Tonmahlerey ist mit Harmonienfülle reich ausgestattet, kräftig und überraschend. Sehr schwierig war hierbey die Aufgabe, das Eintreten des ersten Tones gehörig zu bezeichnen, da doch das vorhergehende düstere Schweigen der ganzen Schöpfung auch nur durch Töne geschildert werden kann. Recht schön ist der Schluß, wo die freygewordenen Töne sich nun jubelnd in einen kunstreichen Fugensatz verweben, und so gleichsam wieder mathematisch verbunden sich zur geschlossenen Tempelfuppel wölben, nachdem sie erst als wilde elementarische Naturlaute daher brausten. Wären die Worte mit der dazu erforderlichen hohen Kraft und Würde gesprochen worden, so hätte es wohl nicht seine Wirkung so ganz verfehlen können.

(Der Schluß folgt.)

### Schauspiel.

Zu K. K. Burgtheater den 11. April zum ersten Mahle: *Zaire*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von *Voltaire*. Neu bearbeitet.

Die Grundmängel der französischen Tragödie haben die ausertelstent Geister des deutschen Volks auf eine so glänzende und siegreiche Weise dargelegt, daß über diesen Gegenstand kaum noch etwas Neues und Frisches vorgebracht werden kann, wenigstens wissen wir in der Art nichts hinzu zu setzen. Die ganze Sache darf unter dem stämmfahigen Publikum für abgemacht gelten, ja sie gewinnt bereits das Ansehen einer Antiquität. Freylich gibt es auf der andern Seite noch unbedingte Bewunderer der gallicischen Melpomene in Menge, denen deshalb auch ein deutscher Trauerspieldichter um so mehr gefällt, je besser er weiß, gleich viel durch Instinkt oder durch Überlegung, die einheimische Muse mit der fremden angebetheten Gebietherin aus einer und derselben Hippotrene trinken zu lassen. *Je an Paul* hat sich nicht entblödet, in seiner Vorschule der Aesthetik in dieser Hinsicht einen ziemlich argwöhnischen Blick auf Wien zu werfen, vielleicht weil er überhaupt fürchtet, die französischen Dichter möchten ihm hier mehr als anderswo im Wege stehen. Wenigstens verdient diese Anklage am ersten Nachsicht, wenn man sie als Ausfluß einer zürnenden Eifersucht betrachtet. Möge es diesem Worte nicht an verführender Kraft fehlen, wo solche nöthig ist. Nur im Vorbengehen sey noch die Bemerkung verstatet, daß die übertriebene Vorliebe für die französische Tragödie durch Gründe allein, und wären es die besten, sich gar nicht auf das richtige Maß zurückführen läßt; denn allen Beweisen im Gebiete des Schönen erwächst zuletzt nur Bestätigung aus der Tiefe und dem Reichthum des Gemüths, weshalb denn auch dieses vor allen Dingen nach den verschiedensten Richtungen bearbeitet werden muß, soll anders eine bessere Erkenntniß beginnen.

Ein wesentlicher Punct darf jedoch hierbey nicht übersehen werden. Wie sehr nämlich der Deutsche auch Recht hat mit seinem Spott über die Schnürbrust der französischen Tragödie, so sollte er dabey nie vergessen, daß dem Franzosen gerade als Natur erscheinen kann, was uns und zwar mit vollem Recht als gänzlichcs Widerspiel derselben vorkommt. Er sollte das nicht vergessen, seiner eigenen Unbefangenheit wegen, denn um fremde Mangelhaftigkeit bis auf den Grund zu durchschauen, muß der wahre Beobachter sogar in ihr eine gewisse Nothwendigkeit, eine übereinstimmende Haltung nachzuweisen vermögen, indem er sich mit der größten Beweglichkeit auf Augensblicke in das seiner Natur Entgegengesetzte hinein zu denken weiß, ohne deshalb mit ihm zu einem und demselben Guffe zusammenzufließen. Unlaugbar steht ein Volk, wie auch das bloße Individuum, um so höher über dem andern, je mehr es dieses begreifen kann, ohne umgekehrt von demselben begriffen zu werden. Die Anwendung des Gesagten ergibt sich von selbst. Der Deutsche soll lachen, je mehr je besser, über die sanktionirte Unnatur der französischen Tragödie; nur begnüge er sich nicht mit einem so kleinen Triumphe, sondern vergegenwärtige sich auch im schönen Gefühle der Überlegenheit alle die Grundbedingungen im Charakter des Volks, die eine so starke Abweichung von dem Keimenschlichen gesetzlich machen konnten. Wo diese Ansicht ganz fehlt, da herrscht ebenfalls Beschränktheit, nur in entgegengesetzter Richtung. In mancher andern Hinsicht mag dieß kein Unglück seyn, im Felde der unpartheyischen Kritik muß sich jedoch eine solche Einseitigkeit nothwendig rächen.

Die Folgen der französischen Beschränktheit werden von Tage zu Tage immer bemerkbarer. Denn offenbar ist die französische Tragödie durch ihre drey berühmten Meister *Cornelle*, *Racine*, *Voltaire*, die gleichsam auf die drey Einheiten symmetrisch anspielen, in eine Erstarrung hineingerathen, die so lange dauern muß, bis es einst einem kühnen Geiste gelingt, durch ein Werk voll tiefen unwiderstehlichen Natursinn den Zauber der trügerischen Leyer zu lösen. Einen andern ganz entgegengesetzten Anblick gewährt die deutsche Beschränktheit, wenn es erlaubt ist, diese Saite zu berühren. Bey dem unermesslichen Spielraum, auf den der deutsche Dichter sich angewiesen fühlt, kann und muß natürlich oft der Fall eintreten, daß der Geist, wenn er nicht wahrhaft schöpferisch und mit ungestörtem Gleichgewicht des Innern zu Werke geht, unter der bunten Fülle freygegebener Gegenstände, Gedanken und Gefühle, erliegt. Die Franzosen möchten die Natur gern in Stein hauen, aus unmäßiger Liebe zur bloßen konventionellen Regelmäßigkeit, uns zerrinnt sie dagegen, bey ungezügelter Neigung zum freyon Bilden, leicht in den Dunst und Nebel. Aus diesem Mangel an Halb-

tung frömt der romantische Unfimt, die hohle Überschwenglichkeit, der lebensarme Mysticismus, die zusammengeplünderte und dabey doch hochmüthige Sprache so mancher Dichter, denen es mit der Leier des Apollo ergeht, wie den Freyern der Penelope mit dem Bogen des Ulysses.

Von diesen nothwendigen Vorerinnerungen aus kommen wir zum vorliegenden Gegenstand selbst. Unter den eben flüchtig berührten Verhältnissen der deutschen dramatischen Literatur scheint es gerade jetzt mehr, als je verdienstlich, ja nothwendig, von Zeit zu Zeit die besten Werke französischer Tragiker, nicht als feststehende Musterbilder, sondern bloß als hülfreiche Zuchtmittel der Zügellosigkeit des Geschmacks vorzuhalten. Die französische Tragödie ist, wir geben es zu, ein Gliedermann. Droht nicht aber die deutsche Tragödie mitunter eine Fraze zu werden? Soll man also nicht zu weilen die Gliedmaßen, den Wuchs, die Proportion, die Sprungkraft des Gliedermannes ausstellen dürfen, wenn es nur dabey nicht fehlt an einem Fingerzeig auf den Faden, der die ganze Maschinerie in Bewegung setzt? Lassen die Kinder bey dem unerwarteten Anblicke die Fraze fallen, so kann am Ende selbst der Schimmer einer gewissen äußern Zweckmäßigkeit, trotz der innern Unwahrheit, die Rückkehr zu der unkräftigen Herrlichkeit der einfachen Natur befördern helfen.

Auch in Hinsicht der Darstellung gewährt die Verpflanzung eines französischen Trauerspiels einen erheblichen Vortheil. Die Schauspieler sind zu größerer Anstrengung genöthigt, da ein großer Theil des vornehmen Publikums im Stande ist, Vergleichen anzustellen mit bewunderten französischen Meistern in dieser oder jener Rolle. Noch andere Gründe kommen hinzu, die es einem deutschen Schauspieler leicht machen, in einem echt deutschen Werke eher unerkannt in seinen Fehlern durchzuschlüpfen.

Das Zaire nicht bloß übersezt, sondern zum Behufe der Aufführung bearbeitet wurde, forderte die unabweisbare Rücksicht auf den deutschen Geschmack. Wir begreifen nicht, wie es einem hiesigen Blatte mit dem thörichten Wunsche einer bloßen Übersetzung gemeint seyn kann. Die Bearbeitung selbst scheint uns zweckmäßig. Was die deutsche Empfindung beleidigen mußte, ist entweder weggelassen oder mit Geschmack und Sachkenntniß gemildert.

Lessing hat als Kritiker das Beste über Zaire schon weggenommen. Eine Ahrensese von unserer Hand würde neben seinen Garben kümmerlich heraus kommen. Nur so weit es die Darstellung erfordert, erlauben wir uns daher die Einstreuung flüchtiger Bemerkungen.

Um aber über die Aufführung richtig und erschöpfend zu urtheilen, müßten vorher die Grundsätze bestimmt werden, die der deutsche Schauspieler zu befolgen hat, um sich mit der möglichsten Vollendung im Felde der französischen Tragödie zu bewegen. Diese Aufgabe ist schwerer, als sie scheint, und eignet sich mehr zu einer besondern Abhandlung als zum oberflächlichen Absprechen. Aus diesem Grunde wird bey der Schwierigkeit eines treffenden und umfassenden Kunsturtheils um so eher Schonung nothwendig.

Mad. Löwe erschien als Zaire. Die Rolle hat unter den Augen eines deutschen Publikums große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Auch zweifeln wir, ob auf irgend einer deutschen Bühne eine wahre Zaire zu finden sey. Die Ursache liegt hauptsächlich in der französischen Dichtung. Auf den ersten Blick kann man glauben, Zaire stelle den Kampf zwischen Liebe und Christenthum dar, da sich doch die Sache ganz anders verhält. Zaire ist nämlich nichts als eine Philosophinn im schlechten Style des Voltaire, die so wenig vom Christenthume versteht als vom Islam. Sehr nahe sagt sie:

Je le vois trop; les soins qu'on prend de notre enfance,  
Forment nos sentiments, nos moeurs, notre croyance.  
J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux,  
Chrétienne dans Paris, Musulmane en ces lieux.  
L'éducation fait tout.

Aus den lezten Worten schaut neben Voltaire's Kopf auch noch der leibhaftige Helvetius mit seinem esprit hervor. Noch lustiger sagt sie: hélas suis-je en effet Française ou Musulmane? Man sieht schon, daß der Jordan aus Dankbarkeit für diese

Frage muß zur Seine umgetauft werden. Fehler der Art wirken in dem Ganzen immer nach, mag der Bearbeiter die ansässigen Stellen weglassen oder mildern. Schon diese Andeutungen lassen vermuthen, was die Aufmerksamkeit auf's Ganze bis zur Gewissheit erhebt, daß der Kampf Zairens bloß aus der Verstrickung irdischer Verhältnisse hervorgeht, nichts ist als ein Schwanken zwischen der Liebe zur Familie und Großmannzum Bekenntniß des Christenthums wird sie nur durch äußere Umstände hingestoßen, ohne wahre innere Einwilligung, sie läßt sich, so zu sagen, bloß durch moralische Schwäche überrumpeln und kann späterhin Ehre halber den Schritt nicht zurückthun. Mit ihrer Liebe ist es auch ein karges Wesen, der einschläfernde Wiederhall von der Galanterie eines Salon. Zum Belege kann unter Vielem gleich die Stelle im ersten Akt der ersten Scene dienen, wo Zaire in Beziehung auf den kommenden Großman sagt:

*Mon coeur qui le prévient, m'annonce ce que j'aime.*

Welch Zuckerwerk der Konversation ist nicht von Franzosen und Deutschen aus solchem faden Teige gebacken worden bis auf diese Stunde! Es ist eine Kapitalformel, die man Jemanden in der Entfernung von hundert Schritten mit dem unvergleichlichsten Effekt kann entgegenrufen. Und welche klägliche Tautologie noch obendrein in dem *prévient* neben *annonce*!

Es war nothwendig, dieses anzuführen, damit das Urtheil über Mad. Löwe nicht unbillig ausfalle. Bedenkt man nun noch, wie ganz anders, freylich manchmahl auch schwülstig genug, die Liebe in deutschen Theaterstücken redet, so war es kein Wunder, wenn eine sonst vorzügliche Schauspielerinn in einer ganz fremdartigen Welt sich gehemmt fühlte und dieses Gefühl an mehreren Stellen durchblicken ließ. Bekanntlich hat Lessing behauptet, Zaire rede den Kanzleystyl der Liebe. Ist es noch ein Wunder, wenn Mad. Löwe als Kanzleistinn nicht an ihrer Stelle war? Das verdient eher Lob als Tadel. Übrigens soll mit der Anmuth nur die größere Anmuth rechten. In diesem Falle kommt ein Mann gegen eine Dame natürlich immer zu kurz. Voltaire hätte gewiß Mad. Löwe eine Artigkeit in Versen gesagt, da diese Schauspielerinn Vorzüge besaß, welche der Dichter zu schätzen wußte, wie man aus seinen Versen an Madam. Goussin als Zaire sehen kann. Da wir uns oben die Freyheit genommen haben, ibt zu tadeln, wollen wir uns für diesen Fall seiner angenehmen Weise nicht entgegen setzen.

Hr. Koch war als Lusignan besonders in der dritten Vorstellung ganz Meister. Zum ersten Mahle erschien er für einen heldenmüthigen christlichen Fürsten an einzelnen Stellen zu sehr in weicher Auflösung, — mag auch die Folge dieser Erschütterung ein schneller Tod seyn. Auch die Worte: *Je succombe à mon saisissement*, ändern unsere Meinung nicht. Man will die Gemüthsbeugung eines christlichen Heros, nicht die eines schlichten Familienvaters sehen. So zitterte auch das erste Mahl die Hand viel zu sehr und zu lange, als sie nach dem Kreuz griff, welches Zaire die Tochter trägt. Bey der dritten Vorstellung war keine Gelegenheit mehr, diese einzelnen unbedeutenden Ausstellungen zu machen, so vortrefflich gab der Künstler das Ganze, höchstens dürfte man vielleicht Einiges im Eingange anders wünschen. Wie sollen wir aber mit dem geziemenden Nachdruck den überschwenglich ergreifenden Ausdruck loben, womit die Stelle vorgetragen wurde:

*Nerestan, si je dois vous nommer de ce nom,  
Avez-vous dans le sein la cicatrice heureuse  
Du fer, dont à mes yeux une main furieuse etc.*

Könnten wir so gut schreiben, als Hr. Koch dies sprach, so würden die Leser eine lebendige Vorstellung bekommen von dem Höchsten, was der Schauspieler vermag. In der That wurden in uns nach der ersten Freude über den köstlichen Genuß Gedanken rege, wie sie die Phantasie nur gibt, wenn sie es wagt, sich das Ideal eines Schauspielers vorzustellen. Ob dem Künstler jedes Mahl gleich starr dieser Geist \*) des Himmels und der Erde — so möchten wir diesen Erguß noch am ersten nennen — zu Geborthe steht, kann wohl noch gefragt werden, nur halte uns der Leser, wenn ihm das Gewicht

\*) Hr. Koch sprach nämlich diese Worte im Tone einer wahren Verzückung und zugleich der tiefsten Hingebung väterlicher Liebe.

dieses Lobes unverhältnißmäßig scheinen kann, lieber eines Irrthums, als einer Schmeicheley fähig. Es versteht sich von selbst, daß Hr. Koch in Beziehung auf die Mitspielenden in seiner Kunst auf dem Gipfel stand. Der Beyfall war einstimmig, die Gesichter der Zuschauer gaben dieß Zeugniß noch lauter als die Hände.

Hr. Kob er we in spielte den Drosman. Die Rolle ist sehr schwierig, besonders wegen des hervorspringenden französischen Charakters. Dahin rechnen wir, daß die Leidenschaft in Drosman nicht dargestellt ist nach ihrer naturgemäßen Entwicklung, sondern hauptsächlich nach Effektpassagen, die wieder vorzüglich nur durch einzelne zerhackte Phrasen erzwungen werden sollen. Die tragische Seele des Drosman spielt gleichsam aus zwey Fontänen, jezt hält diese ihren Strahl zurück, dann wieder die andere, so und so viele Minuten ist er edelgläubig, so und so viele eifersüchtigschwach, alles mehr nach dem Schlage der Uhr, als des Herzens. Von dem innern Getriebe der Gedanken und Empfindungen erfährt man bey diesem periodischen Wechsel der moralischen Eruptionen fast gar nichts. Je leichter es sich der Dichter auf diese Art gemacht hat, desto schwerer wird die Darstellung für den Künstler. Er muß die Lücken ausfüllen, die schroffen Übergänge verbinden, kurz zu dem äußern Thun gleichsam die bloß angedeutete Seele erfinden. Außerdem erfordert diese Rolle das vollgehaltige Metall der festesten und biegsamsten männlichen Stimme, sie muß, wie z. B. am Ende des dritten Aktes, alle Gewalt, wie auf einen Punkt schmetternd, loszulassen scheinen und dabey doch noch mehr erschrecken durch die zurückgehaltene, als die geäußerte Kraft; sie muß auf der andern Seite, um nur den Namen Baire immer richtig auszusprechen, im Stande seyn, mit der größten Sicherheit die Stufenleiter der edelsten und zärtlichsten Empfindung zu durchlaufen. Hauptsächlich scheint es darauf anzukommen, um die Bewegung des erschütterten Helden klar darzulegen, auch das Wirken der ruhigen Festigkeit recht bedeutend hervorzuheben. Gern gingen wir mehr in's Einzelne, wenn der Raum es erlaubte. Hr. Kob er we in hat nach unserer Meinung in der dritten Vorstellung bey weitem mehr geleistet, als in der ersten. Auch bey der Beurtheilung seines Spiels muß man den Charakter der französischen Tragödie nicht aus den Augen verlieren. Rühmlicher Fleiß, liebevolle Anstrengung waren durchaus sichtbar und erwarben ihm einen Beyfall, in den die Kritik einstimmen darf, mehr jedoch des Einzelnen als des Ganzen wegen. Indessen glauben wir einen so klaren Begriff von der außerordentlichen Schwierigkeit dieser Rolle zu haben, wenn Alles gleich gut gelingen soll, daß Schärfe des Tadel's uns hier unzweckmäßig erscheint. Hr. Korn zeigte als Nerestan die schon oft gerühmten Vorzüge seines Spiels. Nur ließ er den Christen nicht genug hervortreten, sein Zürnen war zu leidenschaftlich, nicht das Zürnen für eine schöne und große Sache; auch drückte er einmahl bey'm Weggehen die siegestrohe Gewißheit nicht stark genug in der Bewegung aus, eine Seele gerettet zu haben, wie der Inhalt der Worte angibt; endlich schlug er zuweilen die Augen zu sehr nieder, anstatt im Antsitz die Klarheit eines reinen und offenen Gemüths zu zeigen.

#### Erklärung des Modenbildes XVII.

- |  |  |
|--|--|
| 1. Hut von Gros-de-Naples mit Blumen geschmückt.               | 1. Chapeau de Gros-de-Naples orné de fleurs.                     |
| 2. Hut von gewässertem Poplin mit Blumen geschmückt.           | 2. — — — Moire orné de fleurs.                                   |
| 3. Basthut mit schmalen Rändern, mit Fülle und Federn geziert. | 3. — — — à petit bord de paille blanche et tulle orné de plumes. |
| 4. Hut von Gros-de-Naples mit Stroh-Blumen besetzt.            | 4. — — — de Gros-de-Naples brodé en paille.                      |
| 5. Negligehut von Marzeline.                                   | 5. — — — Cappotte de Marzeline.                                  |

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

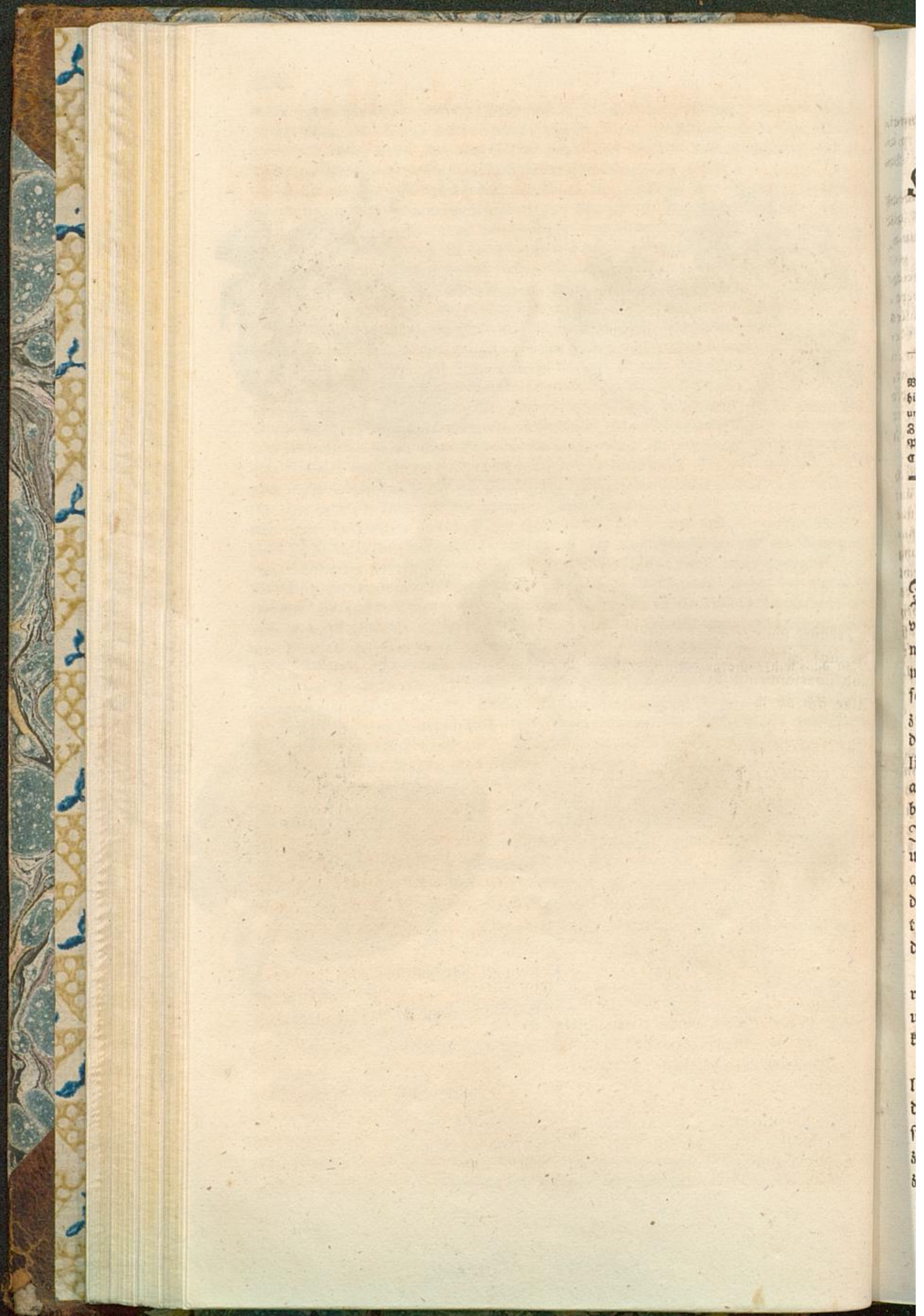
Gedruckt bey Anton Strauß.

mei  
spie  
Ge  
  
ders  
die  
ang,  
zer  
leich  
vere,  
alles  
Ge  
schen  
hat,  
die  
utete  
esten  
Ktes,  
doch  
i auf  
tande  
pfin  
gung  
recht  
m es  
; bey  
muf  
icher  
yfall,  
gen.  
gkeit  
ades  
ihm  
sein  
auch  
g in  
gibt;  
zines  
  
orne  
s.  
lan-  
mes.  
rodé



*P. u. St. Del.*

*Für Höben od.*





# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Sonnabend, den 29. April 1820.

52

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey K. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Benkler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Das Marienbild.

Eine Erzählung.

Die Horaglocke des stillen Klosters in \* \* \* hatte ausgetönt; die Sonne vergoldete mit ihren Strahlen des Tempels Kuppel, aus welchem die ehrwürdigen Nonnen ihren einsamen Zellen zueilten, das gleichförmige Tageswerk zu beginnen; als die Äbtissin, ein hohes, ehrfurchtgebiethendes Wesen, freundlich ihre Nichte, Seraphine, zu sich rief, die zwischen den schwarzen trüben Gestalten, gleich einer Rose unter Gräbern glühte; innig schloß die edle Frau das holde Mädchen an ihre Brust. „Fasse dich, mein gutes Liebes Kind,“ sprach sie, „die Trennungstunde naht für uns, du mußt hinaus, in des Lebens Sturm, nur meine Liebe, nur mein Segen darf dich begleiten, nicht meine leitende Hand, und alle trüben Erinnerungen meiner Jugend, die wie Schatten vor dem ruhigen Glanz schwer errungener Ruhe und stillen Seelenfriedens schwanden, scheinen aus ihrem Grabe sich wieder als feindliche Gestalten zu erheben, die deinem Herzen, deinen Freuden drohen, — du bist Braut, Graf Albiani, dein dir bestimmter Gemahl, erwartet dich, und morgen schon hohlet dein Vater dich aus meinen Armen, um dich in jene des Grafen zu führen.“

Betäubt stürzte Seraphine zu ihren Füßen; „Stärken Sie mich Mutter,“ rief sie unter heißen Thränen, „mit Ihrem Segen, Sie haben mich meines unbekanntens Vaters Willen und mich selbst ehren gelehrt, daß ohne Kampf keine Tugend bestehe, verlassen Sie mich nicht in dieser schweren Stunde.“

Mit hoch erhobnem Blick stand die hohe Frau in Wehmuth aufgelöst, legte segnend die Hände auf das lockichte Haupt des knienden Mädchens, drückte sie weinend an ihr Herz, und verschwand in ihre Zelle, im inbrünstigen Gebeth sich Kraft zur bange Trennung von dem Liebling ihres Herzens zu erklehen. Seraphine wandte den langen einsamen Gang zurück, der zur Kirche leitete; zum ersten Mahl unterbrach ein tiefer Schmerz, ein Heer

von neuen ihr ewig fremden Bildern eines Lebens, das außer den Mauern des Klosters walte, die ruhige Stille ihrer schuldlosen Brust; die schwärmerische Liebe ihrer guten Taufe — deren wehmüthiger Anflang noch aus den erstorbenen Trümmern längst geopferter Jugendfreuden sich ihrem ganzen Wesen mitgetheilt hatte — umschloß jetzt mit trüben Farben ihre Zukunft; gewöhnt ihres Lebens Glück und Heiterkeit an das ruhige Gleichmaß ihrer klösterlichen Einsamkeit zu bannen, vermochte sie von fremder veränderter Lage nur Kummer und Schmerz zu erwarten.

Mit kindlicher Frömmigkeit und jugendlicher Schwärmerey hing ihrer ganzen Seele süßer Glaube an einem Madonnenbild, das hochverehrt in einer einsamen Kapelle der großen Kirche hing; zu ihm wankte nun Seraphinens Schritt, um aus dem milden Blick der geheiligten Mutter sich Trost und Beruhigung zu erblicken. — Doch wie erschreckt das schüchterne Mädchen, als sie eines jungen Mannes in fremdartiger Tracht gewahrte, der vor dem Bilde mit begeistertem Blicke stand; ein dunkles ritterliches Wams umschloß die schlanke Gestalt, hoch hob der Hals aus weißem Spitzenkragen sich, ein lockicht braunes Haupt, mit edlen Zügen ausgestattet, herrlich zu tragen. Pinsel und Palette in seiner Hand gaben bald zu erkennen, daß nur die heilige Kunst den Feuerblick entflamme, um das erhabene Bild im kleinsten Gleichmaß, aber nicht minder strahlend, nachzuzaubern. Erröthend stand Seraphine hinter ihm, unschlüssig ob sie fliehen oder bleiben solle. Da wandte plötzlich sich der Jüngling, und wie leuchtende Engelsbilder den Altar umgeben, standen die beyden jugendlichen Gestalten mit stützig gesenktem Blick an den geheiligten Stufen. Schüchtern erwiderte sie seinen Gruß, und fromm vor dem Bilde sich neigend, eilte sie zurück in ihre Kammer. Doch des Malers Erscheinung, mit allem Reiz der Neuheit ausgeschmückt, stand vor ihrer Seele, bis an dem andern Morgen eine alte Kammerfrau sie im Rahmen des Waters abzuholen kam, da schwand jede Erinnerung, jede Hoffnung aus ihrer Brust. Bleich, halb ohnmächtig stand sie im Kreis der Gespieltinnen, von treuen Armen umschlungen, an verschwiferte kindliche Herzen gedrückt. Die Äbtissin — den bangen Schmerz um die geliebte Pflgetochter unter der künstlichen Außenseite ruhiger Fassung verbergend — geleitete sie an die Pforte, bewußtlos, heftig zitternd, ward Seraphine an die Seite ihrer Begleiterinn gehoben, und fort rollte der Wagen. Der stumpfe Schmerz löste sich in wohlthätige Thränen auf, welche die gutmüthige Alte durch freundliche Worte zu stillen suchte.

Katharina war eine treue Dienerinn von Seraphinens Mutter gewesen, hatte auf ihren Armen, als die Gebietherinn in denselben entschlafen war, die kleine Seraphine in's Kloster geleitet, und fühlte sich recht glücklich, selbe so schön und groß wieder dem Bräutigam entgegen zu führen. Gerne ließ Seraphine sich von der Mutter letzten Stunden erzählen, alles was ihren Schmerz vermehrte, war ihr willkommen, nur der Gedanke von Hochzeit, von welcher die gute Alte so gern sprach, blieb ihr unerträglich. So gelangte sie endlich an des Waters Schloß, mit bangem ahnungsvollem Herzen, dessen laute Schläge hörbar wurden, als der Wagen sich öffnete, und ihr Vater zum ersten Mahle vor ihren Blicken stand. Lange lag sie sprachlos an seiner Brust, sie fühlte seine Thränen sich heiß mit den ihrigen vermi-

sehen. „Wie ähnlich bist du deiner Mutter!“ war sein erstes Wort; vergebens hatte er durch Trennung von dem Kinde bisher dieser schmerzlichen Erinnerung entfliehen wollen, jetzt stand sie im lebendigen Bilde vor ihm. Bitternd folgte ihm Seraphine in die dunklen Gemächer, traulich zog er sie an seine Brust, und bereitete sie auf den Empfang des Grafen, dessen Verbindung mit ihr er als das Ziel seiner Wünsche und wohlüberlegter Vortheile unter den schönsten Farben ihr erklärte, sich hoch erfreuend, die stille geduldige Seraphine mit strengem Gehorsam sich in seinen Willen ohne die kleinste Einwendung fügen zu sehen.

Am Abend des zweyten Tages, als sie ruhiger geworden war, erschien Graf Albiani, ein zwar bejahrter, aber immer noch schöner Mann, mit einem düstern Blick voll still glühendem Feuer des Südländers, stolz und ernst in Gang und Haltung. Wie ängstlich ward es Seraphine in seiner Nähe, als er in des Vaters Gegenwart sie mit dem Namen „schöne Braut“ begrüßte, und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. Jeder männliche Umgang war ihr fremd geblieben, und anders stand des Mahlers Bild, der einzige Mann, den sie außer ihren Lehrern im Kloster sah — in diesem Augenblick vor ihrer Seele.

Bald nach der Ankunft des Grafen ward die Verlobung und in wenig Wochen die Verbindung mit ihm vollzogen; Seraphine stärkte ihren Muth durch frommes Gebeth, und häufige Briefe der Äbtissin, die ihrer künftigen Pflichten labyrinthische Bahn streng bezeichneten, und zugleich mit freundlichen Hoffnungen auf glücklichere Ereignisse Trost ihr in die wunde Brust gewährten. Noch ein schwerer Augenblick stand ihr bevor, die Trennung von dem Vater, in dessen Nähe sich ihre innern Kräfte stärkten, an der ruhigen Fassung seines strengen aber edlen Charakters; auch diesen Beystand raubte ihr das Geschick, sie mußte dem Gatten auf seine Güter nach Italien folgen, und eine unnennbare Angst bemächtigte sich ihrer bey dem Gedanken, allein ohne Stütze, ohne Trost dem rauhen Willen eines Mannes unterthan zu seyn, der ihr kein anderes Gefühl, als Furcht einzusößen vermochte.

Beruhigt über das Schicksal der nach seiner Meinung wohl versorgten Tochter, segnete sie der Vater in der Abschiedsstunde, und selbst ihr Gemahl neigte freundlicher sich zu ihr, den harten Kampf ihr zu erleichtern; vergebens, bald suchte sie durch den Thränenschleier den müden Blick noch nach dem väterlichen Schloß zu wenden, die weite Ferne barg es in düstern Grau der traurigen Vergangenheit, um in dem südlichen dunkelblauen Wolkengrund nach wenigen Reisetagen ihr ihre künftige Heimath erscheinen zu lassen.

Unter grauen Oliven und dunklen Pinien lag selbe versteckt, längst schon unbewohnt, und nicht geeignet Seraphinens Gemüth zu erheitern, doch gewohnt an die ruhige Stille des Klosters, suchte sie bald sichern Trost und Zerstreuung in immer thätiger Beschäftigung, diesem zweckvollen Rad im häuslichen Getriebe weiblicher Bestimmung, das, wenn es auch nur vergänglichliche Werke erzeugt, doch mit den zarten Fäden, die es bearbeitet, sich ein freundliches Geweb schafft, um jene gefährlichen Klippen zu bedecken, die Langeweile und Unthätigkeit auf trübem lasterhaftem Grund erzeugen.

Wenig nur sah sie den Gemahl, und diese kurzen Augenblicke war er

finster in sich gekehrt, öfters wild und stürmisch, Seraphinens zarte Seele oft schmerzlich ergreifend. Immer wehmüthiger regte sich in ihr die stille Sehnsucht nach ihrem Kloster und nach dem ihr so theuren Bilde der geheiligten Mutter; es drängte sie, die Äbtissinn um eine Nachahmung desselben zu bitten, sie an jenen unbekanntem Jüngling zu verweisen, der doch gewiß nur mit ihrer Genehmigung damahls vor dem Bilde stand. Bis jetzt hatte sie den mächtigen Eindruck jenes Augenblickes tief in der Seele als ein verschleiertes Heiligthum, mit zarter Schüchternheit bewahrt, und mühsam bezwang sie die glühenden Worte seiner Beschreibung, um nur in kalten Formen ihren Wunsch nach dem Besitz des Bildes einzukleiden. Mehrere Wochen harrete sie vergebens der Antwort entgegen, als ihr Gemahl eines Morgens ihr Gemach betrat, ihr ein kleines Kistchen überreichend, und einen Brief ihrer Tante an ihn, in welchem sie der Nichte weiches Gemüth, ihres Lebens Glück mit mütterlicher Angst an sein Herz legte, und ihn zum Überbringer des Freude und Trost gewährenden Bildes erwähnte, den Künstler selbst aber, der zur fernern Ausbildung eine Reise in Italiens blühende Fluren eben antrete, dem Grafen, als einem Beschützer der Künste und Wissenschaften, empfehle, da er durch mehrere Wochen die bedeutenden Gemählde ihrer Kirche nachgebildet, und so fromm und still sich ihres Schutzes werth betragen habe. Hoch klopfte Seraphinens Herz, mit heißen Thränen eines geheiligten Wiedersehens drückte sie das geliebte Bild an ihre Brust. „Ich habe den Mahler morgen zu mir bestellt,“ sprach der Graf, „er soll dein Bild entwerfen, ich unterstütze gern den geschickten Künstler.“ Seraphine wagte nicht ein Wort jener unnennbaren Angst, die ihr Inneres bestürmte, laut werden zu lassen; so nahe sollte die liebliche Erscheinung ihr wieder vor das Auge treten; eine Unruhe, eine peinliche Furcht, ein stilles inniges Behagen, glühende Freude, und trübes Sinnen wechselten in ihrer Brust; mit starrem Blick betrachtete sie das Bild; anbeten wollte sie, und konnte nicht; ihre Gedanken verwirrten sich. — Mit kindlicher Ungeduld sagte sie immer leise: „morgen — ach Gott morgen — und weinte still, und wußte nicht, warum sie weinen mußte.“

Der gefürchtete, der ersehnte Morgen kam, und mit ihm der Graf. „Ich werde deinen Sitzungen beywohnen,“ sagte er, „es ziemt sich nicht, daß du allein dem Blick des Fremden hier erscheinst.“ Seraphine dankte ihm für die zarte Sorge, und leichter hob sich ihre Brust, als fiel eine schwere Last ihr ab vom Herzen. Der Mahler ward gemeldet; herein trat er mit edlem Anstand, den Grafen ehrfurchtsvoll begrüßend, und glühend hing, sogleich wieder erkennend, sein Blick an Seraphinen, die es noch nicht gewagt hatte, den ihren aufzuschlagen, als ein unwillkürlicher Ausruf ihres Gatten, eine auffallende Bewegung in seinem ganzen Wesen, sie aus ihrer stummen Verlegenheit aufschreckte, sie sah ihn erbleichen, wie von Geistesnähe umweht, die starren Augen auf des Mahlers Züge heften, und rasch das Zimmer verlassen, als wollte er einer unheimlichen Erscheinung entfliehen. „Was ist dem Grafen? kennen Sie ihn? was fiel zwischen euch vor?“ fragte Seraphine den stauenden Mahler; „ich sah und erkannte nur Sie,“ erwiderte feurig der Jüngling, „o lassen Sie den kurzen Augenblick mich benützen, Ihnen schüchtern eine Gabe der Erinnerung zu weihen!“ Ein äh-

liches Kästchen, wie jenes des Madonnenbildes, zog er hervor, und überreichte es mit stehendem Blick Seraphinen. „Ist's von der Tante?“ fragte sie, unschlüssig, ob sie es nehmen sollte; da erscholl des Grafen Tritt im Nebenzimmer, des Jünglings zitternde Hand, sein Auge bath so ängstlich und so rührend. „Verbergen Sie es,“ flüsterte er eilig, und schob es unter das grüne Tuch, das den Stickerahmen der Gräfinn bedeckte. In diesem Augenblick erschien der Graf, beruhigte mit dem Vorwand eines jähen Schwindels seiner Gemahlinn schüchterne Fragen über sein Erbleichen, und setzte ruhig sich in einen Stuhl, den Mahler mit stillem Wink an seine Arbeit weisend. Eine ängstliche Stille herrschte in dem Gemach; hörbar klopfte Seraphinens Herz, als des Mahlers brennendes Auge immer den ihrigen zu begegnen suchte; das Gefühl des Unrechts, gegen den Gemahl, ein Geheimniß zu verbergen, vermehrte ihre Angst; dieser las ruhig in einem Buch, und nur von Zeit zu Zeit lag sein düstrer Blick mit trübem Sinnen auf des Jünglings Zügen. So endigte die erste Sitzung, das Bild gelang wunderähnlich schön in der ersten Anlage. Was die Begeisterung beginnt, das heiligt auch die Kunst, und hoch erfreut über des Mahlers Geschicklichkeit, begleitete der Graf ihn in seine Gallerie, den reichen unerschöpflichen Born italienischer Gebilde vor des deutschen Künstlers Auge aufzuhüllen. Kaum sah Seraphine sich allein, so zog sie mit zitternder Hand die Decke vom verhüllten Bild, und wie durch einen Zauberschlag sah sie den heiligen Augenblick ihrer Abschiedsstunde in der Klosterkirche und ihre eigene Gestalt neben jener des Jünglings vor dem Madonnenbild vor sich, nur der Name Emil bezeichnete den Mahler. Einen unbeschreiblichen Eindruck machte dieser zarte Beweis gleichgestimmter Empfindung auf Seraphinens Seele, in welcher ein schwerer Kampf begann; sie fühlte, daß die Pflicht geboth, das Bild zurückzugeben, die gefährliche Kraft desselben von sich zu entfernen, und doch faßte es ihr ganzes Glück, die einzige helle Erinnerung ihres Lebens in sich, wenn sie an stillen Abenden es sehnsuchtsvoll betrachten und leise den theuren Namen Emil nennen durfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Verstand und Leidenschaftlichkeit werden ewig die beyden großen Antithesen bleiben, durch welche sich die menschliche Natur auf der ihr erreichbaren Höhe der sittlichen Kultur erhält; es sind die zwey Gegengewichte, die verhindern, daß die moralische Wage des Menschen, nämlich sein Herz, nicht nach einer der beyden Seiten zum Laster herabsinke. Ohne Leidenschaftlichkeit würde er ein Teufel werden, das heißt (denn so möchte sich dieses allegorische Wesen am besten erklären lassen) ein bloßer activer Egoist, der alle übrigen Menschen nur als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchte; ohne Verstand hingegen, ein Thier, entblößt von jeglichem freyen Willen, und Unterthan blinder Sinnlichkeit. Ein moralisch gut gearteter Mensch dürfte derjenige seyn, dünkt mich, in dessen geistiger Natur Verstand und Leidenschaftlichkeit sich gleichmäßig getheilt hätten. Denn ein Übergewicht auf Seiten des ersten möchte moralische, eins auf Seiten der letztern, sittliche Verderbniß herbeiführen.

Mein Zweck hier ist, zu untersuchen, in welchem Verhältnisse die öffentliche Sittlichkeit von Paris theils zu sich selbst, theils zu derjenigen anderer großen Städte

steht, das heißt, in wiefern das Pariser Volk entweder theilnehmender oder gefühlloser, mitleidiger oder grausamer seyn dürfte, als die übrigen Bewohner des kultivirten Europa; denn nur in Bezug auf die ihr inwohnenden Folgen erhält die Sittlichkeit eines Volks, oder eines einzelnen Individuums, eine allgemeine moralische Bedeutung.

Überzeuge man sich zuerst recht lebhaft von der Wahrheit, daß, wenn die übrigen Nationen Europa's vorzugsweise der Leidenschaftlichkeit Unterthan sind, bey den Franzosen, oder, welches einerley ist, bey dem Pariser, durchaus der Verstand vorherrscht. Ein Volk, dem vom ersten Augenblicke an, wo sich Begriffe in ihm zu entwickeln beginnen, stete Aufmerksamkeit auf die äußeren Gegenstände zum Gesetz gemacht wird, welches die Formen der Dinge früher kennen und begreifen lernt, als ihre innere Natur und Bestimmung, ein Volk endlich, das mit allem beschäftigt wird, nur nicht mit sich selbst, das nie in seinem Innern, sondern stets in den äußern Umgebungen lebt, ein solches Volk muß nothwendig eine überwiegende Neigung zu Verstandesoperationen bekommen, und folglich von aller Leidenschaftlichkeit befreyt bleiben. In wiefern aber diese Operationen Produkte des Verstandes an sich selbst, oder nur Experimente, mit den Formen desselben hervorgebracht, sind, das zu untersuchen, liegt außer dem Raume und Zwecke dieser Blätter.

Gleich viel, möge der Verstand, oder die Formen desselben das Übergewicht der Franzosen behaupten, immer bleibt es eine ausgemachte Wahrheit, daß sie dadurch um so sicherer der Herrschaft der Affekte entrisen werden.

Nur eine ganz gleiche Vertheilung von Verstand und Leidenschaftlichkeit, habe ich oben gesagt, dürfe der Probiertestein einer möglichst vollkommenen moralischen Natur seyn. Wenn den Franzosen ein Übergewicht des Erstern über die Letztere zuerkannt werden muß: so folgt freylich daraus, daß sie, eben so wenig, wie jedes andere Volk, rein moralische Wesen seyn können; in Gegentheile leuchten Egoismus, Herrschsucht und Eigennuß als auffallende Züge aus dem Charakter derselben hervor. Aber diese Mängel werden bey ihnen von drey Vorzügen ersetzt, welche ihnen selbst das heftigste Urtheil nicht streitig machen kann; sie sind das mäßigste, liebenswürdigste und für das Geschäftsleben tauglichste Volk Europa's.

Die Franzosen sind mäßig in allen sinnlichen Bedürfnissen; ihre Mäßigkeit ist nicht Grundsatz, wie bey den Italienern, sondern angeborne oder wenigstens erlernte Neigung. Ein Franzose setzt sich eine Grenze in seinen Genüssen, welche er nie überspringt; die übrigen europäischen Nationen sind mehr oder weniger genussüchtig, je nachdem sie vom Augenblicke bestimmt werden. Trunkenheit ist, außer in Italien, unter keinem europäischen Volke seltener, als unter den Franzosen. Was hier von den Franzosen im Allgemeinen gesagt wird, gilt besonders von den Pariser, als den Repräsentanten der ganzen Nation.

Kommen wir jetzt auf die öffentliche Sittlichkeit der Pariser zurück. Daß diese bey weitem verderbter sey, als verhältnißmäßig in allen übrigen europäischen Hauptstädten, ist eine so sehr verbreitete Meinung, daß Niemand mehr daran zu zweifeln scheint.

Ich behaupte, die Summe der sittlichen Ausschweifungen, oder vielmehr ihrer moralischen Folgen, ist in Paris bey weitem kleiner, als in jeder andern kultivirten Stadt Europa's. Dieses scheinbare Paradoxon muß ich zu lösen suchen.

Man hat im Auslande die Sage verbreitet, Paris zähle funfzigtausend bey der Polizei eingeschriebener öffentlicher Frauen. Es ist wohl nicht nöthig, erst auf das Übertriebene dieser Angabe aufmerksam zu machen. Die eigentliche Anzahl aller derjenigen Frauenzimmer, welche in die Register der hiesigen Polizei-Präfektur eingetragen sind, möchte, da es letzterer natürlich darum zu thun ist, über diesen Zweig der Sicherheitsverwaltung der Stadt und des daraus fließenden öffentlichen Einkommens einen möglichst dichten Schleyer zu werfen, für das große Publikum ein stetes Geheimniß bleiben; doch glaube ich, nach den indirekten Erkundigungen, die ich darüber eingezogen habe, behaupten zu können, daß sie nicht zehntausend übersteigt. Und nun frage ich alle diejenigen, welche die übrigen größeren und mittlern Städte Europa's kennen,

ob diese Anzahl für die Sittlichkeit einer Stadt, die achthundert tausend Einwohner und im Durchschnitte täglich fünf und vierzig tausend Fremde in ihren Mauern zählt, auf eine so besonders nachtheilige Weise aussagen dürfte?

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Dresden.

Außerordentlich schön war die Quartett-Akademie, welche den 10. März gegeben wurde. Zwen treffliche Quartetts von Haydn und Krummer wurden mit höchster Zartheit und Präcision ausgeführt, Mlle. Funk übertraf unsere Erwartungen im Vortrag einer Arie von Caraffa.

Das überaus glänzende und unerhört zahlreich besuchte Konzert, welches der Kammermusikus G. H. Kummer am 17. März gab, war ein neuer Beweis von der Theilnahme des Publikums für Musik. Besonders merkwürdig war in diesem Konzert ein Notturmo für Pianoforte, zwen Oboes, zwen Fagotts, zwen Violoncells und Kontrebass, welches von dem Violoncellist Kummer komponirt war und von Hrn. Kummer ausgeführt wurde. Der Pianofortespieler dieser so sehr musikalischen Familie ist ein ganz allerliebster kleiner jähriger Knabe, der auch außer diesem Notturmo noch ein Konzert von Sterkel mit Variationen von Gelinek sehr brav vortrug. Herrlich war der geschmackvolle und brillante Vortrag eines Divertimento für das Violoncelle, von F. A. Kummer komponirt und gespielt; dieser junge Virtuose beherrscht sein schwieriges Instrument mit seltener Leichtigkeit und Grazie. Mlle. Funk und Kammermusikus Fürstenaу verherrlichten noch dieß ausgezeichnete Konzert durch eine Arie von Biniarelli und Variationen für die Flöte über die Romanze aus Mehu's Joseph.

Der junge Mozart spielte hier bey Hofe, aber nicht öffentlich; so ist auch der berühmte Kapellmeister Hummel jetzt hier, da aber die Charwoche öffentliche Konzerte nicht gestattet, so werden wir wohl die Freude entbehren, ihn zu hören.

Das deutsche Schauspiel gewährte uns besonders hohen Genuß durch eine sehr vollendete, unverkürzte Aufführung des Correggio von Shlenischläger. Nichts wurde hieran gespart, und die scenische Anordnung sowohl als die Ausführung war echt künstlerisch. Mit Sehnsucht sehen wir einer baldigen Wiederholung entgegen. Wo kann dieß Meisterwerk auch tiefer empfunden werden als hier, wo wir uns der herrlichsten Werke Correggio's selbst erfreuen! — Mit feinem Hartgefühl wurde Müllner's Zweiflerin aufgeführt und bewiesen, daß es nur von der Darstellung abhängt, dieß sinnreiche Lustspiel auch zu einem Lieblingsstück der strengsten Richter zu machen. Wir sehen mit Freuden einem neuen Trauerspiel unsers tieffühlenden Ernst von Houwald entgegen; es ist wieder nur in einem Akt, heißt: der Leuchthurm, und soll mit hinreißender Kraft und Gluth gedichtet seyn.

Bei der deutschen Oper wurde: „das unterbrochene Opferfest“ wiederholt, worin Mad. Meßner die Rolle der Caira übernahm und gut ausführte. Meyerbeet's vielbestrittener Alimelak wurde zwen Mal mit sehr getheiltem Beyfall gegeben, eben so ging es: der Wahl, einer kleinen Operette von Mayer komponirt. Mit viel Aufwand und Pracht wurde zum Schluß der Bühne die große Oper des Freyherrn v. Pössl: der Wettkampf zu Olympia, gegeben. Hier ist das gewagt, was man in deutscher Sprache immer für beynah unmöglich hielt, die Recitative sind mit fortgehender Musikbegleitung, in der Art, wie bey Spontini's Vestalinn<sup>\*)</sup>. Um ausführlicher über die Musik zu sprechen, die unstreitig wahre Schönheiten enthält, muß

\*) Den Beweis gegen diese Unmöglichkeit hat Hr. v. Mosel bereits im Jahre 1813 in seiner auf dem hiesigen Hofoperntheater aufgeführten Oper Salem und im Jahre 1818 in der eben dort gegebenen großen Oper: Cyclus und Aftages geliefert.

man sie öfter gehört haben. Bey dieser ersten Aufführung ließ sie das Publikum ziemlich kalt, weil besonders auch diese deutschen Sänger nicht fähig sind, solchen größern Musikstyl gehörig auszuführen. Selbst die sonst so angenehme Stimme der Mlle. Julie Zucker verlor sich hier ganz und schien nur unterliegend mit den Tonwellen der Instrumentalbegleitung zu kämpfen.

Jetzt sehen wir mancher herrlichen Kirchenmusik entgegen. Entzückend war das Miserere, welches am 17. März aufgeführt wurde. Es ist ganz im Styl der alten Kirchenmusik von Palestrina geschrieben, nur Singstimmen vereinen sich bey diesem einfach frommen Gesang, welcher das ganze Gemüth zur reinsten Andacht stimmte, aus welcher jede Erinnerung eitler Weltlust schwand. Unser Kapellmeister Morlachi komponirte es.

Doktor Ehladni hält jetzt vor einem sehr auserwählten und vornehmen Kreis hier Vorlesungen über die Akustik und die Meteorsteine.

### Hieroglyphen oder Bildersprache.

Wenn solche Gesellschafts-Spiele, die den Verstand angenehm beschäftigen, den Vorzug verdienen, so müssen diejenigen noch um einen Grad höher stehen, die zugleich der Phantasie Nahrung geben, und so zu sagen, einen poetischen Charakter haben. Hieher gehört mit Recht das oben benannte, von Möller neu erfundene, allegorische Unterhaltungs-Spiel. Es besteht aus 120 illuminierten Kärtchen, die in einem mit neun Fächern versehenen Kästchen geordnet sind, wozu noch ein Erklärungsbüchlein kommt. Die Figuren, absichtlich oder zufällig neben einander gestellt, geben einen Sinn, und mehrere Personen können Theil an diesem Spiele nehmen, indem sie die Bilder entweder alle gleich vertheilen, oder einen Rest auf die Seite legen, wovon in der Folge jeder Spielende nimmt, um sie für eine Bilderrede anzuwenden. Sonach bilden diese modernen Hieroglyphen ein Alphabeth, jener Blumenschrift ähnlich, deren die Liebenden im Orient zu ihren Selams sich bedienen.

Eine rechte und linke Hand, z. B. so gestattet, wie man sie mit der innern Seite vor sich hält, bedeutet Ich, Wir — meine, unser. Ein dürrer Zweig: Vergangenheit — es war. Ein blühender Drangenweig: Gegenwart — es ist. Ein Zweig mit Reimen: Zukunft — es wird geschehen. Sehen wir den Fall, ein geistreicher junger Herr befände sich einer holdseligen Dame gegenüber. Das Kästchen zwischen beyden. Gewaltig regt es sich in seiner Brust, das Geheimniß seines Herzens ihr zu offenbaren. Was wird er thun? — Er zieht hervor: Nr. 2) Eine rechte und linke Hand, vorwärts zeigend; 45) ein Rosenkranz vor einer Sonne; 73) ein Zauberstab in einem mit Charakteren bezeichneten Kreis — Nr. 1) endlich: eine Rechte und Linke in der früher angegebenen Richtung. Diese Figuren reißt er an einander und legt sie seiner Herrinn vor, die mit zierlicher Haltung der Vognette schnell die blumenreiche Periode überblickt und ohne große Mühe folgenden Sinn herausbringt: „Deine Liebenswürdigkeit bezaubert mich.“ — Bedeutsam lächelnd setzt sie drei Bilder ihrer Seite zusammen. Nr. 9, 28 und 27. Eine Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger, worüber eine Zauberkrone schwebt; ein Siegelring und eine egyptische, d. i. füßellose Sphinx. Welche Worte sagen wollen: „Bewahre das Geheimniß!“ und hoffentlich wird der Verehrer des Schönen mit dieser Antwort zufrieden seyn.

Liebhaber solcher sinnreichen Unterhaltungen mögen sobald als möglich bey H. Tendler und Komp. (im von Trattner'schen Gebäude am Graben) um den Preis von 5 fl. W.W. sich Exemplare zu verschaffen suchen, um die Ruhestunden im Grünen angenehm auszufüllen und zugleich auch einmahl einen Gebrauch der alten Egyptier zur Mode zu erheben. Das Kästchen nebst dem Büchlein findet bequem in einem Arbeitsbeutel Platz.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 2. May 1820.

53

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierterl. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierterl. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey W. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Marienbild.

(Fortsetzung.)

Mehrere Sitzungen, die die Vollendung ihres Bildes erheischten, vermehrten ihre Unruhe, vergebens dehnte sie Emil absichtlich, leise hoffend, daß ein günstiger Augenblick ihm erlauben würde, sein Gefühl auszusprechen, unbeweglich saß der Graf, den forschenden düstern Blick mit jeder Stunde strenger auf den bewegten Jüngling heftend. Zufrieden endlich mit seiner Arbeit, entließ er ihn mit reichlicher Belohnung. Seraphinens stille Thränen flossen seiner Entfernung nach, reizlos verstrich nun wieder ihr Leben, und das heimlich verschlossene Bild umfaßte ihren einzigen Trost. Oft wenn Guitarreklänge und südlische Lieder der Liebe auf der Straße nächtslich erklangen und sie auf den duftenden Altan lockten, da zauberte ihr ein einsamer Flötenton die heimischen Gesänge, Melodien, die ihre Wiege schon umsäuvelt, die später sie selbst mit heiligen Worten begleitet hatte, in das entzückte Ohr. Sie sah den Flötenspieler an eine Säule gelehnt, das Herz lieh dem Blick die Kraft, im Halbdunkel der Sternennacht Emils Gestalt zu erkennen, finster saß dann ihr Gemahl neben ihr, der selten nur sie mehr verließ; denn des Südländers zur Eifersucht geneigtes Gemüth hatte nur zu sehr Seraphinens Befangenheit in des Malers Nähe bemerkt. „Der schneidende Flötenton ist mir zuwider,“ rief er einst düster, als eben dieser Ton stille Thränen in seiner Gattinn sanftes Auge lockte, „er soll mir bald verstummen, und in weiter Ferne sein Liedchen blasen.“ Nur zu wahr blieb diese Drohung; ein höherer Befehl zur schnellen Abreise traf unvorhergesehen, wie ein Bliß aus klarer Luft, den armen Emil, und verschlossen blieb der Altan, dieses Ziel seines sehnsuchtsvollen Wandels. Als der Graf ihn nach wenig Tagen öffnete, und Seraphine mit lächelndem Blick einlud, die Abendluft dort zu genießen, da erkönte keine Flöte mehr, und still und dunkel, wie ihre Zukunft, hauchte die kühle Nacht sie an.

Viele Monden gleiteten nun der stillen Dulderinn schmerzlich vorüber, immer rauher ward der Graf, ihre bleiche Gestalt, ihre Schwermuth widersprach seinen Wünschen und Erwartungen einer jungen reizenden Gattinn, so sehr sie auch im strengen Pflichtgefühl bemüht war, jede seiner Launen willig zu ertragen und die Erinnerung an Emil aus ihrer Brust zu verdrängen. Sie hatte ihr ganzes Herz mit zarter Hingebung ihrer mütterlichen Freundinn schriftlich geöffnet, und fühlte sich gestärkt, durch die strengen, aber liebevollen Ermahnungen der erfahrungsreichen Frau; — wohl verstand es diese, die Gefahr ihr aufzuhüllen, welche Seraphinens Ruhe ihrer Tugend drohe, sey auch das keimende Gefühl für Emil noch so rein und schuldlos, gleich der Giftpflanze, die mit schimmernder Farbe und lieblich lockender Gestalt nur in dem tiefsten Kelch die tödtende Kraft verbirgt; doch als ein weiser Arzt zeigte die Abtissinn auch zugleich mit dem Übel die heilenden Mittel dagegen schonend an, und es gelang ihrer edlen Bemühung, das tobende Meer der Leidenschaft in Seraphinens Busen mit beruhigenden Segensworten zum glanzlosen stillen See gleichgestimmter Lebensstage umzuwandeln. Nur wiederholte Nachrichten einer zunehmenden Kränklichkeit ihres Vaters störten gewaltsam die mühsam errungene Ruhe ihres Herzens, selbst ihr Gemahl theilte diese bange Sorge mit ihr; denn nicht unempfindlich war der rauhe Mann für das Gefühl warmer Jugendfreundschaft geblieben, jeder neue Brief vermehrte die Sehnsucht, mit treuer Pflege den theuren Kranken zu erleichtern, und unverhofft erhielt Seraphine von ihrem Gemahl die Weisung, sich zur Reise in die Heimath bereit zu halten. Dankbar fiel sie an seine Brust, denn ihres tiefsten Herzens leise Wünsche sprach sein Wort aus, ihr Gefühl schien eine neue Richtung zu erhalten, ihr Leben einen Zweck, des Vaters Pflegerinn zu werden, auf heimischem Gebieth, dieser Gedanke hob mächtig ihre Brust. Mit sehnsuchtsvoller Eile ward jede Reiseanstalt betrieben, eine rege Thätigkeit entflammte das sonst so stille ruhige Wesen. So weckt ein schönes Lebensziel oft unbekannte Kräfte, und das innere dunkle Streben wird zur vollendeten That.

Noch kurz vor der Abreise kam ein Brief von fremder Hand geschrieben, mit der Entschuldigung der großen Schwäche des Kranken, und der beruhigenden Versicherung zugleich, daß nichts zu seiner Pflege verabsäumt werde. Obschon es ihnen nicht gelang den unbekannten Schreiber zu errathen, da sie nur Katharine und einen alten Kammerdiener bey dem Vater zurückgelassen hatten, (beyde unkündig so schön gewählter Schrift und Worte) so entzückte sie doch der Gedanke, den Vater nicht allein und verlassen zu wissen. Seraphinen zogen die kargen Worte des Briefes unwillkürlich an, besonders das geheimnißvolle Siegel, ein E zwischen zwey festverschlungenen Rosenbäumchen, mit dem Motto: *due in ano*, hatte einen unbesprechlichen Reiz für ihr zur sanften Schwärmerey so geneigtes Gemüth, das an diesen Buchstaben so selig schmerzliche Erinnerungen knüpfte; nachdenkend legte sie den Brief in jenes geheimnißvolle Kästchen des Wildes; denn immer schien es ihr, als wäre beydes für sie von gleichem Werth.

Die schnelle Reise brachte sie bald dem väterlichen Schlosse näher; es war später Abend, als sie anlangten; herblich rauschten die falben Blätter er dunklen langen Kastanienallee, ein kühler Wind strich unheimlich Sera-

phiniens glühende Wange, und trocknete herbe die einzelnen Thränen, welche sie benetzten, es war ihr so wund, so ängstlich im Herzen, diese heimatliche Gestalt, welche sie so blühend verlassen hatte, waren zum öden Grab geworden, der Gedanke an des Vaters nahen Tod ergriff sie mit zuckendem Schmerz. Langsam rollte der Wagen, als zöge die Hand des Schicksals die Zügel noch zurück, um ihr die peinliche Erwartung grausam zu verlängern. Da heulten die wachen Schloßhunde ihnen entgegen, das Thor öffnete sich, und in wenig Minuten stand Seraphine, an den Arm der treuen Katharine gelehnt, an des Vaters Lager, die Gardinen waren geschlossen, eine liebevolle Mädchengestalt saß an demselben, und winkte leise mit der Hand, den heilbringenden Schlummer nicht zu stören. „Wer ist die Fremde?“ frugen zugleich unwillkürlich der Graf und Seraphine leise Katharinen. „Ach Gott ein wahrer Engel,“ sagte mit gefalteten Händen die Alte, „die jeden Augenblick, welchen sie von ihrer blinden Mutter, die nicht weit vom Schloß ein kleines Häuschen seit wenig Monathen bewohnt, abgewinnen kann, zur Pflege unsern guten Herrn verwendet, ihr allein dankt er seine Besserung.“ Das unwillkürliche Geräusch der Kommenden weckte den Kranken. „Emilie,“ rief er leise, „mit wem sprichst du?“ „Fassen Sie sich auf große Freude,“ lachte halbgeschluchzend die alte Katharine, „ach Gott, Ihre Tochter ist hier;“ und zog die Gardinen, an welche Seraphine und ihr Gemahl hineilten, und mit stummem Entzücken in des Vaters Arme sanken. „Dankt nebst Gott diesem Mädchen für meine Besserung,“ waren seine ersten Worte, und als beyde sich gegen Emilie wandten, ihr die Hand zu reichen, schien ein Zauber ihre Blicke zu fesseln, denn des Malers Züge strahlten ihnen lebhaft in ihr wieder entgegen. Seraphine faßte ihre Hand, während der Graf sie heftig am Arm ergriff, unwillkürlich ausrufend: „Wer sind Sie? Klar muß dieses Trugbild für mich werden, zum zweyten Mal soll es nicht ungerügt mich beunruhigen; können Todte wieder verjüngt auferstehen?“ Diese geheimnißvollen Worte, der Schreckensausdruck, der sie begleitete, Seraphiniens Bewegung, ihr Bemühen sie zu verbergen, steigerten Emiliens unbefangene Miene zur größten Ängstlichkeit und die besorgte Neugierde Kathariniens und des Kranken auf das Höchste. Eine unheimliche Ahnung waltete in allen Gemüthern, und bange harreten sie der Entwicklung entgegen. Da faßte die schüchterne Emilie Muth, und sagte lächelnd: „wenn Sie meinen Zwillingesbruder Emil, jenen reisenden Maler in Italien, kannten, so wird sich leicht diese Ähnlichkeit erklären.“ Seraphiniens Hand zitterte heftig bey diesen Worten in der ihrigen, und ein unwillkürlich leiser Druck sagte der Schwester eine Liebe zu, die dem Bruder nicht angehören durfte. Noch finstrier zog der Graf die dunkeln Augenbraunen, und schien neue Fragen, nur um des Kranken Ruhe willen, gewaltsam zu unterdrücken, doch sein düsterer Blick verrieth nur zu sehr die Bewegung seines Innern; bis Emilie noch vor Einbruch der Nacht zu ihrer Mutter eilte, herzlich froh der unheimlichen Umgebung los zu werden.

Kaum graute der Morgen, so verließ Seraphine schon unruhig ihr Lager, wo kein Schlummer sie gestärkt, und nur ein Bild ihrer Phantasie sie in wachen Träumen verfolgt hatte. Neben dem Vater hatte sie die Nacht zugebracht, jetzt schlich sie hinaus in's Freye, am Naturaltar des Herzens

sehnsuchtsvolles Opfer darzubringen. Herbstlich deckte ein falber Nebel noch die Gefilde, nur der Berge Gipfel vergoldete der Sonne Strahlen, die mächtig bald als Herrscherinn der Welt die feindlichen Schleyer, die noch ihr Hohes verbargen, vor ihrem Glanz entfliehen sah, und ungetrübt verbreitete ihr Segenshauch sich ringsumher, das Morgenlied der Lerche durchdrang die kühle Luft, und allmählich begann das junge Leben in reger Thätigkeit. Seraphine stand auf einem nahen Hügel in sprachlosem Entzücken, und auf der Andacht Schwingen war ihr Herz dem Schöpfer zugewandt. Im Schloßhose fing ein lebendiges Treiben an und störte ihrer Seele Flug, da trieb die Sehnsucht sie den blauen Bergen zu, die unweit ein enges Thal bekränzten, die Gegend war ihr fremd bey ihrem frühern kurzen Aufenthalt in des Vaters Schloß geblieben; nun weidete sich ihr Auge an ihrer Abwechslung, ein Fußpfad leitete ihre Schritte, bald hatte sie das Thal erreicht. Ein freundliches kleines Haus lag, ruhig versteckt, an dem Abhang eines Berges, dessen Anblick sie unbeschreiblich ergriff. Es ist Emils Wohnung, flüsterte ihr eine schmerzlich süße Ahnung ein, sie zögerte sich der Hausthür zu nähern, da rief es laut oben an dem Berg: „Seraphine!“ und das Echo widerhallte den mächtigen Laut. Schüchtern blickte sie auf, und siehe, Emil eilte wirklich von dem Berg herab; ehe sie fliehen, ehe sie sich ermannen konnte, hatte er schon in freudiger Hast ihre Hand ergriffen, und an seine Lippen gedrückt. „Gott Lob! ich sehe Sie wieder!“ rief er, und die Worte drängten sich schnell in feuriger Eile, als müsse er den kargen Augenblick benützen. „Als ich grausam gezwungen ward, den Ort, wo Sie lebten, zu verlassen, eilte ich hieher. Der Ort, wo Sie gelebt, wo Ihr Vater litt, ward meine Heimath, dieß kleine Haus ward mein, ich hatte mir so viel verdient, es kaufen und meiner armen blinden Mutter als Obdach anbieten zu können. Zürnen Sie nicht, wenn eine leise Hoffnung eines beglückenden Wiedersehens mich antrieb, meine Schwester als Pflegerinn Ihres Vaters, mich selbst in seine Nähe zu bringen. Selbst die Äbtissinn, Ihre Freundin, schien diesen Plan zu begünstigen, eine bewährte Anhänglichkeit für meine Mutter, seit ihrer frühesten Jugend, bekräftigte ihn.“

„Wie,“ rief Seraphine erstaunt, „meine Tante die Freundin Ihrer Mutter? welch eine sonderbare Verkettung waltet zwischen uns! Selbst meines Gemahls Betragen bey Ihrem Anblick, bey jenem Ihrer Schwester, schienen Erinnerungen in ihm zu wecken, die sein Wesen auffallend bestürmten; o sprechen Sie, lösen Sie die Zweifel, die wie Erscheinungen einer unbekanntn Geisterwelt mich schaurig umwehen! Theilen Sie mir Ihr Schicksal, jenes Ihrer Mutter mit, vielleicht gibt es mir eine beruhigende Aufklärung.“

„Soll dieser schöne, lang ersehnte, ach! so kurze Augenblick in wehmüthiger Erzählung mir vergehen,“ sagte Emil mit schüchtern beredtem Blick, „soll ich die Leidensgeschichte meiner Mutter, die Ihnen noch fremd ist, nun enthüllen? Kurze Zeit weiß ich sie selbst. Noch kämpft mein Herz mit jenen Bildern, die zitternd nur die arme Dulderinn mir aufgedeckt. Schonen Sie meiner, edle Seraphine! und gönen Sie dem Armen, den nur in Ihrer Nähe des Lebens freundliches Licht umgibt, den einzigen Trost, der Seele schmerzlich süße Begeisterung, die seit dem ersten Augenblick an Mariens Altar mein ganzes Wesen fühlt, zu Ihren Füßen auszuhauhen.“

Erschrocken suchte Seraphine vor des Knienden feurigem Entzücken, vor ihrem eigenen Herzen zu entfliehen; sie legte die ganze Kraft weiblicher Würde und strenger Tugend in einen strafenden Blick, vor welchem Emil schüchtern ihre Hand entfiel, die er heftig gefaßt hatte, die Zürnende zurückzuhalten. „Lassen Sie dieß die letzte Unterredung zwischen uns seyn,“ sprach sie mit wankender Stimme, „verlassen Sie mich, wir dürfen nie — nie uns wiedersehen, leben Sie wohl — ewig wohl!“

(Die Fortsetzung folgt.)

### Schauspiel.

Im k. k. Theater nächst dem Kärnthnerthor den 24. April zum ersten Male und zum Vortheile der Dlle. Julie Aumer: Alfred der Große. Heroisch-pantomisches Ballet in drey Aufzügen von der Erfindung des Hrn. Aumer, Balletmeister der k. k. Hoftheater. Die Musik vom Hrn. Grafen W. Robert von Gallenberg.

Der Inhalt des Ballets ist ungefähr folgender. König Alfred der Große (Hr. Tagliani), durch die Dänen des angelsächsischen Reichs verlustig, und nur begleitet von seinem Pagen Oliver (Mad. Nozier), kommt als Flüchtling in eine Gegend, wo Jackson (Hr. Nisinger, Vater), früher unter den Waffen, jetzt auf einem Landgute als Wächter lebt. Beide, der König sowohl als der Page, sind verkleidet. Mit schreckendem Geräusche nahen sich dänische Soldaten, um Alfred aufzugreifen, der jedoch versteckt hinter eine Eiche der Gefahr glücklich entgeht. Der fürsorgenden Bitte seines treuen Pagen verdankt er Speise und Trank aus den Händen der Tochter Jacksons (Dlle. Julie Aumer). Die Mutter (Mad. Horschelt) stürzt eifernd und drohend herbey, voll Besorgniß über die galante Dankbarkeit des Pagen. Der Vater schlichtet ruhig den Streit und gewährt den beyden Umherirrenden trotz aller Gegenreden seines zänkischen Weibes in seinem Hause einen schirmenden Aufenthalt. Alfred, der in Jackson einen seiner Krieger aus bessern Tagen erkannt hat, entdeckt sich diesem jetzt als König. Jackson zeigt sich durch abgemessenes Betragen eines solchen Zutrauens würdig. Bey einer Mahlzeit im Schatten der Bäume wächst die lebendige Mannigfaltigkeit der Empfindungen. Jackson trinkt auf die Gesundheit Alfreds, indem er auf ein im Dienst des Königs früher erworbenes Ehrenzeichen hinweist. Die Freude erwacht, und damit sie recht frey spiele, hohlt Jacksons Tochter eine Laute, welcher Alfred oder vielmehr Wulff nach seinem angenommenen Nahmen so reizende Töne entlockt, daß es zwischen dem Pagen und der jungen annehmen Wirthinn zu einem Tanze kommt und selbst der Murrkopf von Mutter zu staunen anfängt. Ein Glück bringt das andere. Aus der Nachbarschaft zieht ein jubelnder Schwarm junger Leute herbey, um die Thür des Hauses mit Blumen zu schmücken, worin nach allgemeiner Anerkennung die tugendhafteste Schönheit wohnt, Fanny (Mad. Breitel), die Braut des Jünglings, der im anzustellenden Scheibenschießen siegen wird. Keiner der Jünglinge trifft das Ziel, einen angebundenen Vogel. Jetzt kann Alfred der Lust des Versuchs nicht widerstehen, er zielt und thut den Meisterschuß. William (Hr. Breitel), der Fanny schon als die Seinige betrachtete, ist heftig bewegt. Eben so siegt Wulff auch im Tanze, begibt sich jedoch seines Rechts zu Gunsten Fanny's und Williams. Die Freude des Festes wird auf einmahl unterbrochen durch die Ankunft einer Schar Dänen, auf deren Fahne die Losung steht: „Tod dem, welcher Alfred verbirgt.“ Wiederum wacht das Glück über Wulff. Auf einem nahen Hügel erscheint Alswith (Dlle. Millidre), Tochter des Grafen Edelberth (Hr. Desefani) mit Blicken der Verzweiflung Hülfe ersehend gegen die Feinde, die ihren Vater gefangen in Ketten fortschleppen. Wulff folgt dem Rufe, unterstützt von seiner kampflustigen Umgebung. Nur die Frauen bleiben zurück, entgegen harrend dem Ausgange.

Beym Anfange des zweyten Akts erscheint Alswith unter ihren weiblichen Dienerinnen mit allen Zeichen der entsetzlichsten Unruhe über das Loos ihres Vaters. Welche Freude, als Wulff ihn gerettet zurückführt und die leichte Wunde, die er bey seiner großmüthigen That empfangen, obendrein plötzlich geheilt wird durch die zärtlichen Blicke, die ihm Alswith als Balsam schenkt. Die Erschöpfung bereitet einen tiefen Schlaf

über ihn aus, und nehmen wir an, wie wir ja wohl müssen, daß Träume von der Geliebten ihn in einen eigenen magnetischen Zauberkreis versetzen, so ist's in der That kein Wunder, wenn er über der innern Musik die äußere eine Zeit lang überhört. Diana Alswith betrachtet ihren schlafenden Endymion mit heimlichem Entzücken und spielt auf sein und ihr Herz durch die Blumenkränze an, womit sie als Anführerin eines tanzenden weiblichen Chors sein Lager schmückt. Endlich erwacht er, wenn Amor der langeschende Schelm ihm nicht schon früher aus den Augen geblinzelt hat, und nun werden die innern Angelegenheiten schnell in's Reine gebracht. Damit konnte Odun (Hr. Nozler), verlobt mit Alswith und Befehlshaber der Angelsachsen, der zum Zeichen des Sieges über die Dänen eine Fahne zurückbringt, unmöglich zufrieden seyn; doch trat er, sich selbst überwindend, zurück bey der Kunde von der glänzenden Waffenthat Wulffs. Nicht so leicht beruhigte sich Alswith, indem sie die vermeinte dunkle Geburt des Geliebten mit den höheren Ansprüchen ihres Standes verglich. In einem vertrauten Gespräch mit Wulff findet sie auf einmahl einen Ausweg aus dieser drückenden Enge, wenn nähmlich Wulff Alfred den Großen wieder auf den Thron zu setzen vermöge, dann habe er durch die Größe einer solchen That jede Ungleichheit der äußern Verhältnisse ausgeglichen und sie dürfe ihm im Angesicht des ganzen Landes ohne Scheu ihre Hand reichen. Wulff, außer sich vor Freude über den Schwung dieses Gedankens, betrachtet schon als gethan, was erst geschehen soll. Ritter erscheinen mit ihren Damen, begleitet von Dorfbewohnern, um dem Grafen Edelberth so wie dem tapfern Odun Glück zu wünschen. Tänze, verschieden wie die Bestandtheile der Gesellschaft, feyern den festlichen Augenblick im Rittersaale, mahlen gleichsam die mancherley Farben des Glücks, welches durch die sichtbare Liebe zwischen Wulff und Alswith noch einen seelenvolleren Charakter bekommt. Alles gewinnt ein anderes Ansehen durch das Herbejehen des Pagen, dessen unruhige Blicke und Bewegungen die Nähe der Dänen verkünden. Bey dem Bilde Alfreds wird der Geist der Rache und des Sieges beschworen. Unter Odun und mit Edelberth und andern Bewaffneten bricht Wulff zum Kampfe auf, während dieses Vorganges fast verrathen durch die Liebe, Besorgniß und Bewunderung derer, die in ihm Alfred kennen.

Mit dem dritten Akte öffnet sich das Lager der Dänen und zeigt die Krieger, während der durch ein Geschäft gebothenen Entfernung ihres Anführers, in einer Lustigkeit, die von selbst zum Tanz wird bey der Auflösung kriegerischer Zucht und Ordnung. Alfred, der im Lager als blinder Harfner umherschleicht, geführt von Oliver, beobachtet und benützt diese Stimmung. Die Laute wirkt in seiner Hand, wie Oberons Horn. Gothrun (Hr. Reiperger), Feldherr der Dänen, kehrt in's Lager zurück, faßt Argwohn gegen Wulff und seinen Begleiter, wird aber von der unruhigen Gesinnung der Krieger, die Wulff wegen seiner Gefänge in Schutz nehmen, gezwungen, sich mit Verjagung der beyden Verdächtigen zu begnügen. Wulff überfällt darauf die sorglosen ausgespähten Dänen mit seinen Sachsen, verrichtet Wunder der Tapferkeit und wird, nach entschiedenem Kampfe, feyerlich als Sieger ausgerufen. Er gibt sich als Alfred zu erkennen, nimmt unter allgemeinem Jubel die verlorene Herrschaft zurück und reicht Alswith der Geliebten jetzt als Gemahl seine königliche Hand.

Man ist absichtlich in der Erzählung ausführlich gewesen, theils wegen der unterschiedenen Begünstigung, womit das Publikum in den drey bisherigen Vorstellungen dieses Ballet ausgezeichnet hat, theils, weil das öffentlich mitgetheilte Program nur kurz das Wesentlichste berührt. Das größte Lob verdient die reiche Mannigfaltigkeit der Situationen. Der erste Akt ist fast durchgehends in einem einfachen ländlichen Styl gehalten, der nur gegen das Ende durch die plötzliche Erscheinung Alswiths sich etwas anders gestaltet. Ihr Ruf um Hülfe, so wie das Vorüberziehen der dänischen Soldaten, bilden dabei sehr passend einen kriegerischen Vorgrund, der mit Erfolg auf das Kommende hindeutet. Der zweyte Akt glänzt hauptsächlich durch Verherrlichung der Liebe. Trübsinnige Beobachter könnten finden, der Tanz sey hier nicht immer gehörig motivirt. Da aber selbst im Leben die Motive der Liebe nicht immer klar sind, so muß man um so eher dem Ballet in diesem Punkte eine gewisse Freyheit erlauben. Gegen Ende des zweyten Akts nimmt die Bewegung immer mehr zu, fröhlicher Lebensdrang

entfaltet in den verschiedenartigen Tänzen der Ritter und Landleute sich auf die anmuthigste und natürlichste Weise; denn wollte eine historische Ansicht etwa strenge Abstufung der Stände verlangen, so ließe sich wohl am Ende noch fragen, ob Alfred der Große überhaupt und besonders so viel tanzen dürfe. Aber auf welche Klippen und in welche Öde würde das Ballet bey solchen Forderungen gerathen! Erlaubt doch selbst *Noverre*, der Aristoteles der Balletmeister, dem Mentor ein mäßiges Tänzchen in Übereinstimmung mit seinem Charakter. Im dritten Akte erreicht die Handlung ihre Höhe, die angelegten Federn springen, und der Krieg steht vor uns in der ganzen eruchten Fülle seiner wechselnden Bilder. Mit künstlerischer Einsicht hat Hr. *Umer* die Handlung so geordnet, daß die Erwartung bey dem Schluß des ersten und zweyten Aktes auf der Spitze steht. Auf diese Art steigt das Interesse fortwährend, bis es sich zuletzt in die vollständigste Befriedigung auflöst. Zweckmäßig ist besonders durch *Alswith* der erste Akt mit dem zweyten verbunden. Ihr Verschwinden und Wiedererscheinen gibt einen Faden, an dem sich die Phantasie mit Leichtigkeit orientiren kann. Die Verkleidung Alfreds bringt zwar in das Spiel der handelnden Umgebung eine große Lebendigkeit und Abwechslung, die der Zuschauer mit Vergnügen theilt, allein auf der andern Seite erschwert sie auch die klare Durchführung. Der Verfasser hat mit löblicher Anstrengung dieses Hinderniß zu beseitigen gesucht. Die Kritik könnte an manchen Stellen über die zu lange unverhältnißmäßige Dauer der Tänze Klage führen, denn der Charakter des heroischen Ballets erfordert vorzugsweise einen raschen Fortschritt, zumahl in der Mitte und gegen das Ende. Aber wie ein tüchtiger Feldherr auch gegen die gewöhnlichen feststehenden Regeln der Kriegskunst handeln darf, wenn er die gewagte Abweichung durch den Muth und den Geist seiner Mannschaft wieder gut zu machen weiß, so darf auch der Balletmeister, um hier einmahl scherzhaft das Entfernteste zusammenzustellen, die Tänzer über die nach der Theorie erlaubten Grenzen hinaus anwenden, wenn ihre glückliche Praxis das Unzweckmäßige wieder ausgleicht. Der laute Beyfall des Publikums hat darüber entschieden. Die öffentliche Anerkennung, nicht immer das gültigste Zeugniß für den Werth eines Kunstwerks, hat doch mehr als irgendwo bey der Aufnahme eines Ballets Gewicht.

Unter den herrlichen Dekorationen überraschte vorzüglich diejenige, womit sich der zweyte Akt eröffnet, höchst angenehm, den Saal eines ländlichen Schlosses darstellend. Die grünen Bäume grüßten gar anmuthig durch die gothischen Fenster und ihre dunkle Umgebung herein, und wenn irgend eine kunstliebende Seele auch daran Ärgerniß nehmen wollte, als an einer seltsamen Verirrung des barbarischen Mittelalters, so mußte sie sich doch wieder verföhnen bey dem Anblick der Liebesgötter, die neben dem schlafenden Alfred Wache hielten. Der Künstler, der diese Verzierung angegeben hat, ist ein feiner Menschenkenner, er verstößt lieber gegen die Zeiten als gegen die Herzen. Auch in dem Rittersaale fand das Auge Gegenstände in Menge, um sich zu laben.

Der gediegenen Pracht des Örtlichen entsprach der Aufwand des geschmackvollen und zugleich einfachen Anzugs vollkommen. Vorzüglich nahm sich eine weibliche weißgekleidete Gruppe sehr gut aus. Der weiße Stoff hatte eine ungemeine Frische, er schien zu athmen. Mögen Kennerinnen keinen Anstoß an dem Ausdruck nehmen, der nur deßhalb etwas poetisch aussieht, weil uns die Kunstsprache der Toilette abgeht.

Die Tänze wurden mit rauschendem Beyfall aufgenommen. Indem wir uns an diesen hinreißenden Eindruck erinnern, finden wir uns zugleich auch abgeschreckt, unsere einzelne lobpreisende Stimme darüber noch einmahl laut werden zu lassen. Es wird deßhalb nur bemerkt, daß der Enthusiasmus bey der dritten Vorstellung noch eben so stark war, als bey der ersten. Doch können wir nicht verschweigen, daß *Milidre* mit Händen und Füßen so zierlich gegen die Gewalt der Zeit protestirte, daß alle Zuschauer, die nicht mehr zu der ganz jungen Welt gehören, in ihr mit Vergnügen die Macht der Seele über den Körper verehrten. *M. Julie Umer* reichte der Meisterinn durch ihre Kunst die Hand, und zeichnete sich außerdem aus durch den bescheidenen Anzug und eine eigenthümliche sittliche Grazie. Hr. *Taglioni* erwies dem Alfred als Tänzer alle Ehre, und suchte besonders auch im Geberdenspiel und Anstande seine schwere Aufgabe zu lösen. Herr und Mad. *Nojier* zeigten Feuer und Kraft in ihrer

immer wieder von neuem bewunderten Weise. Um das Gesagte mit dem schicklichsten Schluß zu runden, fügen wir hinzu, daß Hr. Namer während allen drey Vorstellungen mehrere Male gerufen wurde.

Die Musik zu diesem Ballette, vom Hrn. Grafen von Gallenberg, ist melodiös, dienreich, effektiv, und zeigt eben so sehr von Korrektheit als Eleganz des Styls. Hauptsächlich ist vom Tonseher auf den steten Wechsel beyder Orchester des blasenden und streichenden hingearbeitet. Hier hat der Verfasser mit Umsicht die Motive auf die verschiedenen Flügel vertheilt, und die ihrer Natur nach verschiedenen Register des Klangs mit vieler Klugheit gebraucht. Dabey sind die singenden Instrumente, z. B. Klarinette und Oboe reichlich bedacht, oft in einem solchen Grade, daß die physische Kraft der Blasenden vielleicht zu sehr angestrengt wird. Doch sind diese Solo's dankbar, und werden dafür mit Fleiß vorgetragen.

In mehreren Stellen zeigt sich die italienische Freyheit, wenn z. B. das Violinorchester in Unisono geht, und die Harmonie von den blasenden Instrumenten dazwischen fortgeführt wird. Der Styl ist brillant und reich an Gradationen, wie es der Gang des Ballets erfordert, besonders wenn aus einem Solo ein Ensemblestück, und zuletzt ein Chor sich entspinnt. Doch fallen dem aufmerksamen Beobachter mehrere solche Steigerungen auf, welche mit Rossini große Ähnlichkeit haben. Dieß gilt hauptsächlich von der tautologischen Art, wenn immer eine höhere Terg bey der Wiederholung der Idee, und bey der zweyten Reprise eine höhere Setze hinzukommt. Der Gebrauch der Posaunen ist kühn, besonders im ersten Finale, wo die Bassposaune im  $\frac{3}{8}$  Takt, Allegro, as, g, fis, zwey oder drey Mal nach einander zu nehmen hat. Der Kontrafagott würde hier genug verstärken, und die Posaunen das erste Achtel effektiv angeben. Eben dieß gilt von den Stellen im  $\frac{1}{4}$  Takt, wo dieses Instrument ein Achtel theil pausirt, und drey Achttheile im Staccato nachschlagen muß. Die Klarini würden dieß effektvoller hervorbringen. Die Stelle in C-dur, wo die Herolde das geschriebene Urtheil vortragen, welches Tod demjenigen verkündigt, der Alfred verbirgt, ist sehr brillant und reich an Ideen. Der Marsch in B-dur, welchen der militärische Musikchor salhalco spielt, als Alfred zum Ritter geschlagen wird, bringt eine so außerordentliche Wirkung, einen solchen musikalischen Sturm in den Gemüthern hervor, daß er unter Äußerungen des ungestümsten Beyfalls wiederholt werden mußte.

Noch müssen wir eines Ensemblestücks erwähnen, in A-dur, welches zu Anfang des dritten Akts von dem Chor gesungen wird. Eben so ist die Scene in D-dur lebendig, bey welcher die Brücke einstürzt. Die Musik hat im Ganzen sehr angesprochen und erweckt sich ungemeiner Theilnahme im Publikum, besonders unter den Ballett Liebhabern.

Ursprünglich war diese Musik in Neapel für das Ballet „Macbeth“ geschrieben, und der Hr. Verfasser hat es hier mit einigen Abänderungen dem „Alfred“ angepaßt.

#### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Azalea coccinea*. Aus Nordamerika.
- Bigonia stans*. Eschenblättrige Trompetenblume. Vom wärmeren Amerika.
- Clerodendrum purpureum*. Purpurrother Loosbaum.
- Driandria floribunda*. Aus Neuhoiland.
- Epidendrum aloefolium*. Aus Südamerika.
- Hakea saligna*. Aus Neuhoiland.
- Hibetia grossularoides*. Aus Neuhoiland.
- Paeonia Moutan*. Moutan-Päonie. Aus China.
- Sterculia Balanghas*. Cyförmiger Stinkbaum. Aus Ostindien.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 4. May 1820.

54

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 568) und bey H. Strauß am Freyepfah; für Auswärtige aber durch die P. K. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Marienbild.

(Schluß.)

Sie reichte Emil nun freywillig, schmerzlich lächelnd, ihre Hand, die er feurig an sein Herz, an seine Lippen drückte, als ein unwillkührlicher Ausruf, und eine Todtenblässe Seraphinens ihn gewaltig aus dem süßen Taumel aufschreckte, und er des Grafen Albiani zürnendes Antlitz vor sich erblickte.

„Verworfene!“ rief dieser drohend den Erschrockenen zu, und schleuderte Seraphine heftig von sich, die stehend mit dem rührenden Blick verkannter Unschuld sich ihm freundlich genähert hatte, daß sie mit lautem Schrey halb ohnmächtig zu Boden fiel. Da öffnete sich plötzlich die Thür des Kleinen Hauses, und Emilie trat ängstlich, ihre blinde Mutter am Arm leitend, heraus. Das Angstgeschrey Seraphinens war bis zu ihnen gedrungen. Wild rollten Albiani's Augen in diesem Augenblick, er taumelte, sich an einem nahe stehenden Baum haltend, und als die blinde Mutter mit besorgter Stimme rief: „Mein Sohn, was ist geschehen? mir ist so bang, es stimmert mir so wunderbar vor meinen Augen;“ da stürzte er mit dem Ausruf: „Allmächtiger Gott, mein Weib!“ zu ihren Füßen. Bitternd gleitete der Blinden Hand über seine Züge, und ohnmächtig lag sie an seiner Brust.

Zu heftig waren alle bewegt, kein Laut störte die ängstliche Stille, und kaum vermochte Emil und seine Schwester der Mutter hülfreich beyzustehen, so hatte der Schrecken sie gelähmt. Endlich erhobte sie sich wieder. „Bist du es wirklich, mein Theodor?“ sagte sie mit matter Stimme, „ist es kein Traum? o kommt meine Kinder an eures Vaters Brust!“

„Wie?“ riefen beyde zögernd, „Graf Albiani?“

„Verzeihung ist das erste Wort eures Vaters zu euch,“ sprach dieser schuldbehaftet, und drückte beyde heftig an seine Brust. „Auch du Seraphine vergib, und laß mich einige Fassung gewinnen, dir diese Räthsel aufzuhüllen.“

Sie reichte schweigend ihm die Hand, während Emilie die Mutter unterstützte, und Emil mit seinen tiefsten Empfindungen kämpfend, verzweiflungsvoll seinen Blick auf sie heftete, und einen heftigen Entschluß in seinem Innern zu bekämpfen schien.

Nach einigen Minuten errungener Kraft hob Graf Albiani mit bewegter Stimme folgende Erzählung an, indem er der Blinden zitternde Hand in jene Seraphinens legte.

„Euch Beyde hat das Schicksal mir verbunden, wie ein unheilbringender Dämon stehe ich zwischen euch, und eure bleichen Wangen rufen laut gegen mich, daß ich der Mörder eurer Ruhe und eurer Zukunft bin; welche Wahl ich nun auch treffen mag, jede von euch ist mein Weib! Richte du selbst, Seraphine, und höre die Geschichte meiner Jugend, meines unglücklichen Verhältnisses gegen diese Dulderinn. Einer lästigen Verbindung zu entgehen, die der Ahnenstolz meines Vaters knüpfen wollte, reiste ich, ein feuriger Jüngling von zwanzig Jahren, unter dem Nahmen Theodor Rosa, in die Schweiz. Landschaftsmahlerey war meine Lieblingsbeschäftigung; der Gedanke, als Künstler unerkannt fremde Länder zu durchreisen, begeisterte meinen nach Freyheit und Unabhängigkeit strebenden Sinn. Doch der schwache Körper, ungewohnt solcher ermüdender Unternehmungen, erlag dem geistigen Trieb, und halb ohnmächtig in gräßlicher Fieberhitze fand mich der Vater dieser meiner Marie unter einem schattigen Baum seiner Besitzungen hingestreckt. Unter ihrer sorgsamten Pflege genas ich langsam, und die Dankbarkeit verwandelte sich bald in glühende Leidenschaft; der Vater hatte mich lieb gewonnen, und schien unsere Verbindung zu begünstigen. Mein Stand, mein Rang blieb ihm ein Geheimniß, und er hoffte mich zu irgend einem ruhigen Erwerb an seine Seite zu bannen, um Mariens Glück, die mit aller Macht erster schüchterner Liebe an mir hing, zu begründen. Doch plötzlich erhielt ich von deinem Vater, Seraphine, dem einzigen Freund, der um mein Geheimniß wußte, die Weisung, schnell in die Arme meines Vaters heimzukehren, den ein chronisches Übel dem Tode nahe brachte, und der gerne jeden Wunsch jener verhassten Verbindung aufgeben wolle, um nur seinen Sohn noch sehen und umarmen zu können.

Pflicht und Liebe, kindliche Anhänglichkeit und Leidenschaft bestürmten mein Inneres, beyde Gefühle zu vereinigen ließ meine Sehnsucht mir Kraft zur Überredung; ich gestand Mariens Vater meine Lage, ohne meinen Namen oder Rang zu verrathen, da ich des freyen Bürgers Haß gegen die Vorrechte des Adels kannte, und Marie ward mit seiner Einwilligung Theodor Rosa's Weib, der nach kurzer Tage seliger Lust als Graf Albiani in des sterbenden Vaters Arme sank.

Wonden vergingen, mein Vater war todt, häufige Geschäfte hielten mich noch auf meinen Gütern zurück, während meine Sehnsucht mich zu meinem Weibe rief. Ich schrieb täglich, doch keine Antwort kam; kein Wort beruhigte mich, bis ein Brief von Mariens Bruder, der während meines Aufenthalts in der Schweiz in einer Handelsreise durch Deutschland begriffen war, mir die fürchterliche Nachricht gab, daß Marie todt, und der Vater unverföhlich gegen den stolzen Grafen sey, der als Betrüger sein Haus

beschlichen, und unter fremdem Nahmen sein geliebtes Kind als Opfer seiner augenblicklichen Lust gemordet habe."

„Noch jezt, wo der Zeitraum von zwanzig Jahren seinen Schleier wohlthätig über jenen Augenblick des höchsten Schmerzens breitet, durchrieselt ein kalter Schauer meine Gebeine bey der Erinnerung — nun beschwöre ich dich Marie — sprich — gib mir Licht in diesem labyrinthvollen Dunkel, denn durch alle Nachforschungen, die ich anstellte, ward nur deine Todesnachricht noch mehr bestätigt. Was zwischen jener Schreckenszeit bis zu meiner Verbindung mit Seraphinen lag, war nur dumpfes Hinbrüten eines verstorren Gemüths, das an Menschenfeindlichkeit gränzte. Nun Marie ende diese quälende Zweifel — warum — ?“

Ein heftiges Geräusch hemmte des Grafen Worte, athemlos stürzte ein Bedienter vom Schlosse herbey.

„Der alte Graf stirbt, um Gottes willen eilen Sie zurück!“ rief er den Befäubten zu, die von einem Schrecken kaum erhohlt, nicht mehr Kräfte sammeln konnten, den zweyten zu ertragen.

Seraphine wankte von banger Sorge getrieben, doch Emil faßte sie mit starkem Arm, und trug die süße Bürde den steilen Hügel hinan zum väterlichen Schloß, ihr Kopf lag auf seiner Schulter, und ihre Thränen benetzten seine Hand. „O Seraphine!“ rief er mit tiefem Schmerz, „unglückliches, theures Wesen, ja wohl, Sie hatten Recht, wir dürfen nie, nie uns wiedersehen.“

Da kam schon Katharine ihnen schluchzend entgegen. „Ach Gott, er ist nicht mehr, fassen Sie sich gnädige Gräfinn — ein Blutsturz hat ihn uns entrissen!“ so rief sie der Schmerzgefüllten zu, die ohnmächtig in Emils Armen lag, da Albiani und Emilie, die Blinde unterstützend, sich näherten.

Als sie sich allmählig erhohlte, und die Erinnerung an ihre Lage mit dem ersten Blick auf die Umgebung wiederkehrte, ermannte sich auch ihre innere Kraft.

Wenn unerbittlich oft mit allen seinen Stürmen das unverföhnliche Schicksal waltet, gießt auch barmherzig eine höhere Macht Ergebung und des Muthes Fülle in das wunde Herz; wenn Männer zwischen zweifelnden Entschlüssen wanken, faßt oft ein Weib im wichtigsten Moment des Lebens den einzigen Strahl der Rettung auf, denn wo das Gefühl den Preis bestimmt, gibt sie sich selbst freywillig gern zum Opfer hin.

Begeistert hob sich Seraphine aus dem schmerzvollen Kampf empor, sie faßte Albiani's Hand und sprach: „Des Vaters ernster Wille hatte uns verbunden, sein Tod löst diese Bande. Du gehörst Marien, deinen Kindern an, ein älteres, ein geheiligteres Recht bindet dich an sie, was auch Marie dir noch enthülle, genug, sie ist dein Weib, sie liebt dich und bedarf einer Stütze. Ich trenne freywillig mich von dir, das Kloster nimmt mich auf, das meine Kindheit barg, an Mariens Altar will ich für sie, für dich, und deine Kinder bethen.“

Ihr Auge begegnete bey diesen Worten Emils Flammenblick. „Ja Vater,“ rief er laut, „laß sie in's Kloster ziehen, denn wisse es, dort sah ich sie zum ersten Mahl, und liebte sie heilig und rein, wie Engel sich lieben, sie kann nicht dir, nicht mir gehören, dem Himmel nur gehört sie an, mich

laß den Fahnen meines Vaterlandes folgen, erkämpfe ich nicht Lorbeern deiner werth, so find' ich dort den Tod, der Alles einst vereint, was hier das Schicksal trennt" — setzte er mit gebrochener Stimme hinzu, und stürzte fort, ehe noch der Mutter Nachruf ihn erreichen konnte. Auch Seraphine drang mit Gewalt in Albiani, sie so schnell wie möglich zu ihrer Tante zurückzubringen. „Dort finde ich Ruhe und Trost, gönne mir beydes;" war alles was sie seinen Bitten zur Überlegung eines so verhängnißvollen Entschlusses entgegensezte; endlich gab er ihren Wünschen nach.

Marie und Emilie begleiteten sie auf der Reise. Emil war verschwunden ohne Spur. Die alte Katharine folgte ihrer Gebietherinn auf den ersten Gang, der die Klosterpforte auf ewig für sie schloß, aus welcher sie so jubelnd sie geleitet hatte. Die Äbtissinn kam ihnen entgegen. Marie fiel ihr weinend in den Arm, während Seraphine ihre Knie umfaßte.

Als die Gemüther sich allmählig beruhigten, und Seraphine ihr und Albiani's Schicksal aufklären wollte, schloß sie traulich sie an ihre Brust: „Mein theures Kind," sprach sie gerührt, „an mir ist es nun vielmehr die manches Geheimniß zu enthüllen, was durch mich selbst in deines Lebens zarteste Verwicklung drang. Schon an deiner Wiege hatte mein eigenes Schicksal dem deinen vorgegriffen, denn wisse nun, Mariens Bruder war meine erste, meine einzige, ach meine ungeliebte Liebe! Als ich noch an der Seite meiner Schwester, deiner unvergeßlichen Mutter, lebte, lernte ich ihn kennen; Marie war mit mir im Kloster erzogen worden, und sandte mir durch ihn der Jugendfreundschaft zärtliche Grüße; wir sahen uns nur verstohlen, ein strenger Vormund wachte über mich, und bald bestimmte dieser im Verein mit deinem Vater mich dessen Freund Albiani als Gattinn. Wie wenig dieser Neigung zu einer Verbindung mit mir zeigte, weißt du schon von ihm selbst. Während Mariens Bruder, ein Bürgerlicher, die reiche adelige Braut Albiani's liebte, und von ihr geliebt ward, knüpfte eben dieser Albiani mit der Schwester desselben in weiter Ferne ein neues Band."

Marie schrieb mir und dem Bruder von ihrem Glück in ihrer nahen Verbindung mit dem Mahler Rosa, in welchem ich weit entfernt war, meinen Bräutigam zu ahnen; da entdeckte zu gleicher Zeit mein Vormund die verbotene Liebe zu dem jungen Kaufmann, der nur zu bald gezwungen ward, mich zu verlassen. Liebe und Verzweiflung, am meisten aber die Angst, eines Andern Gattinn werden zu müssen, reiften den Entschluß, dem Kloster mich zu weihen, zur That. Zufällig entdeckte ich Albiani's Geheimniß und seinen erborgten Namen durch einen Brief, den ich bey deinem Vater fand, und in dem Lebwohl, das ich dem fernen Geliebten vor meiner Einkleidung nachsendete, unterließ ich nicht ihm kund zu thun, daß es Albiani sey, der um seine Schwester als Mahler Rosa sich bewerbe. Zu spät kam er in's väterliche Haus; Marie war vermählt, und ihr Gatte zu seinem sterbenden Vater abgereist. Als er die Täuschung ihnen mit wilder Hast entdeckte, durch frühern Haß und Eifersucht gegen Albiani, durch empörtes Gefühl gegen einen Adel entflammt, der ihm das Theuerste aus Vorurtheil geraubt, gelang es ihm, Albiani seinem Vater, als einen Betrüger, einen Verführer seiner Schwester darzustellen, der eine Braut im Vaterland verlassen habe, Abenteuer in fremden Fluren aufzusuchen."

„Mit List bemächtigte er sich Albiani's Briefe, um seine Schuld durch ein erdichtetes Stillschweigen zu vergrößern. Diese Handlung, welche weder gekränkte Liebe, noch feindselige Persönlichkeit entschuldigen kann, war die schmerzlichste meiner Erfahrungen; den Geliebten zu meiden, ihm zu entsagen, fühlte ich Kraft in mir, doch ihn verachten zu müssen, zerstörte die letzte selige Empfindung in einem Herzen, das so gern der Opferaltar einer ewig dauernden Liebe geworden wäre! Die Glorie, welche des Geliebten Bild in der Erinnerung rein und makellos umschloß, zerrann vor der peinlichen Wirklichkeit seines unartigen Betragens, und unverstellt trat der entzauberte Mensch mit seinen niedrigsten Schwächen vor meinen entschleierten Blick, der nur von oben noch sich Trost ersehen konnte.“

Marie selbst, noch lange mit der, jedem warmen Gefühle so unzertrennlichen Nachsicht und Entschuldigung kämpfend, mußte endlich des Bruders Ansicht von Thatfachen, wie es schien, unterstützt, jammernd weichen. Sie fühlte sich Mutter, und häufig vergossene Thränen hatten ihre Augen so geschwächt, daß ihr Vater beschloß, sie nach Paris zu einem berühmten Augenarzt zu führen. Dort ward sie von Zwillingen entbunden, und der Anblick ihrer Kinder war der letzte Strahl von Freude, denn bald verlor sich jeder tröstende Schimmer, und ewige Nacht umhüllte die arme Leidende.“

Hier umarmte die Äbtissin wehmüthig ihre Freundin, die eine stumme, aber tief bewegte Zuhörerinn ihrer eigenen Leidensgeschichte war. „Nicht wahr, Marie,“ fuhr sie fort, „der Freundschaft Trost ist auch entfernt dir noch geblieben, doch leider mußte auch dieser auf kurze Zeit dir schwinden? denn als dein Bruder Albiani's Nachforschungen erfuhr, überredete er den Vater, seine Schweizerbesitzungen zu verlassen, und ein Handelshaus in Paris unter fremder Firma zu übernehmen; in die Heimath sowohl, als an Albiani, aber Mariens Todesnachricht zu senden. So überraschte auch mich in meiner stillen Zelle diese Schreckensboothschaft, von Mariens Vater mir gemeldet, da ich ihrem Bruder jede schriftliche Annäherung versagt hatte. So wardst du, meine Seraphine, nach einigen Jahren treuer mütterlicher Pflege mir entrißen, die Gattinn jenes Albiani zu werden, der mein Schicksal einst bestimmte; unwiderruflich war deines Vaters Wille, und du denkst wohl noch meiner Angst bey unserer Trennung. Fühle nun auch, was ich empfand, als mir ein Jüngling gemeldet wurde, der sich die Erlaubniß erbath, die Gemähde unserer Kirche als Studium für seine Kunst zu benützen, Mariens Züge mir in jugendlicher Schönheit in ihm wiederstrahlten, seine Antworten auf meine Fragen über seine Herkunft aber so ganz im Widerspruche waren, mit allem was meine Phantasie hervorsuchte, dieser Ähnlichkeit einen sichern Grund aufzufinden, daß ich ihm willig seine Bitte zu fernern Empfehlungsschreiben gewährte, ihn an Albiani sendete, hoffend, daß sein Gemüth bey diesem Anblick ergriffen, weicher als bisher gestimmt, dem Jüngling nützlich werden könne. Entsetzlicher Augenblick! in welchem Emil wiederkehrte, mir seine Liebe zu Seraphinen gestand, und vertrauter gegen mich durch meine Theilnahme an seinem Schicksal, mir durch die Mittheilung eines Briefes seiner Mutter die Gewißheit gab, daß Marie lebe, nach dem Verlust ihres Vaters in einer peinlichen Abhängigkeit ihres grausamen Bruders geschmachtet habe, und endlich durch einen Banquerott desselben,

der ihn flüchtig in die weite Welt trieb, zu dem tiefsten Glend gesunken sey. Durch deine Briefe, Seraphine, erkannte ich, daß du an Albiani's Seite nicht glücklich warst; mein einziges Streben ging nun dahin, Marie mit dem Gatten zu vereinigen, den nur ein Band der Konvenienz an dich knüpfte. Es gelang, was das Schicksal trennte, ist nun verbunden!"

„Und vergüten will ich alle Leiden Mariens!" rief Albiani, indem er sie und Emilie in seine Arme schloß.

Nach kurzem Aufenthalt im Kloster reiste er mit ihnen ab, nachdem er wehmüthig von Seraphinen sich getrennt hatte, deren Entschluß unabänderlich sie der Kirche weihte. Am Marienaltar kniete oft die schöne Bethende, und mit zarter Schonung überließ die edle Äbtissinn, die nur zu sehr der Liebe sehnsuchtsvolle Schmerzen kannte, sie ihrem Gefühl. Nie blieb ihr Emils Schicksal fremd, den Ehrgeiz und Entfagung des höchsten Glückes zu den kühnsten Thaten begeisterte. Seraphine bethete für ihn! Dieser Gedanke war die Drifflamme, die Tod und Verderben in der Feste Reithen schleuderte. Doch zu weit trieb ihn sein Muth, und Seraphinens nie verfliegende Thränen benehten um den ruhmbekränzten Todten nur zu bald die Stufen des Marienaltars.

### L o g o g r y p h.

#### Die Mutter.

Fünf Zeichen, Kind, sollst du mit Ehrfurcht nennen,  
Sie sind ein hehres Mahl der grau'nen Zeit,  
Laß ihren Strahl im weichen Busen brennen,  
So sind sie Bürgen deiner Seligkeit.  
Aus ihren Pforten leuchten die Gestalten  
Der heil'gen Unschuldswest — spricht Gottes Mund;  
Und alle Bilder, die sich hier entfalten,  
Umkrängt der all' bekannte Doppelbund.

#### Die Tochter.

Fünf Zeichen machen mir den Busen beben,  
Ihr holdes Antlitz sah die frühest Zeit,  
Mit Himmelsblumen krönen sie das Leben  
Und sind die Bürgen höchster Seligkeit.  
All' übrall ihre süßen Zauber walten,  
Sie nennt in jeder Sprache, jeder Mund;  
Wo ihre Strahlenflügel sich entfalten,  
Da schließt die Erde ihren schönsten Bund.

Joh. Sanger.

### S c h a u s p i e l.

Theater an der Wien. Den 25. d. wurde hier zum Vortheil des Balletmeisters Hrn. H o r s c h e l t zum ersten Mal aufgeführt: Oberon, König der Elfen. Große Feen-Pantomime in vier Abtheilungen, nach Wieland, bearbeitet vom Hrn. H o r s c h e l t. Die Musik vom Hrn. Ignaz Ritter von Seyfried.

Wer die reizende Dichtung des Dichters der Grazien und der anmuthigen Musarion noch nicht kennt, der eile bey dieser Gelegenheit, das reichhaltige Werk voll er-

habener und lieblicher, rührender und launiger Gemälde zu genießen, im Schatten eines Baumes, oder umweht vom frischen Dufte der Lilien und Rosen, den Attributen Oberons und Titania's. Die Grundidee spricht jedes fühlende Herz begeisternd an: der Triumph unerschütterlich treuer Liebe. Dieser hinreißenden Schilderung gegenüber steht die schalkhafte Erzählung von Gangolf und Rosetten, des durch eine jugendlich verschmigte Schöne betrogenen Greises, als Motiv der Trennung des Elfenkönigs von seiner Gattinn. Oberon's Zauberhorn ertönt und des Sängers Ruf erschallt:

„Noch ein Mahl sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,  
Zum Ritt in's alte romantische Land!“ —

Das Schlimmste, was diesem Fürsten der Elfen unter den Sterblichen begegnen konnte, war die Erscheinung eines schlechten Operntextes seines Namens, aus den Händen einer gewissen Mad. Seyler. Schiller hatte bereits in den achtziger Jahren seinem Freunde Wieland das Versprechen gegeben, irgend eine besonders ergiebige Situation dieses Heldengedichts zu einem Singspiel zu benutzen, und trug sich gern und lange mit dem Vorsatz, der aber dennoch, wie so mancher andere, unausgeführt blieb. Für den musikalischen Wirkungskreis der Bühne wäre vielleicht kein Gewinn daraus entsprungen; aber als dramatisches Seitenstück zu Wieland's Epos würde diese Verarbeitung immer ein schätzbares Vermächtniß mehr des edlen Dichters seyn.

Hr. Horschelt hätte nicht leicht einen interessanteren und besonders für den choreographischen Theil seiner Komposition fruchtbareren Stoff finden können. Mit Lust und Liebe hat er ihn ergriffen, und in der Ausschmückung mit Tänzen und reizenden Gruppirungen voll wahrer Begeisterung gebildet. Die Fabel selbst hat der Erfindungskraft des Bearbeiters geringen Aufwand verursacht, aber Auswahl und Zusammenstellung zeigen sich desto verdienstlicher. Unverkennbar ist es indessen, daß, so wie überhaupt die immerwährende Zerreißung des Fadens der Begebenheiten beyder Liebenden und dessen Zusammenknüpfung auf einem neuen Schauplatz des Leidens und der Prüfung das dramatische Interesse schwächen, sich der Verfasser der Feen-Pantomime durch dieses üppige Dargeboth charakteristischer Erscheinungen zur freygebigem Verwendung zufälliger Ausschmückungen allzu leicht hinreißen ließ, durch welche die Handlung zuletzt vollends als ein Accidens erscheint. Wenn jedoch einer Seits diese Behandlungsweise den Fähigkeiten des Personals zugleich angemessen ist, so schöpft die Phantasie des Zuschauers anderer Seits aus dem Zusammenfluß reizender Gestalten und Bilder, in rascher Beweglichkeit kunstreich sich verschlingender und entfaltender Gruppen, anziehender und glänzender Farbenshöpungen, reichlich Ersatz für die erkaltende Theilnahme an dem Schicksal der irdischen und überirdischen Hauptpersonen. Auch die komischen Elemente des Stoffes hat Hr. Horschelt mit richtigem Gefühl und gewandten Händen für die Tänze zu benutzen gesucht. Es ist löblich, daß bey Vertheilung der Rollen, wenn gleich die Übereinstimmung der kindlichen Gestalten dieses Instituts mit der Schilderung des Dichters, der Oberon und Titania nebst ihrem Gefolge als reizende Zwerge beschreibt, hauptsächlich die getroffene Wahl begünstigt, auch auf den der Reife mehr entgegenblühenden Nachwuchs, für diejenigen Charaktere, die persönliche Bedeutung erfordern, Rücksicht genommen wurde. Was diese jungen Jünglinge durch den unablässig regem Eifer ihres Meisters zu leisten fähig sind, das haben sie schon oft genug bewiesen; was sie in diesem neu eröffneten Wirkungskreise im schönsten Einklang freudig angestrebter Jugendkräfte leisteten, kann nur im Allgemeinen mit theilnehmender Anerkennung ausgezeichnet werden, da der reizenden Wettkämpfe und der siegreichen Erfolge so unzählige waren. Sollen dennoch einige dieser Erscheinungen besonders hervor gehoben werden, so sey es erstens der Tanz der Elfen und Genien im Haine Titaniens, nach der zweyten Verwandlung des ersten Akts, wo Therese Heberle in mannigfachen Figuren und Attitüden ihre zephyrgleiche Behendigkeit entfaltet. Der Zartheit des Gedankens wegen, verdient das allmähliche Erscheinen des Geisterchors mit Purpurrosen, um Rezia's Lager, zu Anfang des zweyten Akts, hier gleichfalls eine freundliche Erwähnung; vor allen aber die festlichen Tänze im Serai des Almansor und auf dessen Befehl zur Erheiterung der aus den Händen raubgieriger Korsaren eben erst erworbenen Geliebten Hyons. Man zittert vor der möglichen Verwirrung der unüberschaubar

ren Masse beweglicher Figuren, die in scheinbarer Unordnung durch einander wogen, und dennoch in unerschütterlichem Gleichgewicht zwischen den Gesetzen der Harmonie und dem strengen Maße des Rhythmus bald kunstreiche Verflechtungen lösen, bald in vielfachen Formen und Gestalten wunderbare Gruppen bilden. Das Glockenspiel ist eine sinnreiche Erfindung in diesem Divertissement. Katharina Wirdisch war ein lieblich ritterlicher Hön; M. La Roche stellte den treuherzigen Scherasmin ohne Zwang und Übermaß dar, und die kleine Ang. Mayer fand vollauf Gelegenheit, die sprachlose Beredsamkeit ihres kindlichen Gemüths als Rezia in's Spiel zu setzen. Desto auffallender war es, daß sie an Almansors Seite ihre Lage vergessend in plötzliche Heiterkeit übergang, wenn gleich die darauf folgende Theilnahme am festlichen Tanz, der jedoch in Rücksicht ihrer dem Charakter treu bleibt, dazu einzuladen scheint.

Unter den dreizehn neuen Dekorationen, womit der eben so bescheidene als talentvolle Nefe dieses Ballet wieder ausgeschmückt hat, soll hier bloß der Hain Titaniens, der zuletzt mit der ganzen Nymphenschar in die Höhe schwebt, angeführt werden, von welcher überraschenden Verwandlung zugleich dem Maschinisten, Hrn. Koller, sein gebührender Theil des Lobes zufällt, dann das im echt orientalischen Charakter prangende Serai, und die bezaubernde, gleichsam alle auf dieser Bühne gesehnen Gemähde dieser Art übertreffende Schlußdekoration. Ungemein lieblich ist die Idee, eine Fülle von Lilien und Rosen in ätherischem Farbenglanz erscheinen zu lassen, während im magischen Wechselspiel ein verklärter Schimmer die Scene beleuchtet und bunte Feuersterne den Horizont umfunkeln. Es läßt sich übrigens absehen, daß diese glanzvollen Schlußmirakel leicht in leeres Blendwerk ausarten und den Eindruck versagen werden, wenn der innere Gehalt dem Ganzen mangelt.

Die Musik bewegt sich in treuer charakteristischer Selbstständigkeit und kann mit vollem Recht als Text zur mimischen Darstellung betrachtet werden, und wiederum scheint sie in mehreren Tanzstücken Ausdruck und Bewegung der Tänzer in scherzender Freiheit durch allgemeine Bezeichnungen zu heben und zu versinnlichen. Zuweilen nimmt die große Trommel allzu eifrig den Effekt in Anspruch.

Vorher wurde gegeben: Die Maske n. Lustspiel in einem Aufzug von Rosebue.

Das langweiligste Maskenspiel, das jemahls lebenslustigen Gemüthern zubereitet ward. Es könnte eben so wohl: der Stromann heißen, denn Morton (Hr. Schüh) sitzt nahe an drey Viertelstunden stumm und unbeweglich, auf das Schlagwort lauernd, daß ihm endlich erlaubt, seiner treulos vermeinten Gattinn in die Arme zu fliegen. Mlle. Schwarz, die wir seit Mayerbeers Oper nicht wieder auf der Bühne sahen, konnte sich hier auch in keiner interessanten Maske zeigen.

### Erklärung des Modenbildes XVIII.

<p>Kleid von Berkal mit rosenfarb geschlungenem Vapeur garnirt. Die Bajadere von weiß gesticktem ostindischen Vapeur. Die Leibbinde ist von einem weit quadrillirten Bande. Der Hut ist von ungebleichtem Batist mit Blumen von demselben Stoffe, halb Naturfarbe des Batists, halb rosenroth.</p>	<p>Robe de Berkal festonnée en rose, garnie de Mousseline. Bajadère de même brodée en blanc. Chapeau de Batiste écrue orné de fleurs, moitié rose, moitié batiste écrue.</p>
--	--

### Nachricht für Blumenfreunde.

In den K. K. Hofgärten Schönbrunn sieht jetzt die Tulpenflur in der herrlichsten Blüthe.

Im vorigen Blatte S. 429 soll es heißen: der Schluß, statt: Fortsetzung.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

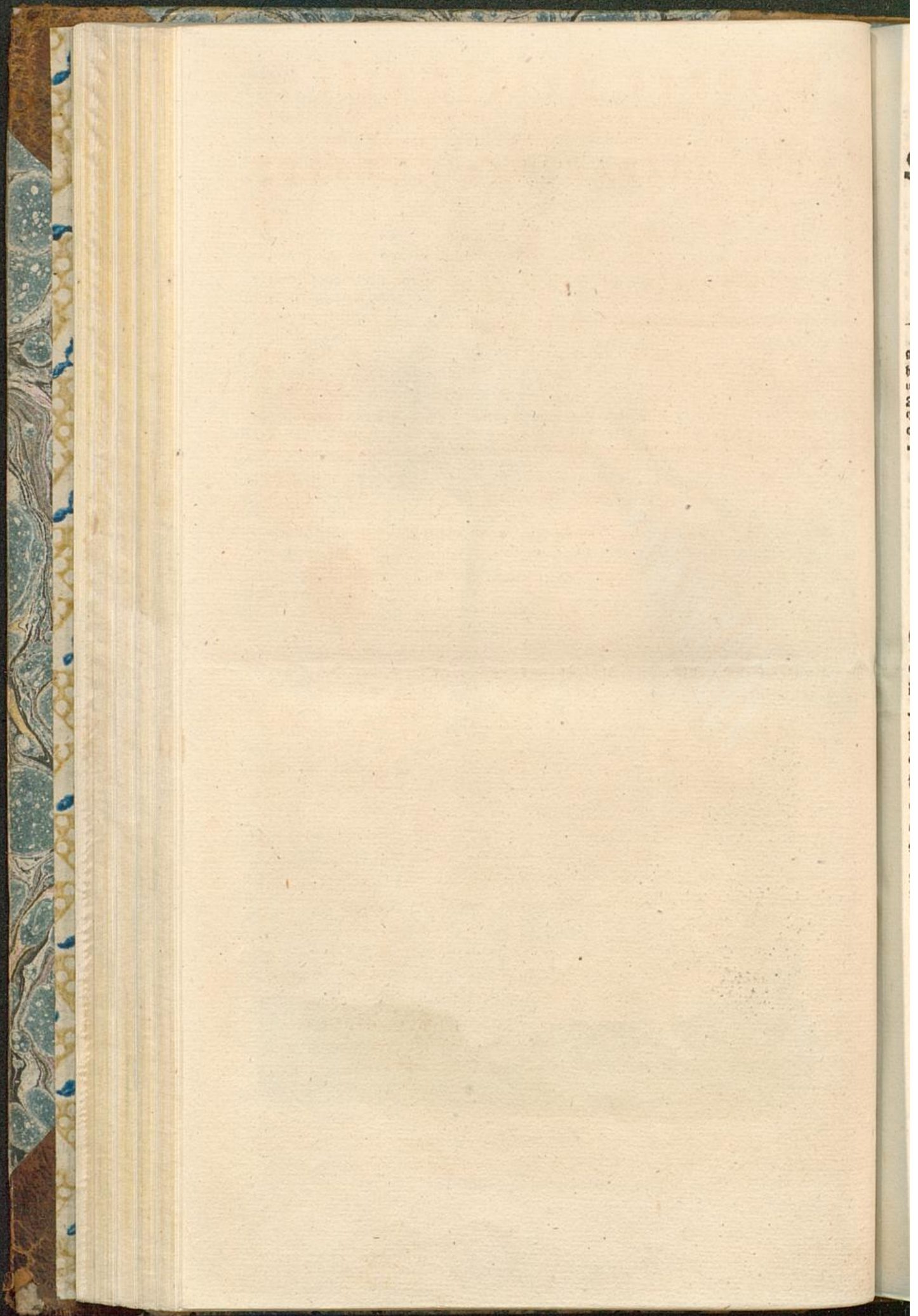
Gedruckt bey Anton Strauß.





P. Stöckl del.

G. Stöckl sc.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 6. May 1820.

55

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey A. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monachseften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Karlsbader Gedanken \*)

Von Dr. Alois Weissenbach, k. k. Rath.

1.

### Sprudel.

Es war ein schöner Augustabend, an dem ich in Karlsbad anlangte. Mein erster Gang, den ich aus meiner Wohnung machte, war zum Sprudel, von dem ich so oft gehört und gelesen hatte. Außer einem alten Mütterchen, der Hebe, die den Brunnengästen den Becher reicht, war auch keine Seele mehr da. Nie hat eine Naturerscheinung mich so tief in sich hineingerissen, als dieser wunderbare Quell. Diese aus dem Gestein emporsteigende Wassersäule, dieses rhythmische Steigen und Fallen derselben, als triebe sie ein ewiger Pulsschlag aus der finstern Tiefe herauf vor das Auge der Welt, (der Sonne) und der Kinder der Erde; dieses wirbelnde Emporwallen des Wasserdampfes, bis oben hoch über dem Horizont des Plazes der Lebensgäthe der Erde in eine ewig stehende Wolke zusammenrinnt, dieses dumpfe Brausen unten in dem geheimnißvollen Born, alle diese Phänomene üben eine wunderbare Gewalt auf die Seele des Schauenden aus. Mir geschah wie dem neugeborenen Kinde, das zum ersten Mahl den Blick hineinhebt in die Welt der Erscheinungen. Sein Auge geräth zuerst in eine Erstarrung, dann in eine wirbelnde Bewegung, und dann versenkt es sich in die zauberische Fluth, es hat sich noch nicht hineingeübt in das Maß der Entfernungen, der Körpergrößen, in das Spiel der Farben und Formen! Die Nehhaut des kindlichen Auges wird nun, was der Geist des Weisen allemahl

\*) Karlsbader Waaren sind in ganz Deutschland bekannt. Die Badegäste bringen sie von da als Andenken oder Gruss heim. Ich habe Gedanken mit nach Hause genommen, und theile sie hier allen gewogenen Gästen dieser Zeitschrift mit. Möchten sie doch so willkommen, aber auch so zierlich, fein und brauchbar, wie jene seyn!

wird, vor jeder großen, unverkennbaren Naturerscheinung — die Folie der Unendlichkeit. Vor solchen Bildern wird der Physiker kindisch, und nur der dichterische Mensch — ein Kind. Ich gestehe, daß auch bey mir nach dem ersten Erstaunen der Verstand sich des ergriffenen Gemüths zu bemeistern den Versuch machte. Er schuf flugs, um die Seele aus der bewusstlosen Versunkenheit herauf zu hohlen, ein paar Hebel aus der physikalischen Apparaten-sammlung herbey, zuerst die alte Theorie, die die thermatischen Gewässer auf dem unterirdischen Herde aus Lagerungen von inflammablen Stoffen, z. B. Schwefelkies, Erdharz u. dgl. Kocht; und dann die neue Weisheit, die sie aus der Volta'schen Säule herauspolarisirt. Aber bald erhob sich das poetische Kind in mir, und warf mir den Herd ein, und die galvanische Säule um, sprechend: „Weißt du nicht, daß du hier auf einem der höchsten Punkte des Festlandes stehst? Da wo diese Dampfwolke aufwirbelt, schlägt das Herz der alten Europa in der geheimnißvollen Tiefe! Der Knoten des Urgebirges ist ihr Brustgewölbe, von hier aus laufen ihre Rippen zum Kaukasus und an das mittelländische Meer. Alle Herzbildung und Thätigkeit ist vulkanisch; jeder Pulsschlag nur ein Versuch zur Eruption, und die Lava, die über den Rücken des Vesuves gluthig herabrinnt, und dieser Sprudel, der glühend heraufstreibt aus den granitnen Herzkammern, sind nur die beyden Seiten des Blutes der Erde — Arterien- und Venenblut! Pfuy Kind! rief ich mir jetzt selbst zu, siehst du nicht, wie die Er- und Entwachsenen hohnlächeln zu deinen Träumen!

## 2.

## S p r u d e l s i n t e r.

Jetzt both mir das alte Mütterchen allerley, von rothbraunem Sprudelsinter überzogene Formen zum Kauf an. Ein ganzes Quodlibet solcher Waaren lag auf einem neben dem Quell gestellten Tischchen ausgebreitet. Ich griff nach dem nächsten, es war ein Kreuz. Ich war geneigt, diesen ohne alle Auswahl vollzogenen Griff meiner Hand für eine gute Vorbedeutung zu halten, von diesem Zeichen ist ja alles Heil gekommen!

Dieser Sinter ist übrigens in Bezug auf die Quelle, ihren Gehalt, und auf Karlsbad selbst ein höchst bedeutsames Produkt, es ist das caput mortuum, das der Brunnen beständig an alles Leblose absetzt, mit dem er in Berührung tritt. Der Satz: alles Starre bildet sich aus dem Flüssigen hervor, läßt sich hier vor den Augen nachweisen. Die heiße Quelle hat sich (wie der ehrwürdige Dechant von Karlsbad, Hr. Stöhr, in seiner topographischen Schrift: Kaiser Karlsbad 1817, so treffend sagt) ihre steinerne Decke selbst gebaut. Weit in den Stadtraum hinein hat sie dieses Gewölbe verlängert, die meisten Häuser in der Umgebung ruhen darauf, und die Töpl hat sich ihr Rinnsal in demselben ausgespühlt. Ich konnte mich eines tiefen Schauergefühls nicht erwehren, bey dem Gedanken, welches Loos dem guten Städtchen, in dem so viele tausend Leidende aus allen Ländern Europa's schon Heil und Segen gefunden, bevorstünde, wenn einmal dieser Pulsschlag zu stocken begönne, oder diese Hauptader sich verstopfte, und die Gewässer, von denen sie jetzt, nach des trefflichen Hydrographen Dr. Neuß Berechnung und Messung, in jeder Stunde 4637 Eimer aus-

wieft, unten in den steinernen Kammern zum brausenden und siedenden Meere anschwellen, bis die eingesperrete Gewalt derselben endlich diese dreifache Sinterrinde aus einander sprengte, und alle die Häuser und Bürger, die sich vertrauend darauf angestodelt, hinunterstürzten in die finstere Tiefe, in die gluthig schäumende Fluth! Die Chronik von Karlsbad ist nicht ohne Andeutung einer solchen schrecklichen Möglichkeit. Der letzte Fall dieser Art ergab sich am 2. September d. J. 1809. Tags vorher schon, Abends um 6 Uhr, verrieth der Springer durch mehrere außerordentliche Symptome die unterirdische Störung in seinem Lebensprozesse. Der Rhythmus seines Pulses verwirrte sich in fiebrischer Hastigkeit; die Welle trieb er mit empörerischer Gewalt bis an die Decke des Tempels, der ihn einfaßte; weit umher spie er den dampfenden Gisch. Die drohende Gefahr wendete man jetzt noch durch schnelle Auslockerung des Zapfens, der Keile in den Nebenständer der Hauptquellen ab. Aber des andern Tages, um die Mittagszeit herum, wiederholte sich der Paroxysmus, das aufrührische Spiel des Brunnens mit verdoppelter Kraft. Obgleich die Dauer desselben kaum einige Minuten betrug, erfüllte sie doch die guten Bewohner Karlsbads mit Entsetzen. Unter den Füßen und vor den Augen einiger, die sich gerade in der Gegend befanden, brach der Steg ein, der über den Töpl führt. Die Sprudelschale war in handbreiten Rissen geborsten; die Quader des Gemäuers aus einander getrieben; die Mauern des Gemeindehauses (wo jetzt die Hygiäaquelle an den Tag gebrochen) waren überall zersprungen; selbst das Pflaster in der Umgegend klappte überall. Dieser beängstigende Gedanke löste sich endlich in das Gebeth auf: Herr! halte ewig diesen Segen in deiner Vaterhand!

Noch immer hielt mir das Mütterchen in der zitternden Hand einige ihrer Formen zum Kauf entgegen. Es waren überfärbte Klettenbüschchen und eine solche Perrücke. Was soll ich damit, war meine Frage; nach Hause bringen, war ihre Antwort, als Andenken und Gruß von Karlsbad den Kletten ihres Herzens, der Frau und den Kindern! Aber die Perrücken, entgegnete ich, sind ganz außer Brauch gekommen! Ach! meinte sie, die versteineten sind noch dort und da zu finden! — Ich kaufte sie, und will sie theilen an die Kletten meines Herzens und an die Versteineten der Zeit.

## 3.

## S p r u d e l p f l a n z e.

An dem Aus- und Abflusse des Sprudelwassers in die Töpl hinab, fiel mir der grüne Schlamm auf, der sich an dem Rande des Rinnsals ansetzt. Ich stieg die Treppe hinab, um nähern Augenschein davon zu nehmen. Sieh da! was ich mit der Hand aufgriff, war die zarte, in siedender Welle schwebende und lebende *Ulva Thermanum*. Mir, den das kurze Auge und das lange System nicht haben zur botanischen Excellenz werden lassen, war dieß eine höchst überraschende Erscheinung. Ein Leben, grünend wie üppiger Frühlingstrieb, lag vor meinem Blicke, das in einer Temperatur von 59 Grad sich entwickelt hat; wahrlich wie der Sprudel brütet keine Mutter und keine Sonne mehr ein grünendes Leben aus, von den Eisspizen *Nuovazembla's* an, bis zum Feuerlande jenseits der Magellanischen Straße drüben. Wenn ich noch hinzudenke, daß in der siedenden Welle auch noch dem Infusions-

thiere seine Welt aufgeschlagen seyn kann, so fallen alle die Grenzmarken ein, die ich in der Schule den Lebenssphären zu stecken gelernt und gelehrt habe, und ich begreife und will es glauben, daß auch die Sonne von dem Heere Gottes Einquartierung zu tragen hat.

Es war leicht, auf dem Gesteine des Kinnsals, diese Masse im vertrockneten Zustande zu finden. Ich gewahrte bald bey näherer Betrachtung in diesem Gewebe die Vermählung des Lebens mit dem Tode, der Pflanze mit dem Stein. Überall zwischen die Fäden dieser Pflanze setzt sich der Sinterschlamm hinein, der bald an Sonne und Luft seine Wassertheilchen abgibt, und nun stellt sich dem Auge deutlich der Anschuß zum Sprudelsteine, nämlich diese wunderbare Krystallisation dar, die im eigentlichsten Sinne nur die erstarrte Umarmung der Pflanze mit dem Sinter ist. Ewige, unendliche Natur! rief ich schier laut aus; aus gebrannten Schlacken hast du die ewigen Pyramiden geformt, die Zeuge stehen in der Welt, von deiner urältesten Schöpfungsfeyer, jene Berge hast du aus dem weiten Schooße der Meere heraufgeboren. Diesen Sprudelstein zu Karlsbad webst du aus dem zartesten Nymphenhaare.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Pariser = Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Aber ich weiß recht wohl, daß es mir auf dem statistischen Wege unmöglich fallen dürfte, den Beweis von der geringern Sittenverderbnis zu führen, welche, in Vergleich mit den übrigen großen und größten Städten Europa's, in Paris herrscht. Vielleicht gelingt es mir, durch Auffassung des psychologischen Gesichtspunkts, welchen dieser Gegenstand darbietet, auf eine sichere Weise zum Zwecke zu gelangen.

Ich habe oben gesagt, daß in der Natur des Franzosen, oder, welches einerley ist, des Parisers, offenbar der Verstand über die Leidenschaftlichkeit herrscht. Wenn diese Behauptung gegründet ist (wie es denn unbezweifelt der Fall seyn dürfte), so läßt sich der Beweis der minderen Sittenverderbnis zu Paris lediglich auf diese Behauptung allein stützen. Der Franzose, wie ehemahls der Grieche, ist deshalb nicht eifersüchtig, weil er seine Geliebte, im höchsten Sinne des Wortes genommen, nicht genugsam achtet.

Ich sehe hier allerdings dem Einwurfe entgegen, daß, da das weibliche Geschlecht anerkannter Maßen in Frankreich feiner und zarter behandelt werde, als in der übrigen kultivirten Welt, dieser Umstand im Widerspruche mit meiner Behauptung stehen müsse. Dieser Widerspruch ist nur scheinbar; eben die feine, zarte Behandlung, welche der Franzose dem schönen Geschlechte erweist, zeigt von der Herzlosigkeit, mit welcher er für dasselbe erfüllt ist. Ein Franzose erlaubt sich, zum Beyspiele, keine thätliche Vergehungen gegen seine Frau oder Geliebte; aber dafür hat er auch kein herzliches Gefühl zu ihr. Nur von Liebe kann Haß erzeugt werden; formelle Hochachtung ist das Zeugniß einer gänzlichen Gleichgültigkeit.

Der Franzose zeigt also keine Leidenschaft, sondern nur Verstand in seinen Verhältnissen mit dem andern Geschlechte. Der Verstand aber ist der haarscharfste Gegensatz aller Unmäßigkeit und Ausschweifung. Hieraus ergibt sich, dünkt mich, die unumstößliche Wahrheit, daß die öffentliche Sittlichkeit in Paris weniger verderbt seyn könne, als in den übrigen großen Städten Europa's.

Die Erfahrung zeigt, wie Fremde jedes Alters und jedes Standes bey ihrer ersten Ankunft in Paris die Scenen des Palais-Royal, wie vom Zauber gerührt, un-

weglich anstarren, wie sie sich nach einer Weile mit trunkenen Sinnen hinein stürzen, aber auch plötzlich aus ihrem Traume erwachen und die Wirklichkeit um so täuschungsloser zu würdigen anfangen. Dann sind sie für ihr Leben von der Lust geheilt, an dergleichen traurigen Freuden einen andern Antheil, als den eines bloßen Beobachters, zu nehmen.

Selbst derjenige Umstand, den der Luxus der Zeit erfunden hat, um dieß traurige Elend vor den Augen der Welt anlockend zu machen, trägt als zweckwidrige Vermischung zur Verfehlung des beabsichtigten Endzwecks bey, ich meine, die Eleganz, welche über das Äußere der öffentlichen Frauenzimmer verbreitet ist, besonders die glänzende Pracht derjenigen, welche den Häusern des Palais-Royal angehören. Die übertriebene glänzende Toilette, welche den Personen dieses Standes, im Palais-Royal wenigstens, selbst von der Polizei zum Gesetz gemacht wird, trägt \*) in Vereinigung ihrer körperlichen Reize und ihrer natürlichen oder erworbenen Anmuth, mehr zur ästhetischen Bewunderung, als sinnlichen Theilnahme an ihnen bey. Hunderte von Caffern versammeln und drängen sich jeden Abend auf ihrem Wege, um sie zu beschauen, auch wohl zu bekritteln, während kaum einer Lust bezeigt, nähere Bekanntschaft mit ihnen zu machen. Kann das auch anders seyn? Die Künste der Toilette leiten die Aufmerksamkeit von der physischen Schönheit ab in das Gebieth hinauf, wo reine Anschauung der Form über die Sinnlichkeit den Sieg davon trägt.

Weit entfernt, den Jüngling, der in die Welt treten und ihr mehr oder weniger den Tribut der menschlichen Schwäche zollen soll, vor dem sinnlich verführenden Paris zu warnen, möchte ich im Gegentheil jedem es zur Bedingung machen, sich für eine kürzere oder längere Zeit der Anschauung dieser übertünchten Gräber, besonders des Palais-Royal, hinzugeben, versteht sich unter vernünftiger Leitung fremder Erfahrung, oder eigenen möglichst geläuterten Verstandes. Es ist unmöglich, daß ein wohlorganisiertes, durch Lehre und Beispiel gebildetes Gemüth diese Schaugerichte nicht über lang oder kurz satt werden und sie dann eben so gleichgültig, als anfangs mit Interesse, betrachten sollte.

Wenn nun die Existenz der öffentlichen Frauenzimmer zu Paris keinen außer der Ordnung liegenden Einfluß auf das Sittenverderbniß daselbst auszuüben vermag, so gilt diese Behauptung allerdings nur von denjenigen Personen, die im eigentlichen Verstande zu den öffentlichen gehören. Aber, außer ihnen gibt es noch die sogenannten Femmes galantes, eine Klasse Frauen, bey welchen um so mehr Gefahr droht, als sie neben allen Vorzügen, die ihnen Natur und Gefallsucht verleihen, auch noch Herzlichkeit so vollkommen nachzumachen wissen, daß eine große Erfahrung dazu gehört, das künstliche Gefühl, welches sie erheucheln, von dem wahren, welches ihnen unbekannt ist, unterscheiden zu können. Wenn das öffentliche Frauenzimmer nur auf kurze Zeit anziehen will und, um diese Absicht zu erreichen, mehr zufällig, als mit Bewußtseyn handelt, so entwirft dagegen die Femme galante Plane zu einem jahrelangen Besizthume des eroberten Herzens. Diese Frauenzimmer, zu welchen ich auch noch die femmes entre-tenues rechnen will, über welche die Polizei keine unmittelbare Aufsicht hat, erscheinen unter tausendley Gestalten, als grisettes\*\*), lingères (Leinzeughändlerinnen), mer-

\*) Einer Polizeyordnung, auf welche streng gehalten wird, zu Folge, muß jedes öffentliche, das heißt bey der Polizei eingeschriebene Frauenzimmer, welches Abends in den Gallerien des Palais-Royal spazieren gehen will, einen Hut und einen dazu passlichen Anzug tragen. Ein ärmlich, oder auch nur nachlässig gekleidetes Mädchen wird nicht nur auf der Stelle weggewiesen, sondern auch wohl auf längere oder kürzere Zeit eingesperrt. Die im Palais-Royal selbst gehaltenen Frauenzimmer erscheinen jedes Mahl en grande parure, das heißt in aufgesetzten Haaren oder in einer toque, kurzen Ärmeln, eigentlicher Robe u. s. w.

\*\*) So heißen die jungen Frauenzimmer aus dem unteren Bürgerstande, von dem Worte grisette, welches ehemahls ein Frauenkleid aus grau gemischtem Zeuge bedeutete. Die Grisettes tragen gewöhnlich eine Schere an der Seite, um den Besuchern, die sie abstatteten, einen Scheingrund zu geben.

cieres (Band- und Zivierhändlerinnen), Puhändlerinnen, marchandes à la toilette (Erödelfrauen, die alten Damenputz verkaufen), Damen, welche sich einem einzelnen Herrn oder einer einzelnen Dame zur Gesellschaft anbiethen, weil sie Unglücksfälle erlitten haben (qui, ayant éprouvé des malheurs, cherchent une personne seule pour faire sa société, ist die stehendbleibende Phrase, unter welcher sie sich in den Petites-Asliches anbiethen), Damen, welche zu essen geben, Komptoirdamen, Damen, welche einen Spielsalon halten u. s. w. Sie sind mehr oder weniger mit allen den Annehmlichkeiten begabt, durch welche sich die Französinen, besonders die Pariserinnen, vor allen andern europäischen Frauen auszeichnen. Es ist schwer, die Verlegenheit zu schildern, in welche man geräth, wenn man, verführt von dem physischen und gesellschaftlichen Schimmer, welcher besonders über die höhere Klasse dieser Frauenzimmer verbreitet ist, etwa zufällig eins derselben an einem dritten Orte, in gesellschaftlichen Verhältnissen, mit aller der Aufmerksamkeit und Achtung behandelt hat, welche schöne, liebenswürdige und geistreiche Frauen verdienen, und dann hinterdrein erfährt, daß dieses Frauenzimmer, von dem man geglaubt hat, sie lebe in den achtbarsten bürgerlichen Verhältnissen, eine femme galante ist! In eine solche Verlegenheit ist es hier sehr leicht zu gerathen, weil die Franzosen alle Frauenzimmer ohne Unterschied mehr oder weniger, je nachdem ihr gesellschaftlicher Ton eine Abstufung nöthig macht, mit Zuvorkommenheit behandeln.

Die Femmes galantes sind die reizendsten Frauen, die es vielleicht unter dem weiblichen Geschlechte geben dürfte. Sie machen zu Paris einen wirklichen Stand aus, für den sie im eigentlichen Verstande gebildet werden. Ihnen ist kein Wort, kein Blick, keine Bewegung eigen, der nicht, als nothwendiger Zug, als unerläßliche Einzelheit in das Ganze ihrer Bildung passend, auf das Herz des Mannes Eindruck zu machen berechnet wäre. Sie sind die wahren Hetären der Griechen, Freundinnen, die den Männern, die ihre Freunde sind, das Leben zu versüßen suchen. Sonderbar, daß auch hier die Ähnlichkeit jenes Volks mit den Franzosen, oder vielmehr, daß die Ähnlichkeit der Athenenser mit den Parisern so frappant auffällt! So wie der vornehme Grieche außer seiner rechtmäßigen Gemahlinn noch eine Geliebte unterhielt, so ist es bey den Franzosen schon seit undenklichen Zeiten Sitte gewesen, sich außer dem Hause bey einer femme galante der häuslichen oder Geschäftsforgen zu entschlagen und hier nur der Freude zu leben.

Überhaupt zeichnen sich diese Verhältnisse mehr durch geistige Unterhaltung, als durch sinnliches Interesse aus. Selbst dem Frieden der Eheleute geschieht durch eine Verbindung des Mannes mit einer femme galante kein Abbruch. Denn diese Sitte liegt im Nationalcharakter des Franzosen; die Häuslichkeit des Nordländers nicht kennend, überhaupt an ein öffentliches Leben gewöhnt, sucht er Zerstreuung außer dem Hause. Er findet sie aber nur im Umgange mit Frauen, folglich knüpft er außer dem Hause eine ähnliche Verbindung an, wie die in demselben mit seiner wirklichen Frau.

(Der Schluß folgt.)

### M i s z e l l e n.

Paris. Im Theater des Variétés gibt man jetzt mit vielem Beyfall: Marie Sobard, eine Parodie des Trauerspiels Marie Stuart, welches, nach Schiller bearbeitet, seit einiger Zeit auf dem Théâtre français an der Tagesordnung ist. Auf Verlangen wurde Hr. Lebmond als Verfasser dieser Parodie genannt. Seine Mitarbeiter sind die Hh. Carmouche und Dupin.

Auch die Pariser Theater finden ihre Rechnung bey Spektakel-Stücken. Im Vaudeville macht jetzt der gestiefelte Kater (le chat botté) großes Glück. Die Intrigue ist zwar nicht neu, aber die Dekorationen zeichnen sich durch Abwechslung und Schönheit aus.



## Schauspiel.

Theater an der Wien. *Agnese*, ernsthafte Oper, Musik von Paer. Hr. Fischer, k. bayrischer Hofsänger, trat in dieser Oper als Morison auf. Mad. Weichselbaum von Karlsruhe gab die Agnese.

Die ganze dramatische Schwere dieses interessanten Werks ruhet auf diesen beyden Personen. Um ihre Mitte drehen sich die anderen Personen nur, um immer einen Reflex den ersteren zu geben, und bey den Gruppierungen auszuheifen.

Hr. Fischer hat durch die Ausführung dieser Rolle nicht allein seinen Beruf für das Tragische dargethan, sondern auch sich als ausgezeichneten Künstler dem Publikum auf's Neue bemerkbar gemacht.

Der durch den ganzen ersten Akt waltende Wahnsinn in dieser Rolle, welcher nur durch lucida intervalla unterbrochen ist, um die Steigerung der Kraft immer auf eine neue Stufe zu stellen, ist eine so schwere Aufgabe für den Opernsänger, daß hier manche geübte Kraft scheitern würde. — Das Maß zu halten in den grellen Ausbrüchen des Wahnsinns, und den Übergang zu den sanften Erinnerungen ehemaliger Glückseligkeit mit gehöriger Vorsicht zu machen, dieß ist das Schwierige in dieser Rolle. Besonders ist aber die Umsicht zu beachten, mit welcher der Sänger hier die verschiedenen Register seiner Stimme in dem ungeheuren Wechsel von Seelenstimmungen zu gebrauchen wissen muß. Eine immerwährende Gradation sowohl, als die scharfften, fest neben einander gestellte Kontraste vom Hauchen des Piano's bis zur Wuth des stärksten Forte — dieß stellt hier die Kunst und Geschicklichkeit eines Sängers auf die Probe, weil so leicht die Grenze zu überschreiten ist, in welcher das Schöne liegt. Denn es soll kein Wahnsinniger dargestellt werden in seiner höchsten Natürlichkeit, sondern der Wahnsinn ist zum Objekt der Kunst gemacht, und es muß der zarte Schleyer darüber geworfen seyn, welcher die anzuschauende Figur in die gehörige optische Kunstferne für das Auge stellt, — alles Häßliche durch die Macht der Kunst veredelt — und das Bild von einem Gegenstande des Abscheu's zu einem solchen Objekte erhebt, das unsere innigste Theilnahme und Nührung erwecken kann. Hr. Fischer erfüllte alle Wünsche der Kenner mimischer Kunst. Er besitz die gehörige Kraft zum Starken, so wie das nöthige Bewußtseyn, um die erstere zu rechter Zeit zu bezähmen. Es ließen sich viele Momente aufzählen, in denen seine Kunst Meisterzüge entwickelte, welche von dem psychologischen Beobachtungsgeiste des Sängers Zeugenschaft ablegten, und seine Darstellungskraft kund thaten.

Das Publikum war ergriffen von dem interessanten Bilde, welches durch ihn gegeben und durch Paer's schöne Musik verklärt wurde. Sein erster Auftritt ist ein Duett, in welchem Agnese mit ihm zusammenwirkt. Es beginnt mit den Worten: „finden muß ich's ic.“ in F-dur und geht nach Es-dur über. Hier umschlingen sich die Stimmen mit lieblicher Anmuth und oft mit herzergreifender Innigkeit, denn die Liebe Agnesens zu ihrem unglücklichen Vater führt die gefühlvollsten Momente, in welchen die Musik wirken kann, herbey. Mad. Weichselbaum gab die Rolle mit sehr viel Glück und bewies sich als eine sehr gebildete Sängerin. Ihre Stimme hat schönen Klang und ist oft seelenvoll, besonders im Piano. Sie bewegte sich übrigens als Schauspielerinn mit Routine und Anstand. — In der erwähnten Scene beginnt plötzlich die Arie Morison's: „Ja! Nach so viel unglücksvollen Jahren,“ in F-dur. Es ist in diesem Tonstück sowohl die deklamatorische Wahrheit und Tiefe zu loben, als die demselben zur Grundlage dienende Führung des Orchesters. Paer ist längst als Meister in Beyden anerkannt. Besonders rührend ist die Stelle, wo Morison sagt: „Wenn sie mein Aug erschaut, werd' so ihr Grab gebaut!“ Der immerwährende Wechsel von Zorn, Wuth, Gram und Wehmuth, so wie die grellen Lichter des verzweifelten Frohsinns biethen hier dem Darsteller ein weites Feld, Vorberer zu erringen. Hr. Fischer erreichte auch diesen schönen Zweck ganz und versöhnte das Gemüth im zweyten Akte, durch den meisterhaften Übergang zur Wiederkehr seiner Vernunft.

Der Anfang des zweyten Aufzugs stellt ein Meisterstück von musikalischer Erfindung auf. Es beginnt mit den Worten: „die theure Tochter starb,“ im langsamen

Tempo, und geht nach vielfachem Wechsel der Leidenschaften in die Arie über: „Waren Täuschung ic.“ Diese ist das Werk einer echten Begeisterung und zugleich von großer Vollendung in technischer Hinsicht. Die Musik ist voll von Form und interessanter Bewegung. Vaterliebe, Erwachen aus dem furchtbaren Zustande, Sehnsucht nach der Tochter Anblick, dieß sind die Empfindungen, welche darin herrschen. Die Begleitung des Horns ist meisterlich und gibt dem Ganzen einen warmen und etwas schauerlichen Ton. Das Finale ist voll Leben und gewinnt noch durch das Hinzukommen eines komischen Charakters an Bewegung.

Diese Oper ward sehr beypfällig aufgenommen. Hr. Fischer und Mad. Weipeltbaum ernteten die lautesten Beyfallsbezeugungen. In der zweyten Vorstellung waren beyde etwas heiser, in der dritten aber, welche am 3. May Statt fand, übertrafen sich die debutirenden Gäste sowohl in schönem Spiel als im Gesange.

Hr. Demmer gibt den Arzt Morisons mit Gewandtheit.

Josephstädter Theater. Hier ist im Laufe d. v. Monats ein neues Zug- und Kassastück zum Vorschein gekommen, als Fortsetzung des mehr als vierzig Mal gegebenen theatralischen Tarockspiels — so wie man Bühnenspiele sagt — unter dem Titel: Coppe, Denari, Bastoni und Spade. Zauberspiel mit Gesang und Tableau in zwey Aufzügen, von F. Rosenau. Musik vom Hrn. Gläser.

Wie der Titel so lautet die Benennung der vier Farben des bekannten Kartenspiels: Hundert-eins. Diese Blätter stellen hier abermahls eben so viele Talismane vor, durch welche das unbegreifliche Chaos von Ereignissen in Bewegung gesetzt wird. An Stoff zu leeren Betrachtungen fehlt es nicht, doch stößt man auch auf einige recht komische Scenen, die mit einem sichern Takt geführt sind. Den vorzüglichsten Theil und den eigentlichen Zweck machen die unerläßlichen Tableaux und ganz besonders das so genannte Kunstgefecht mit grotesken Gruppierungen aus. Ihrer sind auch um den dritten Theil zu viel, und einige bedürfen einer zu mühsamen Vorbereitung. Verschiedene sprechen aber durch sinnreiche Erfindung wie durch geschmackvolle Ausführung freundlich an, und erwarben ihrem Anordner, Hrn. Seligmann, verdienten Beyfall. Auch die Seltenheiten Wiens im Jahr 1819 werden wieder aufgetischt, nämlich die bekannten Jahrmärkts-Karitäten und andre mehr.

Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Vorstadt-Bühne durch das unermüdete Bestreben ihres Leiters, Hrn. Rosenau, den angemessenen Standpunkt gefunden und seither behauptet hat. Übrigens kann man die beypfällige Zustimmung einem Stücke wohl nicht leicht versagen, das mit dem allegorisch dargestellten Wunsche freundlich schließt: Heil Osterreich! Vivat Wien! — unter Begleitung der Melodie des allbeliebten Liedes zur Feyer eines väterlichen Monarchen.

#### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Amaryllis reginae*. Königliche Amaryllis. Von den caraibischen Inseln.

- - - *longifolia*. Langblättrige Amaryllis. Vom Kap.

*Crotalaria purpurascens*. Purpurrothe Klapperschote. Von der St. Moritz-Insel.

*Cestrum cauliflorum*. Stammblüthiger Hammerstrauch.

*Corypha minor*. Zwerg-Palme.

*Jatropha panduraefolia*. Geigenblättrige Brechnuß. Von Cuba.

*Justicia microphylla*. Kleinblättrige Justice. Von St. Cruz.

*Rhipidodendrum distichium*. Zweyzeiliger Fächerbaum. Aus Afrika.

*Aralia capitata*. Kopfblüthige Aralie. Von Bergen in Jamaika.

*Aloë rhodacantha*. Rosendornige Aloe. Vom Kap.

Auflösung des Logogriffs im vorigen Blatte: Bibel — Liebe.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dinstag, den 9. May 1820.

56

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen vierterl, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierterl, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 568) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Auf das Portrait \*) der seligen Fürstinn  
Klementine von Metternich

von  
Sir Thomas Lawrence,  
am Todestage Derselben 6. May.

Irdischem Leben entwendend den Blick und weisend gen Himmel  
Ahnt Sie Verklärung des Lichts in der Verklärung der Kunst.  
Sieh', der Sonnenaar entführt sie unsterblichen Fluges:  
Staunend folget der Blick, aber es thränet das Aug.

3.

*On Sir Thomas Lawrence's portrait  
of the late Princess Clementine Metternich.*

*From earth She turns her look and points to higher part,  
Presaging heavenly bliss from charm of heavenly art.  
The eagle soars immortal flight — aloft she flies;  
We look astonish'd on — yet tears bedew the eyes.*

Karlsbader Gedanken.

Von Dr. Alois Weissenbach, k. k. Rath.

(Fortsetzung.)

4.

Sprudel = Wirkung.

Es kommen in der Kurzeit dreyerley Gattungen von Ärzten nach Karlsbad, solche, die Kranke dahin begleiten, solche, die sich von einer Krankheit,

\*) Als Hebe gemahlt mit dem Adler.

und wieder andere, die sich zum Gelde helfen wollen. Es mag mitunter einen geben, der zweyen dieser Kategorien oder gar allen dreyen angehört; ich meiner Seits gehöre schlechthin und ausschließlich der zweyten Reihe an. In so ferne mir, Gottlob! von beyden Übeln, dem Gelde und der Krankheit geholfen worden, mag ich auch das Recht haben, dem nichtärztlichen Publikum in einem nichtärztlichen Blatte meine Beobachtungen an mir selbst und andern, und meine unmaßgeblichen Meinungen über die Wirkungen des Karlsbader Brunnens mitzutheilen. Es versteht sich, daß ich mich hüten werde, dabey auch nur auf die entfernteste Weise aus der Schule zu schwächen. Von einer medicinisch wissenschaftlichen Seite dieser Mittheilung kann bey dem Publikum, das ich vor mir habe, und in diesem Blatte ohnehin nicht die Rede seyn. Es ist dabey bloß auf den guten Rath abgesehen, den ich dabey an Mann zu bringen hoffe, und der vielleicht manchem Leser dieser Zeitschrift, den im künftigen Sommer der hypochondrische Hund, die Infarctus und der Arzt in den berühmten Kurort treiben, willkommen seyn dürfte.

Seit ein berühmter Franzose das wichtige Wort ausgesprochen: Karlsbad sey die große Kloake von Europa, ist diese Ansicht so ziemlich die herrschende geworden und geblieben. Ich selbst als einer, bey dem der Haushalt der Natur durch das aufgehobene Gleichgewicht zwischen Sinnahme und Ausgabe schon seit Jahren gestört war, kam mit dem Vertrauen, das zum Theil auf jener herrschenden Ansicht beruhte, nach Karlsbad, aber ich gewahrte bald, daß jener Glaube, wenigstens in dem Sinne, in welchem der Franzose sein Dogma herausgewickelt hatte, irrig, und sohin noch in mancher Beziehung für Brunnen und Gase in gleichem Grade schädlich sey. Ich, und so viele mit mir, deren Umgang mir gestattet war, haben die Steuer für den geheimen Schlüssel zu Karlsbad für nichts und wieder nichts bezahlt. Ich weiß nur so viel aus autoptischer Erfahrung, daß jene Wirkung, wenn sie erfolgt (und sie erfolgt, wenn sie zum Heilprozesse gehört) nicht die absolut nothwendige dem Wasser inwohnende, nicht die primäre, sondern nur eine zufällige, mehr von der Krankheit als dem Heilmittel bedingte, die sekundäre des Brunnens sey. Nicht so wie die Gallappe, die Manna, die Salze, die Tamarinden u. dgl. gehört das Karlsbaderwasser zu den purgirenden oder auflösenden Potenzen des Naturreichs; von dem Salzgehalt in demselben läßt sich die Wirkung nicht schlechthin und unerläßlich fördern, da die Dosis, die man davon in 4, 6, 8, 10, 12 Bechern einschürft, zu einer solchen positiven Wirksamkeit in viel zu geringem Verhältnisse steht. Es gehört zu den gewöhnlichen Erscheinungen, daß in den ersten Tagen der Brunnenkur gerade die umgekehrte Wirkung eintritt; so wie es ein schier allgemeiner Gebrauch geworden ist, die eröffnende Wirkung des Wassers durch Beymischung einer Portion Sprudelsalzes zu betreiben. Wie ließe sich auch, wenn der Salzgehalt dem Wasser jenes Prädikat (des Purgiermittels) ertheilen sollte, erklären, daß gerade der Sprudel, bey dem jener Gehalt der bedeutendste ist, die genannte Wirkung weniger als z. B. der Mühlbrunnen ausübt, dem sie übrigens, aller Erfahrung zu Folge, am mindesten unter allen Quellen abgesprochen werden kann.

Obwohl die Quellen alle unbezweifelbar Kinder derselben Mutter, d. i.

Abkömmlinge eines und desselben Vorns sind, und in den chemischen Analysen nur unbedeutende Verschiedenheiten darbieten; so erscheint doch jede durch eine eigenthümliche primäre, unmittelbare Wirkung auf den thierischen Organismus ausgezeichnet. Von dem Mühlbrunnen weiß alle Welt, daß er auf eine weit merklichere Weise den Brunnengast dahin schiebt, wohin der Franzose das ganze gute Karlsbad versetzt hat. Die ursprüngliche und unmittelbare Einwirkung des Neubrunnen ist weniger offenbar. In dieser Hinsicht scheint er näher mit dem Mühlbrunnen, als mit dem Sprudel verwandt. Diese letzte Quelle äußert seine erste Einwirkung unstreitig auf das Gefäßsystem; auf welche Seite desselben, ob auf das Pfortadersystem oder auf jenes der Aorta, müßte erst von denkenden und erfahrenen Ärzten besprochen werden. Ich möchte schier das erste glauben; aus Gründen, die hier nicht zur Sprache kommen können. In jedem Falle wird schon durch die ersten Becher dieses Wassers die Gefäßthätigkeit bey den meisten Menschen auf eine auffallende Weise erhöht. Die Kraft und der Rhythmus des Pulses steigern sich bey reizbaren Naturen augenblicklich, mit ihnen die organische Temperatur. Diese letzte Erscheinung spricht sich zuerst durch ein Gefühl aus, das von dem Innern des Hauptes über den ganzen Leib auszuströmen scheint, das aber bald eine andere, für alle mehr oder weniger lästige, und für solche, die mit dieser Wirkung nicht im voraus vertraut sind, sogar erschreckende Erscheinung ablöst, nämlich eine Eingenommenheit des Kopfes, eine eigenthümliche Betäubung des innern Sinnes, die bald in einen offenkundigen Schwindel übergeht. Diese Erscheinung ist für alle Brunnengäste von hoher Bedeutung, sie ist es um so mehr, je weniger man in der Ferne von ihr weiß und hört. Sie ist es in vielfacher Beziehung, sie ist eine Erscheinung der Ursache (*Symptoma Causae* nennen es die Geweihten), sie kann aber auch eine Kritische seyn; sie kann, wenn sie beachtet wird, das Heil, und wenn sie nicht beachtet wird, Gefahr und Tod bringen. Darum mag hierüber ein unterrichtendes Wort für solche, die zu jener Heilquelle zu reisen gesonnen sind, in diesem Blatte an seinem Orte seyn.

Diese Erscheinung ist die beständige Wirkung des Sprudels, und sie bleibt nur bey athletischen Naturen, oder nur bey Krankheitszuständen aus, die nicht mehr auf Erden zu erreichen sind. Ich habe Menschen in Karlsbad beobachtet, die 30 — 40 Becher Sprudel verschlangen, ohne einer andern Wirkung gewahr zu werden, als des Triebes, den Becher mit Glas und Schüssel auszutauschen. Aber auch solche sind mir vorgekommen, die nach den ersten zwey Bechern sich heimführen lassen mußten, und nicht mehr zum Sprudeltrinken zu bereden waren. Bey weitem der größere Theil der Badegäste weiß von der in Rede stehenden Erscheinung Zeugniß zu geben. Sie gebiethet vor Allem bey ihrem Auftreten Aufmerksamkeit. Je sacher sie Anfangs auftritt, je gemäßigter sie fortschreitet, desto willkommener darf sie seyn. Ich habe diese Erscheinung zum Gegenstande meiner Beobachtung, an mir selbst und an allen, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, während meiner ganzen BrunnENZEIT gemacht; ich kann daher die folgenden Resultate verbürgen.

Bedingungen, daß diese Wirkung eintrete, sind: eine etwas erhöhte Reizbarkeit überhaupt, und insbesondere ein Krankheits- und Heilungspro-

zese, in dem das Pfortadersystem auf eine nähere Weise verflochten ist. Krankheitszustände des Unterleibes, die jenes System freigelassen haben, sprechen den Sprudeltrinker auch von jener Erscheinung frey. Dieß ist der Fall z. B. bey jenen Unterleibsübeln, die bloß auf chronische Schwäche, auf einer Art von Paralyse des Intestinaltrakts beruhen.

Gewöhnlich dauert diese Empfindung des Schwindels nur bis zum Mittagmahle, und läßt nach und verschwindet, sobald den Magen die Nutritionäreize berühren, und das Pfortaderblut von einer andern Thätigkeit in Anspruch genommen wird. Es bedarf wohl hier der Warnung nicht, zu dieser Zeit sich der Nutritionäreize mit Auswahl, und besonders der geistigen Getränke mit Mäßigkeit zu bedienen. Sie hält in der Regel nur eine bestimmte Reihe von Tagen an; sie verliert sich entweder dadurch, daß sich die Reizbarkeit mit dem Reize ausgleicht, d. i. der Gast des Brunnens gewöhnt wird; oder dadurch, daß das durch den Krankheitszustand gestörte Gleichgewicht zwischen Pfortader und großer Herzader (Aorta) wieder hergestellt worden; oder endlich auch durch kritische Entleerung (was oft zur vorhergehenden Bedingung gehört). Bey mir selbst hatte dieser letzte Fall Statt. Zuerst entleerte sich eine unbedeutende Menge Bluts durch die Nase (einen Weg, den bey mir das Blut so lang ich denke nie gefunden), dann auf dem Hämorrhoidalwege, ohne daß sich Anschwellung, Schmerzhaftigkeit, oder irgend ein anderes jener Gefäß- und Gefäßkrankheit angehöriges Symptom gezeigt hätte. Ich weiß nur von einem Fall, wo das Symptom die Brunnenkur überdauert hat. Ganz gewiß ist es dabey auch mit der Krankheit nicht zur Entscheidung gekommen; ich habe die schöne und geistreiche Dame zu der Hoffnung ermuthiget, das Symptom werde mit der Krankheit fertig werden; und so erweist es sich auch heute noch, da ich dieß schreibe, beyde sind im Abnehmen.

Bey Menschen von großer Blutfülle, von großer Gefäßthätigkeit, mit Neigung zu aktiven Kongestionen nach dem Kopfe und der Brust zu, erregt der Sprudel gleich Anfangs dieß Symptom (den Schwindel) in so ausgezeichnetem Grade, daß sie selbst bald bedenklich über diese Erscheinung werden; sie haben Ursache sogleich dem Sprudel zu entsagen, und sich ihm nur nach und nach, d. i. erst nachdem sie sich durch den Neu- und Mühlbrunnen dazu vorbereitet haben, zu nähern; wenn anders solchen Gästen (was ich sehr bezweifle,) der Brunnen von Karlsbad überhaupt gedeihlich seyn sollte. Überhaupt wag' es niemand, mit diesem bedeutungsvollen Symptom zu freveln. Die Gewässer des Sprudels halten (wie sich ein philosophischer Geist in der letzten Sommerkur gegen einen berühmten Wienerarzt ausdrückte) Gericht über die Krankheit und den Kranken. Ein sächsischer Major war noch nicht drey Tage am Brunnen, und hatte es an dem Sprudel schon zur bedeutenden Becherzahl gebracht. Der Schwindel war ihm nicht ausgeblieben; allein er achtete desselben, trotz meiner Warnung, so wenig, daß er Nachmittags bey seiner Zurückkunft von dem Spaziergange nach dem Hammer noch einige Becher als Abendtrunk zu sich nahm. Er ging von da nach Hause, frühzeitig zu Bette, und erwachte nicht wieder, er starb apoplektisch in der Nacht.

Übrigens darf deswegen diese Erscheinung durchaus nicht beunruhigend

seyn. Bey so vielen, und ich möchte sagen, bey den meisten Kranken ist sie die kritische Andeutung des von dem herelichen Wasser eingeleiteten Heilprozesses; das conamen salutiferum der alten hippokratischen Schule. Der Kranke muß nur jezt thun, wie der Arzt thut am Krankenbette, wenn er die Krise gewahrt; er vermeide jedes stürmische Verfahren, d. i. überbiete die Natur des Wassers und seine eigene nicht, er steigere nicht zu kühn die Zahl der Becher, und mäßige sie, wenn jene Wirkung auffallender wird, und nur, wenn sie beginnt sich zu verlieren (was in den meisten Fällen nach einigen Tagen geschieht), erlaub' er sich nach und nach die reichlichere Gabe des Brunnens.

(Der Schluß folgt.)

## Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

Paris ist vier- bis acht und mehrere Male volkreicher, als die größten Städte Europa's; eben so begreiflich, daß diese Hauptstadt einer Nation, bey der sich alle Formen deutlicher, als bey den übrigen Nationen, aussprechen, eine von anderen Städten verschiedene sittliche Physiognomie haben müsse. Diese Eigenheiten haben die fremden Schriftsteller, die doch selten länger, als Monathe, in Paris anwesend gewesen sind, grell und im Laufe aufgefaßt, sie an sich selbst dargestellt, ohne der Bedingungen zu erwähnen, unter welchen diese Eigenheiten gerade nothwendig so und nicht anders existiren müssen. So hat sich das Vorurtheil, die Pariser seyen das sittlich und moralisch verderbteste Volk der kultivirten Erde, vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt.

Daß sich bey dem Pariser, als dem echten Franzosen, der Verstand hervorragend über jede Leidenschaftlichkeit zeigt, diese Wahrheit habe ich schon oben darzuthun gesucht. Ergibt sich der verständige Mensch einer Ausschweifung, so wird ihm der Verstand, als sich seiner stets bewußt, ein Ziel setzen, das er nicht zu überschreiten vermag, oder, selbst wenn er es ja überschreitet, ihm doch Kraft verleihen, den Weg zurückzuführen, ohne sich zu verirren; der verständige Mensch behält, trotz der passiven Schwäche, in welche er dann und wann fallen kann, immer noch Thätigkeit und Willen übrig. So stellt sich der Pariser selbst in seinen sinnlichen Verirrungen dar; Trunkenheit und sinnlicher Genuß behaupten bey ihm stets einen gewissen formellen Anstand, eine gewisse, nicht heuchlerische, sondern vielmehr konventionelle Umsichtigkeit. Das Gegentheil findet man in London und mancher andern großen Stadt. In Paris gehört Schlägerey oder Streit um ein Frauenzimmer zur größten Seltenheit, während in England und andern Ländern oft Blut bey dergleichen Auftritten fließt.

Die Franzosen, wie ehemahls die Griechen, haben sich den Verdacht der Falschheit und Verstecktheit zugezogen, ein Verdacht, der im Widerspruche mit ihrer bekannten Öffentlichkeit zu stehen scheint. Um diesen zu heben, merke ich an, daß Öffentlichkeit noch keine Offenheit ist. Selbst im schlimmsten Falle muß nicht übersehen werden, daß Verstecktheit nur da möglich ist, wo sich Neigung zur Offenheit befindet, wie Nacht nur da eintreten kann, wo der Tag geseuchtet hat. Noch mehr; der Pariser zeigt Öffentlichkeit in einer Handlung, die er (mit Recht oder Unrecht, gleich viel) für erlaubt hält; der übrige Europäer verheimlicht Dinge, welche nach seiner Meinung sittliche Vergehen sind. Offenheit ist in jeder Voraussetzung eine Tugend, die ewig über Verheimlichung den Sieg davon tragen wird.

Ein indecent's Wort, eine verfängliche Wendung, ein leichtfertiges Wortspiel, welche sich der übrige Europäer nur zwischen vier Mauern, aber auch da mit um so größerer Theilnahme und Wohlgefälligkeit, erlaubt, werden von dem Pariser so frey

und unverhüllt geäußert, als wenn, wie auch wirklich der Fall ist, seine Zuhörer eben so wenig Anstoß daran nähmen, als er selbst. Diese Öffentlichkeit der Rede, welche auf demselben Grunde, wie die Öffentlichkeit der That, beruht, hat vorzüglich dem Pariser den Verdacht der großen Sittenverderbnis zugezogen.

Im Allgemeinen ließe sich der Freymüthigkeit, welche die Pariser in ihre sittlichen Handlungen legen, folgender Maßen das Wort reden: wer eine sittliche Handlung, deren er sich schämen sollte, ohne Noth offenbart, wird für schamlos gehalten. Recht gut; Warum aber gesteht man diesem Schamlosen nicht auch ein Laster weniger zu, nämlich die Heuchelei?

Man hat den Pariser des Leichtsinns beschuldigt, und mit Recht; auf seine Grundsätze laßt sich um so weniger bauen, als er, eine bloße Kreatur des Augenblicks und der äußeren Einwirkung, niemahls die Präension, sich Grundsätze zu erwerben und niemahls die Zeit, sie auszuüben, gehabt hat. Wenn aber dieser Leichtsinn den Pariser verhindert, tugendhaft zu seyn, so wird durch ihn auch seiner Lasterhaftigkeit Schranken gesetzt: er ist unbeständig im Guten, wie im Bösen. Es scheint mir daher von der höchsten Einseitigkeit im Urtheile zu zeigen, wenn man sich erlaubt, die verdienstvollen Handlungen des Parisers heruntersehen zu wollen, weil sie vom Leichtsinn begleitet sind, dagegen aber seinen sittlichen Vergehungen den Charakter eines Ernstes zu geben, welcher mit jenem Leichtsinne im Widerspruche steht.

Schließe ich mit einigen Zügen, die das häusliche Leben und den moralischen Charakter der öffentlichen Pariser Frauentzimmer im Allgemeinen schildern mögen.

Die Mäßigkeit und Frugalität, welche einen Hauptcharakterzug der Franzosen ausmachen, zeigen sich auch unter den Personen, von denen hier die Rede ist. Vor den Nordländerinnen Europa's zeichnen sich die Pariser Frauentzimmer durch eine Entsaugung im Essen und Trinken aus, die dem Ausländer, der die ausschließende Herrschaft der Koketterie über ihre Neigungen unter den Französinen noch nicht aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, fast unbegreiflich scheinen muß. Die Macht der Nationalbildung unter den Franzosen, das heißt, der Liebe zur äußeren Form, mit Ausschluß aller und jeder gemüthvollen Bestrebungen, ist bey den hiesigen öffentlichen Frauentzimmern so allmächtig, daß sie dadurch vor allem Übermaße bewahrt werden. Daher die ausnehmend gesunde, selbst blühende Gesichtsbildung, daher die Regelmäßigkeit und Ordnung ihrer Züge, selbst bey den älteren Personen dieser Klasse. Die Sorgfalt, welche sie für die Erhaltung ihrer Gesundheit im weitesten Sinne des Wortes genommen, tragen, kann übertrieben genannt werden. So wird es ihnen möglich, ein Wohl befinden, eine gewisse physische Behaglichkeit, überhaupt eine Frischeit der Formen, einen Firniß der Incarnation zu bewahren, durch welche sie geeignet scheinen, den Harem reicher Muselmänner zu schmücken.

Wenn diese Frauentzimmer, trotz dieser Mäßigkeit in ihren Lebensbedürfnissen, nach einer gewissen Reihe von Jahren selten oder fast nie irgend eine Ersparung gemacht haben, die ihnen bey herannahendem Alter eine sittliche Unabhängigkeit zusichern könnte, so ist der Grund dieser widersprechenden Erscheinung einzig und allein in den übertriebenen Anforderungen zu suchen, welche der Franzose an die Toilette dieser Personen macht. Zu äußerem Glanze sind sie eben sowohl geneigt aus eigenem Nationalhange, wie gezwungen durch die Nothwendigkeit, welche ihnen der immer steigende Kleideluxus auferlegt.

Wenn ich sage, daß die Frauentzimmer, die den Mittelpunkt der Stadt bewohnen, im Sommer meistens nur in Zeugschuhen erscheinen dürfen, so mag von diesem einzelnen Artikel ihrer Toilette auf die Ausgabe geschlossen werden, welche ihre ganze äußere Unterhaltung kostet. Überhaupt möchte leicht ein solches Frauentzimmer hier mehr Geld auf ihre Fußbekleidung verwenden, als ihre Schwestern in andern Städten Europa's auf ihre sämmtliche Toilette. Diese Bemerkung gilt überhaupt von dem ganzen Pariser weiblichen Geschlechte.

Das einstige Schicksal dieser Frauen ist weniger traurig, als man nach der völligen Entblößung von allen pekuniären Mitteln, in welchen sie sich befinden, zu glauben geneigt seyn möchte. Hier vereinigen sich abermahls mehrere Gründe, die auch



diesen anscheinenden Widerspruch sattfam aufhellen. Einmahl macht es ihnen ihre physische Erhaltung, ihr stetes Fortschreiten in geistiger Annehmlichkeit möglich, sich bis in das höchste Alter unabhängig zu erhalten. Es gibt hier Frauen von fünfzig und mehreren Jahren, deren Gesellschaft eben so eifrig, wie die der jüngsten Schönen gesucht wird. Vorzüglich aber finden die meisten dieser Personen Gelegenheit, sich entweder an Handwerker zu verheirathen oder bey ledigen Rentirern in Dienst zu treten. Die Hoffnung, von diesen dereinst bey ihrem Absterben im Testamente bedacht zu werden, macht ihnen hier eine möglichst gute Aufführung zur Pflicht. Solche Verbindungen finden in Paris um so weniger Anstoss, da bey der Weitläufigkeit der Ortsverhältnisse an keinen Gemeingeist unter dieser Volksklasse zu denken ist. Merkwürdig, aber nicht unerklärbar ist es, daß dergleichen Ehen in der Regel glücklicher ausfallen, als die mit einer rechtlichen Person. Den moralischen Charakter der Pariser Frauenzimmer zielt noch ein Zug, über welchen alle diejenigen Personen, welche Kenntniß ihrer inneren Verhältnisse besitzen, übereinkommen: die meisten von ihnen erhalten einen Vater, eine Mutter oder Schwester u. s. w.

Das äußere Betragen dieser Frauenzimmer, ihr gesellschaftlicher Ton, hängt von den verschiedenen Verhältnissen ab, in welche sie versetzt werden. Wahre Kamäleone nehmen sie von ihren Umgebungen Haltung und Wesen an: Aspasia im Umgange mit den Gebildeten, die sie zart und schonend behandeln, entwickeln sie in Kollision mit Andern eine solche Kenntniß und Aneignung der Eigenthümlichkeiten, die auf den hiesigen Märkten gäng und gäbe sind, daß Zeit dazu gehört, von dem Erstaußen zurückzukommen, in welche man durch die doppelte geistige Natur dieser Frauenzimmer versetzt wird.

## S c h a u s p i e l.

Theater an der Wien, den 18. v. M. zum ersten Mal: die Pilgerfahrt, oder: die Deutschen Ritter in Acon. Großes Ritterschauspiel in vier Aufzügen. Neu bearbeitet.

Wenn ein Schauspieler zu seiner Einnahme eine ungünstige Wahl trifft, so läßt sich das auf vielfache Weise noch entschuldigen, wenn er aber auf der Ankündigung durch Verdrehung des Namens der handelnden Personen und andere Hülfsmittel, indem er das sehnlichst erwartete Stück eines beliebten dramatischen Autors vorspielt, das Publikum absichtlich irre zu leiten sucht, so gibt er zu erkennen, daß er seine Wahl selbst nicht billigt, doch den Vortheil der Zuschauer in jeder Hinsicht seinem Kleinlichen Eigennutz aufzuopfern bereit sey. Das scheint nun ganz besonders bey dem hier genannten, zum Besten des Hrn. H e u r t e u r gegebenen, Ritterschauspiels der Fall zu seyn. Selbst der durch die Anfangsbuchstaben A. v. K. auf dem ersten Einladungszettel bezeichnete Name des Verfassers ließ nichts geringeres als ein beliebtes Stück von K o h e n e erwarten; statt dessen sahen wir ein veraltetes, von allem eigenthümlichen Werth und Wirkungsvermögen entblößtes Werk, das mit jenem bloß den Kampf der Kreuzfahrer und der Sarazenen gemein hat. Außer der beispiellosen Langeweile, die dieses Produkt vor ähnlichen charakterisirt, zeichnet es sich auch durch die größten Verstöße gegen die Sitten und Gebräuche des Orients aus, aller übrigen Defekte nicht zu gedenken. Eine Geliebte des Sultans, die wenigstens so lange für eine Türkinn gilt, bis sie als ein frühzeitig in die Sklaverey gerathenes Christenkind und Schwester der mit ihrem empfindsamen Gatten zur Büßung des Verraths an ihrem Verlobten, Balduin von Eichenau; pilgerfahrenden Emma von Falkenhorst erkannt wird, tummelt sich rittlings und schrittlings aus einem Lager in das andere, schmiedet Intriguen und Komplotte, trägt bald diesem bald jenem ihr Liebe glühendes Herz an, verräth den Sultans, und wird endlich die Gattin des aus der Gefangenschaft befreiten Heinrich von Scharfenfeld.

Trompetenklang erschallt beynah in jeder Scene, Scharen von Rossen und Reitern donnern zu Anfang und zu Ende durch alle Akte über die Bühne, Schlachten und Mezelenen kehren unaufhörlich wieder, die erschlagenen Türken fallen wie Fliegen hin, und wenigstens ein Haupterforderniß der Tragödie, Schrecken und Furcht vor der möglichen Gefahr, drückt diesem tumultuarischen Produkt den Stempel der Meisterschaft auf. Der Triumph des Ganzen, die Erstürmung der Veste, als Zugabe nach geendigter Handlung, mit allem Aufwand theatralischer Spiegelfechterey exekutirt, macht zuletzt nicht die geringste Wirkung, weil die vom Spektakel betäubten, vom Übermaß ermüdeten Zuschauer sich nach Erhöhlung sehnen.

Mlle. Kesch (Fatime) zeigte sich in vollem Glanz als ritterliche Heldinn und deklamirte mit solcher Kraft, daß der zögernde Applaus endlich im Sturme die verhassten Schranken durchbrach. Desto ruhiger verhielt sich die leidende Emma (Mad. Gottesdank), und Hr. Heurteur (Balduin) gab seine Dankbarkeit nur durch abgebrochene Sätze, mit Pausen und gedehnten Akzenten untermischt, an diesem Ehrentage zu erkennen. Die Übrigen erfüllten ihre unbedeutende Bestimmung so gut es gehen wollte.

### T h e a t e r = A n z e i g e .

Freitag den 12. May, wird im k. k. priv. Theater an der Wien, zum Vortheil der Dlle. Julie Schwarz, zum ersten Mal aufgeführt:

Hymen und die Parzen

oder:

Hier thront die Lust — dort weint der Schmerz,  
Kaum wendet sich das Blatt  
Thrânt hier das Aug', lacht dort das Herz.

Zwey Fresco = Gemälde des Lebens, in drey Aufzügen und sieben Unterabtheilungen. In Alexandrinern, vom Verfasser des Findlings.

Der Dichter hat bey der Wahl seines Stoffes die dramatischen Schranken des Trauer = Schau = und Lustspiels überschritten, und Scenen aus dem Leben, so wie die Zeit, der Zufall und der Einfluß der Leidenschaften, die Veränderungen der Dinge im Leben bewirken, im bunten Gemische dargestellt.

Hr. P. F. Riotta, Kapellmeister des k. k. Theaters an der Wien, wird in demselben Theater am 11. d. (dem Christihimmelfahrtstage) um die Mittagsstunde zu seinem Vortheile aufführen:

Die Farben, von Christian Schreiber,

Rantate in zwey Abtheilungen mit Musik vom Konzertgeber. Zwischen der ersten und zweyten Abtheilung wird Dlle. Blahetka Variationen auf dem Pianoforte mit Orchesterbegleitung vortragen. Die Eintrittspreise sind wie gewöhnlich.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 11. May 1820.

57

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Text und ein colorirtes Wobensbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. *R. W.* und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. *R. W.* im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey *H. Strauß* am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die *L. K. Postämter* um 33 fl. halbj. und 66 fl. *R. W.* ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung *Tenzler und Comp.* wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Karlsbader Gedanken.

Von *Dr. Alois Weissenbach*, *K. K. Rath.*

(Schluß.)

Ob schon in jedem Krankheitszustande der Rath eines erfahrenen Arztes nicht umgangen werden soll (und Karlsbad hat deren treffliche); so muß ich doch bemerken, daß es selbst dem besten derselben schwer fallen dürfte, mit der rechten Vorschrift für jede Erscheinung, und immer zur rechten Zeit bey der Hand zu seyn; noch schwerer, mit der allgemeinen Vorschrift jeden individuellen Fall zu treffen. Das eigene Gefühl des Kranken ist hier das sicherste Regulativ. Die Gewässer von Karlsbad sind wahr, wie die Natur, sie betriegen nicht. Wenn diese primäre Wirkung zurücktritt; heben sich die sekundären hervor. Der Heilprozeß entwickelt und gestaltet sich nach den Formen der Krankheit. Jetzt treten die wohlthätigen Ab- und Aussonderungen, die Entleerungen auf den verschiedenen Wegen ein. Mit der vermehrten Thätigkeit der dabey in Anspruch genommenen Organe ist aber auch eine erhöhte Reizbarkeit, und sohin auch eine größere Geneigtheit derselben gesetzt, auf störende Einflüsse aus dem Heilungsprozeß in die Erkrankung umzuwenden. Ein berühmter Wiener Arzt, bey dem die Brunnenkur mitten im Gange, und dieser gerade in der Krise durch wohlthätige Schweiß war, wurde aus dem Bette zu einem erlauchten, dem deutschen Vaterlande über alles theuren Kranken gerufen. Die Nacht war regnerisch und kühl; der Schweiß ward unterdrückt; die sekretive Thätigkeit warf sich von der Haut stürmisch auf den Darmkanal, es erfolgte heftiges Erbrechen, folliquative Diarrhoe, ein eben so heftiges Fieber trat hinzu, und das Leben des allgemein geschätzten Arztes gerieth in Gefahr.

Aus diesem Grunde ist es rathlich für die hiesigen Brunnengäste, aufmerksam auf diese heilsamen Erscheinungen zu seyn. Es gehört eben keine medicinische Einweihung zu einer solchen Beobachtung an sich selbst. Man

hüte sich, diese reichlicheren Entleerungen, sind sie einmahl, und sind sie wohlthätig eingetreten, durch Erkältungen, oder durch andere diätetische Exzesse zu stören; aber man hüte sich auch, sie durch künstliche Mittel gleichsam gewaltthätig erzwingen zu wollen. Nur das Wasser der Heilquelle besitzt diese Macht und dieses Recht. Man vertraue darauf: sie bleiben nicht aus, wenn anders dieser Gesundbrunnen mit dem Krankheitszustande nicht im Widerspruch steht.

Bey der hohen Reizbarkeit des Hautorgans in diesem Stadium der Brunnenkur ist warmes Verhalten derselben die erste Bedingung eines guten Erfolgs. Ich habe oft den Heroismus zarter Damen bewundert, die in regnerischen Tagen ihre innere Fläche in siedender Welle badeten, indessen sie die äußere unter den Gefrierpunkt zu bringen beflissen waren. Man kleide sich warm; man vermeide beyrn Spaziergange kühle nasse Plätze, z. B. die nach Regenwetter im eigentlichen Sinne schwimmende Allee beyrn böhmischen Saal, zu sehr schattige, feuchte Parthien der verschiedenen Anlagen u. s. w. In dieser Periode mag es vielleicht zuträglich seyn, auch Nachmittags, d. i. gegen den Abend zu, den Brunnen in mäßiger Gabe zu trinken, um die sekretive Thätigkeit, die Krise im Gange zu erhalten. So ist es auch unter diesen Bedingungen gedeihlich, besonders an kühlen oder regnerischen Morgen, die ersten Becher des Brunnens im Bette zu trinken, der wohlthätigen Transpiration zu pflegen, und erst nachher aufzustehen, um die vorgeschriebene Becherzahl am Brunnen selbst zu vollenden.

Eine andere eigenthümliche Wirkung des Brunnens, die ich an mir und auch an Andern beobachtete, ist die besondere Unlust zu geistiger Thätigkeit. Bey mir steigerte sich in den ersten Tagen diese Unlust schier bis zur Unfähigkeit, und nur langsam kehrte die mir sonst angeborne Lust zurück, ohne indessen bis zu der vollen Kraft der Produktivität sich zu erheben. Liegt darin vielleicht die Ursache, warum poetische Blumen dort nicht gedeihen wollen? Ich habe auf allen den Spaziergängen keine einzige gefunden, die, abgesehen von dem hohen Preise eines dankbaren Gemüthes, der überall gilt, werth gewesen wäre, auf dem ewigen Gestein zu wachsen. Goethe soll hier seine Wahlverwandtschaft konzipirt und konzipirt haben; aber Goethe ist ja eine Ausnahme. Er durfte sich ja herausnehmen, in seinem siebzigsten Lebensjahre mit der Gluth und Jugend des Orients zu spielen.

Am Schlusse dieser Bemerkungen kann ich mein Bedauern nicht bergen, daß die Ärzte von Karlsbad über die herrlichste und wundervollste aller Heilquellen des Kontinents in der neuen Zeit keine einzige ihrer Erfahrungen mitgetheilt haben. An ihrem alten und in jeder Hinsicht verehrungswürdigen Landsmann und Berufsgenossen, Dr. *Becher*, hätten sie ein lockendes und lehrreiches Vorbild. Eine solche Mittheilung ist um so mehr ein dringendes Bedürfniß, als die Arzneykunde seither in so vielen Beziehungen sich umgestaltet hat, der Brunnen jährlich weiter und mehr seinen Ruf ausbreitet, und die eigentliche Bestimmung der Fälle, die nach Karlsbad gehören, in der Ferne jezt noch räthselhafter als je geworden ist. Vielleicht hätte die Nymphe des Brunnens auch das Recht, um diesen Liebesdienst den berühmten Praktikus aus *D \* \** anzusprechen, der jährlich dahin kömmt, den Goldstaub aus ihrer Fluth zu waschen.

Bauchkranke aller Art nehmen, nachdem sie die Kunst aller Ärzte erschöpft hat, ihre letzte Zuflucht zu dem hiesigen Brunnen. So viele entläßt er geheilt, so manchen aber ungeheilt, und mitunter auch einen gar nicht mehr. Es wäre eine Aufgabe, der Segnung eines Welttheils werth, für die erfahrenen Ärzte zu Karlsbad, ein Regulativ zu entwerfen, an das sich die Ärzte in der Ferne mit ihren Sendungen halten könnten. In hypochondrischen Leiden hat die Quelle Wunder gewirkt; davon sprechen in Karlsbad Bäume, Wände und Steine; nur die dortigen Ärzte kein Wort. Ich habe nur wenige Wochen und selbst nur als Leidender dort gelebt, und ich habe doch durch so manche Erfahrung einen Blick in dieß Geheimniß gethan. Die hypochondristen, deren Leiden psychischer Natur ist; solche Bauchkranke, deren Pfortadersystem zu stürmischen Bewegungen geneigt ist, oder jene, bey denen ein Milzleiden mit kranker Leber vergesellschaftet ist; oder diese auch, bey denen die Nutrition wegen paralytischer Verdauungsorgane darniederliegt; endlich auch noch die Bauchkranke, bey denen die Desorganisation der Organe schon auf hoher Entwicklungsstufe steht — alle diese duldet der Brunnen nicht. Wenn er bey Menschen, deren Leber vom kindlichen Alter an sich wucherisch fortgebildet, und die regressive Metamorphose nicht, wie es in der Regel der Natur, eingeschlagen hat, und die so oft bey Damen und Herren die Grundbedingung einer lästigen, exzessiven krankhaften Fettbildung ist, schier wunderthätig wirkt, kann er sogar gefährlich werden, bey beginnender geheimen Entzündung jenes Organs, u. s. w. Menschen mit Geneigtheit zu sogenannten aktiven Kongestionen, d. i. zu Blutanhäufungen in bestimmten Organen, zu solchen blutigen Aussonderungen, die das Maß und die Regel überschreiten; Leiden, die ursprünglich von Geist und Gemüth ausgegangen, und sich von da aus in die körperliche Substanz und Einrichtungen geworfen haben, mögen sich ferne halten. Veraltete Selbsüchtler sah ich so zu sagen unter meinen Augen auf Wange und Lippe in Rosen ausschlagen; nur jene hat der alte Dr. B e c h e r weggewiesen, bey denen die Galle schon zum steinigen Konkrement angeschossen ist. Gegen die s. g. Verstopfungen der Baueingeweide, die nicht das Produkt eines Entzündungsprozesses sind, ist das Karlsbader-Wasser die echte Panacee, nur sey dabey die Lunge nicht im Spiele.

Ich habe schon oben angedeutet, daß dieß Wasser seine Krisen macht, wie die Krankheit; sie hält sich damit an die Wege und Täge der Natur. Darum ist es für jedem Badegast räthlich, für diese nothwendige Beachtung den erfahrenen Arzt bezzuziehen.

## 5.

## Gegend von Karlsbad.

Die Gegenden von Karlsbad sind so oft beschrieben und gezeichnet zu haben, daß ich mich wohl hüten werde, mit einer Beschreibung als einer Waare aufzutreten, mit welcher der Markt schon überfüllt ist. Sie ist schön und mahlerisch; man kann im eigentlichsten Sinne des Wortes sagen: der Sprudel siedet im schönsten Kessel der Natur. Ihn bildet eine Rotunde von Granitblöcken, die einer, der von den rhätischen und norischen Alpen herabkommt, freylich nicht Berge in seinem heimatlichen Sinne nennen kann. Ihre Formen sind eben so mannigfaltig als mahlerisch; über ihren Rücken

schreitet ein herrlicher Baumschlag hinauf, den Boden überwebt ein Grün, wie ich es in jener nördlichen Zone nimmermehr gesucht hätte. Auf den Höhepunkten genießt man schier überall herrliche Ausichten. Meine Lust war es, Zeuge der himmlischen Gewalt zu seyn, mit welcher eine schöne Natur nach der schönen Seele hineingreift durch das Aug in die Brust. Berliner, die von den brandenburgischen Steppen, Russen, die von dem Ufer der Wolga, der Düna, der Nawa, der Moskwa herkommen, hört' und sah ich auf dem f. a. Hirschsprunge, oder auf dem drey Kreuzberg vor Entzücken laut aufschreien, wie der vom plöglichen ungeheuren Schrecken oder Schmerz Ergriffene thut. „Et vous, Monsieur,“ rief mich eine Dame an, die mich still in die weite Ferne hinausstarren sah, „et vous Monsieur, n'en sentez rien!“ „Ah Madame,“ antwortete ich, „je viens du paradis et vous venez au paradis.“ Das leitete ein Gespräch ein, in dessen Verlauf sie mich wirklich mit Verwunderung fragte, ob denn unsere Berge noch höher und schöner seyen als die? O meine gnädige Gräfin, sagt' ich, als die hohen Berge aus dem Ocean heraufstiegen, zogen sie südwärts einer schönern Sonne zu. Von dem Ufer des Ivarus an bis zum Adigus stellten sie sich auf als die Gränzhut des deutschen Landes und Volkes gegen die römische Weltherrschaft. Auf dem weiten Wege haben sie ihre Kinder verloren; da sind sie, ach! in der Fremde sind sie verkümmert!

Diesen ganzen weiten Wald rund um hat der für das Schöne empfängliche und dankbare Sinnreicher Badegäste in einen großen, und in mancher Hinsicht einzigen Park umgeschaffen. Überall hin, nach allen Richtungen, das Thal entlang und zu den Höhen hinauf, sind Wege und Stege angelegt, und überall Ruheplätze, Denksäulen, Tempel, Häuser, wo man Gesellschaft findet u. s. w. Der Engländer, Graf Findlater, hat das Meiste, ich möchte sagen, Alles gethan. Er hat in dem Ganzen Einheit, in der Einheit Geschmack, und in dem Geschmacke das Studium der Natur geoffenbart, er ist aus derselben Schule Gärtner geworden, mit dem Schöpfer unsers Aigen, dem Fürstbischofe Ernst von Schwarzenberg.

Als ich Ihr nachgenannte Werke Fouqué's sandte.

#### Der Zauberring.

Viel mächt'ge Zauber formt zu einem Ringe  
Des hohen Meisters kunstbegabte Hand,  
Und wie der Ring vollendet war, empfand  
Er, wie der Lorber seine Stirn umwinde.

Dies wundervolle Buch ich weih' und bringe  
Es dir, als meiner Liebe Unterpand;  
Wie spähend ich mein Aug' umhergesandt,  
Unmöglich, daß ich treffenders erringe.

Denn ewig, wie des Zauberringes Ruf,  
Und wie des Meisters Name, der ihn schuf,  
Ist unvergänglich meiner Liebe Glüh'n.  
Die Reize, die im Zauberringe blüh'n,  
Sie sind auch dir, du wundervolle, eigen,  
Und dir, wie ihm, muß jedes Herz sich neigen.

## U n d i n e .

Das Lockenhaupt umkränzt mit Schiffesgrüne  
Den Hals, geschmückt mit flammenden Korallen,  
Das Auge klar, gleich schimmernden Krystallen,  
Nahet eine Maide, brennt, daß sie dir diene.

Nur Unschuld strahlt, nur Demuth ihre Miene,  
Es athmet Liebe nur ihr sanftes Wallen,  
Es preist, wo irgend deutsche Worte schallen,  
Sie jeder Mund, die liebliche Undine.

Wie aus dem Meere Anadiomene,  
Entstieg den Wellen sie der Hippokrene,  
Doch ohne Seele stand sie da, die Arme!  
Der Meister schloß sie glühend in die Arme,  
Und hat ihr so des Geistes göttlich Leben,  
Und sich in ihr Unsterblichkeit gegeben.

## U s l a u g a .

Uslauga ist der Erde lang entschwunden,  
Der Zauber ihrer Reize wirkt fort.  
Herr Frode wird von edler Gluth entzunden,  
Uslauga's Liebe wird sein Schutz und Hort.

Sie hat im Kampf sich schützend eingefunden,  
Vor Hildegardens Nehen warnt ihr Wort,  
Und als der Sieg dem Ritter ist entwunden,  
Führt sie ihn auf zum ewig heitern Port.

Der reinen Liebe zaub'rische Gewalten,  
Ihr schwebet siegend über Tod und Nacht,  
Kann sich die zarte Blume nicht entfalten,  
Gebeuget von der Erde finstern Nacht,  
Wird sie am Himmel sich zum Stern gestalten,  
Und strahlen dort in nie getrübtter Pracht.

## T h i o d o l f .

Des Norden Kraft, gepaart mit Südens Milde,  
Geläutert durch so mancher Leiden Schwere,  
Erleuchtet durch des Christenthumes Lehre,  
Zeigt uns Fouqué in Thiodolf's hohem Bilde.

Und Frauen aus der Dichtung Prachtgefülle  
Erscheinen glanzvoll in der Rittermähre,  
Ich schau', wo eine ihres Gleichen wäre,  
Und finde sie bey deiner Väter Schilde.

Wie Zoe's Leben blüht und glüht das deine,  
Isoldens Ernst hat, so wie du, noch keine  
Mit Malgerithens zartem Sinn verbündet,  
Der Wlasta gleich, übst du das Gute stille,  
Und stets erkennest du, was Gottes Wille,  
So klar, wie Theodora, ihn ergründet.

## C o r o n a.

Ein wunderschönes Buch voll Zaubereyen  
Und Liebestreu' erscheint vor deinem Blick,  
Nicht beb' ob manchem düstern Bild zurück,  
Lies muthig fort, nicht wird es dich gereuen.

Es wird gewiß dein sanftes Herz erfreuen,  
Wie Blanka trägt ihr herbes Mißgeschick,  
Wie Assualfen endlich naht das Glück,  
Wie wild ihr auch Corona's Zauber dräuen.

Und was sich hier am zartesten entfaltet,  
Die Lillie Blanka's; jener Wunderhort,  
Der Erd' und Himmel fromm vereinand waltet,  
Der besser schützt als Ritterkraft und Erz,  
Dies alles blüht, erröth' nicht ob dem Wort,  
In eines Mädchens, blüht in deinem Herz.

## S ä n g e r l i e b e.

Aus eines Heldendichters Sagenmunde  
Ist eine neue Mähre uns erklingen,  
Was Arnald Maraviglia fromm gesungen,  
Wie treu er liebt, daß gibt das Buch dir Kunde,

Alcarda lebt in seines Herzens Grunde;  
Für sie hat er sein tapfres Schwert geschwungen,  
Ist gläubig pilgernd in das Meer gedrungen,  
Ob er darob auch nimmermehr gesunde,

Ich folg' dem Meister, weih' dir meine Harfe,  
Ich kämpf' für dich mit Griba, Balta, Tarfe,  
Und walle, frommt dir's, in's gelobte Land.

Ich preise dich noch an des Grabes Rand,  
Denn glaub' mir, jeder Sänger liebt, wie er  
Geliebet Alcarden von Viscus.

Janus Siculus.

## K o n z e r t.

Am 2. May gab Hr. Wolfgang Amadeus Mozart ein Konzert im kleinen Redoutensaal, in welchem er sich auf dem Fortepiano mit einem Konzerte von seiner Komposition hören ließ.

Die lange Abwesenheit dieses jungen Künstlers von Wien — der, als er uns versieß, ein schönes Talent, als das Erbtheil seines großen Vaters, und eine treffliche Kunstschule, das Vermächtniß des großen Albrechtsberger mit sich nahm — hatte das Andenken an den der schönen Tonkunst sich eifrig widmenden Jüngling einiger Massen erlöschen lassen, besonders aber wirkte der Unglaube mancher Leute, als ob es unmöglich sey, daß der Sohn dem Vater ähnlich werden könnte, nicht zum Vortheil für die Erwartung und Theilnahme, welche das Erscheinen eines Mozart als Tonkünstler im Publikum hätte erwecken können.

Jeder Vergleich des vollendeten Heros der Musik, nach seiner Verklärung mit dem beginnenden Jüngling, würde nicht allein ungerecht, sondern sogar widersinnig seyn. — Nach seiner Verklärung! Dies will hier heißen: nachdem alle seine Werke ohne Unterschied, durch unzählige Aufführungen, die bey ihrer ersten Erscheinung millionenweise entstandenen Zweifel und lächerlichen Bemängelungen durch ihre siegreiche Herrlichkeit nie vergeschlagen und zum Schweigen gebracht haben; nachdem endlich Jeder bey Anhörung einer Mozartischen Musik alle die wonnevollen Stunden sich zurückrufen kann, welche ihre



Anhörung seit langer Zeit seinem Daseyn bereitet hatte. Dieß wollten wir unter Verklärung verstanden wissen. Denn in der That, die Epoche, in welcher der große Genius seine Laufbahn begann, und sogar die, in der er schon seine letzten Werke der Welt vor Augen legte, dürften schier einige Unähnlichkeit mit derjenigen haben, in welcher wir ihn jetzt, unsern Augen entrückt, ohne alle Einschränkung und Bedenklichkeit, bewundern und verehren. Auch hieraus ließe sich mancher Schluß ziehen, sowohl zum Vortheile des Sohnes, als auch zum Heil aller Musik, welche sich über das Gemeine erhebt!

Wir gehen zum Eindrücke über, den die produktive Kraft des jungen Tonsetzers auf uns machte, und zur Beschauung seiner ihm zugleich innewohnenden Virtuosität.

Wer einen Scharfblick hat zum Unterscheiden, wird die großen Charakterzüge, welche der Tonsetz des verklärten Mozart ausspricht, bey allen seinen Werken mit unauslöschlichen Farben aufgedrückt finden. Sie athmen eine hohe, heilige Wonne und Entzückung: Sie sind Werke der göttlichsten, und deshalb einer besonnenen Begeisterung.

Auch in des Sohnes Werken, von denen wir nur dieß Konzert in Es hörten, ist das Streben sichtbar, den vom Vater betretenen Weg zu verfolgen. Lieblicher Schmelz der Farben und eine gewisse Innigkeit ist darin unverkennbar, und zeigt dem Freunde des Schönen — der daselbe durch das ganze Weltall in allen Elementen und Formen zu erkennen weiß — daß der Genius der Kunst nicht etwa unbestreitbares Eigenthum eines Einzigen sey, sondern daß er einzieht bey Sterblichen aller Zeiten und Länder, wenn er eine Seele findet, die zu beleben seine Lust ist. Der Freund des Schönen — in dieser Bedeutung — wünscht daher diesem jungen Künstler von Herzen Glück zu seinem Berufe und zu seinem zukünftigen Ruhme; denn, wenn er die Bahn des Vaters verfolgt mit dem Glücke, als er sie begonnen, so wird auch er dastehen einst, blühend, als ein schöner Zweig des großen Urstammes.

Die vorerwähnte Kunstschule Albrechtsbergers hat bey ihm einen sehr guten und fruchtbaren Boden gefunden, denn der Tonsetz zeigt, daß der junge Künstler mit seinem Stoffe zu schalten weiß, und daß letzterer sich unter seinen Händen bereitwillig fügt. Denn es ist und bleibt wahr, daß es in der Tonkunst nicht so leicht ist, durch Puscherey lange die Bewunderung der Mitwelt zu täuschen, als in mancher anderen — obgleich des Puschers Werk überall seinen Richter findet — denn die Tonkunst hat ein gar wunderbares Element, auf welchem der kühne Schwimmer mit mancherley Dingen ausgerüstet seyn muß, wenn er nicht wie Eley versinken, oder wie Schaum an das Ufer geschlagen seyn will.

Mozart zeigt in diesem Werke einen wirklichen Reichthum an Melodien, und weiß dieselben mit einem sehr interessanten Harmonienwechsel zu verschönern. Seine Instrumentirung hat vielen Reiz und verräth die gehörige Kenntniß ihrer Natur und ihres eigenthümlichen Wesens, aus welchem schon von selbst der durch Schönheit und Zweckmäßigkeit bedingte Gebrauch derselben hervorgeht. Die Kraft ist nicht verschwendet, und auch nicht gespart. Die interessanten Nachahmungen, durch welche bey Mozart dem Vater das blasende Orchester mit den Violinen oft einen pikanten, humoristischen Ton annehmen, finden sich auch hier in ihrer untergeordneten Stellung. Dabey ist der Styl für das Fortepiano höchst brillant und gibt dem Spieler Gelegenheit, große Geschicklichkeit zu zeigen.

Dieß gilt alles vom Klavierkonzerte.

Von den Variationen müssen wir sagen, daß das Thema zu solchen nicht interessant genug ist. Ein Tonstück, das aus zwey Sätzen besteht, die sich allzu ähnlich sahen, wird ermüdend, wenn die Sätze vollends wiederholt werden.

Was Mozart's Fortepiano-Spiel überhaupt betrifft, so neigt er sich auch hierin wieder dem Vortrage seines unsterblichen Vaters zu, und bildet beynabe einen Kontrast mit manchen Himmelsstürmern heutiger Zeit. Die Stellung seiner Hand ist schön. Seine linke besitzt darum einen großen Vorzug vor der rechten Hand, weil gewöhnlich sonst die rechte vielmehr ausgebildet ist, und weil bey ihm beyde eine gleiche Trennung zu haben scheinen. Seinen Triller müssen wir besonders loben, so wie das Fangen entfernter Tonlagen. Überhaupt zeigt sein guter Vortrag, daß fleißiges Stu-

dium bey dem jungen Virtuosen vorherging, ehe er Wien betrat, wo in der That treffliche Klavierspieler leben und seit langer Zeit immer gehört wurden.

Das Publikum — dessen Zahl leider gering war — ehrte in dem Jüngling den Nahmen des unvergeßlichen Vaters, und überhäufte ihn mit Auszeichnung. Wir wünschen ihm den hohen Ernst, den die Kunst von ihren Geweihten unbedingt fordert, und es werden die Hoffnungen nicht vergebens seyn, welche sein Wiedererscheinen in Wien bey allen Freunden der Musik erweckt hat.

Den übrigen Theil der Zeit füllten aus: die große Symphonie in G - moll des verklärten Vaters, dann dessen meisterhafte Arie aus Titus mit obligatem Klarinett. Mad. Grünbaum sang letztere mit besonders schöner Stimme und mit sehr viel Ausdruck. Sie setzte alle Kenner durch ihre Festigkeit in Erstaunen, weil sie die Übereilung eines konzertirenden Instruments mit kaltem Blute durch ihre Geistesgegenwart unmerkbar machte. Hr. Friedlovsky akkompagnirte die Arie mit viel Ausdruck und schönem Ton. Die Sängerin wurde mit großem Beyfall belohnt.

Unser braver Tenorsänger, Hr. Jäger, sang die Arie in B aus Don Juan, und trug dieselbe mit viel Gefühl und Reinheit der Intonation vor.

Wenn der Sohn des angebetheten Mozart in anderen Städten für seine Virtuosität schon reichlich belohnt worden ist, so hat er die Reise nach Wien leicht ohne Schaden machen können.

### Schauspiel.

Leopoldstädter Theater den 27. April zum ersten Mal: Der Kosaken - Offizier. Operette in einem Aufzuge, frey aus dem Französischen übersezt nach Couveller von K. Golnick. Musik von Gianetta v. Dumonchau.

Es scheint, man habe um die Alltäglichkeit dieser Begebenheiten zu verhüllen, sie absichtlich in eine Kosaken - Uniform gekleidet, und in die Zeit der alten Kriege Russlands mit den Schweden verlegt. Fräulein Zeliska liebt Herrn Feodor, wie beyde hier benannt werden. Eine Russinn Fräulein zu tituliren, läßt sich nicht entschuldigen, wenn man annimmt, daß russisch gesprochen wird. Der Oheim des Offiziers und Zeliska's Vormund biethet ihr seine Hand an, die sie aus Dankbarkeit nicht ausschlagen kann; da erscheint Feodor, gilt Anfangs für einen Wildfang, bald aber folgt ihm die Ukase des Monarchen, der ihn seiner Heldenthaten wegen in den Grafenstand erhebt, und natürlich wird das Fräulein alsobald Frau Gräfinn.

Dieser magere Stoff ist auf einem Seiler - Rädchen ausgesponnen, und der Meister hat es einem unmöglich gemacht, sich aus der Leopoldstadt nach Russland zu versehen. Die Musik besteht, mit Erlaubniß des Hrn. Gianetta v. Dumonchau, aus verbrauchten Flecken, worauf hin und wieder eine bunte Musche gepickt ist; das Ganze dürfte in der Schlacht bey Pultawa gedient haben. Wäre jedoch Alles zehn Mal besser, wie könnte wohl aus einer solchen Befehung Heil erspriesen! Rücksichtlich des Gesanges wird Hr. Tröls hier billig ausgenommen, der wenigstens die Polonaise ganz artig vortrug, aber weiter nichts.

### Erklärung des Modenbildes XIX.

Kleid von Crepon mit beränderten Atlasstreifen geziert. Die kurzen Ärmel sind mit Blonden garnirt. Die Bajadere, gleichfalls von Crepon, ist auf türkische Art geziert. Der Hut von Crepp und Atlas ist mit Blumen und Federn geschmückt.

Robe de Crêpon ornée de Satin passepoilé. Les manches garnies de blondes. Bajadère de Crêpon brodé à la Turque. Chapeau de Crêp et Satin orné de bouquets de fleurs et de plumes.

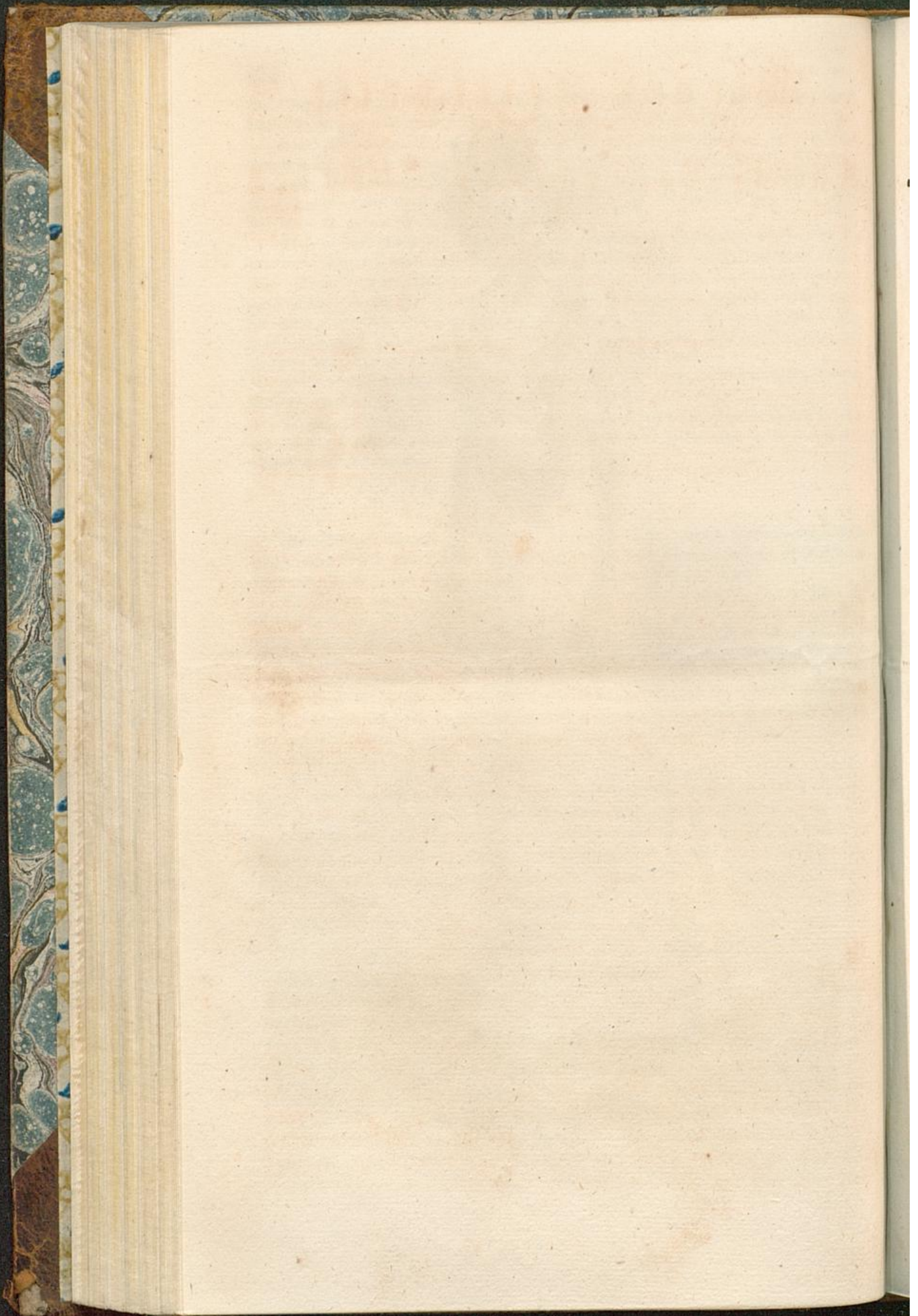
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



*J. v. S. del.*

*H. G. v. S. sc.*



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Sonnabend, den 13. May 1820.

58

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Der Molochberg.

In der Nähe des Dorfes Chain, bey Salzwedel in der Mark Brandenburg, liegt ein Berg, der sich jetzt durch nichts auszeichnet. Nur sparsame Garben lohnen die Hand des Landmanns, der ihn bebaut, nur dürftige Kräuter findet auf ihm die Wollenheerde, nur wenige Meilen reicht von ihm das Auge des Wanderers in die waldige Gegend. Anders war es im Alterthume, von wo ihm nur der Name übrig geblieben ist. Molochsberg weiß ihn jeder Knabe in Chain zu nennen, fromme Mütter sehen Flämmchen auf ihm zittern in der Stunde der Mitternacht, und die Jugend schaudert wonnevoll in langen Winterabenden, wenn der Vater von ihm erzählt.

Schuldlose Kinder wurden hier in der Flamme dem erschrecklichen Gotte Moloch geopfert. Ach! wie manches Säuglings Angstgeschrey mag hier die Lüfte erfüllt, wie mancher Tropfen Kinderblut mag hier auf der Gluth gezischt haben! Wie manche Mutter mußte hier verwünschen, Mutter geworden zu seyn! — Doch nein! Lange Sitte, und des Aberglaubens Macht hatten das Muttergefühl gänzlich unterdrückt. Zum Glück und zur Ehre rechneten sich's Vater und Mutter, wenn ihr Kind würdig befunden ward, die Sünde des Volks zu versöhnen. Nur manchemal regte sich noch der Götterfunken des Mitleids und der Mutterliebe. So war es mit Stuna.

Stuna, die jüngste Tochter Tundors, eines geachteten Heerführers seines Stammes, ward von einer gefühlvollen Mutter geboren und erzogen. In früher Jugend verlor sie dieselbe. Aber wenn sie des harten Vaters Hand schwer fühlte, drückte sie sich den sanften Sinn der Mutter nur desto tiefer ein. Tundor, der edle, weit geachtete Tundor, liebte seine Stuna über Alles; aber als rauher Krieger und Jäger, der in Weibern und Töchtern nur demüthige Sklavinnen zu sehen gewohnt war, preßte er dennoch der Tochter manche bittere Thräne aus. Ihre Jugend, mit Herzensgüte, Schönheit und Reichthum mehr als gewöhnlich geschmückt, lockte manchen Freyer an. Noch kannte sie die Liebe nicht, und zitterte nur, wenn der Va-

ter den Einen oder den Andern mit Wohlgefallen hörte. Er hatte sie vor Allen dem tapfern und gepriesenen Kollo zugehört. Aber Stuna bebte auch vor diesem zurück. Liebkosend bath sie den Vater, noch Jungfrau bleiben zu dürfen, und der Vater ließ sich erbitten. Seit sie aber Godan erblickte, den sanften Jüngling, der keine Bitte an Tundor wagte, und nur schüchtern und hoffnungslos zu ihr hinauf sah, schlich sich die Liebe in ihr Herz. Ihr zurückweichendes Auge, ihr banges Erröthen verriethen dem Jünglinge mehr, als er je gehofft hatte. Bald näherten sich die gleichgeschaffenen Seelen, und waren eins. Aber Godan hatte noch keine Thaten aufzuweisen; seines Vaters Haus verlor sich unbekannt unter der Menge. Deshalb wagte nicht Godan, nicht Stuna, ein Geständniß an Tundor. Doch, seit Stuna ihn liebte, dürstete er nach Thaten. Sonst verband er lieber Wunden, als daß er sie schlug, jagte lieber den schädlichen Wolf, als das schüchterne Reh, baute lieber die Flur an, als daß er sie verheerte. Jetzt drängte er sich vor Andere, um von Tundor gesehen zu werden. Einst wie er tapfer an dessen Seite focht, war er so glücklich, den zu Kühnen Tundor von schmachvoller Gefangenschaft, und vom schrecklichen Tode zu befreien. „Bitte,“ sprach da der Heerführer zu ihm, „welche Würde ich dir verleihen könnte.“ „Daß ich dein Eidam werde!“ antwortete Godan schnell. Der betroffene Tundor versetzte: „Es sey, wenn dich die Dirne nicht verschmäht!“ O, wie flog Godan zu Stuna! Wie glücklich war ihre Verbindung!

Jahre und Tage waren ihnen in seliger Wonne verfloßen, und ein holder Knabe spielte schon auf Stuna's Schooß, da brachen Hunger und mit ihm mancherley Seuchen aus, die Priesterschaft hatte die gewöhnlichen Mittel versucht, den Zorn der Götter zu besänftigen. Nichts wollte helfen. Endlich beschloß man ein Opfer, feyerlicher als je, dem Gotte Moloch zu bringen. Fünfzig unschuldige Kinder sollten sterben für das schuldige Volk. Das heilige Loos sollte dieß Opfer erwählen. Aus der Nähe und Ferne wurden die Väter, deren Kinder ein Jahr und darunter waren, entbothen, die Stimme des Gottes zu vernehmen. Godan unter ihnen! Wie Espenlaub zitterte Stuna von dem Augenblicke an. Der schreckliche Tag erschien! Da stand in der Versammlung des Volks eine tiefe, verdeckte Todesurne, und in derselben lagen schwarze und weiße Steine. Die schwarzen deuteten auf Tod. Der Herold rief, und jeder Vater kam und vernahm sein Verhängniß. Stuna stand von ferne. Jetzt griff Godan in die Urne, nahm einen Stein, ließ ihn wieder fallen, nahm einen andern, und noch einen andern, und zog — einen schwarzen. Stuna vernahm's und sank ohnmächtig nieder. Godan eilte zu ihr, und trug sie aus der sie höhrenden Menge. Sie erwachte und schwankte endlich an Godan's Seite hinab zur Hütte. Hier ergriff sie den Säugling mit Inbrunst, drückte ihn an ihr Herz, und wandte ihr thränenloses Auge zum Opferberge. Da war's, als wenn ein Gott ihr eingebe: Du sollst leben mein Sohn, oder ich sterbe mit dir! Und damit kehrte ihr Leben und Muth zurück. Am nahen Neumonde sollte der festliche Tag seyn.

Eines Tages, wie Godan in der Versammlung des Volkes war, eilte Stuna mit ihrem Säugling auf und davon. Unterwegs ließ sie von ihrem Gewande, in welchem sie Godan als Gattinn zum ersten Mal die Hand gereicht hatte, hier und dort ein Streifchen fallen, um dem Gatten die Ge-

gend anzudeuten, wohin sie geflohen war. Da war bey dem Opferberge ein düsterer Wald, der Meilen weit sich erstreckte, weit über die Fluren hinaus, wo jetzt Salzwedels Heerden weiden, und von dem nicht unbeträchtliche Überreste noch zeugen; dahin floh Stuna. Dorn und Dickicht ermüdeten bald ihren Fuß, sie konnte nicht weiter. Schrecklich war ihr die erste Nacht! Am Morgen eilte sie wieder, kam in Sumpf und Wasser und Schilf, aber nichts hielt sie auf. Endlich erreichte sie einen Horst, der ihr ganz zur Freystätte geschaffen schien. Kein Dickicht mehr! Himmelhohe Bäume standen auf trockenem grünen Rasen, den ein undurchdringliches Schilfmoor rings umschloß. Der Buche und des Nußstrauchs reife Frucht, und manches andere Gewächs des Waldes bothen sich dem Hunger dar, und eine hohle Linde schien zum Nachtlager einzuladen. Dahin trug Stuna dürres Gras und Moos, dahin wälzte sie Steine, verschloß den Eingang von innen, und ruhte sanft mit dem Säugling an der Brust. Jeder feindseligen Seele schien sie entronnen und unerreichbar; aber ihr Godan sollte sie finden, ob er es würde, welche peinliche Frage! Ein Tag verging und der andere. Glückselig war sie in den ersten Tagen, aber lang wurden ihr die andern, und schrecklich — schrecklich die folgenden. Hier so allein in der Wildniß, den reißenden Thieren preis gegeben, und bald auch dem Hunger, ohne Godan. „Godan! Godan!“ rief sie da, in der Angst, aus voller Brust, in's Gehölz, da sie Anfangs kaum leise zu athmen wagte. Aber nichts antwortete ihr, als das Geräusch des aufgeregten Wildes, und das Geträchze der Vögel. Zehn lange Tage waren verstrichen, da hörte sie im nahen Schilf ein Rauschen. Mit Beben horchte sie, ob es der ersehnte Godan wäre. Ach! ein Eber stürzte daher zu dem bekannten Horst. Die Jäger folgten ihm hitzig auf der Ferse. Stuna, dieselben erblickend, schrie laut auf. Sie, die Entflohene, ward erkannt, ergriffen, da sie nach dem Kinde lief, und mit demselben im Triumph von dannen geführt.

Da stand sie nun vor der Versammlung des Volks. Nicht Godan, nicht Tundor vermochten oder wagten etwas für sie. Der Gottheit hatte sie das Ihrige geraubt, die Gottheit mußte versöhnt seyn. Wie grinsete sie die Priesterschar an; wie frohlockten neidische Weiber! Schrecklich sollte ihre Strafe seyn. Das Opfer jedes Kindes, und zuletzt des ihrigen, sollte sie, neben ihrem eigenen Scheiterhaufen, sehen. Verschoben war das große Opfer, bis das Entflohene gefunden wäre. Am nahen Vollmonde sollte nun geschehen, wozu man sich am vergangenen Neumonde vergebens gerüstet hatte. Der Tag kam. Stuna war unerschüttert; sie sollte ja sterben mit ihrem Kinde. Mit festen Schritten ging sie zwischen ihren Henkern, den Säugling im Arm, den Berg hinan. Godan verbarg sich unter der Menge.

Vollbracht war das Opfer der fünfzig Säuglinge, und der Wind kräufelte schon mit der Asche von Stuna's holdem Knaben, welcher der Letzte war, den die Flamme verzehrte. „Zum Scheiterhaufen mit Stuna!“ geboth der Oberpriester. Da zog ein schwarzes Gewitter herauf. Blicke schlängelten, Donner krachte, der Berg erbebte mit der zahllosen Menge, die ihn bedeckte. Ploßlich fuhr ein Blitzstrahl in den für Stuna errichteten Holzstoß, zerstreute die Scheiter und zündete nicht. „Stuna soll nicht sterben!“ schrie die Menge. „Stuna soll leben,“ sprach der Oberpriester, „um länger zu leiden;

Diese Strafe wäre zu kurz!" Und damit war Stuna frey. Sie wußte längst nicht mehr, was geschah. Ihr Godan flog herzu, weckte sie aus der Betäubung, und brachte sie zur Hütte. Aber da war ihres Bleibens nicht. Alles fürchtete die Rache der Götter, wo sie den Boden betrat. Jeder trieb sie von sich, und Stuna floh die ihr verhassten Menschen. Godan entwich mit ihr. Sie ging zum Oesperberge, und erbaute sich ihre Hütte an derselben, vorne in dem Walde, wohin sie jüngst geflohen war. Bald spielten wieder Knaben und Mädchen um sie, aber sie vergaß das Erstgeborne nicht. Wehmüthig zeigte sie oft ihren Kleinen den Berg, und in nächtlicher Stille ging sie allein dahin, und weinte auf ihm erquickende Thränen. Dahin bath sie ihren Gatten, und geboth ihren Kindern einst ihre Urne zu tragen.

Neben ihrer Hütte bauten sich mehrere friedliche Menschen an, man nannte den Ort: am Hain, und Godan „den Wichmann, den Entwichenen," und noch ist Ghain der Nahme des Orts, noch ist Wichmann ein bekannter Nahme in demselben, noch zeichnen sich seine Einwohner durch milde Sitten vor andern Landbewohnern aus.

### S c h a u s p i e l.

Im k. k. Burgtheater zum ersten Mahle den 1. May: Die Albaneserin.  
Trauerspiel in fünf Akten von Müllner.

(Von Friedrich Wähner.)

Über Sicilien herrschte in einem zwischen Wahrheit und Dichtung schwankenden Zeitraume der König Basil, entsprossen dem dunkeln Norwegen, dem Lande wunderbarer schauerlicher Sagen. Sein Volk hatte den Mauren Sicilien entrissen. Damit ist zwischen Geschichte und Dichtung ein lockeres flatterndes Band geknüpft. Normännischer Geist verräth seine Abkunft auch noch im Süden durch das Reichsgesetz:

„Wie soll der Regent, wenn ihm ein Sohn lebt aus gelöster Ehe, zu neuem Bündnis schreiten, daß nimmer, um künftig Regiment, wie zwischen Dan und Nor, ein Fehd' entstehe und zweyer Mütter Erstgeborne streiten. Geschieht's, so ist sofort das Reich dem Sohne und fehlt das Alter ihm, die Vormundschaft dem Herzog von Camastro zugehörig."

Dieses Gesetz ist nur eine von den mannigfaltigen Formeln, in welche ein höherer Wille seine Macht einkleiden kann, deshalb muß es auch nicht sowohl für einen abgerissenen Ausspruch der sittlichen Ordnung gelten, als vielmehr für diese selbst. Eine Verletzung des gegebenen Gesetzes war mithin eine frevelnde Herausforderung des unsichtbaren Rächers, ein förmlicher Bruch mit den himmlischen Mächten. Basil überschreitet das vorhin ausgesprochene Geboth, indem er nach dem frühen Tode seiner Gemahlinn Mathilde von Neapolis sich mit Blanca Sanperi, der Tochter seines Vasallen, verehlicht. Camastro versucht durch offenen Kampf das Recht der Thronfolge Fernando, dem Sohne Mathildens, gegen Enrico, den Sohn Blanca's, sicher zu stellen, obwohl dieser noch Säugling ist. Bey einem nächtlichen Überfalle kommt die Königin um, denn sie hatte ihren Gemahl in den Kampf begleitet. Der Anblick ihres hufzertretenen Leibes zeigt dem König, was er verloren hat, aber auch, was noch auf dem Spiele steht, er will die Ehre durch die Liebe retten, läßt den Leichnam in das erneuerte Schlachtgewühl tragen und erzwingt unter der Fahne des blutigen Mantels den Sieg. Der gefangene Herzog wird enthauptet. Ehe er stirbt, spricht er folgenden Fluch gegen den König aus unter Anrufung der Dämonen: „Wie er mich richtet, richtet ihn; reiht an sein Unrecht alle Folgen, die mein Recht bewahren. Fahl und blutig, wie zur Erd' er schleudert mein gehaftes Haupt, zeigt in der Luft hoch auf dem Pfahl der Schmach ihm einst ein Haupt, das er geliebt; raubt, wie das Gesetz er durch zwey Weiber brach, ihm durch ein Weib beyder Mütter Söhne, und laßt sein Grabmahl ohne Kindes Thräne."



Der König, der in diesen Worten Bruderhass und Brudermord ausgesprochen glaubt, sucht der Androhung gerade durch das Umgekehrte, durch eine Erziehung zur reinsten Bruderliebe, entgegenzuarbeiten. Der Erfolg übertrifft noch die zärtlichsten Erwartungen des Vaters. Nur durch Frauenliebe hält er noch eine Entzweyung der Brüder für möglich. Die Ritterfahrt, welche sie gemeinschaftlich nach Italien machen, ist in den Augen Vasilis gleichsam eine Frage, die er über diesen allein noch gefürchteten Punkt an's Schicksal stellt. Als aber Enrico selbst ihn bittet um die väterliche Bestätigung für die Wahl der Liebe, die der in Alba Longa zurückgebliebene Fernando in Eleonoren, der Tochter des Fürsten Savelli, getroffen hat, da hält der König sich für immer losgesprochen von dem Fluche. Der Ruf nannte ehrend Eleonoren, die Braut und bald darauf die Gattinn Fernando's, nach Alba Longa, ihres Vaters alter Hauptstadt, Albana oder die Albaneserin. Hinter dem scheinbaren Glücke lauerte jedoch das Verderben. Enrico sucht kriegerischen Waffenruhm durch einen Kampf zur See mit Almanfor dem Herrscher von Tunis, einem Feinde der Christen. Der Vater übergibt seiner Anführung die erbethene Flotte. Das veränderliche Element der Luft entreißt Enrico den nahen Sieg. Fernando stellt sich dem vordringenden Feinde an der unbeschützten Küste bey Tomiso entgegen. Der König ihm nachfolgend mit einer Verstärkung, vernimmt ein dumpfes Geräusch von erlittener Niederlage, bald darauf erblickt er die Gewisheit derselben am Mastbaume des Hauptschiffes der Tuneser, das Haupt Fernando's, blutig, hoch in der Luft, mit Helm und Federzier. Der Leichnam liegt nahe am Strande, panzerlos, halbnackt, nur kennbar am blutgetränkten Rock. Schauernd denkt der König an Camastro's Fluch, besonders erkennt er darin eine überirdische Hand, daß Almanfor in Fernando gegen die sonstige Sitte der Mohren als König nicht die Leiche des Königssohns geschont hat.

Fernando's Tod wirkt auf Enrico, der ihn grenzenlos liebte, so außerordentlich heftig, daß er darüber, wie man allgemein glaubte, in Wahnsinn verfiel. Um das Übel zu heissen, wird Benvolio, Leibarzt des Vaters der Albaneserin, an den Hof zu Syracus geladen. Albana, die durch zarte Pflege den lebensgefährlichen Wahnsinn Enrico's gemildert hat, nennt sich krank, damit der wahre Kranke, der sich aber für durchaus gesund hält, den Zweck des hergesendeten Benvolio nicht merke.

Von Leontio, dem Pagen Enrico's, erfährt Benvolio, wer denn eigentlich krank ist. Das Gespräch zwischen beyden eröffnet das Trauerspiel. Der eintretende König, der von der Krankheit seines Sohnes zu reden anfängt, wird dadurch sehr natürlich veranlaßt, den Gang der Begebenheiten zu erzählen, die auf sein Haus so verderblich eindrangen. Der Arzt ist durch das Wort des Königs, der den Quell der Krankheit außerhalb der Natur sucht, so wie durch eine merkwürdige Äußerung des Pagen im Anfange des Gesprächs zum schärfsten Nachdenken aufgefordert. Die Äußerung lautete über den Wahnsinn Enrico's:

Und wenn er kraftlos seinen Schmerz zu tragen  
Sich überredet, daß der Todte lebt,  
Dann kommt der Wahnsinn, seine Lippe bebt,  
Er fordert Waffen, sich mit ihm zu schlagen.  
Es ist, als ob die Tollheit selbst sein Leiden  
Nicht anders mildern könnt', als durch die List:  
Die Liebe, die des Leidens Ursach' ist,  
In die Gestalt des Hasses zu verkleiden.

Onophrius, Kanzler des Königs, meldet, daß Don Manuel, Sohn des enthaupteten Herzogs von Camastro, als Kind aus dem Reiche entschwunden, jetzt zurückgekehrt sey, von seinen Gütern ohne Lehenseid Besitz genommen habe, und ziemlich deutlich mit seinen Ansprüchen auf die Thronfolge wegen des verletzten Reichsgrundgesetzes herausrücke, daß Almanfor zu diesem Zwecke für ihn rüste, mit dem er darüber in Tunis selbst sich verständigt habe, daß endlich das Volk nicht länger den Schimpf ruhig ertragen wolle, Haupt und Waffen Fernando's nebst dem Ritter, der zu lezt neben ihm gefochten, in der Gewalt des Feindes zu wissen. Der König wird unwillig und der erste Akt schließt sich mit den Worten des Kanzlers:

„Sicilien ist im Haupt unfehlbar krank.“

Albana erschüttert durch die Nachricht, welche ihr Benvolio von der zunehmenden, Tod drohenden Schwachheit des seine Tochter verlangenden Vaters gibt, lenkt das Gespräch auf Enrico, dessen Zustand ihre Abreise unmöglich mache. Der Arzt ist höchst verwundert über diese Theilnahme, die ganz im Widerspruche stehe mit dem früher so kalten, fast zurückstoßenden Benehmen der Jungfrau in Alba Longa gegen Enrico. Albana will ihre Abneigung entschuldigen durch die rauhe verletzende Außenseite Enrico's. Als Gattinn Fernando's wurde sie eifersüchtig auf die Liebe der Brüder, wie sie Benvolio, ihrem Lehrer aus früherer Zeit, offen gesteht. Als Albana auch noch hinzusetzt, daß Enrico die Frauen überhaupt und vor allen sie meide, der er doch Dank schuldig sey, da wird Benvolio die Spur heller, die ihm schon Leontio im ersten Akt ohne Wissen und Willen durch seine angeführte Auserung bezeichnet hat. Albana soll erscheinen, wenn er im Gespräch mit Enrico den Namen Fernando's aussprechen wird. Auf diese Weise glaubt er hinter das Geheimniß zu kommen, wenn Liebe der Quell des Übels ist, Enrico erscheint mit dem Könige. Absichtlich hingeworfene Worte erinnern ihn an Albana. Er bringt mit ihr in Gedanken Fernando in Verbindung, der Paroxismus der Zerrüttung steigt und in dem heftigsten Anfall fordert und erhält er auch vom Pagen Leontio ein Schwert, und dringt damit auf den Vater ein, den er für Fernando hält. Der Page entwaffnet und überläßt ihn, da auch der König abgeht, der Gesellschaft des Arztes. Enrico versinkt in Gedanken, die sich, nach dem Schall der Worte betrachtet, widersprechen, im Innersten der Rede aber sehr nahe zusammenhängen. Der Arzt wird immer sicherer in seiner Vermuthung. Er nennt Fernando's Namen und Albana erscheint nach der Verabredung, ohne von dem Prinzen gleich bemerkt zu werden. Enrico redet von sich und Fernando eine Weile, als wären sie beyde unauflöslich verschmolzen; wie aber der Arzt die Eifersucht desselben absichtlich erregt, so fühlt er sich durch die Leidenschaft plötzlich der Wirklichkeit näher gerückt, erzählt mit schwärmerischem Entzücken die Zeichen der Liebe, die er von Albana glaubt empfangen zu haben und bricht dann in Verwünschungen über die Kälte aus, womit sie sich nachher von ihm abgewendet habe, er nennt sie gleichend, giftig! D u h l e r i n n ! Bey diesen Worten kann Albana sich nicht länger zurückhalten, sie weiß, daß Enrico sie geliebt hat, hält ihm seinen Wankelmuth vor, seine Gleichgültigkeit, die so weit ging, daß er um ihre Liebe für den Bruder warb, und endlich gesteht auch sie, was der beleidigte Stolz so lange verschwiegen hatte, das Geheimniß ihrer ersten Liebe zu ihm. Albana reißt sich von Enrico los, der ihre Hand fassen will und der Arzt, der den Schlag für entscheidend hält, erklärt, nie werde Licht in des Kranken Haupt zurückkehren, wenn dieser Wetterstrahl es nicht entzündet habe.

Beym Anfange des dritten Akts will die Albaneserin Syracus verlassen und zu ihrem Vater zurückkehren. Durch Entfernung hofft sie ihr Herz, über dessen plötzlich veränderten Zustand sie sich übrigens täuscht und nach ihrer Natur auch täuschen muß, in treuer Liebe zu Fernando zu bewahren. Jetzt, wo sie sich von dem Sturm des Augenblicks wieder etwas erhohlt hat, erschrickt sie bey dem Gedanken an ihr Geständniß. Der Arzt scharft ihr die Nothwendigkeit ein zu bleiben, und den Kranken noch ein Mahl zu hören, widrigen Falls sey ein Rückfall in die Raserey zu befürchten. Albana kämpft mit sich selbst, kann Fernando nicht lassen und rafft sich besonders durch den Gedanken auf, daß er (Enrico) ihre Neigung verstanden und dennoch — dennoch verschmäht habe. Sie sagt entschlossen: Zu Niedrigem nicht steigt Albana nieder; das Herz, das er verwarf, verwirft ihn wieder. Der König, eintretend mit Enrico, wiederholt verstärkend die Gründe des Arztes, um Albana in Syracus zurückzuhalten. Im Feuer des Gesprächs kommt Enrico so weit, daß er laut bekennt, er habe seine Liebe zu Albanen nur darum unterdrückt, weil ihm Fernando mit demselben Geständniß zuvorgekommen sey. Darauf folgt die rührende Klage: „Nichts ist auf Erden mein mehr, nichts ist übrig vom Bewusstseyn meiner Würde, nichts von der Tugend Kraft ist mir geblieben, als das Geheimniß, daß sie da gewesen. Im Kampf es zu bewahren, fiel mein Geist.“ Albana, die den Egoismus ihrer stolzen Seele mit diesem Wunderwerke der Bruderliebe verglichen hat, fühlt sich vernichtet durch die Entdeckung des Abstandes, und ins

dem sie zu seinen Füßen der verkannten Größe die außerordentlichste Genugthuung gibt, glaubt sie ihm dadurch selbst wieder näher zu kommen. Sie bekennt, daß die Liebe, welche sie als Jungfrau unterdrückte, in ihr als Witwe noch erhöht sey durch den Heroismus der heldenmüthigen Selbstüberwindung Enrico's. Der Vater, obwohl er an den Fluch Camastro's denkt, willigt ein in die eheliche Verbindung der Liebenden. Enrico ist außer sich vor Entzücken. Der Kanzler, angemeldet durch Leontio, erklärt Vollziehung der Ehe zwischen Enrico und Albana für unmöglich, so lange nicht der Tod Fernando's durch das fehlende Haupt desselben canonisch erwiesen sey. Noch dringender, als das erste Mal im ersten Akt, redet er von Don Manuel, der auf dem Wege sey, dem Könige die Waffen Fernando's aus Tunis zu überliefern. Ebenfalls gedenkt er, nur jetzt bestimmter als früher, des Ritters, der als einziger Zeuge vom Tode des Infanten den Herzog begleite. Der König läßt den Herzog an den Hof laden.

Den vierten Akt eröffnen Benvolio und Leontio mit einem Gespräch über die außerordentliche Bewegung, welche das Erscheinen des Don Manuel und seines Gefolges in Syrakus hervorbringe, besonders der Anblick der Waffen Fernando's. Enrico, tief bewegt auf das Geschrey: „Es lebe Fernando!“ schenkt dem Arzt zum Andenken einen Ring mit verschlossenem Gift, denn durch dieses pflegten sich die Herrscher Siciliens aus maurischer Gefangenschaft den Weg zur Freyheit zu bahnen. Der Arzt erklaunt über die Seelenstärke, mit welcher Enrico diese Linderungsmittel seiner Qual verschmähte. Es versteht sich von selbst, daß der Arzt damit lediglich auf solche Zeiten anspielt, die Enrico, trotz der Heftigkeit des Kampfes, die Besonnenheit nicht rauben konnten, denn Wahnwitz und Selbstüberwindung widersprechen sich. Don Manuel erscheint, begleitet von Rittern. Seine Rede, die er selbst ein Gemisch von Wahrheit und Lüge nennt, bewegt den König und auch Enrico auf mannigfaltige und oft auf eine erschütternde Weise. Er erzählt, wie Fernando und ein Ritter, der Calabres Orlando, durch die Tuneser von den Ihrigen getrennt, umsonst versuchten, das sichere Jenseits des Dorillo zu erreichen; darauf zurückgeworfen an das Ufer, die Kleider wechselten, die sie schon vorher, um leichter neben dem leeren Kahne schwimmen zu können, in denselben gelegt hatten; wie der Calabrese von einem Pfeile getödtet und Fernando in die Sklaverey nach Tunis fortgeschleppt worden.

Er selbst, Don Manuel, habe seine Jugend am spanischen Hofe verlebt und um die Rechte des enthaupteten Vaters auf Sicilien, die in ihm, dem Sohne, fortlebten, mit Nachdruck behaupten zu können, sey er in Verbindung mit Almansor getreten. Von seiner Macht unterstützt, habe er entweder als Fernando selbst oder als Vollzieher seiner Rechte auftreten wollen. Ein sicilianischer Sklave, der in Tunis lebte, sollte ihm als Werkzeug für seine Absichten dienen. Dieser Sklav ist Fernando selbst, als Beyde einander näher kennen lernen. Fernando bittet ihn, blos dadurch an Basil Rache zu nehmen, daß er ihm den todtgeglaubten Sohn zurückführe. Diese Rede mußte um so mehr den tiefsten Eindruck machen, da sie Beglaubigung erhielt durch die Waffen Fernando's, die Don Manuel dem Könige zu Füßen gelegt, so wie durch die eingestreuten Charakterzüge, die in der vollkommensten Übereinstimmung mit dem Gemüth des vermeinten Todten standen. Die Verwirrung steigt, bis endlich der König klare Bestätigung des Gesagten verlangt, weil diese nothwendig sey für die bestimmte eheliche Verbindung zwischen Enrico und der Albaneserin. Bei dieser Erklärung verwandelt sich der sicilianische Ritter, der allein nach dem Abtreten der übrigen zurückgeblieben ist, auch sein Bistie nie gelüftet hat, plötzlich in Fernando. Don Manuel hat ihn wirklich zurückgeführt. Mit dem Ausbruch: *Schlange! Schlange!* macht er dem Schmerz der Eifersucht Luft. Albana wird durch das Gerücht und jetzt auch durch das Geräusch herbegezogen. Fernando umarmt sie, nennt sie sein Weib. Basil denkt mit Entsetzen an den Fluch, Enrico, den der Gruf „Schlange“ desto tiefer verletzen muß, je qualvoller er die Bitterkeit des ersten freywilligen Opfers gekostet hat, antwortet dem Bruder als Ritter mit dem Schwerte in der Hand. Fernando will gleichfalls ziehen. Albana besänftigt Enrico mit dem Zuruf: Bruder! Held im Kampf der Liebe! Freund der Geliebten! Das Schwert ensinkt ihm. Albana fordert Enrico auf, das zu verdienen, was sie gab. Die angeborne Weichheit Fernando's löst sich auf in den Ausruf: Leonore!

Göttergleiches Weib! Er ist entschuldigt, er liebte dich! den Himmel! O, muß ich leben, so ihn zu vernichten! Der König nimmt Enrico's Schwert aus Albana's Hand und läßt ihn verhaften.

Der Anfang des fünften Actes macht bekannt mit dem Entschlusse des Königs, Enrico in Begleitung Don Manuels und des Arztes nach Norwegen zu schicken. Der Gedanke an Brudermord durchfährt den Vater. Ehe will er, wie König Lajus, selbst Hand an Enrico legen — so phantastirt er einen Augenblick — um dem schrecklichsten aller Gedanken zu entrinnen, dem Gedanken an den verkündigten Fluch, den er frevelnd auf sein Haupt geladen. Dem Verhängnisse gegenüber scheint er kaum noch Mensch, wie er sich aber wieder als Vater begreift, besonders als Vater des ihm so ähnlichen Enrico, gewinnt die Natur ihre Rechte zurück. Fernando, durch den Arzt von der Größe des Opfers unterrichtet, das ihm Enrico gebracht, darf kein zweytes fordern, das fühlt er klar. Vom Kanzler hört er, daß nur der Tod seine Ehe mit der Albaneserin lösen könne, und der Vater mit schwarzen Gedanken gegen Enrico umgehe. Dadurch wird er fest in seinem Entschlusse, für die Liebe der Albaneserin und Enrico's zu sterben. Albana will durch Übersendung einer Kette Abschied von Enrico nehmen, im tiefsten Schmerze klagt sie: O du Herr der Herzen, warum ist Liebe — Liebe und Tod nicht Eins? Leontio, mit dem sie gesprochen, meldet die Ankunft Enrico's. Das Gespräch ist offen, warm, fortreißend. Albana sagt:

„Dich nur, nicht deine Lieb' entziehe mir,  
Denn sie nur gibt mir Kraft, dich zu entbehren.“ Später:

„Mein bist du, Jüngling, mein auf ewig! Stirb  
Mit dem Gefühl — dort finden wir uns wieder.“

Jetzt geräth Enrico außer sich, eine herrliche Natur geht unter — es ist schmerzhaft dies sagen zu müssen — in dem höllischen Gedanken des Brudermordes. Er will Fernando Gift geben. Da er den Ring verschenkt hat, verlangt er von Albana ein Schwert, um sich von einem Bruder und die Geliebte von einem Gatten zu befreien. Fernando tritt zwischen Beide und reicht Enrico sein Schwert. Der Ring Enrico's war aus der Hand des Arztes als neues Geschenk an Fernando gekommen. Dieser, nachdem er das Gift daraus genommen, sich opfernd für das Glück Aller, übergibt Enrico den Ring und stirbt bald nach Geständniß seiner That. Enrico kehrt das Schwert gegen sich. Der König macht dem Sohne Camastro's oder eigentlich dem Verhängniß Platz; er geht nach Norwegen, dem Sitze seiner Väter, mit den Leichen seiner Söhne. Die Albaneserin kehrt zu ihrem Vater zurück. Beide müssen ihren Schmerz überleben, damit der unerforschte Rathschluß des Himmels erfüllt werde.

(Die Beurtheilung dieses tiefdurchdachten, glänzend ausgeführten und in jeder Hinsicht höchst merkwürdigen Trauerspiels folgt in den nächsten Blättern. Man hat versucht, so weit es die Trockenheit der Skizze erlaubte, den poetischen Faden durchschimmern zu lassen, der Anfang und Ende verknüpft, so wie die Motivirung des Ganzen. Wegen der Absicht wird man die Länge verzeihen.)

### A n z e i g e.

Im Musikverlage des F. F. Hoftheaters erscheint in einigen Tagen der vollständige Klavierauszug des Ballets:

Alfred der Große,

Musik vom Hrn. Grafen v. Gallenberg. — Gegenwärtige Auflage dieser mit so großem Beyfall aufgenommenen Balletmusik enthält alle für das hiesige Theater gemachte Zufüge und Verbesserungen, und wird unter der unmittelbaren Aufsicht des Hrn. Verfassers selbst besorgt, weshalb sie vor jeder anderen früher erschienenen Ausgabe wesentliche Vorzüge hat, und von ihm für die einzig echte erklärt wird.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 16. May 1820.

59

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 3 fl. halbe und 6 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Mädchen am Sonnenstein.

Von Joh. Rud. Wyß, d. ält.

Balthasar und Petronella waren beyde arm, sehr arm, so daß sie ihres Unterhaltes nicht auf acht Tage hinaus sicher waren, so bald sie ihren Dienst verlassen würden. Das hinderte aber keineswegs, daß sie sich mächtig in einander verliebten. Denn die Liebe fragt, wie Hagedorn gründlich lehret, wenig nach solcher Kleinigkeit. Der Arme läßt sich kein graues Haar darum wachsen, ob er auch eine Familie redlich zu nähren vermöge. Er heirathet, und überläßt die Erhaltung seiner Kinder dem lieben Herrgott, barmherzigen Menschen, und da, wo Gemeinden sorgen, der Gemeinde. Es gibt Leute, welche im vollem Ernste vermuthen, die Armen haben auch eine Seele. Sollte das wahr seyn, so wär' es human, vielleicht auch klug, wenn diejenigen, welche denken können und bisweilen gar empfinden, dafür sorgten, daß Arme auch empfinden und denken lernten. Durch diese einzige Fürsorge würde eine große Menge des Elendes aus dem Staate verbannt.

So weit hatten es unser Balthasar und unsere Petronella vor der Hand nicht gebracht. Sie wurden Mann und Frau, und dachten, unser liebe Herrgott könne weiter sorgen; oder sie dachten auch nichts.

Aber jetzt ging ihnen das Wasser an die Kehle. Aus einer sehr armen Gemeinde des Kantons Glarus gebürtig, hatten sie von da herzuwenig zu hoffen, und das Brot wollte auch nicht vom Himmel regnen. Sie mochten gern beyammen wohnen, und das war natürlich. Aber niemand wollte ihnen eine Wohnung einräumen, weil man fürchtete, am Ende des Jahres keinen Miethzins zu erhalten, und das war auch natürlich.

Beide waren indessen weder auf den Kopf gefallen, noch träge. Die Noth lehrte sie nun, was kein lebendiger Mensch sie gelehrt hätte, denken und überlegen. Da dachte nun Balthasar: hier stehet ein Haus, da ein Haus, dort ein Haus. Alle diese Häuser waren nicht immer da. Es kam hier einer, da einer, dort einer, der nirgends Raum fand, errichtete sich ein

Obdach, zog ein mit seinem Weiblein, und ließ sich's mit demselben wohl behagen. Nun, ich kann's auch!

Er nahm seine Weidtasche und seine Flinte, durchstreifte das Gebirge weit umher, und suchte sich ein bewohnbares Plätzchen aus. In einem fernem, einsamen Thälchen, das ringsumher durch Anhöhen und Berge geschützt war, fand er einen Felsen, an dem sich die Mittagssonne warm brach, und unten im Felsen eine Höhle. Neben demselben hüpfte aus einem lieblichen Wäldchen ein Bächlein fürtrefflichen Quellwassers hernieder, und unten rieselte er freundlich durch eine natürliche Wiese voll Gras und duftender Blumen, bis er einen kleinen spiegelhellen See bildete, über den sich wieder grüne Bäume neigten. Neben der Felsenhöhle stand ein großer Granitblock, wie durch einen gütigen Geist dahergetragen, und Sträucher und hängende Pflanzen spielten im heitern Grün und angenehmen Formen darüber. Es war eine wahre Idylle für einen Gekner'schen Pinsel, welcher nur eine Gruppe von Menschen und Ziegen fehlte, mitten in der wilden Gegend, und majestätische Eisgebirge begrenzten die Aussicht. Balthasar jauchzte vor Freude, daß es von Felsen zu Felsen hallte. „Da," sprach er, „bau ich mir eine Hütte, und ziehe mit meinem Weibe hinauf, und bekümmere mich nicht um die Welt. Bekümmert sich die Welt doch auch nicht um mich. So warm und lieblich wohnt mancher im Thale nicht."

Fröhlich sprang er bergunter, wie das Bächlein vom Felsen, und pffif und sang auf dem Wege. Petronella bedurfte keiner mühsamen Überredung, konnte sie nur zu ihrem Manne ziehen. Sie machten sich auf mit Werkzeugen und etwas ärmlicher Kost, griffen das Werk an, und arbeiteten muthig fort. In ein Paar Tagen stand etwas vor der Felsenhöhle, das einer Hütte gleich. Es war ihnen für's Erste genug. „Nicht jeder," sprach Balthasar, „kann wohnen wie der König Nebukadnezar. Kommt Zeit, kommt Rath! Nach und nach, Nella, kommt's schon besser. Unterdessen begnügen wir uns, und ziehen ein. Wenn uns niemand hilft; so plagt uns auch niemand."

Sie kehrten zurück in's Thal, hohlten sich neuen Mundvorrath mit einigen Bretern, und eilten wieder hinauf. Sie postirten drey Breter auf den Felsenboden in der Höhle, sammelten trockenes Moos, und das war ein Bett. In ein anderes Bret schlug er vier Beine, Stücke einer durren jungen Tanne, nun hatten sie einen Tisch. So entstand auch eine Bank, und damit war ihr Zimmer möblirt. Jetzt hohlten sie ein's um's andere, ihr Arbeitsgeräth, ihr Küchengeräth, alles im schönsten Verhältniß zu den Mobilien, und zogen für immer ein, weit zufriedener und glücklicher als der König Nebukadnezar. Sie arbeiteten aber auch mehr; denn zu gleicher Zeit mußten sie Arbeit in's Thal liefern, um oben nicht vor Hunger zu sterben, an ihrer Wohnung fortbauen für den Winter, sich Garten und Pflanzungen anlegen, und überall schaffen, was nicht war. Alles gelang, weil sie wenig verlangten, und viel thaten.

Das Kostbarste, was sie besaßen, war die Jagdflinte, mit der Balthasar, als ein sicherer Schütz, sich Fleisch zur Winternahrung, Fett, Federn zu einem Kopfkissen, Häute zum Verkauf, und Felle zur Decke erwarb. Und ein großes Glück ward ihnen dadurch, daß seine Mutter, die alte Grethe, ihnen eine ihrer zwey Ziegen abtrat.

Der Winter kam und ging. Lang war er, doch überlebten sie ihn ganz erträglich, wunderten sich, wie er in dem geborgenen Flecke so gelinde war, und fasten neuen Muth. Als der Frühling kam, und die Wiese grünte, und die Blumen glänzten, und die Bäume sich kleideten, und die Vögel in den Zweigen sangen, und die Ziege zur Weide gehen konnte, so freueten sie sich, wie sich der König Nebukadnezar nie gefreuet hatte.

Balthasar ging frisch an's Bauen, und machte, wie er im Herbst Fürsorge für die Ziege gethan hatte, nunmehr einen Verschlag für seine Mutter, die sich aus Liebe entschlossen hatte, hinauf zu kommen. Nella besäete den Garten, besorgte mehrere Pflanzungen, und beyde arbeiteten dazwischen um's liebe, tägliche Brot im Thal. Aber wenn sie am Abend ausruben und still bey einander seyn konnten, so waren sie froher als der König Nebukadnezar, der weder Arbeit, noch Ruhe, noch eheliche Liebe kannte.

Mutter Grethe ward feyerlich herausgehohlet, und mit einem Berghasen bewirthet. Es schauerte ihr in dieser Einöde, wo etliche Stunden weit keine Menschenseele zu finden war; denn sie hielt viel auf Konversation. Doch faste sie sich, weil sie bey ihrem Sohne lebte. Durch sie ward die Kolonie um den dritten Theil ihrer Einwohner vergrößert, und um die Hälfte lebendiger gemacht, denn Mutter Grethe besaß die Gabe der Unterredung in reichem Maße, und war eine freundliche Frau, die ihren Sohn und ihres Sohns Frau herzlich liebte, obgleich diese sehr arm war. Mit ihrer Ankunft besserte sich die Lage der jungen Eheleute, denn, wie wohl auch dürftig genug, brachte sie doch manches nützliche Stück Hausrath und Leinwand, auch ihre zweyte Ziege mit, hatte guten Rath, war sehr geschick, an Thätigkeit eine rechte Ameise. Die hier einsam überwinterte Ziege hatte große Freude, ihre alte Meisterinn und ihre gute Freundin wieder zu sehen.

Der Sommer ging glücklich vorüber; und nun kam ein Töchterlein zur Welt, ein kleines, liebliches Ding. Der erfreute Vater lief in's Pfarrhaus, die Taufe zu besorgen.

„Wie soll das Kind heißen?“ fragte der Pfarrherr.

„Rebecca, wie meine Base.“

„Wo wohnst du?“

„Am Sonnenstein.“

„Ich habe die ganze Gemeinde durchwandert, und keine Wohnung unbesucht gelassen, aber von dem Orte weiß ich nichts.“

„Das glaub' ich, ehrwürdiger Herr, ich hab' ihn selbst aufgebaut, und erst im verfloffenen Jahre. Er ist auch so weit von hier, und der Fußsteig ist so halbsbrechend für jeden, der sein nicht gewohnt ist, daß ihr uns wohl nie finden würdet. Noch ist keine lebendige Seele zu uns geklettert.“

Balthasar und Nella hatten Herzenswonne an dem kleinen Geschöpfe, das sie so hold anlächelte. Solche Wonne empfand auch der König Nebukadnezar nicht.

Der Tag der Taufe kam. Der Vater trug sein Kindlein auf dem Rücken sorgfältig hinunter. Mutter Grethe und Base Rebecca waren Patinnen, ein alter Vetter war Pathe, und Alles ward in der großen Bibel aufgezeichnet.

Mutter Grethe war noch eins so stolz, und trat gerader auf, seit dem sie Großmutter und Pathinn geworden. Sie hieß von nun an nur Großmutter, und der Name klang ihr süß in Ohr und Herz. Sie wartete des Kindes, wenn die Ältern um's Brot arbeiteten, gewann es daher noch lieber, und war eine treue Wärterinn, bey der Mütter hätten in die Schule gehen können.

Nun hatte sich die Kolonie schon verdoppelt. So rasch ging's in Amerika nicht.

Der zweyte Winter, der Frühling, der Sommer gingen glücklich vorüber. Hatte Grethe lange Weile, so verschwahte sie dieselbe mit ihrem Püppchen. Dieses wuchs und ward schön wie der liebe Tag, begann zu gehen und zu sprechen, betrachtete die Welt mit lebenvollen Augen, und machte Allen tausend Freude. Die Ziegen warfen ein Paar Junge, die lustig herumhüpften. Das Haus nahm an Bequemlichkeit, Sicherheit, und Umfang zu; das Umgebieth verschönerte sich, der Garten grünte, die Pflanzungen gediehen. Überall war Gedeihen.

Aber der Jammer verschonte dennoch die einsamste der Wohnungen nicht. Balthasar hatte sich im Klimmen zu sehr gewagt, stürzte den Felsen herunter, und lag ohnmächtig und hilflos im Thale. Als er nicht heim kam, ward den Frauen bange, sie suchten ihn, suchten ihn immer ängstlicher, und fanden ihn in seinem Blute liegen. Schreyend stürzten sie bey dem herzzerreißenden Anblick auf ihn. Er schlug die Augen auf, reichte ihnen die Hand, küßte sie, küßte sein Kind, und starb. Nedliche Thränen balsamirten den Leichnam.

Nun war die Lage da droben in der That traurig. Verlassen und einsam waren die Übriggebliebenen da, fern von allen Lebendigen, in der nun mehr schauervollen Einöde, die Mutter ohne Sohn, die Gattinn ohne Mann, das Kind eine vaterlose Waise, der Gram tief in aller Brust. Sie begruben den Sohn, den Gatten, den Vater unter lautem Wehklagen auf der Stelle, wo er lag, wälzten einen Stein auf's Grab, roh, aber mit Zähren geglättet, und gingen kummervoll und bitter weinend in die leere Hütte auf's schlaflose Lager zurück. Das Kindlein suchte den Vater überall, und rief ihn. Ach, er hörte nicht mehr! Das brach den Witwen das Herz, sie blickten nach der Grabstätte, trösteten das Kindlein, und weinten selbst.

Jetzt war die Frage, was sie anfangen sollten. Ob hier in der hilflosen Einöde bleiben, oder unter die Menschen zurückkehren? Aber was hatten sie, dürftig wie sie waren, unter diesen zu hoffen? Eine Hausmiethen zahlen, sich anständig kleiden, ihre Nahrung kaufen, das vermochten sie nicht. Betteln wollten sie auch nicht, dazu waren sie nicht verworfen genug. Ihre Habseligkeiten über den gefährlichen Bergsteig hinunter zu tragen, dazu fehlten die Kräfte; sie tragen zu lassen, dazu fehlte das Geld. Hier hatten sie doch nun ein sicheres Obdach, Weide genug für die Ziegen, ein Stück fruchtbares Land, ihr Hausgeräth auf der Stelle, keine Nothwendigkeit, sich für anderer Augen zu kleiden, und einen für ruhige Gemüther lieblichen Aufenthalt. Sie entschlossen sich zu bleiben, und hofften sich durch beharrlichen Fleiß ernähren zu können. Und die Geschichte muß es zur Ehre der jungen Witwe sagen, sie hatte die Wohnung lieb, die von ihrem Balthasar erbauet war, und daß



Thälchen, in welchem sie mit ihm so glückliche Tage verlebet hatte; und sie vermochte es nicht über ihr Herz, dessen theure Grabstätte zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Dreysylbige Charade.

1.

Es hauset auf des Meeres Wogen  
Und auf der Berge Felsenhö'n,  
Mit Toben kommt es hergezogen,  
Doch kann's kein sterblich Auge seh'n.  
Es dringt auch in die niedern Auen  
Und in der Thäler stille Bucht,  
Der Landmann hör'ts mit bangem Grauen  
Und bethet für des Feldes Frucht.

2. und 3.

Es schuf die Mode unsern Bau  
Und ändert oft die Flaggen,  
Denn bald soll Gelb, bald Grün, bald Blau  
Die Schönen schöner machen.  
Zwar scheinen manchem Mädchen oft  
Wir eben nicht zu frommen,  
Doch sehnt sie heimlich sich, und hofft  
Bald unter uns zu kommen.

### Das Ganze.

Siehst du dort auf schroffem Hange  
Jener Burg zerstörte Wehr?  
Muthig trohte sie und lange  
Der Belag'rer kühnem Heer.  
Felsen rollten, Bolzen schwirrten,  
Kolben sausten, Schwerter klirrten,  
Um der Stürmer Muth zu beugen;  
Doch den Hohn im stolzen Blicke,  
Sprengten sie die Kettenbrücke,  
Und die Veste ward ihr eigen;  
Denn, ein Ketter in Gefahren,  
Kannt'n mich die wackern Scharen.

J. L.

### Schauspiel.

#### Die Albaneserin.

(Fortsetzung.)

Es sey erlaubt, vor allen Dingen den Gesichtspunkt anzugeben, nach welchem die folgende Beurtheilung abgefaßt ist. Ein jeder Dichter zeichnet sich durch die Eigenthümlichkeit seiner Natur aus, das Wesen der Dinge wird von ihm auf eine besondere Weise angeschaut und dargestellt, er läßt uns in der Schöpfung seines Geistes die Welt erblicken, wie sie ihm und gerade nur ihm dem Einzelnen erscheint. Daraus ergibt sich für alle aufrichtige Freunde des Schönen die angenehme Pflicht, diese Eigenthümlichkeit, die den Dichter als solchen beglaubigt, mit der offensten und herzlichsten Hingebung zu erkennen, ihn darin von allen nur möglichen Seiten zu empfinden, um so theilhaftig zu werden der neuen Schätze, die er als Beute von seinen geistigen Eroberungs-

zügen uns darbiethet. Bey einer solchen treuen und innigen Auffassung gelingt es unfehlbar, alle, selbst die verschiedensten Geister in uns aufzunehmen, denn sind nicht alle wahre Dichter Kinder eines und desselben Hauses? Oder dürfen wir, wenn es auf ein Beyspiel von Gerechtigkeit ankommt, *Fouquet's* phantasiereiche Darstellungsgabe der ritterlichen Sagenwelt an und für sich darum weniger schätzen, weil unser Sinn nach seiner besondern Weise die Spiele mit den Reizen der frischen Gegenwart vorzieht? Und, um für diesen Gegenstand noch eine Frage zu thun, steht es uns wohl an, ziemt es unbefangenen Gemüthern, deshalb *Werners* lebendiger Tiefe ihren Preis zu versagen, weil er nicht darauf ausgeht, dem herrschenden Zeitgeschmacke zu schmeicheln, sondern mitunter wohl allzu absichtlich seinen Widerstand gegen denselben mit einer befremdenden und nicht immer erlaubten Willkühr in einzelnen Formen und Wendungen ausspricht? Auf diesem Wege, den nur kleinliche Parteygänger einschlagen können, wäre es auf immer geschehen um den hohen Beruf der Poesie, die verschiedensten Bestandtheile der Menschheit bildend darzustellen, in einander zu verschmelzen und dadurch eine Geschichte von dem Geiste unsers Geschlechtes zu liefern, die zugleich vor dem Auge der kältesten Vernunft als ein Spiegel der Welt dastehen darf. Deshalb also, weil man dem einzelnen Dichter nicht Unrecht thun kann, ohne zugleich dadurch die Rechte seiner Brüder zu kränken, soll diese Beurtheilung überall durch ihren Ton nicht sowohl den Verfasser des genannten Trauerspiels, der unserer Vertheidigung nicht bedarf, als vielmehr in ihm die Poesie selbst zu ehren suchen.

Bekanntlich gehört die *Albaneserin* zu jenen Werken, die man durch den Namen der *Schicksalstragödien* bezeichnet und die deshalb nicht überall in gutem Rufe stehen<sup>\*)</sup>. Es kommt jetzt darauf an, eine Vorstellungsart zu entwickeln, nach welcher die dichterische Behandlung des Schicksals mit der Lehre des Christenthums sich vereinigen läßt. So viel ist klar, daß blinde Nothwendigkeit und sittliche Freiheit, wenn sie in der Schärfe vollendeter Abstraktion einander gegenüber gestellt werden, sich schlechterdings ausschließen. Der Verfasser der *Albaneserin* weiß das so gut als irgend ein Mensch hier oder anderswo; es beweist also nur die Beschränktheit eines Recensenten, wenn er seinen Gegner nicht anders widerlegen kann, als durch das Unterschieben eines offensbaren Widerspruchs. In solcher Blindheit des Urtheils scheint fast die Blindheit des alten rächerischen *Fatums* wieder auf die Welt zu kommen. Ein ähnlicher Unfall wird am besten vermieden auf dem Wege einer geschichtlichen Ansicht; denn man begreift die Gedanken der Vorwelt doch nur in so fern, als man ihren Ursprung und ihre allmähliche Auszubildung zu fassen sucht.

Die Götter der Griechen hatten als versinnlichte Naturkräfte für die Vorstellung zwar ein übermenschliches, aber doch nicht unbegrenztes Vermögen. Der Gedanke des Schrankenlosen konnte unmöglich haften an den gerundeten Bildern der Phantasie. Wie der Glaube an diese Götter entsprungen war aus der schauervollen Lust an den mannigfaltigen Erscheinungen der Natur, verbunden mit dem unwillkürlichen Streben, den Zusammenhang derselben durch ein Familienband der himmlischen Wesen zu versinnlichen; so mußte der mächtig aufgeregte Sinn nach und nach ahnend, fragend, forschend über die Grenzen hinausgehen, die ihm früher genügt hatten, er fühlte sich angewiesen auf etwas Unendliches, Unbedingtes, ohne deutliche Begriffe und Zeichen dafür zu haben. Der Geist der Philosophie regte sich mit einem Worte als Instinkt. Das tiefe aber dunkle Gefühl von einer Macht, die jede andere beherrscht, der selbst die Götter gehorchen müssen, erzeugte sich von selbst auf diese Weise, eine unbegreifliche Nothwendigkeit, die Tochter der Nacht, wie sie auch hieß, war die Hülle, in welcher das Geheimniß einer sittlichen Weltregierung von den staunenden Gemüthern verehrt wurde. Man darf nur die Rangordnung der Götter betrachten, das Verhältniß der Menschen zu ihnen, den Einfluß des *Fatums* auf das Leiden und Handeln der Sterblichen und Unsterblichen, so muß auch der Wahn schwinden, als habe eben dieses *Fatum* nur für

<sup>\*)</sup> So z. B. nicht bey *Hrn. Wih. Hebenstreit*. Auf die Einwürfe, die derselbe gegen die *Schicksalsidee*, wie überhaupt gegen die vorstehende Tragödie in Nr. 54 des *Konversationsblattes* vorgebracht hat, wird im Folgenden vielfältig Rücksicht genommen.

eine physische Nothwendigkeit gegolten ohne allen sittlichen Inhalt. Der kindliche Mensch geht bey seinen Ansichten über den Grund der Dinge immer nur von praktischen Bestimmungsgründen aus, die reine Spekulation ist ihm durchaus fremd, die Regungen seines Gemüths leben selbst in solchen Verrichtungen des Geistes noch fort, die wir nur allzugern ausschließend auf die Rechnung trockener Abstraktion setzen. Mit hin läßt sich auch behaupten, es habe bereits im Fatum der Alten der Keim des Glaubens an eine sittliche Weltordnung gelegen, und die Einwirkung der austheilenden Gerechtigkeit, welche wir Gott zuschreiben, sey eben darum von den Dichtern in den Begebenheiten einzelner Menschen und Familien so andächtig empfunden und dargestellt worden, weil die Phantasie noch auf der wundervollen Brücke zwischen dem Endlichen und Unendlichen mit ungehemmter Freyheit sich ergehen konnte.

In einem entgegengesetzten Verhältniß steht zu dem Kunstgebrauch die vollkommene systematische Ausbildung der christlichen Religionsphilosophie. Ihre Grundbegriffe sind so streng begrenzt, der Zusammenhang derselben ist so unendlich zart und innig, die Höhe des Ganzen wirkt auf den betrachtenden Geist mit einem so außerordentlichen Nachdruck, daß der Dichter sich gezwungen sieht, wenn er anders ein fortgehendes und lebendiges Gefühl dieser übersinnlichen Welt erregen will, ihr mit freywilliger Selbstbeschränkung für seinen Zweck nur die günstigsten Seiten abzugewinnen, die in der irdischen Farbengebung am wenigsten von ihrer ursprünglichen Herrlichkeit verlieren. Er hat seine Pflicht vollkommen erfüllt, sobald das überlieferte Abbild nur lebendig an das darzustellende Urbild erinnert. Zu diesen Urbildern, die sich durch keine poetische Kunst in der Fülle ihrer Bestimmungen wiedergeben lassen, gehört besonders die Idee der göttlichen Weltregierung oder Vorsehung. Kein Dichter, auch der größte nicht, kann den unmittelbaren, allgegenwärtigen Einfluß derselben auf eine genughuende Weise verständlich machen. Soll er aber deshalb die Einwirkungen der höhern Weltordnung gar nicht in den Kreis seiner Darstellung ziehen, damit eine schwache Philosophie kein Ärgerniß daran nehme? Keinesweges. Er hilft sich vielmehr dadurch, daß er die Vorsehung lediglich von der Seite eingreifen läßt, nach welcher sie einen vernünftigen Zusammenhang zwischen unsern Schicksalen und unsern Thaten unwiderstehlich durchführt. Die Tragödie, die er für diese Ansicht aufstellt, ist nichts als ein poetisches Gleichniß der Vorsehung, eine künstlerische Darstellung von dem Parallelismus der zwey Welten, innerhalb deren das Gemüth des Menschen sich bewegt. Der Schein der blinden Nothwendigkeit entsteht bloß daher, weil dem Gange der tragischen Handlung überall die Spuren der strengen Gesetzmäßigkeit eingedrückt seyn müssen, um den betrachtenden Geist durch fortlaufende Beispiele an die höhere unverletzliche Ordnung zu erinnern. Ja, die menschliche Freyheit kann schon darum nicht für aufgehoben gelten, da vielmehr eben in der Schicksalstragödie, wie ganz deutlich in der Albaneserin, erst mit dem Mißbrauch der Freyheit das ganze Triebwerk des Stücks zu arbeiten anfängt und in dieser Bewegung so lange beharrt, bis mit der erfüllten Androhung das gestörte moralische Gleichgewicht wieder hergestellt ist.

Auf diese Art läßt sich die Schicksalstragödie allerdings in Einklang setzen mit den Lehren des Christenthums. Es ist nämlich zwischen dem Fatum der Alten und der göttlichen Vorsehung in so fern eine Vergleichung möglich, als auf die analogen Gemüthszustände gesehen wird, welche dort die dunkle Ahnung, hier die deutliche Erkenntniß einer höhern Ordnung hervorbringt. Eigentlich bleibt die Hauptsache immer dieselbe, nämlich die Erhabenheit eines unumstößlichen Gesetzes, nur wird dieses mit verschiedenen poetischen Organen empfunden. Die Weise der alten Welt war dabey höchst natürlich, die Phantasie wurde gerade durch das Dunkel des Gegenstandes aufgefordert, sich emporzuschwingen, der Geist fühlte darin eine Erhebung. Umgekehrt, muß er bey der christlichen Ansicht desselben Gegenstandes sich von den lieb gewonnenen Abstraktionen losmachen, damit die Phantasie den überlieferten Text aus der Verstandeswelt nach ihrer freyen Weise auslegen könne. Diese Aufgabe zu lösen, ist freylich nicht Jedermanns Sache, lieber erklärt man die Zumuthung ohne Weiters für einen Abweg.

Dem gegenwärtigen Unternehmen, die Ansichten vom heidnischen Fatum und der christlichen Vorsehung zum Behufe der Poesie in Einstimmung zu bringen, tritt die Er-

Klärung des Hrn. Hebenstreit sehr bestimmt entgegen. Sie läßt sich indessen leicht aus dem Wege räumen. Er sagt: „Das Fatum der Alten war durchaus nichts anders, als die das Ganze oder den vorher berechneten Zusammenhang des Ganzen beherrschende Nothwendigkeit.“ Dieser Begriff verräth deutlich seinen modernen Ursprung. Wie viel Geist man auch den Alten beylegen mag, so darf man ihnen doch, um bildlich zu reden, nicht Bekanntschaft mit einer solchen überaus feinen Rechnung des Unendlichen zuschreiben, nach welcher sie in jedem Ereigniß nur ein Produkt von unzähligen Faktoren erblickten, von denen jeder wieder eine eigene rückläufige Reihe von Größen in derselben Verbindung bildete. Die Ansicht des Hrn. Hebenstreit kommt ganz der Darstellung gleich, welche man über das Wesen der Dinge in dem berüchtigten système de la nature findet und zeigte sich der geschätzte Recensent in seiner Kritik nicht durchgehend als ein so wärmer enthusiastischer Verehrer des Christenthums, westwegen er großes Lob verdient, so könnte man auf die Vermuthung kommen, er habe seine Meinung vom Fatum der Alten aus jenem französischen Werke geschöpft. Denn sobald „der vorher berechnete Zusammenhang des Ganzen“ weiter zur Sprache gebracht wird, was kann er vernünftiger Weise im Sinne der Alten heißen? Eine Vorherbestimmung aller Dinge, denn umsonst steht doch der Besatz „vorher“ nicht da? In diesem Falle müßte also, damit der Mensch eben recht als blindes Werkzeug erscheine, und nirgends ein Begriff des Christenthums einspiele, nur ein rein mechanischer Zusammenhang für die Vorstellung des Fatums angenommen werden. Die Annahme einer solchen consequenten Denkweise widerspricht aber schnurstracks dem lebensfrohen Sinne der Griechen, der Popularität ihrer Auffassung, der Heiterkeit ihrer Religionsbegriffe, der Beweglichkeit ihrer Phantasie, die selbst das Todte zum Mitgefühl des Lebens zwang. Auch hätte sich bei dieser Voraussetzung der Gedanke von der vernunftmäßigen Einheit der Weltordnung viel früher zur Klarheit entwickeln müssen, als es nach der Geschichte der Philosophie geschehen ist.

Es ist kein Einwurf, wenn Jemand sagen wollte, blinde Willkühr des Schicksals breche doch oft durch in den Begebenheiten, die den griechischen Tragödien zum Grunde liegen. Ein Beispiel wird die Sache deutlicher machen. Laios zeugte den Oedipus, verführt durch den Rath thörichter Freunde, wie Aeschylus es darstellt; Euripides nennt als Beweggrund Wollust und Weinrausch, und Sophokles gibt durch sein Stillschweigen zu verstehen, es habe einmahl so kommen müssen. Hat nun Sophokles etwa dadurch die Geschichte des Oedipus außer allen Zusammenhang mit der sittlichen Weltordnung setzen wollen? Dachte er irreligiöser als Aeschylus und selbst Euripides? Nimmemehr. Er stellte ja durch sein Schweigen die Erhabenheit des Schicksals nur desto herbedter vor, indem er in den Gemüthern den Glauben anrief, es walte über dem Menschenleben ein Wille, dessen Zügungen sich nicht erforschen lassen, obwohl diese darum nicht weniger mit menschlicher Sittlichkeit zusammenhängen, als jene Rathschlüsse, deren Vollstreckung sich deutlich auf irgend eine bestimmte Handlung bezieht. Das Verfahren des Sophokles war in diesem Falle gerade poetischer als die Weise des Aeschylus und Euripides, weil er der Ahnung der sittlichen Weltordnung einen freieren Spielraum ließ. Und so mag es sich überall verhalten mit jenen Rathschlüssen, die nur deshalb blind scheinen, weil denjenigen die Augen fehlten, die sie betrachteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Verbesserung.

Seite 470 Zeile 15 ist zu lesen Paroxysmus für Paroxismus, und S. 471 B. 4 edelmüthigen für heldenmüthigen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### Mode.

Donnerstag, den 18. May 1820.

60

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Das Mädchen am Sonnenstein.

Von Joh. Rud. Wyß, d. ält.

(Fortsetzung.)

So blieben sie. Natürlich hatte das Kindlein den Vater bald vergessen, ward munter, und hüpfte umher wie ein Zicklein. Es lernte mit Schnelligkeit sprechen, weil ihm die Großmutter eine treffliche Lehrerin war, die Freude der Witwen wuchs es gesund und lieblich auf. Die Ziegen vermehrten sich zu einer kleinen Heerde, die überflüssige Nahrung und Käse zum Verkauf lieferte. Die Witwen unterrichteten ihr Beckeli in allem, was sie selbst verstanden, und Beckeli lernte alles flink weg. Dazwischen hütete es die Ziegen, spielte mit ihnen, und lernte von ihnen klettern, indessen jene das Hauswesen, den Garten, die Pflanzungen und ihre Handarbeiten besorgten. Von Zeit zu Zeit ging Petronella in's Thal zur Kirche, setzte Handarbeiten und Käse ab, und kaufte dafür die unentbehrlichsten Bedürfnisse der Wirthschaft ein. Beckeli hatte großes, und immer größeres Verlangen, einmahl mit zu gehen, und die Welt zu sehen. Die Armllichkeit ihrer Kleidung ließ es nicht zu, und sie blieb oben, wo außer den Müttern keiner der Sterblichen sichtbar war. Jene verfüßten ihr aber den einsamen Aufenthalt mit Beschäftigung und Mutterliebe.

Die Großmutter besaß eine Bibliothek. Im Fache der Literatur und der Geschichte, der Land- und Hauswirthschaft, der Astronomie, Medicin, Chirurgie und Staatenkunde, hatte sie den hinkenden Bothen. Obgleich die acht Kreuzer, die sie alljährlich dafür bezahlen mußte, bey ihrer Dürftigkeit eine Summe waren, so konnte sie ihn doch nicht missen, und sie spann lieber, um sich die Summe zu verschaffen, eine oder zwey Wochen lang tief in die Nacht hinein beym Rienspan, als daß sie dieses unentbehrliche Buch, dieses Labfal ihres Geistes, diesen Trost in der Einsamkeit, entbehret hätte. Und man muß gestehen, dieses zur Bildung und Beglückung des Volkes so einzige Buch, ist mit einer so weisen und menschenfreundlichen Sorgfalt für das

Wohl der Völker ausgearbeitet, daß dieselben dadurch nicht anders als ein-  
sichtsvoll und tugendhaft und glücklich werden können. Mutter Grethe hätte  
deswegen lieber einen Monat bis Mitternacht fortgesponnen, ehe sie sich  
dieses Buch der Weisheit hätte nehmen lassen. Da konnte sie doch sehen, in  
welchem Zeichen es gut ist, Kinder entwöhnen, Haare abschneiden, Schröp-  
fen, purgiren, zur Ader lassen; welcher Planet Jahresregent ist, und was  
sich über und unter dem Monde zuträgt. „Denn!“ sagte sie, „wenn das alles  
nur Betrug wäre, so würde die gnädige Obrigkeit nicht zulassen, daß es  
gedruckt würde, nur um die armen Leute zu hintergehen, und in Kummer  
und Schaden zu bringen.“ Die gute Großmutter hatte nun freylich kein  
Kind zu entwöhnen. Allein sie meinte, es sey immer gut auf Alles gefaßt  
zu seyn, man wisse nie, wozu es mit einem in der Welt kommen könnte. Und  
da war sie klüger als mancher Staatsmann und mancher Hausvater. Haare  
wurden auch nicht abgeschnitten, sie wuchsen lang und schön. Allein man  
konnte doch an den Scheren sehen, wenn man die Schafe scheeren sollte,  
auf die man hoffte. Vom Schröpfen, Purgiren und Aderlassen war auch  
keine Rede. Alle waren höchst gesund, weil sie brav arbeiteten und im höch-  
sten Grade mäßig und einfach lebten. An ihnen hatten Apotheker und Ärzte  
keine so reiche Ernte, wie sie in der freyen Reichs- und Reichstags- Stadt  
Regensburg hatten. Dennoch war es auch hierin gut, die ungewisse Zukunft  
zu bedenken. Die irdischen Jahresregenten am Himmel waren ihr sehr werth,  
werther als die irdischen Regenten auf Erden, weil sie denselben weder zu  
gehörten, noch Abgaben zu bezahlen brauchte. Und die auferbaulichen Ge-  
schichten, welche bekanntlich dem Volke zur Geistes- und Herzensveredlung  
so trefflich dienen, waren ihre Lieblingslektüre in den langen Winter- Sonn-  
tagsabenden, und gaben Stoff zur Unterhaltung auf die ganze Woche. Die  
schönen Holzstiche, die schon für sich allein einen Kreuzer werth waren, stell-  
ten ihr dann die Sachen erst recht lebendig vor Augen, reizten auch Becke-  
li's Aufmerksamkeit sehr, und bahnten die reichhaltigsten Erklärungen an.

Im pädagogischen, philosophischen, theologischen und moralischen Fache  
bestand die Bibliothek aus einem A B C- Buch, mit goldenen Vögeln  
und Quadrupeden auf dem Deckel, das durch einen Schafziegenhändler  
von Bern gekommen war; aus den zweymahl zwey und fünfzig biblischen  
Historien des ehrlichen Hübner, mit Kupfern, und aus der großen Bibel,  
in welcher ihres Sohnes und der Kleinen Rebecca Geburt, Taufe und Pathen  
verzeichnet waren.

Für eine arme Frau konnte sie recht gut buchstabiren und lesen, ungleich  
besser, als mancher von Staat und Gemeinde bestellte und installirte Schul-  
meister. Sie las jeden Sonntag fleißig in der Bibel, und fand in ihr, zu-  
mahl nach ihres Sohnes schmerzlichem Tode, Beruhigung, Hoffnung, Ge-  
duld, und Ermunterung zu allem, was gut und recht ist. Im A B C- Buche  
lehrte sie ihr Beckeli buchstabiren und lesen, leider nur nach alt herge-  
brachter Weise. Sie wußte nichts von — s neuerfundenem, herrlichem Ge-  
heimnisse, die Kinder ohne das dumme Buchstabiren auf der Stelle ganze  
Wörter lesen zu lehren, sonst hätte sie diese vorzüglichste aller vorzüglichen  
Methoden mit beyden Händen ergriffen. Dennoch lernte das Kindlein in dem  
Buche mit goldenen Thieren, an denen es große Freude hatte, in einem

Jahre buchstabiren und lesen, und hätte es auch bey der alten Lehrart, vermöge seines guten Kopfes, in ein Paar Monathen gelernet, wenn das A B C-Buch selbst nicht so schlecht gewesen wäre.

Von dannen beförderte die geduldige Lehrerin das Kind zu Hübner's Historien; oder, wie man diese um beliebter Kürze willen nannte, (denn das Landvolk erspart sich, zumahl wenn ihm fremde Wörter aufgetischt werden, gern ein Paar Sylben), zur Stori. Da perfektionirte sich Beckeli im Lesen. Die Großmutter, durch den Instinkt ihrer Redseligkeit angetrieben, erklärte ihm das Gelesene, und zwar, als eine brave, vernünftige Frau, in der That auf eine faßliche, unterrichtende, lebendige, Verstand und Willen kräftig bildende Weise. So gut wird es den mit Auswendiglernen der Hübnerschen Historien gepeinigten Kindern in den meisten Schulen nicht, aus dem simplen Grunde, weil es so manchem Lehrer an aller Bildung, an gesundem Menschenverstand und moralischem Gefühle fehlt. Beckeli liebte bei solchen Erklärungen die Stori ganz außerordentlich. Sein junges Gemüth, welches in dem täglichen Einerley bei seiner Einsamkeit keinen Reiz mehr fand, wurde da in eine neue Welt, eine wahre Zauberwelt versetzt, faßte alles mit Innigkeit auf, und verarbeitete es mit der lebendigsten Phantasie. Vor Allem anziehend war ihm die Geschichte der Rebecca, seiner Namensverwantin, die mit Elieser zog, um den Isak zu heirathen. „Großmutter,“ frug es in seinem zehnten Jahre, „wenn ich groß bin, kommt zu mir auch ein Elieser mit goldenen Armringen, und frägt mich, ob ich einen Isak heirathen wolle, und führt mich zu ihm?“ Die Großmutter seufzete leise und antwortete: „Mein gutes Kind, wir sind sehr arm, und die Männer hohlen lieber die reichen Mädchen. Rebecca war eine steinreiche Jungfrau.“ Das war sehr untröstlich für die Kleine. Rebecca kam ihr nicht aus dem Sinne, und sie wünschte reich zu seyn. „Aber, Großmutter, wie sind denn die Männer?“ „So, wie du da in der Stori siehst.“ „Ich möchte doch auch gern Männer sehen. Die Mutter muß mich wahrhaftig einmahl hinabführen.“ „Es ist nicht möglich, mein Kind, weil du gar zu schlechte Kleider hast.“ Nun lechzete sie nach schönen Kleidern, und sah die ihrigen mit betrübten Blicken an. Sie that in ihrer Unschuld manche Frage von derjenigen Art, welche von den Müttern mit bewundenswürdiger Geistesgegenwart vermittelt einer Lüge beantwortet zu werden pflegen. Nur die Witwen, die an ihrem Kinde nicht zu Lügnerinnen werden wollten, hatten manchen harten Stand.

„Was hat der Erzvater Abraham da am Kinne?“ fragte sie ein andermahl. „Einen Bart.“ „Haben alle Männer Bärte?“ „Ja.“ Von nun an waren die Ziegen ihr noch einmahl so lieb, weil sie Bärte hatten. Aber in der Stori waren auch Männer ohne Bart. „Sieh, Großmutter! der da hat doch keinen Bart, und der keinen, und dieser auch keinen.“ „Sie haben ihn abgeschnitten.“ „Schneiden denn die Männer die Bärte ab?“ „Sehr oft.“ Beckeli ergriff eine Schere, ging hinaus, lockte die Ziegen herbey, lieblosete ihnen, und schnitt den meisten die Bärte hernunter. Am Morgen erschienen sie fast alle ohne Bart. „Ey Kind, was ist's mit den Ziegen geworden?“ „O, ich habe die Schere genommen, und ihnen die Bärte weggeschnitten.“ „Aber, liebes Kind, warum das?“ „Mutter, die Männer schneiden die ihrigen auch ab. Weiß du's nicht?“

Das gute Mädchen, das seit seinem Bewußtseyn nie einen Mann gesehen hatte, hatte mit ihnen viel zu schaffen, gestaltete dieselben in seiner Einbildungskraft oft sonderbar genug, und verglich sie immer mit seinen Ziegen, als den ihm bekanntesten lebendigen Wesen. „Großmutter, fragte es einmahl, haben die Männer auch Hörner, wie die Ziegen?“ „Nein.“ „Aber sieh da in der Stori, Moses hat ja solche.“ Hier war die gute Großmutter am Ende ihres Lateins. „Aber warum kommen keine Männer zu uns.“ „Der Steig ist zu mühsam und der Weg zu lang.“ „Wir könnten unten wohnen.“ „Wir sind zu arm dazu.“ Beckeli war traurig, daß sie so arm war.

Inzwischen wuchs sie empor, auch in der ärmlichsten Kleidung blühend. Ihre Neugierde wuchs mit den Jahren. Es fehlte ihr etwas, das sie nicht kannte. Weder Mutter noch Ziegen, so sehr sie beyde liebte, ersetzten es ihr. Sie stand oft auf der Warte, ob sie keinen Mann entdecke, ob kein Eliefer mit der Bottschaft von irgend einem Isak zu der harrenden Rebecca heraufstiege. Eliefer war in ihrer Imagination unauslöschlich. Und wenn er auch ohne goldene Spangen und Arminge gekommen wäre, sie hätte mit diesen, als Nebendingen, es so genau nicht genommen. Aber leider! Er kam gar nicht! Umsonst war sie schön, umsonst auf der Warte.

Den beyden Müttern entging das nicht; sie bekümmerten sich darüber, und sagten der Tochter oft, man könne recht gut ohne die Männer leben. Oft seyen die Männer auch recht böse, wie Kain, der seinen Bruder erschlagen hatte. Ihnen sey übrigens ganz wohl, sie haben Alles, wessen sie bedürfen. Beckeli auch. Doch Beckeli fand das anders, nur in ihrer Unschuld dünkte ihr, auf diese Weise lebe sich's doch nicht so recht gut. Möchte ihr aber dünken, was da wollte, es blieb beym Alten, kein Eliefer kam.

Dafür hatte sie mit der ganzen Kolonie einen Schrecken des Todes. Als sie eines Tages umherging und den Weg gegen das Thal erspähete, sah sie etwas Sonderbares von furchtbarem Ansehen herauftrampeln. Sie verbarg sich vor Schrecken und hielt sich zur Flucht bereit, war aber unfähig zu entfliehen, so sehr hatte der Schreck ihre Glieder gelähmt. Zum Glücke trabte das Ungeheuer seitwärts fort, ohne sie zu bemerken. Nach einiger Erhöhung flog sie wie ein Pfeil nach Hause, und stand bleich, bebend und athemlos da. Beyde Mütter wurden erschüttert. Sie fragten und fragten, fragten sehr ängstlich. Keine Antwort. Sie bespritzten das Mädchen mit Wasser, und erbleichten selbst, wähnend, ein trauriger Unfall habe es betroffen. Als es endlich wieder zu Athem kam, erzählte es, noch furchtsam um sich blickend, es habe ein schreckliches Thier gesehen, das einen zotigen Kopf habe, einen Höcker und einen Knittel auf dem Rücken trage, auf den Hinterbeinen gehe u. s. w. Die Angst der Erzählerin war noch immer groß; die Beschreibung war feurig und schauerhaft, und die erschrockenen Weiber wurden mit Grauen erfüllt. „Ach du liebe Zeit,“ sprach die Alte mit Bittern und Zagen, „das ist ein entlaufener Bär.“

„Großmutter, so einer wie der in der Stori, welcher die gottlosen Buben, die des Propheten spotteten, auffraß?“

„Gerade so einer.“

„Aber wir haben den Propheten nicht gehöhnet.“



„Du gutes Kind! Ein hungriger Bär frisst wen er findet, und fragt nicht.“

„Gott sey Dank, daß er seitwärts fürbas gezogen ist. Aber er kann wieder kommen, wieder kommen kann er; wer will's ihm wehren, wer? Und wir armen schwachen Weiber, was wollen wir gegen einen hungrigen Bären ausrichten, gegen einen Bären, wir armen Weiber!“

„Da wär's doch gut, recht gut, wenn wir einen Mann bey uns hätten. Der könnte ihn zerreißen, wie Simson den Löwen.“

„Ja, freylich wohl in solcher Gefahr, solcher Gefahr! Ach ja, da wär's freylich gut!“

(Die Fortsetzung folgt.)

### An Leopoldine Gr. von S\*\*.

Mit einem Kranz frischgepflückter Blumen zum Morgengruße.

Frey nach dem Spanischen des Don Calderon de la Barca \*).

Sie blüh'n, wie du, voll Herrlichkeit und Freude,  
Im Morgenglanz so makelrein erwacht:  
Am Abend welk, ach, zu vergeb'nem Leide!  
Entschlummern sie im Arm der kalten Nacht.

Es prangt ihr Schmelz, gleich Iris Perlenkleide,  
Die bunt, jetzt hell, dann blaß, vom Himmel lacht:  
So wechseln sich im Leben Durst und Pracht;  
Dies lernen wir an jeder Tagescheide.

Zu blühen und zu welken keimt die Rose:  
Sie trifft Geburt und Tod auf Einer Spur.  
Ihr Daseyn gleicht des Menschen flücht'gem Loose:

Ihn nimmt und gibt Ein Tag dem Erdenchooße.  
Jahrhunderte sind in der Zeitenuhr  
Des Ewigen kaum Eine Stunde nur.

Gottlieb Deon.

### Schauspiel.

#### Die Albaneserin.

(Fortsetzung.)

Solchen Lesern, die in Angelegenheiten der Poesie nicht gern den Kreis der Wirklichkeit überspringen, sagt vielleicht folgende Ansicht der Schicksalsidee mehr zu. Natürlich kann auch hier wieder nur von Ähnlichkeit, nicht von Gleichheit der Dinge die Rede seyn, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ja die Poesie überhaupt nur eine zurückgestrahlte Welt ist.

Man hat Schiller's tiefen Spruch oft wiederholt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Wie wenn dieser Gedanke sich auf den Begriff der Schicksalstragödie anwenden ließe? Ein Versuch darf wenigstens gewagt werden. Freylich ist der Inhalt einer Tragödie arm gegen den Stoff, den die Jahrhunderte liefern, der Dichter kann den Faden der Begebenheiten nicht verschlingen, wie die Hand, die immer zugleich nach Morgen und Abend hinweist, er kann in seiner Sprache die Zeichen nicht finden, wo:

\*) S. Dessen el Principe Constante, Jornada segunda.

mit die Stimme über den Wolken jedem Menschen eine höhere Gesetzgebung in andern wunderbaren Tönen verkündigt, wenn man noch einen Ton heißen darf, was eigentlich ein fort klingendes Saitenspiel des besetzten Weltalls ist. Allein deswegen bleibt zwischen dem Werke des Tragöden, der gleichsam auf einem einzelnen sibilinischen Blatte nur die Rahmensverzierung zum Buche der Geschichte schreiben will, und zwischen dem Gange des Schicksals immer diese unbestrittene Ähnlichkeit, daß beyde die Unverletzlichkeit der sittlichen Ordnung an's Herz legen. Was in der Geschichte weit aus einander steht, das ist in der Schicksalstragödie zusammengedrängt, was dort ganzen Generationen widerfährt, das begegnet hier nur einzelnen Familien oder selbst Individuen, was dort nur als leiser Hauch hinweht, das muß sich hier verdichten, gleichsam zum Niederschlage vereinigen, damit das Eingreifen der Weltregierung seinen Eindruck nicht verfehle. Die scheinbar eiserne Starrheit, mit welcher ein hoher Wille sich der Thatkraft des Menschen in der Schicksalstragödie entgegensetzt, ist gerade umgekehrt ein Auszug, ein Zusammenwirken aller der sittlichen Kräfte, welche in der Unendlichkeit Rechnung führen über den Gehalt unsers Lebens. Die Leser werden verzeihend bemerken, daß selbst nicht einmahl ein Recensent über diesen Gegenstand reden kann, ohne in Bilder zu verfallen. Aus dieser Darstellung erhellt denn auch deutlich, daß die Schicksalstragödie nur für denjenigen die Sklaverey des Willens voraussetzt, der bereits die Freyheit des Geistes verloren hat, um eine Dichtung auch als Dichtung aufzufassen. Die Einsicht der Leser macht übrigens die vollständige Durchführung der Behauptung überflüssig, daß nämlich die Schicksalstragödie, versteht sich nach einem unendlich verkleinerten Maßstabe, das Forum der Weltgeschichte aufdecke. Wer dem Fatalismus auf dem Theater Einhalt thun will, sollte also auch dem Fatalismus auf der Weltbühne entgegenarbeiten, denn hier, wie dort, waltet ein und derselbe Geist des Gesetzes.

Endlich läßt sich der Schicksalstragödie selbst für diejenigen Leser eine Bedeutung geben, die eine ausschließende Liebe für praktische Ansichten haben. Jede That zerfällt in zwey Bestandtheile, in so fern dabey die freye Kraft des Menschen von der Kraft äußerer Bestimmungsgründe unterschieden werden muß, die in unendlicher Menge, verstärkt durch die Zeit, hemmend oder treibend einwirken. Die Tragödie kann für ihre Helden nur die hemmenden Momente, die Hindernisse, brauchen, diese muß sie von allen Seiten wie eine eiserne Mauer auführen, daß es tüchtige Funken gibt, wenn der Stahl des Willens dagegen andringt. Der Mensch hat von Natur eine Neigung, jedem Gegenstande, der sich ihm widersetzt, einen Willen zu leihen, sich mit ihm in Analogie zu stellen, er führt seine Sache gegen ihn gern als eine Art von Zweykampf. Bey Kindern und leidenschaftlichen Menschen bricht diese Neigung noch täglich und oft lächerlich genug aus. Man denke sich nun alle die einzelnen Kräfte, welche den tragischen Helden bestürmen, in einem Bündnisse, man leihe diesem Bündnisse, in Gemäßheit des eben nachgewiesenen Dranges nach Personifikation, eine Seele, nenne diese Seele Schicksal und wir haben einen Begriff, der die Kernschüsse der stärksten Logik aushält. Was bey dieser Ansicht als Geist von außen entgegen tritt, das ist eigentlich nur der Geist der Menschheit, der sich poetisch verkleidet hat. Zulezt kommt es also bey der Schicksalstragödie doch immer darauf an, daß derjenige, der sie genießen oder vollends beurtheilen will, einigen poetischen Sinn mitbringt. Wenn jemand sagen wollte, diese ganze Ansicht laufe ja auf Selbsttäuschung hinaus, so läugnen wir das keinesweges, behaupten jedoch, daß eine Täuschung, der man sich freywillig hingibt, keine mehr ist. Wer übrigens von poetischem Sinn entblößt ist, der handelt nach seiner Natur ganz folgerichtig, wenn er im vermeinten Fatalismus eine Art Teufel erblickt und gegen diesen als Beelzebub zu Felde zieht.

Das bisher Gesagte wird deutlicher werden durch einen Blick auf die Organisation, in welcher die Schicksalstragödien bis jetzt erschienen sind. Aus diesem Grunde ist auch früher manche Erläuterung absichtlich unterdrückt worden. Der Grundansicht gemäß, nach welcher die Vertheidigung der tragischen Schicksalsidee und zwar in einem christlichen Sinne unternommen wurde, kommt die Hauptsache auf folgende Punkte zurück. Einer jeden Tragödie dieser Gattung liegt eine Beziehung auf die sittliche Weltordnung zum Grunde. Entweder wird diese Ordnung ausdrücklich durch irgend ein einzelnes

Geboth angekündigt, das übrigens jeden beliebigen Inhalt haben kann<sup>\*)</sup>), wenn nur das Daseyn der höhern Gesezgebung darin einleuchtend hervorgehoben ist, oder der moralische Weltplan erscheint anfänglich wie zurückgeschoben in den Hintergrund, mehr offenbart dem dunkeln Gefühl, als der klaren Einsicht. Gewöhnlich tritt jedoch der erste Fall ein. Mit der Übertretung des deutlich ausgesprochenen oder lediglich geahneten Gesezes öffnet sich der Spielraum für die tragische Handlung. Beyläufig sieht man daraus, daß irgend eine Schuld den ersten Anstoß geben muß und also ein charakteristisches Merkmal aller Tragödien dieser Art ist; daß ferner die Androhung irgend einer Strafe wegen dieser begangenen Schuld, der sogenannte Fluch, gleichfalls wesentlich zur Sache gehört, wie verschieden er sich auch ausdrücken, ja selbst bloß andeuten läßt. An die Erfüllung dieses Fluches, der auch wieder nicht nach dem bloßen Buchstaben zu nehmen ist, knüpft die unsichtbare vollziehende Gewalt ihr Amt. Indessen läßt sich diese Grundidee begreiflich im Einzelnen auf mannigfaltige Weise ausbilden. Hieraus ergibt sich von selbst als Tendenz dieser Tragödien Erhebung des Gemüths durch Versinnlichung des erst gestörten und darauf wieder hergestellten Friedens in der sittlichen Welt.

Jetzt läßt sich Vieles als natürlich, ja nothwendig begreifen, was obenhin betrachtet leicht ein wunderliches Ansehen gewinnt. Zuvörderst ist klar, daß im Allgemeinen eine gewisse Gleichförmigkeit in dem Entwicklungsgange dieser Tragödien mit dem Principe derselben zusammenhängt. Auch im Besondern kann die Wiederkehr des Ähnlichen nicht ausbleiben, wie jetzt mit einigen Winken gezeigt werden soll. Man hat nämlich diesen Tragödien oft ein excentrisches Wesen, am meisten im Unsittlichen vorgeworfen. Allein, wenn die tragischen Hauptpersonen durch ihr Leiden und Thun die Hoheit des gefällten unabwendbaren Richterspruchs recht erschütternd darstellen sollen, so müssen sie aus dem gewöhnlichen Kreise der Menschheit heraus treten, in einem gewissen Sinne hinanreichen an das Geschlecht der alten Titanen; mithin sind grenzenlose Leidenschaften, ausschweifende Unternehmungen, ungewöhnliche Motive gerade hier an der rechten Stelle, gehören nothwendig zum Style dieser Werke. Man denke sich nur einmahl zum Scherz die Helden der Schicksalstragödie in dem ganzen Kostum des bürgerlich zahn Lebens, und das Ganze sinkt auf der Stelle zum Puppenspiel herab. Daß die Verhältnisse der Familienglieder meistens zu der gewaltsamsten, oft entschlichsten Spannung hinaufgetrieben werden, hat darin seinen Grund, weil der physische Zusammenhang des Geschlechts der beste Leiter ist, nach welchem die verlegte sittliche Ordnung ihren zündenden Stoff in ununterbrochener Folge absetzen kann. Daher das Grauen, das für die Phantasie der Alten auf gewissen Häusern lag, wie z. B. auf der Familie des Pezlops. Auch die Fabel der Schicksalstragödie ist in der Form ihrer Entwicklung an eine gewisse Analogie gebunden. Der Dichter muß nämlich immer zwey geschichtliche Punkte verknüpfen, um den gehörigen Raum für die Darstellung seiner Idee zu gewinnen. In der Albaneserin z. B. wird der erste Punkt gebildet durch die Erzählung von den früheren Unternehmungen Vasis und seiner Söhne. Der zweyte liegt in der Auseinandersetzung aller der Begebenheiten, welche die Rückkehr Fernando's herbeigeführt haben. Zwischen beyden ist eine Strecke freigelassen, die eigentlich das bildet, was in der Geschichte in so fern Zwischenraum einer Periode heißt, als innerhalb derselben ein großes übereinstimmendes Daseyn sich gestaltet und abschließt. (In der Schuld zeigt sich ganz dasselbe Verhältniß.) Wie nun in der Geschichte das Ende der Periode als eine Antwort zu betrachten ist auf die Frage, die der Anfang an die Zukunft stellt, so findet sich dieselbe Beziehung auch in der Schicksalstragödie; was dort Schluß genannt wird, ist hier der Ausgang. Wenn man also deswegen dem Dichter vorwirft, er exponire nicht gut und halte später den Gang der Handlung durch eine neue historische Einsechtung auf, wie z. B. im vierten Akt der Albaneserin, so ist klar, daß dieser Tadel etwas trifft, das nicht anders seyn kann.

Ben dieser Gelegenheit muß noch des ungünstigen Verhältnisses gedacht werden,

<sup>\*)</sup> Es versteht sich von selbst, daß diese Gesezgebung nur in so fern eine höhere genannt wird, als die menschliche, vielleicht sehr beschränkte Ansicht sie dafür erklärt. Die Annahme einer höhern Ordnung, im streng wissenschaftlichen Sinne, wohl gar nach dem Zuschnitte der heutigen Philosophie, wäre ein offener Unsinn. Alles ist mit einem Wort nur subjektiv zu nehmen.

in welchem sich der neuere Dichter zu dem alten in Hinsicht der Schicksalstragödien befindet. Der letzte konnte bey seinen Zuhörern schon darum auf die lebhafteste Theilnahme rechnen, weil die Überlieferungen von den tragischen Begebenheiten der alten Helden und ihrer Geschlechter in jedem Herzen und fast auf jeder Zunge fortlebten; er durfte also nur eine einzelne dahingeschiedene Gestalt beschwören, so erschien sie auch sogleich dem geistigen Auge der Zuschauer, und schloß sich unter volksmäßiger Begeisterung schwebend über den Schranken der gewöhnlichen Menschheit an den traulichen Kreis der unsterblichen Götter. Das Schicksal war hier selbst Dichter, dem Tragöden blieb nur das Geschäft, die vollzogenen Schlüsse desselben laut zu verkündigen. Dazu kam noch die Gegenwart einer Natur, die in den mannigfaltigsten Emblemen auf die geheimnißvolle Macht des Schicksals hindeutete. Aus den Höhlen riefen weissagende Stimmen, in den Zweigen der Bäume lispelte Geist, der Sprudel der Quellen öffnete das Auge dem Einfluß eines höhern Lichts, die Tempel wetteiferten in Orakelsprüchen, der Flug der Vögel beschrieb in seinen Richtungen den Weg einer verborgenen Ordnung, der Blitz fiel als ein Zeichen von oben, kurz nichts Sichtbares war so geringfügig, daß es nicht hätte Zeugniß ablegen können von etwas Unsichtbarem. Wie die Natur das Geistige versinnlichte, so verkörperte es auch die Sprache, der Dichter hatte darin ein Mittel der Darstellung, wodurch er poetisch Herr wurde über alles Denkbare, und so auch über das Schicksal selbst.

Wie arm ist dagegen der neuere Tragöde, wenn er die Idee des Schicksals aussprechen will. Er muß den Zuschauern ein künstlich Spiel der Phantasie anfinnen, dem sich diese zum Theil mit trockenem Verstande und moralischer Engherzigkeit widersetzen; er müßte eigentlich, um mit Erfolg durchzudringen, der geistige Vater des gesammten Publikums werden und er, der Beklagenswerthe, hofft in seinem Vertrauen auf Brüder zu stoßen. Die Fabel erfordert eine bedeutende Masse des Geschichtlichen, und was noch schlimmer ist, dieses Geschichtliche verlangt auch eine künstliche Verflechtung. Welche Mühseligkeit für solche Gäste, die sich an den Tisch des Rokebue und Iffland gewöhnt haben! Die poetische Beziehung der Natur auf das Schicksal scheint den Meisten gewaltsam, wohl gar lächerlich, der Dichter mag das Künftige anticipiren, das Gegenwärtige parallelisiren, oder auf das Vergangene anspielen. Der heutige Sprachgebrauch für die Schicksalsidee ist endlich so beschränkt und wird so leicht erschöpft, daß keine andere Ausflucht übrig bleibt, als im Stillen nach dem Schatze der Alten zu greifen; und hört denn wieder jemand etwas vom dämonischen Gelächter, so ist er im Stande und wäre er selbst Recensent, halb laut zu fragen, ob denn die Dämonen im Faß oder Diskant gelacht haben, so schwer wird es Manchem, die poetische Einkleidung vom eigentlichen Inhalte zu unterscheiden. Aus diesen Gründen, die sich leicht noch vermehren lassen, steht zu fürchten, daß die Schicksalstragödie auf der Bühne kein sonderliches Glück machen, daß selbst der Geist und das Sprachvermögen eines Verfassers, wie Hr. Müller, diese Wendung der Sache nicht ändern werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Erklärung des Modenbildes XX.

Überrock \*) von Wiener'schem Seidencreppe mit Atlas und mit Seidenknöpfchen geziert. Die Krausen von Blond. Der Strohhut ist mit Bändern und einer Guirlande geziert.

Redingote \*) de Crêpe en soie de Vienne ornée de satin et de boutons de soie. Fraise de Blondes. Chapeau de Paille, garni en rubans et orné d'une Guirlande.

\*) Nach einem Musterkleide des Frauenkleidmachers Hrn. Gottfr. Röbberg in der Spiegelgasse Nr. 1163, 4. Stocf.

\*) D'après l'original de Godéfrói Röbberg, Spiegelgasse Nr. 1163.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: **Sturmhaube.**

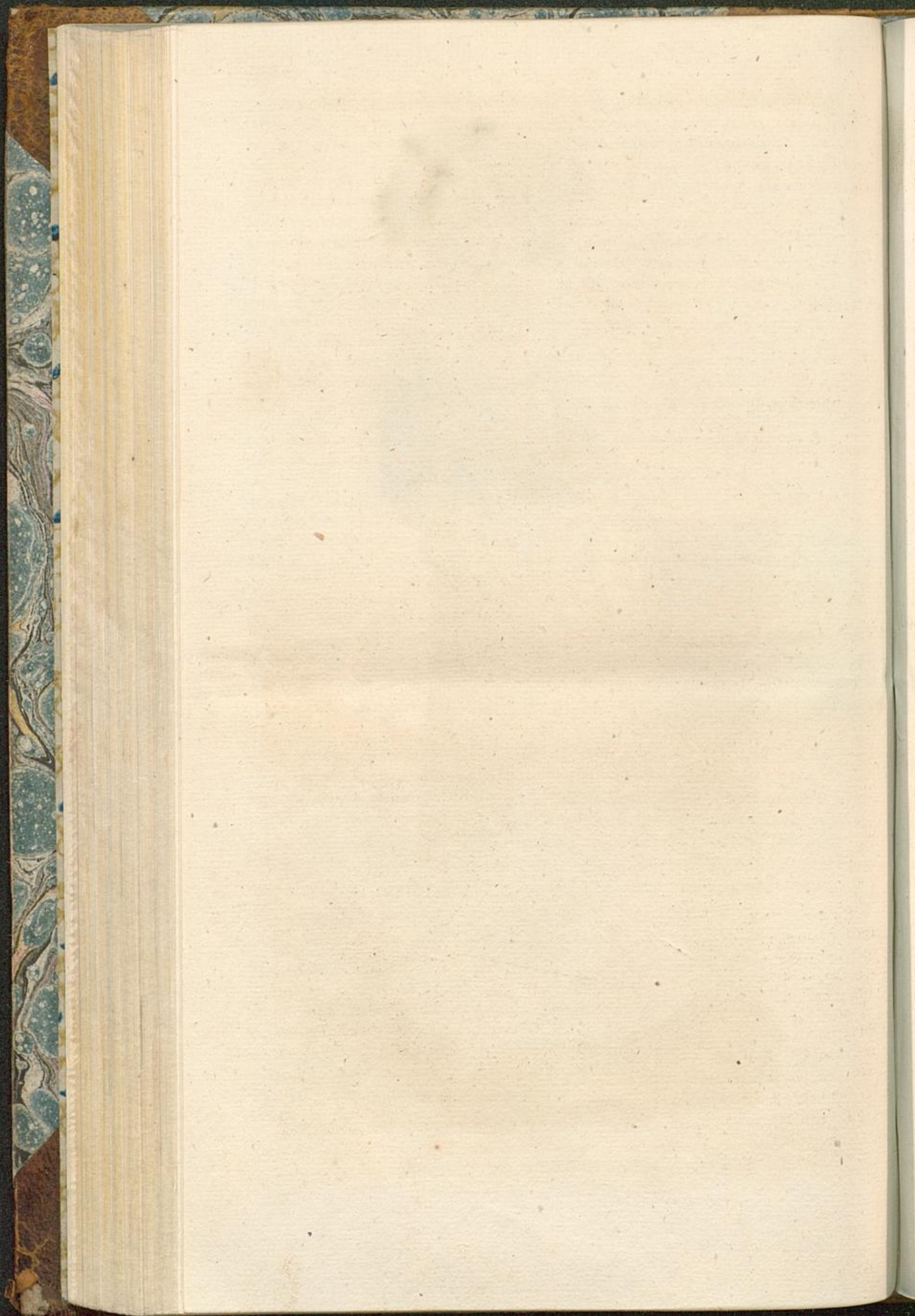
Herausgeber und Redacteur: **Joh. Schich.**

Gedruckt bey **Anton Strauß.**



*P. de sel*

*For Hobbes, de*



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 20. May 1820.

61

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey W. Steaus am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Mädchen am Sonnenstein.

Von Joh. Rud. Wyß, d. ält.

(Fortsetzung.)

Grethe hatte in ihrer Kindheit einen Tanzbären gesehen, der seine Exercitia mit dem Knittel machen mußte, und wenn er fürbas ging, einem Affen zum Reitpferd diente. Noch hatte sie ihn lebhaft vor Augen, und konnte aus dem Thiere nichts anders machen, als so einen Bären, der sich selbst ranzionirt hatte. Die Gefahr, in der sie alle schwebten, und die Angst machte ihn scheußlich. Die Frauen hielten Rath, wie sich zu schützen wäre, wenn der Bär, vom Hunger getrieben, etwa sie auswittern und ergreifen sollte. Beyde bereuten es fast, daß sie nach Balthasars Tod auf der gefährlichen Stelle geblieben waren, allein sie waren nun da, und mußten auf Widerstand denken, wenn sie nicht verloren seyn wollten. Sie hatten sich auch während der siebzehn Jahre ihrer Einsamkeit selbst helfen gelernt, Petronelle zumahl war eine entschlossene, rüthige Frau. Sie machten sich zur Aushaltung einer Belagerung und eines Sturmes gefaßt, und man muß es ihnen nachreden, besser und muthiger als mancher Festungskommandant. Sie sorgten für Mundvorrath und Fourasche, füllten alle Kübel und Töpfe mit frischem Wasser an, und hatten ein immerfort brennendes Feuer auf dem Herde, weil im Kalender einmahl zu lesen war, daß die wilden Thiere das Feuer scheuen. Alle Spalten wurden verstopft, die sogenannten Fenster verschlagen, die Eingänge mit Holz und Steinen verrammelt und kampffest gemacht, und zum Aus- und Eingehen bloß der geheimste und sicherste, zwischen dem Felsen und dem Granitblocke, jedoch mit vieler Vorsicht, einstweilen so weit offen gelassen, daß sie durchkriechen konnten. Das Dach wurde mit Dornen belegt, und ein Wall von Dornen, mit Steinen beschwert, um das Haus gezogen, damit der Bär sich in die Lagen stecke. Die Ziegen wurden aus ihrem Verschlage hinten in die Felsenhöhle getrieben, und nicht ausgelassen. Als unter Rebecca's beständigem Rekognosciren alles so weit gediehen war,

stellten sie die Holzart parat, und langten die verrostete Büchse von der Decke herunter, suchten die Munition hervor, und gingen an's Laden. Das war nun der schlimme Punkt! Sie hatten weiland freylich oft Laden gesehen, aber die Sache, als Männersache, nicht sonderlich beachtet. Warum sollte auch eine Frau etwas mehr lernen und thun, als sie gerade muß? Wenig lernen kostet wenig Anstrengung; wenig thun kostet wenig Mühe, und dabey befindet man sich ganz behaglich. Zumahl Männergeschäfte! Für die sind ja die Männer da. Hintennach, wenn zum Exempel der Mann todt ist, erfährt wohl die eine oder die andere Frau, daß etwas mehr gelernt haben und etwas mehr verstehen, so übel eben nicht wäre, und manchem Jammer zuvorkäme. Aber wer hat das gewußt? Wer hat's prophezeit, daß der Mann, und gerade dieser Mann, sterben werde? Wer kann in den Spiegel der Zukunft sehen? Wer will alles lernen? Hat nicht eine Frau so große und wichtige Geschäfte in ihrem eigenen Wirkungskreise, daß ihr keine Zeit mehr übrig bleibt, sich mit dem ihres Ehegeliebten bekannt zu machen? Soll sie sich tödten, damit dieser nicht vor ihr sterbe? Dieses Mahl wäre nichtsdestoweniger Petronelle froh, sehr froh gewesen, sie hätte aufmerksamer zugehört. „Aber wer wußte auch vor achtzehn Jahren, daß man heute, gerade heute, wegen einem entlaufenen Bären laden müsse, wegen einem entlaufenen Bären? Wer wußte damahls, damahls, daß ein Bärenführer in's Land kommen, in's Land kommen, und das grimmige Thier entfliehen lassen würde? Wer dachte, daß es seinen Marsch gerade dem Sonnenstein vorbey nehmen sollte, gerade dem Sonnenstein vorbey? Wer, daß ich und du, Nelle, du und Beckeli noch leben würden? Wer wußte das Alles, wer?“ fragte die Alte. Geladen mußte indessen werden. Nur um der Sache recht sicher zu seyn, schoben sie ein halbes Duzend Kugeln und eine gute Handvoll Pulver in den Lauf. Aber welche sollte nun zielen und losbrennen, wenn das Unthier anlangte? Dieses Räthsel war nicht zu lösen, denn keine hatte je ein Gewehr losgefeuert, und der Schuß konnte ja hinten ausfahren. Da war guter Rath theuer. „Es ist doch wahrlich nicht gut,“ meinte Beckeli, „daß wir keinen Mann bey uns haben, auch nicht einen einzigen. Der Feldhauptmann Joab, der würde feuern!“ Es widersprach Niemand. Doch der gute Rath fand sich. Wo fehlet es an einer guten Erfindung, wenn drey Weibspersonen ihren Geist anstrengen? Sie öffnieten in der Wand eine Schießscharte, errichteten eine Batterie, legten die Büchse auf, banden an's Zünglein einen Bindfaden, und die Kanone lag schussfertig da, wenn sich der Bär etwa vor die Mündung postiren wollte.

Ob dieser Vertheidigungsanstalten war die Nacht eingebrochen, und man hielt Kriegsrath, wie sie zuzubringen wäre. Die Art stand in Bereitschaft, das geheime Pförtchen wurde von innen besetzt, das Feuer loderte hell auf. Eine stand der Reihe nach Wache, und guckte fleißig durch ein Paar kleine, offengelassene Spalten, durch welche kein Wieselchen, geschweige ein Bär, eingedrungen wäre. Die beyden andern legten sich angezogen indessen schlafen. Es kam aber des Schlafes wenig in ihre Augen. „Denn wer wollte in solcher Gefahr leichtsinnig genug seyn, und schlafen können, schlafen können!“ sagte die Großmutter. Wenn eine der Ziegen, die von ihrer Dislokation nichts begriffen, und an ihren Kasematten kein sonderliches Behagen



fanden, zu meckern begann, so meckerten alle mit, und die guten Frauen glaubten, der Bär sey eingebrochen. Wenn eine ferne Lavine sich hören ließ, so wähten sie, das Brummen des Bären zu vernehmen, und griffen nach dem Bindfaden. Wenn eine Gule schrie, so war es ein Anzeichen des Todes. Es war eine angstvolle, traurige Nacht. Wer je in einer belagerten Stadt eine Nacht zubrachte, der wird es fühlen. Das Beste war, daß der Unhold sich nirgends zeigte. Sie ging endlich vorüber, und der Tag kam über die Berge. Man recognoscirte durch alle Schspalten, bemerkte keine Gefahr, und die Ruhe kehrte wieder ein wenig in die geängstigten Herzen zurück.

Sie wagten sich durchs geheime Pförtchen heraus, an die frische Luft, die ihnen sehr wohlthat, und spähetem sorgsam umher. Sie bemerkten nichts, und gingen noch beruhigter, aber nicht weniger vorsichtig, an die Arbeit, wodurch sie sich sehr von vielen andern unterschieden. Der Tag nähete sich seinem Ende, es zeigte sich kein Feind. Sie waren wieder in der Festung, und dankten ihrem guten Sterne, als Beckeli heftig schrie: „dort kommt er, dort kommt er!“ Die Besatzung gerieth in großen Schrecken. Doch flog alles an seinen Posten. Ohne eben auszuspähen, von welcher Seite er herkam, zog die Großmutter am Bindfaden. Es wollte nicht losgehen. Sie zog und zog, bis die Kanone polternd fiel. Nun, da die neue Kriegskunst, welche von fern tödtet, nicht versagen wollte, kam alles auf persönlichen Muth an. Persönlicher Muth und angestammte Tapferkeit sind auch der Schweizer sicherste Waffe. Petronella griff nach der Holzaxt, mit der sie mannhaft umgehen gelernt hatte, und postirte sich gegen die Öffnung der Hauptpforte, um dem Feinde, im Fall er über die Außenwerke schreiten, und mit Gewalt einbrechen sollte, den Kopf zu spalten. Er würde die Kraft ihrer Arme erfahren haben, wenn er das Wagestück unternommen hätte. Er war aber vorsichtig genug, es nicht so weit kommen zu lassen, und that wohl dran. Rebecca ergriff die Flinte, um ihn mit dem Kolben zu empfangen, und stellte sich in's zweyte Treffen. Die Großmutter, als Reserve, packte einen flammenden Feuerbrand, um ihn durch die Schrecken des Feuers in die Flucht zu schlagen.

Schon hatte er, wie es schien, das Bollwerk von Dornen überschritten. Sie hörten ihn traben, um die Weste herumgehen, und mit den Fäßen einen Eingang suchen; aber alles war zu wohl verrammelt und verbaut. Sie gingen ihm von innen Schritt für Schritt nach, um ihn überall schlagfertig empfangen zu können. Er brummte, kam zur Hauptpforte zurück, und versuchte sie zu öffnen. Umsonst. Und sie standen sogleich da, wenn es ihm auch zu seinem Unglücke gelungen wäre. Endlich vernahmen sie ein Anpochen und eine Stimme: „Ist Niemand daheim?“ Jetzt wußten sie erst nicht, was aus dem sprechenden Thiere machen. „Ist denn Niemand daheim?“ Grethen ward sonderbar zu Muth, sie guckte durch eine Spalte; und Nella rief: Wer da: „Ein Jäger, ein Jäger!“ Ein Jäger! dem war auch nicht zu trauen. Was wollte der Jäger hier, wo seit neunzehn Jahren kein Sterblicher hingekommen war? Nur gerade heute? Es konnte ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder seyn! So viel Übels dachte Beckeli nicht. Ein Jäger, überlegte sie, ist ein Mann. Nimrod und Esau waren Jäger.

Die Stimme von außen tönte von neuem: „Seyd doch so gut, und

thut auf!" Beckeli hatte so eine Stimme nie gehört, sie klang ihr wunderbar in's Ohr, „Er ist doch so freundlich," meinte sie, „und kein Bär und kein Mörder. Der thut uns nichts. Mutter, ich dachte, wir ließen ihn herein." „Was wollt ihr," rief Nella heraus. „Nur etwas zu essen, liebe Leute, und eine Streu über Nacht, wenn's möglich ist." Beckeli guckte durch die Spalte. Wie sie guckte, ward ihr Auge heiter, leuchtend, blühend. Als sie geguckt hatte, versicherte sie, es könne unmöglich ein Bär, ein Mörder oder ein anderer Feind seyn, man könne ihm aufmachen, er müsse da an der Kälte stehen, und er habe sie ja lieb. „Du gutes Kind!" sagte die Großmutter, ging auch an die Guckspalte, und erkannte einen jungen Mann, im Jägerornat, mit einer Gemse auf dem Rücken. Jetzt ward ihr erst braun und blau vor den Augen. Der Fall war noch schlimmer. Ein junger Mann, dachte sie, und das unerfahrene Kind! Allein was war zu thun? Man konnte ihn doch auch nicht austreiben, und während der kalten Nacht unter dem freyen Himmel umherirren lassen. Der Instinkt der Menschlichkeit und der Neugierde sprach auch ein Wörtchen zu seinen Gunsten mit. Beckeli war sehr unruhig, und flehte für ihn. Petronelle dachte: Je nun! Man öffnete das geheime Pfortchen, wagte sich vorsichtig heraus, besah den jungen Mann von oben bis unten, hielt ein vollständiges Thee-Gramen, und ließ ihn endlich hineinschlüpfen.

Beckeli hatte nicht so viel Mißtrauen. Sie sah ihn zutraulich an und mit inniger Zufriedenheit, indeß er seine Flinte, seine Munitions- und Speise-Tasche, sein geschossenes Wild und seine braune Pelzmütze ablegte. Da stand nun ein wohlgewachsener, hübscher, freundlicher Jüngling vor ihr, eine Erscheinung aus einer Zauberwelt. Sie stand vor ihm, wie eine Bildsäule, in stummem Erstaunen, sprang dann hinzu, betastete seine Hände, sein Kinn, seine Wangen, und streichelte ihn sanft und hold. Ihre Augen glänzten und funkelten vor Entzücken. „Wer bist du? Du bist ein Mann? Ach, wie froh bin ich, daß du zu uns kommst, und daß du ein Mann bist! Großmutter! Ein Mann ist doch hübsch! Willst du nicht bey uns bleiben, du lieber Mann?" Die Großmutter räusperte sich, hustete, winkte; vergessens. Die Mutter zog sie am Rocke; umsonst. Beckeli merkte nichts in ihrer Entzückung, und liebte dem Manne.

Dieser begriff nichts von allem dem, ließ sich aber die süßen, lieblichen Töne, die treuherzigen Liebkosungen der bildschönen Jungfrau, so sonderbar ihr Aufzug war, recht wohl behagen, blickte freundlich auf sie, drückte ihr die Hände und antwortete mit Wohlwollen. Jedes Wort klang tief in ihre Seele; so hatte die Stimme der Mutter und der Großmutter nie geklungen. Jeder Handdruck fuhr ihr durch alle Nerven; es war ein ganz anderer Handdruck, als der ihrer Mutter. Jeder Blick drang wie Gluth durch's Aug in's Herz; so hatte sie noch keinen Blick gesehen und keinen gefühlt. „Ach, lieber, lieber Mann! Ach, es ist doch gut, daß du kein Bär bist! Nicht wahr, du willst uns nicht fressen? Hätt' ich gewußt, daß du ein Bär wärest, wir hätten dich gewiß nicht erschossen und erschlagen wollen. O, ich wäre dir schon gestern nachgesprungen, und hätte dich in die Hütte geholt, wenn ich hätte hoffen können, du wärest ein Mann. Du bist doch recht schön, schöner als der

schöne Absalon in der Stori! Ich kann dich nicht genug sehen! Nicht wahr, du bist ein Elieser?"

(Der Schluss folgt.)

### Frühlingsweise.

Frühling, du bist freudenreich,  
Machst viel tausend Blumen sprießen!  
Frühling, du bist thränenreich,  
Machst, daß Quellen sich erschließen;  
Quellen im Felsen, Quellen im Thal;  
Aber im tiefen Herzen zumahl!

An den Wellen blau und hell  
Blühen Gras und Blumen munter;  
Steh'n sie nicht mehr an dem Quell,  
Trägt sie wohl der Bach hinunter,  
Blumen am Felsen, Blumen im Thal,  
Aber im tiefen Herzen zumahl!

D. S. Graf von Zoeben.

### Schauspiel.

#### Die Albaneserin.

(Fortsetzung.)

Die Art und Weise, wie die Schicksalsidee in der Albaneserin durchgeführt ist, zeugt von großer Einsicht und bewunderungswürdiger Gewandtheit. Der Dichter hat darin fast alle Mittel erschöpft, um den Gegnern des fälschlich sogenannten Fatalismus ihre Waffen zu entwinden. Schön ist gleich im Anfange die Ordnung der sittlichen Welt abgebildet durch den Spruch eines Reichsgrundgesetzes. Das irdische Königthum weist überaus würdig auf die Herrschaft des höchsten Gesetzes hin, oder ist es möglich, sich einen edlern Abganz des letztern zu denken, als im Lichte eines gesetzlich eingerichteten gesellschaftlichen Zustandes? Damit dieses Reichsgrundgesetz aber auch gehörig motivirt erscheine, wird die Absicht desselben erläutert durch die graue Vorzeit Norwegens, durch den Streit zwischen Dan und Nor. Selbst das mythische Dunkel, in welches der verhängnißvolle Ausspruch sich zurückzieht, ist nicht ohne eine tiefere Bedeutung, die Ewigkeit der sittlichen Ordnung schimmert romantisch aus dem bleichen Widerschein der normännischen Urgeschichte hervor. Mit der Unbestimmtheit der Zeit für die tragische Handlung hat es eine ähnliche Verwandtniß. Die Phantasie wird auf diese Weise nirgends durch historische Vergleichen gehemmt, sie lebt gleichsam in der Fülle aller Zeiten, eben weil ihr keine ausschließend als Spielraum angewiesen ist. Dabey verräth dennoch ein durchsichtiger Schleyer gerade so viel von einem historischen Grunde des Trauerspiels, als für die Wirksamkeit der tragischen Personen nöthig ist. In dieser Hinsicht hat die Albaneserin unstreitig einen Vorzug vor Yngurd. Auch der Gegensatz zwischen Norden und Süden, so wie überhaupt der freye Verkehr des Dichters mit geographischen Bestimmungen, läßt sich dadurch rechtfertigen, daß die Entfaltung der Schicksalsidee um so viel als möglich jeder Beschränktheit zu entgehen, nothwendig eine große Basis haben muß, indem die ganze Erde auf diese Weise befruchtet erscheint mit der Saat verborgener Dinge. Was der griechische Tragöde in seinem glücklichen Lande gedrängt besammeln fand, das muß seit Nachfolger in seiner einsamen Stellung aus den entferntesten Zonen zusammen suchen; die Flora seiner Poesie, hofft er, werde in ihren bunten Kränzen deshalb nur desto mehr die Gemüther an den westerleuchtenden Strahl erinnern, vor dem das schöne Elysium nicht minder als der schauervolle Tartarus verschwinden mußte. Das ausgesprochene Reichsgrundgesetz wird vom Könige Basil nicht, wie er wohl konnte, auf ge-

schlichem Wege, sondern einseitig, mit Hintansetzung der Formen des Rechts, nach bloß leidenschaftlichen Antrieben aufgehoben. Damit ist der Pendel, der in unantastbarer Ruhe hangen soll, in eine verbotene Bewegung gebracht. Hierin geht also diese Schicksalstragödie ganz von dem Punkte aus, der früher für diese Gattung als wesentlich bezeichnet wurde. Mit der seltsamsten Laune sagt Hr. Hebenstreit — und er soll selbst reden, um jedem Verdachte einer Entstellung dieses wichtigen Punktes auszuweichen: „Ohne die unumstößliche Gewissheit, daß der König durch die Aufhebung des Gesetzes einen Bruch desselben begangen habe, welches der Fall nicht gewesen seyn kann, da von einem Einspruche nicht die Rede gewesen ist und der Arzt Benvolio eingesteht: daß der König nicht anders handeln können, folglich auch Camastro hätte enthauptet werden müssen, ist des Letztern Fluch entweder offenbare Narrheit oder Frevel und durch die ihm eigene Überzeugung, recht gehandelt zu haben, nicht entschuldigt.“ Dieser Satz wimmelt von Fehlschlüssen; man kann ihn als Probe aufzeigen für den Fall, daß jemand an einem recht eindringlichen Beyspiele sehen möchte, wie ein Trauerspiel schlechterdings nicht beurtheilt werden darf. Was hat in aller Welt der Leibarzt Benvolio auf dieser Stelle zu schaffen? Ob dieser das Geschehene billigt oder nicht, das ist für den sittlichen Werth der Handlung an sich ganz gleichgültig. Der Leibarzt hat aber auch nicht einmahl benbestimmt, er sagt bloß sehr zweckmäßig: „Ihr thatet — was ihr müßt.“ Nach dem Sprachgebrauch heißt das aber ganz etwas anders als: „Ihr thatet — was ihr solltet.“ Überhaupt spielt die Berufung auf den ausgebliebenen Einspruch, damit ja die Aufhebung des Reichsgrundgesetzes als erlaubt hervorgehe, mitten in der poetischen Welt eine sehr trockne und klägliche Figur. Nach dem Bisherigen fällt also auch der Schluß, Camastro's Fluch sey entweder Narrheit oder Frevel gewesen, von selbst über den Haufen.

Die Erwähnung des Herzogs von Camastro im Reichsgrundgesetze darf auch keinesweges ein ärmlicher Behelf genannt werden, denn der Fluch, welchen derselbe ausspricht, wird durch diese Erwähnung erst wirklich schicksalsschwanger. Das Recht zu solchen freyen Annahmen kann einem Dichter nicht bestritten werden. Nur begreift man schwer, weshalb in dem Reichsgrundgesetze, das man sich der bessern poetischen Ansicht wegen als eine Überlieferung des Alterthums zu denken hat, nicht lieber im Allgemeinen das Haus Camastro mit einer kurzen Nebenbestimmung aufgeführt ist, als ein einzelner Sproßling desselben, wodurch eine zu moderne Ansicht der Sache eingeleitet wird. Warum hat aber der Dichter die Schuld des Königs gleich von vorn herein nicht stärker in's Licht gesetzt? Wahrscheinlich aus mehr als einem Grunde. Denn, indem der König nach und nach zur lebendigern Erkenntniß seines Vergehens kommt, wird die Aufklärung darüber um so tragischer, der Weise gemäß, die im König Odius herrscht und die auch Aristoteles als vortrefflich rühmt. An und für sich kommt es auch auf die Größe der Schuld, welche das Nichtschwert des Schicksals in Bewegung setzt, gar nicht an; ja, je kleiner diese ist und je deutlicher sie dennoch eingreift in die Kette der moralischen Thatsachen, desto mehr verstärkt sich die tragische Wirkung. Übrigens fühlt der König gleich anfänglich sein Vergehen, gerade seine Fragen an Andere beweisen es. Hiermit scheint die Grundlage der Tragödie hinlänglich gesichert. Ob Hr. Hebenstreit diesen klaren Gegenstand nicht hat begreifen können, oder nicht begreifen wollen, bleibt dahin gestellt. Niemand wird Beydes von ihm glauben. Mit großer Einsicht hat der Dichter die weitere tragische Entwicklung dargestellt. Die ohne Rechtsform vollzogene Hinrichtung des gefangenen Camastro, die keinesweges etwa als das erste Vergehen des Königs betrachtet werden darf, da sie vielmehr nur aus der eigenmächtigen Aufhebung des Reichsgrundgesetzes folgt, gibt einen bedeutungsvollen Wink über das Neh, worin das Schicksal seine Beute fangen will. Bey dem Fluche des Camastro geht dem Könige einiges Licht auf über den Weg, den er wandelt. Dieses Licht umfließt ihn im Fortgange der Begebenheiten immer fürchterlicher und erhellt tragisch schön den Zusammenhang der beyden Welten. Nicht durch den Fluch des Camastro wird der Fortgang der Begebenheiten immer, sondern dieser Fluch selbst erklärt nur einen höhern Willen, ist nur ein Wiederhall von dem Wort, dem sich zuletzt Alles bringen muß. In keinem seiner Werke, die der Dichter der Darstellung der Schicksals-

idee geweiht hat, ist er nämlich so deutlich darauf ausgegangen, hat er alle nur ersinnliche Mittel benutzt, um zugleich auch neben der Unumsflüchtigkeit einer sittlichen Weltordnung die menschliche Freyheit zu verherrenlichen, als in der Albaneserin. Das Verhältnis zwischen Fernando, Enrico und Albanen ist für diesen Zweck groß und schön gedacht. Hauptsächlich hat er jedoch in dem König Basil die zunehmende Elastizität des Willens unter dem Druck des Verhängnisses herzergreifend geschildert. Je mehr derselbe sich losarbeiten will von der ewigen Macht, desto mehr fühlt er mit Grausen die Hand derselben über seinem Scheitel, und je mehr er sie fühlt, desto tapferer schlägt er auch selbst noch unter ihren niederdrückenden Griffen das Haupt empor. Die psychologische Möglichkeit eines solchen Kampfes des freien Willens mit einer geglaubten Nothwendigkeit läßt sich sehr wohl begreifen, auch wird sie bewiesen durch glänzende Beispiele aus der Geschichte. Der kräftige Mensch erklärt sich in diesem Punkte, wie er sonst auch denken mag; immer für die Methode Alexanders, er zerhaut den Knoten gut praktisch mit dem Schwert. Wäre es nicht also, so müßte ja das Igesammte Alterthum mit dem Glauben an das Fatum im Sinne des Hrn. Hebenstreit schlechterdings in eine ganz träge Masse, in einen ekelhaften Klumpen verwandelt worden seyn. Besonders hat auch der Dichter nur den König Basil dargestellt als ergeben dem Glauben an eine unentsiehbare Gewalt. Diese Mäßigung im Gebrauche der Schicksalsidee verdient ihres Grundes wegen viel Lob.

Außerdem legt er Einwendungen gegen die Schicksalsidee, die sonst die Recensenten gern machen, oft Personen des Trauerspiels in den Mund, wahrscheinlich um jene dadurch zum Schweigen zu bringen. So ist wohl selbst die Einmischung christlicher Religionsbegriffe dahin zu erklären. Der Verfasser wollte damit offenbar der Kritik einen höhern Standpunkt anweisen. Noch muß die häufige und schöne symbolische Einkleidung der Schicksalsidee gerühmt werden, die hier, wie es uns vorkommt, mit einer sinnreichern Mäßigung ist gebraucht worden, als in andern Werken desselben Dichters. Das vermeinte Haupt Fernando's, das vom Mastbaum des Hauptschiffes der Tuneser den Anzug der geheimen Mächte verkündigt, ist ein furchtbar herrliches Bild. In dem Ringe, welchen Enrico dem Arzt schenkt, offenbart sich ein tiefer Sinn. Vorzüglich aber stellt das Erscheinen Don Manuels im vierten Akte Beziehungen der Art auf, die in der Erfindung einen Meister bezeichnen. Leider sind sie von den hiesigen Recensenten, wie von einem beträchtlichen Theile des Publikums ganz übersehen worden. — Die Sittlichkeit einer Tragödie liegt endlich im Ganzen, nicht im Einzelnen. Nichts ist so lächerlich, einseitig, ja abgeschmackt, als die einzelnen Personen des Trauerspiels über den Leisten der gewöhnlichen Moral zu schlagen, die obendrein oft der bloßen Konvenienz ziemlich nahe kommt. Vollkommen gute Charaktere sind ganz untragisch. Die Fehler selbst können in poetischer Hinsicht Tugenden heißen. Nicht die Nachahmung des einzelnen Beispiels, wozu das Leben in seinen gewöhnlichen Schranken ohnehin kaum Gelegenheit gibt, sondern das Hervorbringen einer tragischen Stimmung, kräftig vermittelt durch den fortgesetzten Antheil, ist die Hauptsache. Die Moral, in so fern sie Beispielsweise ausdrücklich in besondern Pillen gebracht werden soll, wirkt überhaupt weniger, als man glaubt, und in der Poesie gar nichts, weil der moralische Patient, sobald er die Arzenei riecht, — und riechen muß er sie doch der bezweckten Besserung wegen, — augenblicklich durch die Vorstellung der ganzen Eur um das Gefühl jener Freyheit kommt, die der Empfindung des Schönen zum Grunde liegt. Freylich lehrt die Poesie auch, aber immer als Poesie, so daß die Lehre schon im Genuß, ohne den Zuruf der Nuzanwendung: haec fabula docet! mit enthalten ist. Zum Überflusse läßt sich noch behaupten, daß gerade diejenigen, denen die Tugend in einer Tragödie nicht leicht korrupt genug erscheinen kann, insgeheim dadurch auf einen sittlichen Schaden hinweisen; wie man ja auch von den Athenern sagte, daß sie zu der Zeit am meisten auf dem Theater Geschmack für Sittlichkeit zeigten, als diese ihnen im Leben immer mehr zu mangeln anfang. — Der Rückweg zu unserm Gegenstande findet sich nach dieser nothwendigen Erläuterung von selbst. Die Tendenz der Albaneserin ist in so fern streng moralisch, als der Ausgang die Unverletzlichkeit der sittlichen Ord-

nung auf eine erschütternde Weise darlegt. Der Rathschluß des Himmels \*) ist erfüllt und gerade nur er darf für die tragische Befriedigung erfüllt werden. Darum überlebt der König mit Albanen den Tod Enrico's und Fernando's. Diesem Ausgange, der mit einer gewöhnlichen Rettungsgeschichte nichts gemein hat, ist für jeden bessern Geschmack eine eigene tragische Lust beygemischt. Albana, um derentwillen zwey edle Brüder in den Tod gingen, die an den einen gebunden war durch die Strenge der Pflicht, und an den andern durch die Wahlverwandschaft der Seelen, steht nun einsam da; der Blick des Schicksals ist zwar über ihr Haupt hinweggegangen, ohne sie zu treffen, aber welche Ruinen zeigt ihr Herz! Basil, bedeckt mit Narben von oben, stehend zwischen den Leichen der Söhne, tritt Camastro das Reich ab; er kehrt zurück nach seiner Heimath, und wenn schon der Gedanke an einen auswandernden König überhaupt erschüttert, was sagt uns erst dieses Zurücktreten von der Bühne der Welt? Auch durch diesen Ausgang werden wir wieder an Oedipus erinnert, wie denn überhaupt zwischen beyden Tragödien manche Ähnlichkeit in der künstlerischen Konstruktion hervortritt. Der Spott, den die hiesigen Recensenten bey der Gelegenheit über den kalten Pol versucht haben, beweist nur ihre Unbekanntschaft mit dem Gegenstande.

(Die Fortsetzung folgt.)

\*) Was ist hier der Himmel? Nichts weiter als der unsichtbare Kreis der Dinge, in welchen sich unser Geist nothwendig versetzen muß, um den irdischen Erscheinungen für die Darstellung der Schicksalsidee eine höhere Beziehung unterzulegen. So ist auch, wenn vom Rathschlusse gesprochen wird, immer nur von einem Analogon der ewigen Weisheit die Rede, nicht von dieser selbst, weshalb wir auch früher die Schicksalstragödie nur ein poetisches Gleichniß der Vorsehung nannten, von einem beschränkten Standpunkte aus durchgeführt. Wie aber zu jedem auch nicht getroffenen Porträt dennoch ein Original gehört, so ist es auch hier, und mehr braucht die Poesie nicht; — für die Sache der Religion wäre selbst der bloße Wunsch nach Einseitigkeit zwischen dem Abbilde und Urbilde schon eine frevelhafte Annäherung. Die etymologische Bedeutung des Fatums führt auf denselben Punkt. Es bezeichnet einen *Auspruch*, ein *Machtwort* u. s. w. Wird nun dadurch die Phantasie nicht gezwungen, sich hinter dem Ausspruch, hinter dem Machtwort irgend etwas zu denken, als lebendigen Quell desselben? Niemand traue uns deshalb die lächerliche Meinung zu, als wollten wir das Fatum zu einem Individuum umdeuten. Es ist für unsere Absicht schon genug, wenn man nur zugibt, daß auch das Fatum auf eine Analogie mit einem höhern Willen anspiele. Die Beziehung auf ein moralisches Gesetz, wie dunkel sie auch seyn mag, bahnt eben den Weg zu einer Ausgleichung zwischen dem Fatum der Heiden und der christlichen Schickung. Je mehrere Vorstellungsarten sich übrigens von diesem Gegenstande durchführen lassen, wenn nur jede einen innern Zusammenhang hat, desto besser steht es in poetischer Hinsicht mit der Schicksalsidee; und wenn es dahin kommen könnte, daß jedes Individuum sie von einer besondern Seite auffaßte, so würde diese Verschiedenheit nur desto nachdrücklicher für die Wahrheit der Sache selbst reden.

#### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Aristolochia serpentaria*. Virginische Osterfügey. Aus Virginien.

*Acacia alata*. Aus Neuholland.

*Cactus speciosus*. Schöne Fackeldistel. Aus Indien.

*Tournefortia cymosa*. Doldentraubige Tournefortie. Aus Jamaika.

*Metrosideros lanceolata*. Lanzenblättriges Eisenmaß. Aus Neuholland.

— — — *palida*. Aus Neuholland.

— — — *lophantha*. Aus Neuholland.

*Cordia Sebestena*. Sebesten = Cordie. Aus Ostindien.

*Fontanesia phyllireoides*. Steinlindenartige Fontanesie. Vom Kaspiischen Meere.

*Psoralea odoratissima*. Wohlriechende Psoralea. Vom Kap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Dinstag, den 23. May 1820.

62

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. Halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Das Mädchen am Sonnenstein.

Von Joh. Rud. Wyß, d. ält.

(Schluß.)

Die Großmutter winkte und redete immer umsonst darein, Beckeli hatte kein Ohr und kein Auge für die Großmutter. Ihre ganze Seele hing an dem Manne, der in ihren Augen ein höheres Wesen war. Er wußte sich alles das immer nicht zu erklären, verstand den wahren Sinn der Frage vollends nicht, und antwortete treuherzig: Nein, mein herziges, liebes Kind, ich bin ein Isak.

Rebecca sprang hoch in die Lüfte. „O Isak, lieber Isak, so kommst du selbst? O, ich will mit dir ziehen! Großmutter, das ist doch ein herzoguter Isak! Kein Kain! O, der erschlägt mich nicht, nein, gewiß nicht. Ich bin ja sein herziges, liebes Kind, und ich habe dich auch so von Herzen lieb! Isak!“ Sie hüpfte um ihn herum, wie ein Zicklein.

Nach langem Harren gelang es endlich den Müttern auch zu sprechen. Sie erzählten ihm, wie sie seit neunzehn Jahren da einsam gewohnt haben; wie Beckeli außer ihnen in ihrem Leben keinen Menschen erblickt; wie alle, in der Einbildung, es sey ein Bär in diese Gebirge gekommen, feinetwegen in Schrecken gerathen seyen, und sich deswegen so gut als möglich verwahret haben, u. s. w. Er lächelte, und begann die Festung auf den Friedensfuß zu setzen, und Wall und Mauern niederzureißen. Wo er war, war Beckeli auch, sah ihm alles und jedes, was er vor hatte, an den Augen ab, und half ihm mit Kraft und Thätigkeit und fertiger Hand die Ordnung wieder herstellen, bis die einbrechende Nacht der Schleifung ein Ende machte.

Aber sie vergaß die armen Ziegen ob ihrem Isak ganz. Sollten diese besorgt werden, so mußte Nella sich ihrer annehmen, und Nella ließ dieselben aus ihrem Gefängnisse, melkte sie und fütterte sie. Beckeli wich nicht von ihres Isaks Seite.

Dieser betrachtete nun nicht ohne einen flüchtigen Schauer die Büchse,

mit der er sollte erschossen werden, lachte aber laut auf, als er den verrosteten Hahn in Ruhe, die Pfanne ohne Pulver, und die sechs Kugeln zu unterst im Laufe fand. „Vor euch sind die Bären sicher,“ sagte er.

Großmutter Grethe wollte doch nun auch gern wissen, was den Jüngling zu ihnen gebracht hätte, gerade zu ihnen? Und wer er sey? Und viel Anderes. Er gab über seine Person die bey dem Thee-Examen übrig gebliebenen Erläuterungen, und erzählte, wie er auf der Gemsenjagd gewesen sey, ihre Hütte von fern erblickt, und gehofft habe, man würde ihn wohl für eine oder zwey Nächte aufnehmen, damit er nicht mehr unter freyem Himmel frieren müsse. Die große Gefahr, von ihrer Kanone niedergeschossen zu werden, habe er freylich nicht geahnet, und ihre Befestigungswerke sich nicht zu erklären gewußt.

Die ganze Kolonie lachte nun selbst über ihren Schrecken, und war bey dem Nachtessen so aufgeräumt, als sie lange nicht gewesen war, Beckeli besonders war ganz außer sich, und wich ihrem Isak keinen Augenblick von der Seite. Ihm ward eine Streu zurecht gemacht, und die sorgsamten Mütter hatten keine geringe Noth, der Tochter begreiflich zu machen, daß sie ihn nunmehr allein lassen müsse. Sie schloß fast kein Auge; und wenn sie auch einschlummerte, so träumte sie, was wohl auch andern begegnen soll, von ihrem Isak, war um ihn, ließ sich von ihm heimhohlen, und zog mit ihm. Am frühen Morgen war sie die erste munter, und spähte nach ihrem Isak, wie gestern nach dem Bären, nur mit andern Augen und andern Empfindungen.

Er war auch bald wach, wünschte guten Morgen, und eilte wieder in's Gebirge. Das that Rebecca weh, sie begleitete ihn, schlang den Arm traulich um ihn, und so kamen sie bey dem Teiche vorüber, in dessen klarem Spiegel Rebecca das Bild ihres lieben Jägers mit Wonne sah. Sie hätte hineinspringen mögen. Es ging bald steil empor, sie mußte zurück bleiben und nahm Abschied mit einer Thräne im Auge. Er bemerkte die Thräne, sah fleißiger in ihr schönes Auge als nach den Gemsen, und hatte Mühe sich loszuwinden. Beynahe ohne es zu wissen begleitete er sie zurück zum Teiche, wo sie unter den Bäumen standen, begrüßt von der steigenden Sonne und dem heitern Gesange der Vögel. „Isak, hier ist's so lieblich mit dir. Ach möchtest du immer hier bey mir bleiben. O, ich habe dich so lieb, und wollte dich immer lieb haben, herzlich lieb! Sieh da unten im Wasser, wie ich dich lieb habe!“ Isak sah es und fühlte es. Mühsam ging er wieder den Höhen zu. Sie ging mit ihm, Arm in Arm, und fast hätte er die Gemsen vergessen. Er trennte sich endlich. „Komm ja wieder, lieber Isak, und stürze nicht vom Felsen, wie mein Vater. Ich müßte sehr weinen, wenn ich dich begraben sollte; stürze nicht! Am Abend wart' ich deiner unter den Erlen am See.“ Sie blickte ihm nach, bis er ihr aus den Augen verschwand, und kehrte wehmüthig zum Teiche zurück. In dessen Spiegel besah sie sich, ob sie auch schön wäre. Das hatte sie noch nie gethan. Und sie ordnete sorgfältiger ihre Kleidung, und schmückte sich mit Blumen. Der Tag ging ihr nicht so froh vorüber als sonst, die Ziegen blieben der Mutter überlassen, und in ihrem Herzen war Unruhe. Bald nach dem Mittagessen flog sie zum Teiche, sah den schönen Jäger nicht darin, schmückte sich von neuem und harrete.



Inzwischen kam Isak über die Felsen, aber nicht so lustig wie sonst. Er kam zum Schuß und schoß fehl. Es zog ihn herunter zum Teiche, und Rebecca hüpfte ihm fröhlich entgegen, grüßte ihn, umschlang ihn mit liebenden Armen, und zog ihn an's Wasser. „Da seh ich dich wieder im Wasser, lieber Isak! O, du bist schöner als ich! Aber du hast mich doch lieb?“ Es war beynah nicht möglich gegen ihre Liebkosungen das Herz zu verschließen. Sie zog ihn, als es dämmerte, nach Hause. „Mutter, Großmutter, er kommt wieder!“ So fröhlich hatten beyde das Mädchen nie gesehen. Es brachte die Nacht unruhiger als die letzte zu.

Auch er hatte sich wachend und träumend mit ihr beschäftigt, und die leichte, achtzehnjährige Gemse beständig vor Augen gehabt. Sobald er hervortrat, hing sie an seiner Schulter, und blickte ihn mit dem unaussprechlichen Zauber unschuldiger Liebe an. Er schlang den Arm um sie, sah ihr in's zärtlich glühende Auge und drückte ihr, hingerissen durch ihren rührenden Blick, einen Kuß auf die Lippe. Ach, es war der erste Männerarm, der sie umschlang, der erste Männerkuß, den sie auf den Lippen fühlte. Er drang ihr durchs innerste Mark. Sie gab ihn doppelt und glühend wieder, unbekannt mit aller Verstellung, und sagte: „O du lieber Isak! Verlaß uns nicht wieder, oder nimm mich mit dir! Ich muß sterben, gewiß muß ich sterben, wenn du mich verlässest.“ Sie sah ihn stehend an, und schaute dann wehmüthig auf die todte Gemse nieder. Ihm ward wohl und weh. Er sah auch auf die todte Gemse, und war gerührt. „Nein, liebes Kind, ich verlasse dich nimmermehr, wenn deine Mütter mich aufnehnem wollen! Großmutter, Mutter Nella! Wenn ich euch recht bin, so bleib' ich bey euch, und bin Rebecca's Isak und euer Balthasar.“

Die Mütter fanden die Sache nicht uneben. In ihrem Alter war eine solche Hülfe wünschenswerth, und für die Tochter schien er ein guter, wackerer Mann. Sie reichten ihm freundlich die Hand, und die Hand ihrer Tochter. „Jetzt, sprach Isak, wenn du mich lieb hast, verlaß' ich dich nimmermehr. Ich bleibe bey dir, so lang ich lebe, und liebe dich inniglich. Deine Mutter ist meine Mutter, und du bist mein!“ „O, lieber Isak, ich will so gern dein seyn, und dich lieb haben!“ Er küßte sie wärmer als vorher, und sie hing ganz und heiß an ihm; heiß wie die Sonne, und unschuldig wie der Schnee, den sie schmelzet.

Ein Stück der Gemse ward zum Mahle bereitet. Ein so köstliches Mahl war lange nicht genossen worden. Was aber noch köstlicher war, war die allgemeine Freude und Innigkeit. Es war ein Fest der Belobung, einfach wie diese Seelen, und heiter wie der Tag. Rebecca ging zu den Ziegen, und liebkosete sie.

Der Bräutigam eilte die Zurüstungen zur Hochzeit zu machen, und holte seine Braut ab. Die Großmutter wagte sich nach dem schwierigen Steig hinunter, um das unerwartete Glück ganz zu genießen. Nella begleitete sie. Der schöne Jüngling führte seine Braut zur Kirche. Sie war im Hochzeitgewande der lieblichsten Töchter des Thales eine. Staunend betrachtete sie die Welt, die sie nie gesehen hatte. Aber das Schönste in dieser Welt war ihr Isak, und sie kehrte freudig mit ihm in die Einöde zurück, wo er der Großmutter den Sohn ersetzte, der Mutter Trost war, wie Balthasar,

und als der Isak seiner Rebecca deren Tage beglückte, ohne je von ihr betrogen zu werden.

E p i k u r \*)

In diesem Hain, den die Natur gepflanzt,  
Auf dieser weichen Sammetflur,  
Wo Silberquell und Licht und Schatten mich umtanzt,  
Er scheint dein Geist mir, Epikur!

Viel irtest du: die Sonnenstäubchenehre,  
Die von der Seel' Auflösbarkeit,  
Von deiner Götter Zahl, gereicht dir nicht zur Ehre,  
Hat dich mit der Vernunft entzweit.

Doch hast du bessere Lehren auch gegeben,  
Und eignes Beyspiel mit dazu:  
„Ein Weiser,“ lehrtest du, „sucht nicht im üpp'gen Leben  
Zufriedenheit und Glück und Ruh.“

„Man braucht den Leib in Goldstoff nicht zu hüllen;  
Nicht der Pallast nur schützt vor Frost,  
Und Milch und Obst kann oft den Hunger mehr noch stillen,  
Als eines Königs Götterkost.“

„Der Hochmuth, der im Pomp und im Gepränge  
Bedürfnis, wo kein's ist, erblickt,  
Kauft Beyde sich mit Qual, gleißt trügend vor der Menge,  
Und darf nicht klagen, was ihn drückt.“

„Der Ehrgeiz, nur bedacht, sich hoch zu schwingen,  
Doch für den wahren Vorzug blind,  
Strebt, was er nicht erreicht, . . . nach überflüss'gen Dingen,  
Und hat er sie erreicht, . . . nach Wind.“

„Schön ist es zwar, mit Einsicht zu begleiten  
Ein hohes Amt der Republik:  
Doch kannst du rings umher nicht Wohl und Glück verbreiten,  
So ziehe lieber dich zurück!“

„Was du auch wählst, nie bleibst du frey von Leiden,  
Die stets dein schwacher Körper fühlt:  
Kannst du auf einem Schiff die Stöße je vermeiden,  
Mit dem sich Sturm und Woge spielt?“

„Der Weise weiß in Alles sich zu fügen,  
In Armuth, Kummer und Verdruß:  
Dem Übel zu entfliehn, mißt er oft ein Vergnügen,  
Erwirbt oft durch Geduld . . . Genuß!“

„Drum hält man ihn stets hoch in der Gemeinde,  
An die sich auch das Ausland reiht;  
Und leidet er, ihn stärkt die Sorgfalt seiner Freunde,  
Bis Trost und Hülfe bringt . . . die Zeit.“

\*) Mitgetheilt aus einer ungedruckten poetischen und prosaischen Blumenseze des Hrn. Gottlieb v. Leon.

„Was wär' auch wohl ein Leben ohne Sorgen,  
Wo man nur immer scherzt und lacht:  
Der Dichter gold'ne Zeit, ein ewig heit'rer Morgen,  
Nur Frucht, die uns kein Fleiß gebracht?“

„Bald wäre dann der Müßiggang, die Wiege  
Der Weichlichkeit, zur Last uns nur:  
Wir stehen dringend selbst um Harken, Ärt' und Pflüge,  
Und eine karger Natur.“

„Dem wird sein Herz nie Todesfurcht durchbeben,  
Der hier in Gram und Noth gelebt,  
Und jener strebte selbst nach einem kürzern Leben,  
Der nur nach Ruh' und Wohl gestrebt.“

„Wer endlich, nie bestürmet von Beschwerden,  
Hier immer schweigt im Überfluß,  
Dem muß dieß Einerley zuletzt zum Ekel werden,  
Sein Vollgenuß zum Überdruß.“

„Wer weise trank aus irdischem Pokale,  
Nie toll verwarf des Lebens Schatz,  
Geht wie der satte Gast zufrieden von dem Mahle,  
Und macht mit Lust dem Jüngern Platz.“

J. J. Scheiger.

## Schauspiel. Die Albaneserin.

(Fortsetzung.)

Eine tiefe Konsequenz zeigt sich mit Ausnahme einiger schwachen Stellen in der Anlage und Durchführung der Charaktere. Der König Basil ist eine höchst kräftige, großartige Natur, ein vulkanisches Wesen, in dessen Innerm ein Theil des Feuers lebt, dessen Ströme auf verborgenen Wegen in den verschiedensten Gegenden des Universums zusammenschlagen. Er steht da als ein Seitenverwandter des Prometheus, trägt mehr den Charakter der Gattung als des Individuums, zeigt gleichsam, wie ein noch nicht recht ausgearbeiteter Weltkörper, überall Spuren von der gährenden Mischung der Elemente. Die Bewegungen seines Gemüthes bezeichnen jene Art der Bildung, wo Natur und Geist noch nicht vereinzelt, getrennt einander gegenüber stehen, sondern in allen ihren Äußerungen auf den Zug einer geheimnißvollen Urkraft hinweisen. In diesem Sinne sagt Basil schön und wahr:

„Wer sagt dem Menschen, wo die Grenze sey,  
An der Natur und Geisterwelt sich trennen?  
Nennt's Zauberey, Beschwörung, Fluch, Verhängniß,  
Das Wort gilt gleich.“

Ferner: . . . . „Dichtung und Geschichte,  
Gesicht, Erfahrung, sind ja Schatten nur  
Von Einem Ding bey mannigfachem Lichte.  
Wahrheit ist Einheit.“

Das Übermaß von Kraft, wodurch Basil allerdings einen schwächlichen Sinn beleidigen muß, gehört nothwendig zum Zusammenhang des Charakters. Denn eben dadurch wird es begreiflich, wie der König den Glauben an eine unwiderstehlich waltende Macht hegen kann. Der Heroismus treibt auf dem Gipfel immer nach dieser Seite hinaus; selbst die kältesten Naturen verfahren in diesem Punkte auf eine dichterische Weise, wenn die Bedeutung ihres Wesens durch das Gefühl eines außerordentlich praktischen Vermögens gesteigert wird. Hier tritt eine ganz eigene Art des Idealismus

ein, dessen Erklärung interessant ist, aber zu weit führen würde. Der Dichter ist offenbar in der Charakterzeichnung Basils von der gleichen Ansicht ausgegangen. Die reiche und tiefe Phantasie, womit er demnach seinen Helden ausstattete und ausstatten mußte, gibt die vollkommenste Antwort auf die Frage, wie denn Basil auf der einen Seite so vernünftig raisonniren, und auf der andern doch wieder einem seltsamen Wahne huldigen könne. Überhaupt vereinigt die Seele des Menschen Vieles in einander, was sich dem ersten Anblick nach widerstreitet. Hobbes, der bey Tage mit der Feder in der Hand alle Geister läugnete, zitterte des Nachts vor ihnen. Der Kaiser Julian verband mit den abentheuerlichsten Grillen einen glänzenden Scharfsinn und einen großen praktischen Verstand. Ja selbst der klare, bestimmte Lichtenberg scherzt einmahl, fein wie er pflegt, über seine heimliche List und Liebe an und zu Verbedeutungen. Gegen solche kritische Köpfe vollends, die in ihren Hypothesen sieben neue Wunder erfinden, um den Glauben an ein altes wegzuschaffen, ist der König Basil ein höchst konsequenter Geist. Drog dessen kann man dem Dichter nachsagen, er habe die Farben bey'm Ausmalen der besondern Denkweise des Königs nicht ganz zweckmäßig verbunden, hier zu viel und dort wieder zu wenig aufgetragen. Im Ganzen stellt Basil freylich den in sich und die Welt versinkenden Geist dar, und in so fern ist die Schärfe und Ruhe seiner Reflexionen ganz an der rechten Stelle; allein dagegen erscheinen die über die Magie und dergleichen Dinge hingeworfenen Andeutungen zu fahl, nicht genug vermittelt durch innere Nothwendigkeit. Die kurz abgeschnittenen Wendungen, in welche der König bey dem außerordentlichen Gange der Umstände fragend und ausrufend ausbricht, sind aber wieder vollkommen charakteristisch, indem sie uns das Brüten des Geistes, gleichsam die geheime Werkstätte desselben ahnen lassen.

Diese allgemeine Ansicht verbreitet Licht über manche von den hiesigen Recensenten mißverstandene Punkte \*). — Daß Basil den hufzertretenen Leichnam der Königin auf Lanzen in das Gedränge der Schlacht tragen läßt, zeigt uns den Helden, der den Werth des Augenblicks empfindet, und seine besondere Sache nicht von der allgemeinen aus Schwäche trennen mag. Er ist vollkommen seiner Natur nach gerechtfertigt durch das Wort: „Der Krieg kennt kein Entsetzen,“ und durch die Thräne, die er als Sieger der Königin nachsendet. Den eigentlichen Grund, warum Enrico wahnsinnig geworden, konnte er nicht errathen bey seinem Gange, überall einem wunderbaren Zusammenhange der Dinge nachzuspüren, er sucht deshalb auch ganz konsequent den Quell der Krankheit außer der Natur. Auch Gewissensbisse im gewöhnlichen Sinne kann und darf Basil nicht empfinden, denn diese beziehen sich immer auf einen bestimmten Inhalt, und sind daher lange nicht so tragisch, als jene Mahnungen des Innern, die sämmtlich aus dem dunkeln Bewußtseyn fließen, von einer unbekannten Hand als Opfer gezeichnet zu seyn. Man sieht daraus, daß eine förmliche Selbstanklage Basils ganz gegen den Geist kämpfen würde, den der Dichter auch für unsere Mitempfindung erwecken will. Mit den Dämonen verhält es sich hier, wie mit dem Teufel bey andern Gelegenheiten, man muß nur wissen, was man darunter zu verstehen hat, um mit der unsaubern Gesellschaft fertig zu werden. Sie stellen bloß bildlich die schwüle drückende Atmosphäre dar, in welcher der Geist athmet, und während dieser bloß ein Werkzeug derselben zu seyn scheint, verdanken sie vielmehr nur erst ihm ihr Leben. Die Erzählung, wie Basil seine Söhne erzogen hat, würde höchst unpoetisch seyn, wenn sie einer Abhandlung über die Pädagogik im neuern Styl gleich käme; es wäre, wie wenn Jemand dem alten Chiron vorwerfen wollte, daß er seinen Zögling Achilles nicht zu Salzmänn nach Schnepfenthal geschickt habe. Der Gedanke an Sohnesmord, dem sich der König einen Augenblick hingibt, läßt gleichfalls eine ganz andere Auslegung zu, als ihm widerfahren ist. Bey dem Urtheil über den Werth der Handlungen darf man den Beweggrund nicht aus den Augen lassen. Wenn Basil sich einen Augenblick besinnt, ob er nicht einen Sohn, noch dazu den geliebtesten, der Nothwendigkeit zu einem Opfer bringen soll, um dem Verbrechen des Brudermords durch diesen gewaltthätig

\*) Die Recensionen der Albanerinn im Sammler und Konversationsblatte scheinen geistige Zwillinge zu seyn, betrachtet man die Sprache und die Auffassung.

eigen Eingriff zuvorzukommen, so philosophirt er dabei freylich nicht nach einem jetzt herrschenden Compendium der Moral, sondern wie Agamemnon, als er Iphigenien für das Wohl der Griechen darbrachte, oder wie Aristodem, als er seine Tochter für ihre und Messeniens Ehre durchbohrte, oder, wenn es erlaubt ist, Irdisches durch Heiliges zu erläutern, wie Abraham, als er für Isak nach dem Messer griff, oder wie Jephtha, als ihm vermöge des Gelübdes das Loos fiel, die Jungfrau, die ihm, dem zurückkehrenden Sieger, zuerst begegnen würde, dem Tode zu weihen und ihm seine einzige Tochter vor allen zuerst freudig entgegen hüpfte.

Um für den angegebenen Fall den rechten moralischen Antheil an dem entsetzlichen Scharfsinn der Verzweiflung zu nehmen, muß man sich ganz in die Lage Basils versehen, folglich auch in seinen Glauben an die immer deutlicher, immer stärker hereindrohende Erfüllung des Spruchs, der ihm, wie er fürchtet, die Söhne durch Brudermord rauben will. Wenn auf diese Weise die Pein seines liebenden Herzens mit empfunden wird, so muß uns der Vorsatz Basils, durch Sohnesmord den Brudermord rückgängig zu machen, nicht mehr und nicht weniger konsequent vorkommen, als die Ansicht von der Schicksalsidee überhaupt; denn der Gedanke durch einen gewaltthätigen Eingriff die Rache der Unsichtbaren von den Söhnen auf sich zu leiten, stimmt vollkommen mit dem besondern Glauben zusammen, den der König nun einmahl hegt, gleich viel aus welchen Gründen. Die fürchterliche Kollision muß entschieden werden, eine Pflicht muß der andern hier nothwendig nachstehen, es kann nur noch die Frage über die Wahl seyn. Mit einer uns allerdings befremdenden Täuschung, die aber wieder durch den Glauben des Königs absolut nothwendig bedingt ist, will er sich durch den Sohnesmord als Schuldigen unterschieben. So grausam seine That scheint, so ist sie doch im eigentlichsten Sinne die höchste Aufopferung, die ein am aufgedeckten Abgrunde des Schicksals taumelndes Wesen, wie Basil, zeigen kann. Es darf behauptet werden, daß nicht Jedermann Lust haben wird, für den Genuß dieses tragischen Moments einen so künstlichen Standpunkt aufzusuchen; allein dann liegt doch der Grund zu einer Anklage nicht im gedachten Sohnesmord, sondern überhaupt in dem Unvermögen oder in dem Widerwillen, aus sich selbst nach dem Wunsche des Dichters für einige Zeit heraus zu gehen. Das Bestreben der Kritik kann hierbey nur seyn, die Konsequenz des dichterischen Verfahrens nachzuweisen. Die Hindernisse, die sich der Empfindung dieser Konsequenz in den Gemüthern entgegenstellen, sind schon früher berührt und können hier nicht wieder in Betrachtung kommen. Die Stelle übrigens, worin Basil dem Onophrius antwortet, der ihn aufgefordert hat, dem stärkern Feind freywillig sich zu fügen, ist eine der kräftigsten. Er sagt:

„Wem? Stärkern Feind? Ha! macht der Tod so stark,  
So muß das Leben mit dem Tod sich waffnen,  
Dem todten Feinde tapfer Stand zu halten.  
Fluch gegen Fluch! Zum Abgrund nachgeschleudert  
Dem Mörder Planka's! Auf sein Haupt die Schmach,  
Selbst in und mit der Hölle nicht zu siegen.  
Unthat begehrt sie für des Borns Verirrung;  
Die sie begehrt, die klar der Fluch bezeichnet,  
Die mindestens — nicht diese soll sie haben!  
Kein Sohn Basils, mit Bruderblut befeckt,  
Soll ihre Beute seyn! Eh' soll der Vater  
Sich selbst für ihn dem ew'gen Tode weihen.“

Die Rolle des Königs Basil ist schwer zu spielen. Die eiserne Brust des Königs muß vernehmlich in den Tönen durchklingen und an Kraftstellen durchschmettern. Dazu gehört ferner ein Ausdruck der Stimme, der die phantastische Natur Basils wie in einem Echo zurückgibt. Besonders kommt es darauf an, die kurzen Fragen und Ausrufungen auf eine Weise vorzutragen, daß der Zuhörer die Fugen der Geisterwelt springen zu hören glaubt. Dadurch bekommen die absichtlich abgerissenen Wendungen erst den Sinn, welchen der Dichter hineingelegt hat.

Albana steht da wie ein magisches Bild mit räthselhaften Zeichen aus einer schönern Welt, scheinbar zerschnitten auf der Oberfläche und doch vollkommen ganz auf der

mehr abgekehrten als zugewendeten Seite. Wie sehr haben diejenigen, denen Albana mißfällt, tadelnd sie gelobt, ohne daß sie es merken! Es kann aber nicht anders seyn, denn wäre Albana selbst dem flüchtigen Beobachter schon zugänglich, erschien sie ihm in ihrem ganzen Wesen verständlich oder vernünftig, wie man in solchem Falle zu reden pflegt, so hätte sich ja Enrico nicht über ihre unterdrückte Liebe bis zum Wahnsinn täuschen können. Der Dichter verdient folglich auch den besten Dank, daß er durch kunstreiche Anlage und Durchführung die innerste Empfindung Albanens uns mehr errathen läßt, als durch den breiten Strom einer flachen Erzählung aus einander setzt. Denn der Schleyer, der Albanen umbüllt und nur manchmahl im Kampf mit dem Fortschritte der tragischen Handlung aus einander flattert, zwingt die Phantasie in das absichtlich zurückgelassene Dunkel das Licht reizender Deutungen zu tragen. Selbst einer nur oberflächlichen Auffassung können jedoch folgende Grundzüge dieser weiblichen Natur nicht entgehen: ein männlicher Verstand, zum Theil gegeben von der Natur, zum Theil gebildet durch die Erziehung Benvolio's; eine tiefe Empfindung, welche die edelste Zartheit in sich verschließt; ein stolzes Selbstgefühl, vor dem selbst die Liebe ihre Macht verheimlichen muß. Daraus erklärt sich jeder ihrer Schritte, die scheinbare Inkonsequenz ihrer Natur fließt lediglich aus ihrer wirklichen Konsequenz. Ihr Herz mußte für Enrico entscheiden, da ihn alle Vollkommenheiten schmückten, die gerade sie an einem Manne besonders wünschen konnte. Das Betragen des Jünglings, wie es der Dichter in Beziehung auf Albanen bey ihrem ersten Zusammenreffen schildert, war ganz dazu gemacht, um die Jungfrau anzuziehen und zu verwirren, überhaupt in jenen zweifelhaften Zustand zu versetzen, der in schwachen weiblichen Seelen wegen nicht verstandener oder gar unerwiderter Liebe in Bitterkeit übergeht. Man muß sich nämlich Enrico Albanen gegenüber denken mit aller der Unruhe des Geistes, welche die erste erwachende Liebe in der Brust eines hochkräftigen Jünglings begleitet, selbst bis zu den leisen sophistischen Äußerungen des Gegentheils; ferner mit jenem ungebändigten Heroismus, der gern auch mit der Liebe scherzen möchte, wie mit jeder andern Gefahr, und zwar um so mehr, je weniger er die Stärke des Gegners noch erprobt hat; endlich mit jener schönen Verlegenheit, die in dieser neuen Welt aus der Reinheit der Empfindung nothwendig alle Mähl hervorgeht. Auf diese Art standen sich Beyde sehnsüchtig forschend gegenüber, so daß selbst die Trefflichkeit beyder jedem Einzelnen die Zunge band, und Albana sich verschmäht glauben mußte, wenn Enrico jener auch nur um eine Linie zurückzugehen schien. Der Schein dieses Zurücktretens lag auf Enrico, wie Albana sagt:

Euer Auge sog,

Als es der Jungfrau, die noch frey sich fühlte,  
Den Widerschein verborg'ner Flamme zeigte.  
Eh' sich Fernando meinem Herzen nahte  
Und zur Bewunderung es, zur Liebe zwang;  
Eh' ich geahnt, daß unsrer Seelen Drang  
Sich in einander wechselnd zu ergießen  
Noch eines innigern Vereins begehrte;  
Besinnet euch! eh' dieß geschehen, kehrte  
Sich euer Sinn kalt, feindlich gegen mich.  
So klar, so schneidend scharf ist der Beweis,  
Daß er den Wahnsinn selbst muß überführen:  
Ihr warbt, Enrico, ihr, um meine Liebe  
Für euren Bruder.

(Der Schluß folgt.)

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Donnerstag, den 25. May 1820.

63

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. R. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. R. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey K. Strauß am Petreoplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb, und 66 fl. R. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Dichter an den Besir.

Dem Persischen nachgeahmt \*).

Vier schlichte Verse sandt' ich dir, —  
Du Türkis und Demanten mir:  
Dieß ist des Verses Element,  
Den Kopf und Herz den feinen nennt.

Er blühet, wie der Erde Flor,  
Und luftig schwingt er sich empor;  
Er fließt wie reine Silberfluth,  
Und brennt mit des Gefühles Gluth.

Im Demant weiß, im Türkis blau,  
Beut Luft und Wasser sich zur Schau;  
Es fehlt auch Erd' und Feuer nicht  
Im Türkisstoff, im Demantlicht.

Es liegt in beyden Gemmen doch  
Viel höh'rer Werth und Zartinn noch:  
Der Freundschaft Farbe ist das Blau,  
Im Demant glänzt der Thränenthau.

\*) Das Original, welchem diese vier Strophen nachgeahmt sind, siehe in Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 225, wo in vier Versen von vier Waffen, vier Blumen, vier Edelsteinen, und vier Elementen die Rede ist.

## Schauspiel.

## Die Albaneserin.

(Schluß.)

Da Albana schon bey dem bloßen Verdacht, Enrico ziehe sich zurück, mit edlem Stolz dasselbe thun muß, nur bis auf eine zehnfach größere Entfernung, so wirft nothwendig das Werben Enrico's für Fernando dem letztern die Albaneserin unbedingt als Weib in die Arme. Eine Jungfrau, die in ihrer tiefsten Empfindung so grenzenlos verletzt wurde, geht im ersten Schrecken der Verzweiflung ebenfalls sehr natürlich zur stumpfen Gleichgültigkeit über, sie findet sogar eine eigene schauerhafte Lust darin, spottend ihr Herz zu verschenken, den Bruch mit dem früher vorgebildeten Leben durch ein Band, wie die Ehe, geschlich zu bestätigen. Bey der stolzen Albaneserin mag es außerdem erlaubt seyn, die Verbindung mit Fernando selbst zum Theil auf Rechnung weiblicher Rache zu setzen, wofern man das Wort nur in einer feinern Bedeutung nimmt. Denn die Sophistik der verschmähten Liebe setzt gern auf diese Art einen geheimen Gedankenwechsel mit dem Gegenstande der ersten Neigung fort, es entsteht ein Dialog, der freylich zuletzt immer nur Monolog bleibt, woben man aber desto ungestörter zu Werke gehen kann.

Damit fällt auch die Einrede weg, als schwanke Albana hin und her zwischen den Brüdern; sie steht vielmehr so fest als das tugendhafteste Weib unter solchen Umständen nur immer stehen kann. Hier folgt der Versuch eines Beweises. Fernando kann an uns für sich als Gatte nicht das ganze Herz der Albaneserin ausfüllen, dazu ist sie zu männlich und er zu weiblich, um den Gegensatz der Empfindungsweise recht schneidend auszusprechen. Selbst die Fülle des Glücks, womit ihn der Besitz Albanens überströmt, muß dieser zuflüsternd bedeuten, daß es ihm bey aller Güte an Tiefe des Sinnes mangle, den vollen Gehalt ihrer Natur zu begreifen; denn sonst, mag sie meinen, könne er unmöglich so vollkommen befriedigt seyn. Sobald eine Frau dieser Art eine solche Entdeckung einmahl gemacht hat, ist es auch um den höchsten Schwung ihres Wesens geschehen, das Geniate der Liebe, wozu sie sich hinneigt, verschwindet unausbleiblich, um einer strengen Korrektheit Platz zu machen. In diesem letzten Falle hat sich Albana als Gattinn Fernando's befunden. Dagegen läßt sich von Seiten der Sittlichkeit durchaus nichts einwenden. Die Berufung auf den Ehekontrakt ist in dieser Hinsicht höchst lächerlich. Ganz war Enrico's Bild wohl nicht in der Seele Albanens erloschen. So etwas ist für einen Ehemann freylich nicht das Angenehmste, die Sache hängt aber wieder nicht von menschlicher Freyheit ab. Der allgemein geglaubte Tod Fernando's ändert die Lage Albanens auf eine sehr bestimmte und eingreifende Weise. Als Witwe pflegt sie Enrico während seines Wahnsinns und rettet ihn, wie behauptet wird, dadurch vom Tode. Ein Feld zu neuen Wünschen, zu Gedanken, die nicht da sind, wenn man sie zur Rede stellen will, und die nach umgelaufener Erkundigung doch wieder augenblicklich hervordringen, war durch diesen Gang der Dinge unfehlbar geöffnet. Die Art, wie die Witwe Fernando's sich über ihre wieder erwachende Liebe zu Enrico täuscht, ist überaus naiv und charakteristisch. Sie versteckt sie, ohne den Selbstbetrug zu merken, hinter die angebliche Eifersucht, die ihr Fernando's Liebe zu Enrico eingeflößt habe. Hier steht das Reimmoralische mit den besondern Ansprüchen des weiblichen Herzens so feil in einander, daß man den Zusammenhang kaum noch verfolgen kann. Um Albanen recht zu begreifen, muß außerdem der Unterschied der Zeit sorgsam in Anschlag gebracht werden. Die Schärfe, womit sie das Menschliche und Göttliche in der Liebe trennt, zeigt die vollkommenste Klarheit des Bewußtseyns, in so fern sich dieses auf ihr Gefühl bezieht. Albana wäre nicht Albana, ihr Herz hätte sich nicht zuerst für Enrico entschieden, wenn sie den Abstand zwischen der Liebe, die das moralische Gesetz fordern und der, welche die Verwandtschaft zweyer herrlichen Naturen allein geben kann, nicht durch und durch empfände und mit ihrem männlichen Geiste auch aus-



zudrücken vermöchte. Fortgerissen von den Umständen gesteht sie Enrico, daß sie ihn zuerst geliebt hat. Das kann, das darf, das muß sie in ihrer Lage bekennen, soll sie anders nicht eine bloße hölzerne Puppe seyn. Doch fühlt sie dabey schnell und richtig, was sie der Weiblichkeit und der Kindespflicht schuldig ist. Sie will zu ihrem Vater zurückkehren. Mit tiefer Menschenkenntniß hat der Dichter diesen Entschluß noch durch folgende Erklärung Albana's motivirt:

Im Wahnwitz sprach er's aus,  
Daß er der Jungfrau Neigung hat verstanden  
Und — er hat sie verschmäht! verschmäht! und doch  
Lebt Mitleid noch in mir?

So kommt das Gefühl des verletzten Stolzes der kämpfenden Würde konsequent zu Hülfe. Als Albana freylich erfährt, daß Enrico seine grenzenlose Liebe zu ihr aus Großmuth dem Bruder verschwiegen, der ihm mit dem Geständniß gleicher Empfindung zuvor kam, fühlt sie sich aufgelöst ihm gegenüber, und konnte es ihr wohl anders ergehen bey den folgenden Worten, in denen der Dichter das reinigende Feuer der Besta ihren heiligen Jungfrauen entwendet zu haben scheint:?

Nicht heuchlerisch war meiner Rede Feuer,  
Als ich für ihn um euer Liebe warb,  
Und anverwandt der Gottheit fühlst' ich mich,  
Als mich euer schamerröthend Ja entzückte,  
Und nun mein Kuß auf seine Lippe es drückte.  
In der Sekunde war ich seiner werth,  
Da hat er nichts mehr, nichts, mich zu beschämen,  
Und wie er damahls — damahls mir gehört,  
So konnt' ihn selbst Albana mir nicht nehmen.

Festen, stolzen, in sich gedrängten Charakteren ist es eigen, wenn das lang unterdrückte Gefühl endlich ausbricht, mit reißendem Überfluß alle Grenzen zu überstürzen, innerhalb deren die gewöhnliche Kraft, auch wenn sie kämpft, immer noch mit einem gewissen schönen Anstande spazieren geht. Solche Augenblicke der Krisis erschüttern aus bekannten Gründen weibliche Gemüther noch um vieles mehr als männliche. Es ist demnach dem Charakter und der Lage Albanens ganz angemessen, daß sie den Aufschluß, den ihr Enrico gegeben, mit den Worten beantwortet:

Lasset mich! Ich muß!  
Sich beugen, wie die Seele, muß der Leib!  
Auf meinen Nacken stell er seinen Fuß!  
Das eitle, stolze, ungerechte Weib,  
Das, ehe er bat h, sich schwur, ihn zu verschmähen,  
Muß vor ihm kniend seine Günst' erstehen.

In der vorlehten Zeile hat der Dichter von dem frühern geheimen Zustande Albanens gerade so viel verrathen, als wir brauchen, um sie zu verstehen. Sie liebte Enrico gleich anfänglich so tief, daß ihr beleidigter Stolz sich an der scheinbaren Gleichgültigkeit desselben nicht anders rächen konnte, als durch die Anstrengung, den heimlichen Wunsch ihres Herzens laut zu verurtheilen, um sich ihre Schwäche künstlich zu verbergen, die sie freylich doch dadurch von einer andern Seite nur um so auffallender offenbarte. Jetzt ist hoffentlich die außerordentliche Selbstdemüthigung Albanens zu den Füßen Enrico's psychologisch gerechtfertigt. Und wenn Albana unter solchen Umständen nicht das Recht haben soll, Enrico zu heirathen: wie darf denn auch nur noch eine einzige Ehe auf der Welt geschlossen werden, besonders von einem und demselben

Individuum zum zweyten oder dritten Mahle? Auch bey der Wiederkehr des todt geglaubten Fernando zeigt sich die Braut Enrico's in jedem Sinne unsträflich. Sie kehrt schnell zu der Pflicht zurück, die sie als Gattinn Fernando's zu erfüllen hat. Bey ihrem Zuruf an Enrico: Bruder! Held im Kampf der Liebe! Freund der Geliebten! — entsinkt diesem das gegen Fernando gezückte Schwert. In demselben Sinn heißt es gleich darauf:

Unglücklicher! Mit Thränen, nicht mit Blut  
Wasch ab den Flecken meiner Ehre! Zeige,  
Daf du verdienst, was ich gab. Versöhne  
Mit ihrem Gatten seines Bruders Braut.

Wo ist denn hier etwas Unmoralisches? Etwa weil Albana selbst von einem Flecken redet, der an ihrer Ehre hafte? Sie muß ja nach ihrer Denkweise und Lage so reden, und eben weil sie selbst sich so angeklagt hat, muß sie auch wieder von uns freigesprochen werden. Die Kette, welche sie später Enrico durch Leontio in einem gewissen Sinne als Zeichen der ewigen Trennung und auch der ewigen Vereinigung zusendet, gehört wesentlich zur festen Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses. Kann Albana das Bild Enrico's aus ihrer Seele reißen? Wäre sie nicht, wenn sie es könnte, unwürdig des einen wie des andern Bruders? Denn, wie mag sie Fernando treu seyn, wenn sie im Stande ist, Enrico schlechterdings ganz aufzugeben? Da sie also an ihn nothwendig denken muß, aber auch nur denken, nichts als denken will, so ist es auch nicht unmoralisch diesen Gedanken durch die Kette symbolisch auszudrücken. Die Bestimmtheit, mit welcher sie darüber redet, ist vollkommen im Wesen jeder bessern weiblichen Seele gegründet.

Nein, er muß es wissen!  
Er kann nicht leben, wenn er zweifeln muß,  
Ich will nicht sterben — will es nicht — in ihm!  
Er muß mich lieben ewig! Muß im Schmerz  
Vergehen um dich, wie ich um ihn!

Damit ist jene Treue gegen Fernando, welche der Ehekontrakt bedingt, keineswegs aufgehoben. Die allergemeinste, ganz unpoetische Ansicht der Liebe besteht in der Meinung, sie lasse sich nach vorgeschriebenem Gehalte ausmünzen. Sie hat vielmehr, wie die Philosophie der Alten, eine exoterische und esoterische Seite. Kann man durch die sittlichste Anstrengung allein ein Dichter werden? Unmöglich. Ist aber die Liebe in ihrer höchsten Bedeutung nicht auch Poesie? Albana sagt: ja, Hr. Hebenstreit: nein, die Leser mögen entscheiden. — Die Kunst der Schauspielerinn kann viel beitragen, um den Sinn des Publikums für Albanen zu öffnen. Eine wahre Albana ist schwerlich auf irgend einem Theater zu Hause, sobald die Nachfrage mit einigem Ernst ergeht. Denn die vollkommene Darstellung dieses Charakters setzt Erfordernisse voraus, die sich nach dem natürlichen Gange der Dinge widersprechen und nur durch die vollständige Ausbildung eines poetischen Sinnes vereinigt werden können. Die Jugend, die bloß nach Jahren gezählt wird, hilft hier nichts, schadet sogar, oder die Schauspielerinn müßte wunderbarer Weise von der Natur selbst zur wahren Albana gestempelt worden seyn. Hauptsächlich kommt es dabey auf jene Jugend des Geistes an, die nach dem Worte des Dichters uns nie verfliegt, die im Stande ist, durch den echten Ton der Empfindung eine ganze Reihe von Jahren durchzustreichen und die Zuhörer, die in solchen Fällen meistens nur gern Zuschauer sind, mit einem Gefühle des Lebens zu durchdringen, vor dem die ganze Chronologie versinkt, wie sie auch ihre Epochen zählen mag. Die Frucht kann nicht wieder Blüthe werden, ist sie aber recht kerngesund, webt um die üppigen Zweige der goldne Strahl des erquickenden Lichtes, spielt der Gipfel des Baums noch unverzagt, mit dem Muthwillen schwellender Lüfte; dann schaut auch der Frühling noch aus dem Auge des Sommers und eine Jahreszeit spendet für alle. Möge der gedachte Sommer auf einer oder der andern Bühne Deutsch-

lands in genügender Gegenwart für empfängliche Gemüther den Frühling hervorzurufen, in welchem Albana lebt, wie Schiller's Mädchen aus der Fremde, unbegriffen von Vielen, wie diese! Um von dem verfänglichen Ausrufungszeichen zu einem allgemein anerkannten Punktum durch eine unvorbereitete Wendung überzugehen, sey im Einzelnen noch Folgendes bemerkt. Die Schauspielerinn, die sich an Albanen wagt, sey erstlich Meisterinn des Ausdrucks im schulgerechten Tone ehelicher Zärtlichkeit, dabey vergesse sie zweytens nicht, für die Feyer der eigentlichen Mysterien, den Flug bald als Adler bald als Schwan zu nehmen, den Sperlingen, wie den Tauben zum gleichen Troh. Geschieht dieß, so wird es auch schnell unter allem Volk zu dem Bekenntniß kommen, das Goethe auf Befehl der Natur für die Ewigkeit als unverbrüchliche Formel festgesetzt hat:

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,  
Jedes Mädchen so geliebt zu seyn.

Nach Albanen folgt in der Charakteristik billig Enrico, des Vaters Ebenbild in ungemessenem Feuer, eine lebendige Anspielung auf den Atna, in dessen Nachbarschaft er lebt, gleich ihm, siedend im Innern und so lange verschlossen nach außen, bis der zusammengedrückte glühende Überfluß gewaltsam hervorschäumt. Wie der Vater in allen Erscheinungen den Zeiger einer und derselben ihm verderblichen Uhr erblickt und mit wachsendem Grauen den Schlag derselben vernimmt, so zieht sich umgekehrt der Kreis der bewegenden Kräfte allmählig für Enrico in einem Punkte zusammen, und dieser ist kein anderer als Albana. Das Licht, welches der Dichter einleitend über Enrico's Erziehung verbreitet hat, reicht hin, um die Möglichkeit des spätern Wahnsinns zu begreifen. Die freyen Annahmen des Dichters, die in der durchgreifenden Kühnheit des Ganzen ihre Rechtfertigung finden, mit Berufungen auf eine alltägliche Welterfahrung widerlegen wollen, heißt den Esel gegen den Löwen hehen. Der Wahnsinn Enrico's konnte sich nur nach und nach entwickeln durch den geheimen Verkehr des Geistes mit dem geliebten Gegenstande. Äußere Einwirkungen helfen dagegen nichts, mußten von der kranken Seele vielmehr als Nahrungstoff aufgenommen werden. Die Sage vom Tode Fernando's konnte den Ausbruch des Wahnsinns in Enrico schon aus dem Grunde nicht verhüten, weil er glaubte, Albana habe mit seiner männlichen Neigung ein schimpfliches Spiel getrieben. In einem Gespräch mit Albanen gibt er, obgleich noch wahnsinnig, darüber die deutlichsten Winke:

Was? Wie sie mich angeblickt,  
Wie, wenn ich sie an meine Brust gedrückt  
Im Weiberreihn, wenn Herz an Herz geschlagen,  
Sie Liebe — Liebe — Liebe war! für mich,  
Enrico Li-be war! Und wie sie sich  
Bald drauf so kalt, so feindlich streng betragen,  
Den Andern nur geseh'n, nur ihn gehört,  
Mit ihrem Aug' an seinem Mund gehangen,  
Mit ihrem Geist den seinigen gefangen,  
Und wie die Sonne zwingend zu sich kehrt  
Das Antlitz ihrer Blume, seinen Sinn  
Gebunden und entzündet zum Verlangen.  
O sie ist falsch! des Ufers wankend Rohr  
Ist neben ihr ein festgestähltes Schwert ic.

Sonach war für Enrico durch den Tod Fernando's der Besitz Albanens noch keineswegs entschieden. Er wollte die Geliebte besitzen, nicht wie eine Sache, sondern wie eine Person. Der bloß sächliche Besitz ist im Punkte der Liebe gar keiner, und über dessen Verweigerung wird nicht leicht Jemand zum Narren, höchstens nur gelegentlich, weil er überhaupt Narr von Natur ist. Außerdem kommt es, um die Macht äußerer Einwir-

tungen zu schätzen, auf den Grad des Wahnsinns an, mit dem sie gleichzeitig zusammenreffen. Da nun der Dichter nicht für gut gefunden hat, was er ohnehin nicht konnte, die Stufe der Zerrüttung genau anzugeben, auf welcher Enrico bey Fernando's Tode stand, so ist von dieser Seite jeder Entwurf nothwendig ein Streich in die Luft.

Die poetische Darstellung dieses Wahnsinns kann wegen ihrer psychologischen Tiefe nicht genug gepriesen, in dem beschränkten Raume dieser Blätter jedoch nicht in ihrem ganzen Zusammenhange aus einander gesetzt werden. Die Sophistik der unseligen Leidenschaft, die Steigerung derselben, ihre Verbindung mit den Grundanlagen des Gemüths, der Wechsel ihrer Farben unter dem Einfluß der Umstände enthüllt sich von Anfange bis zu Ende im Lichte der schönsten Konsequenz. Denn sollte es scheinen, als spreche Enrico hier und da zu besonnen, so muß man, um nicht zu viel zu behaupten, alle die Momente wohl erwägen, durch welche ein solcher Wahnsinn in solcher Lage mannigfaltig bestimmt werden kann. Nur Einiges mag hervorgehoben werden. Mit vieler Einsicht ist schon im ersten Act vorbereitend darauf hingewiesen, daß die Liebe dem Anscheine nach sich listig in das Gewand des Hasses hülle. Dieser vorgebliche Haß zeigt auf die unfägliche Anstrengung zurück, mit welcher das zerrissene Herz die Wunde hat anfänglich läugnen wollen, zugleich spricht sich der angeborne Stolz kräftig darin aus, auch der Schmerz der Eifersucht findet von dieser Seite den schicklichsten Ausgang, überhaupt mahlt dieser künstliche Selbstbetrug treffend die ungeheure Spaltung, in welcher die Besonnenheit unterging. Mit der köstlichsten Vieldeutigkeit, die immer mehr wächst, je mehr man sie zu entwirren sucht, sagt Enrico in Beziehung auf Fernando:

Ich weiß, ich weiß. Er fiel am Meeresstrand.  
Im Schlachtgewühl. — — Das ist vorbei! Er lebt,  
Lebt, sag' ich, ob man neunmahl ihn begräbt!  
Er kann nicht sterben — Kann nicht! Denn sein Leben  
Ist mein — ich hab's gekauft! Mein eigen Seyn,  
Mich selbst hab' ich als Preis dafür gegeben,  
Und fest verschlossen hab' ich's, wie im Schrein  
Ein Kleinod man verschließt, in meinem Wesen.  
So auch verwahret er den Preis und doch  
Weiß er es nicht — vermag's nicht einzulösen.

Noch anschaulicher wird derselbe Gedanke mit erschütternder Naivetät im Folgenden dargestellt:

Meine ganze Plage  
Ist, daß ich mich bisweilen — manche Tage  
Wie doppelt seh' und höre, doppelt fühle.

Nach diesen Bruchstücken mögen scharfsinnige Leser den tiefeindringenden Blick des Verfassers sich besser vorstellen, als aus jeder Zergliederung, die, wie gesagt, eine Abhandlung für sich bilden würde, sollte sie den Gegenstand wahrhaft treffen.

Ob die Symptome dieser zerrüttenden Liebe nicht früher sich geäußert haben mögen, als das Trauerspiel angibt, wie man einwerfend auch gefragt hat, ist eine Bedenklichkeit, worauf sich antworten läßt: Die dramatische Poesie stellt, wo sie mehrere ähnliche Zustände nicht trocken und langweilig beschreiben kann und darf, in einem Momente zugleich alle verwandte auf, wie ihr Tag überhaupt andere Stunden und Minuten zählt, als der Tag im Kalender.

Offenbar hebt aber der augenblickliche Entschluß Enrico's, in einem Anfälle rasender Sinnlichkeit den Bruder meuchlings zu morden, sogar wo möglich mit Hülfe Albasnens, die sonstige Würde des Charakters rettungslos auf. Schon die bloße Überzeugung, daß Enrico auch nur einen Augenblick diesen Frevel hat denken können, vernichtet ihn für die fernere Theilnahme; dieser einzige Fleck verbreitet sich in der anschauenden Phantasie pestartig über sein ganzes Wesen, zerstört es von Grund aus. Heroismus und Meuchelmord sind ewig unverträglich, kein Dichter kann diesen Widerspruch ausglei-

hen, es häufen sich darin die Hesen aller Nichtswürdigkeit an, der unbedingteste Mangel an Kraft, Wahrheit und Liebe.

Der Dichter hat allerdings die verbrecherische Aufwallung Enrico's gebraucht, um später den Selbstmord desselben zu motiviren. Was aber gänzlich der sittlichen Verfassung eines sonst schön und kräftig gezeichneten Charakters widerspricht, das kann auch nimmermehr ein Mittelglied oder Einschickel für die tragische Auflösung seyn. Es soll uns sehr freuen, wenn Jemand den Dichter von dieser Seite genügend vertheidigen kann.

Noch kommt manches Unzweckmäßige in der Handlungsweise Enrico's vor, z. B. das Fordern und Erhalten des Schwerts während des Wahnsinns, das Tragen und Verschleppen des Ringes mit dem verschlossenen Gifte. Diese Übelstände, so geringfügig sie an und für sich sind, hätten mit Leichtigkeit umgangen werden können. Ob denn nicht Jemand Zweifel erheben wird über die Möglichkeit einer Verwechslung zwischen dem Leichnam Fernando's und seines Gefährten? Wir berühren übrigens die Sache nur im Vorbeigehen, ohne die Ansicht solcher Zweifler zu theilen.

Der Charakter Fernando's tritt als Gegensatz Enrico's scharf genug hervor. Die Festigkeit, mit welcher er bey der Rückkehr in's väterliche Haus der Eifersucht Raum gibt, wo er einen ganz andern Empfang erwartet hatte, ist in der ersten Überraschung menschlich und stimmt vollkommen zusammen mit seiner offenen Empfänglichkeit, eben so auch der Versuch eines Zweykampfs mit seinem Bruder. Die Schnelligkeit, mit welcher er darauf, als Albana zwischen ihn und den Bruder tritt, das durch seinen vermeinten Tod herbeigeführte Verhältniß zwischen den beyden Liebenden begreift, gibt einen großen Begriff von der Reinheit seiner Gesinnung und eben sowohl aus dieser als aus dem würdevollen Betragen der Gattinn läßt sich der Zuruf erklären: „Eleonora, göttergleiches Weib!“ Sein Entschluß, für das Glück der Seinigen zu sterben, mußte wohl unerschütterlich werden, als er vernahm, wie der Bruder, der ihm solch großes Opfer gebracht, seinetwegen mit Verbannung, wohl gar mit dem Tode vom eigenen Vater bestraft werden sollte. Auch konnte seinem rein sittlichen Gefühle die Gewißheit nicht entgehen, daß Albana für ihn in dem Sinne, wie er sie zu besitzen wünschte, auf ewig verloren sey. Der Gedanke, ob Enrico und Albana durch seine Aufopferung glücklich werden könnten, lag seiner Großmuth im Drange des Augenblicks weit entfernt, ja er mußte ihn aus allen Kräften zurücktreiben, wenn er auch gekommen wäre, um nicht Verdacht gegen sich selbst zu schöpfen. Der Charakter Fernando's scheint uns demnach richtig gehalten, so wie sein Tod wahrhaft tragisch begründet.

Camastro's Charakter ist nur in so weit entwickelt, als es das Verständniß seines Einflusses auf den Gang der Handlung erfordert. Ausführlichkeit in der Zeichnung desselben wäre sogar ein Fehler gewesen, denn er soll, wie uns vorkommt, vielmehr die Macht des Verhängnisses darstellen als sich selbst, er ist mehr ein Symbol als ein Mensch. Daraus erklärt sich der geheimnißvolle, kühne, seltsame Ton desselben. Es ist also die Sache des Schauspielers, das Individuelle in dieser Rolle zum Allgemeinen zu erheben, auch in der Lebendigkeit eine gewisse Zurückhaltung zu behaupten und besonders solche Stellen, welche die Macht des Schicksals verkünden, zweckmäßig hervor zu heben. Die Erzählung des Camastro wird auch nur dann gehörig wirken, wenn die ganze Umgebung fortwährend den rechten Antheil zu nehmen versteht. Wenn alle diese Bedingungen erfüllt werden, so kann auch der vierte Akt nicht als hemmende Episode erscheinen, sondern muß als ein wahrer Fortschritt in der Entwicklung des Ganzen deutlich hervorgehen. Wahrscheinlich hat der Dichter bey diesem vierten Akt den Rath des Aristoteles befolgt, der besonders eine solche Peripetie empfiehlt, die sich auf Wiedererkennung gründet.

Der Arzt Benvolio entspricht durch alles, was er sagt und thut, seinem Namen; er will, was gut ist. Mit Vergnügen erkennt ein gebildeter Sinn in ihm den Arzt an der Eigenthümlichkeit der gebrauchten Bilder.

Leontio, der lustige Philosoph, wie er genannt wird, neigt sich im Ganzen fast mehr zum Ernst, ohne dadurch mißfällig zu werden. Überhaupt bewegt sich der Humor

des Dichters in seinen dramatischen Werken nicht so frey, so lebendig, als in seinen profaischen Auffähen. Die Sache mag einen psychologischen Grund haben.

Onoprius hat gerade soviel Charakter, als er für dieses Trauerspiel braucht.

Der Ausdruck hat so viele Eigenthümlichkeiten, daß sich diese nur andeuten, nicht aus einander setzen lassen. Vorzüglich berührt die Phantasie des Dichters gern den Kampf des Menschen mit sich selbst und mit der Natur, auch ergeht sie sich mit einer besondern Liebe daran, Inners und Außers gegenseitig auf einander zu beziehen. Dieses Streben hat auch dieses Trauerspiel wie die vorigen mit mehreren neuen, überaus schönen und treffenden Bildern bereichert. Aus der angegebenen Richtung des Dichters läßt sich auch die Menge der Gegensätze begreifen, welche für das leichte Verständniß nicht immer zur gelegenen Zeit kommen, besonders hemmen sie zuweilen in Stellen des hinreißenden Affekts manchen Zuhörer. Eine eigenthümliche Stärke zeigt der Ausdruck oft bey der schärfsten Wortkürze in dem raschen Aufsteigen tiefer Gedanken. In dieser Hinsicht wissen wir den Verfasser mit keinem seiner Vorgänger zu vergleichen, er ist darin ganz einzig. Zuweilen schmeichelt sich die Rede ein durch den herrlichsten Fluß, wie ihn die entzündete Einbildungskraft nur dem Sprudel der castalischen Quelle beylegt. Mitunter verrathen aber auch wieder einzelne und gerade besonders ausgeführte Schilderungen, daß sie nicht aus einem Gusse, sondern nach und nach unter der fleißigen Hand hervorgegangen sind. Es thut uns leid, daß wir unsere Behauptungen wegen Mangel an Raum nicht mit Beyspielen belegen können, so wie es uns noch mehr schmerzt, daß wir aus demselben Grunde das vollendete Spiel des Hrn. Korn als Enrico für jetzt nicht so zu würdigen im Stande sind, wie die Außerordentlichkeit dieser Erscheinung erfordert. Sonst ist Mäßigung im Loben leider oft Pflicht, hier wäre sie ein Vergehen. Besonders zeigte sich Hr. Korn in der vierten Vorstellung so ganz als Enrico, daß es nicht möglich war ihn noch mit den Augen eines Theaterkritikers zu betrachten, und nichts übrig blieb, als in das laute und heimliche Aufjauchzen eines entzückten Publikums miteinzustimmen. Wir können nicht unterlassen, die Freunde des Theaters, die in Hrn. Korn einen ihrer Lieblinge ehren, besonders auf diese Rolle aufmerksam zu machen, die er mit immer steigender Vollkommenheit gibt. Es ist nicht erlaubt von den Lesern zu scheiden ohne Bitte um Nachsicht wegen der ungewöhnlichen Ausführlichkeit dieser Beurtheilung.

### Erklärung des Modenbildes XXI.

Perfalkleid alla Maria Stuart \*). Die Falbe hat runde Falten mit schmaler Stickerey. Die Bajadere von Vapeur ist etwas gestickt und der Hut von Stroh.

Robe de Percalle à la Marie Stuart \*). Les Falbalas avec petite broderie en plies rondes. Bayadère de Mousseline des Indes brodée. Chapeau de Paille.

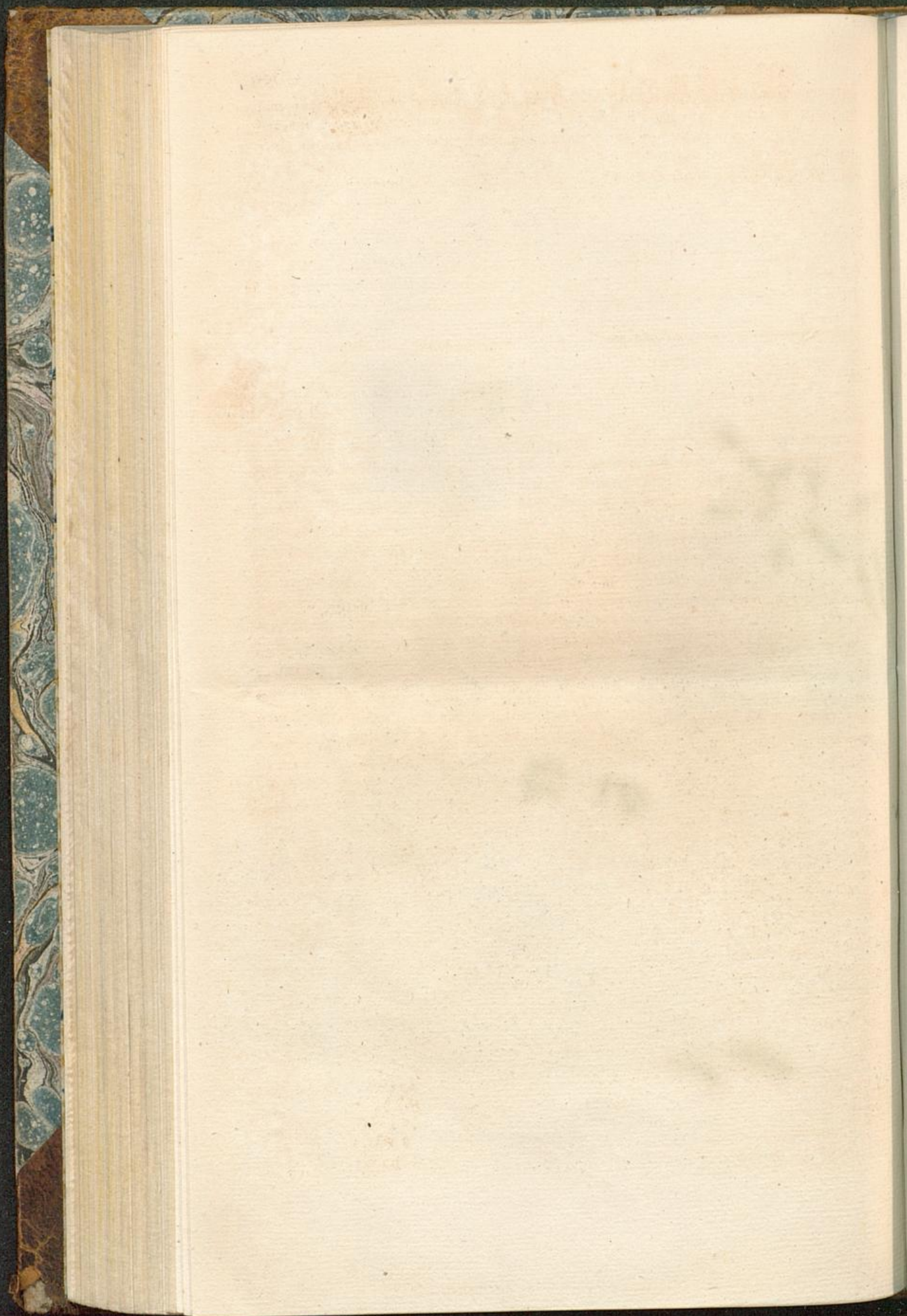
\*) Nach einem Musterkleide des Frauenkleidmachers Hrn. Gottfr. Köhberg in der Spiegelgasse Nr. 1163, 4. Stock.

\*) D'après l'original de Godéfrói Köhberg, Spiegelgasse Nr. 1163.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.







# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Sonnabend, den 27. May 1820.

64

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halb um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Außerwärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb um 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zedler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die große Sphinx bey den Pyramiden.

Die kolossale aus einer Felsenmasse gehauene Sphinx, bey der Pyramiden-Gruppe von Gizeh in der Nähe von Cairo, ist zu berühmt, als um darauf erst weitläufig aufmerksam machen zu dürfen; aber wir glauben unseren Lesern eine angenehme Überraschung bereitet zu haben, indem wir ihnen mittelst der Beylage die Ansicht des Kolosses in seinem gegenwärtigen Zustande nach Denon, und eine Zeichnung des kleinen Tempels geben, den man bey den neuesten von Hrn. Salt und Anderen angestellten Grabungen zwischen den Vorderfüßen der Sphinx entdeckte. In dem äußersten Raume steht man einen Altar, dann folgt eine zweyte Abtheilung, durch die man endlich zu dem innersten Sacrarium gelangte, dessen Wände ringsherum mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt sind. Kleinere Figuren von Löwen und Sphinxen, von denen sich Bruchstücke fanden, bewachten die Eingänge. (Eine von den verzierten Seitenwänden des innersten Sacrariums befindet sich bereits in dem brittischen Museum zu London.) Der Boden ist gepflastert, der Tempel befindet sich, wie schon erwähnt, zwischen den zwey ungeheuren Vorderfüßen der liegenden Sphinx. Neueren Nachrichten zufolge, soll das Ganze, kaum ausgegraben, sogleich wieder verschüttet worden seyn.

Wir haben in der unten beygesetzten Note die vorzüglichsten Stellen älterer und neuerer Schriftsteller von dieser Sphinx in Übersetzungen zu einem allgemeinen Überblick zusammengestellt. Nicht ohne Vergnügen wird man daraus ersehen, wie durch Beobachtungen an Ort und Stelle geleitet, schon ein früherer Reisender das vermuthete, was jetzt durch Thatsachen bestätigt ist, und nur darin irrte, daß er über den ganzen Koloss einen Tempel setzen wollte, da dieses Bildwerk ungeheuer genug ist, selbst ein kleines Gebäude zu umschließen \*).

\*) Plin. Hist. Nat. lib. XXXVI. c. 12. wo er von den Pyramiden redet, sagt: Vor diesen ist die Sphinx, welche aber mehr wie eine Wald- oder mindere Gottheit der Anwohnenden zu betrachten ist. Diese glauben, daß der König Amasis in ihr be-

## S o n e t t.

## D e r B r ä u t i g a m.

Das größte Glück, ich hab' es mir errungen,  
 Von Rosenslippen ist ein Laut erklingen,  
 Den lieblicher die Engel nicht gesungen,  
 Der selig mich zum Himmel aufgeschwungen.

graben sey und lassen sie als herbeygeführt gelten; sie ist aber aus natürlichem Felsen gearbeitet und dazu sehr glatt. Der Umfang des Hauptes dieses ungeheuern Werkes mißt von vorn hundert zwey Fuß, die Länge desselben hundert drey und vierzig Fuß; die Höhe vom Bauche bis zur äußersten Spitze des Hauptes zwey und sechzig.

Marillet in seiner Description de l'Egypte, herausgegeben von Abbé Maserier, Paris 1735 pag. 221 hat über diese Sphinx Folgendes:

Der zweyten Pyramide gegenüber, gerade gegen Osten ist jene so berühmte Sphinx, von der alle Berichte gesprochen haben. Sie ist wenigstens dreyhundert Schritt von der Pyramide entfernt, und von da kann man zweyhundert bis zu dem Orte zählen, den der Nil in seiner Höhe benetzt. Es ist ein Frauenkopf, der auf dem Körper eines Löwen, welcher auf seinem Bauche liegt, aufsiht. Dieser Kopf würde wahrscheinlich noch ganz seyn, wenn die Mahometaner ihn nicht verunstaltet hätten. Man hat ihm die Nase abgebrochen. Der Leib hat durch die Länge der Zeit gelitten; man sieht daran heutzutage nur die Gestalt, von der das Untere unter dem Sande verschüttet ist. Das Haupt ist bewundernswerth, sein Umfang beträgt mehr als fünf und dreyßig Fuß Länge (das stimmt nicht ganz mit Plinius überein). Der Leib hat mehr als dreyßig Fuß Länge. . . . Dieses Idol kann mehrere Bestimmungen gehabt haben. Vielleicht hat man nichts bezweckt, als durch seine erstaunenswürdige Größe Bewunderung zu erregen. Es kann in dem Gebirge von Felsstücken, welche man gleich machte, als ein Beweis von dem absichtlich gelassen seyn, was davon weggenommen worden war, auf dieselbe Weise, wie man jetzt Merkmahe auf einem Terrain läßt, das man ebnet. — Ich glaube übrigens, daß dieses Idol ehemahls von einem Tempel bedeckt war. Der Beweis, der mir dafür gilt, ist, daß der Kopf der Figur an allen den Stellen, wo er nicht durch Menschenhand verletzt ist, eben so ganz ist, als wenn er unter dem Meißel hervorträte. Die röthliche Farbe, mit der er bedeckt war, befindet sich noch daran. Man bemerkt sonst um diesen Kolos eine Art Gang, den der Sand, unter dem er verschüttet ist, mehr erhoben, als das übrige, läßt; und ich zweifle nicht, daß er die Grundwerke und Trümmer jenes Gebäudes verbirgt, welches dem Idole zum Tempel diente.

Pococke's Beschreibung des Morgenlandes — Erlangen. 1754. 1. Theil pag. 73. — Gerade an der Vorderseite der anderen Pyramide, beyläufig eine viertel Meile gegen Osten ist die berühmte Sphinx. — Der Felsen scheint um einen großen Theil rund um die Sphinx weggenommen zu seyn, und die Steine wurden wahrscheinlich zur Erbauung der Pyramiden verwendet. Die Sphinx ist aus dem dichten Felsen gehauen. Was einige für die Verbindung der Steine angesehen haben, ist nichts anderes, als die Adern des Felsens. Ich fand durch den Quadranten, daß er ungefähr 27 Fuß hoch war, denn bloß der Hals und das Haupt ragen über dem Grunde hervor; der untere Theil des Halses, oder der Anfang der Brust ist drey und dreyßig Fuß weit ic. Einige Leute haben sich erst kürzlich auf die Spitze des Hauptes begeben und dort ein Loch entdeckt — von dem Pococke glaubt, es hätte zu den Gaukeleyen der alten ägyptischen Priester gedient, was sich jedoch nicht bestätigt, da es eine einfache Vertiefung ohne alle sonstige Verbindungsgänge ist. — Denon hat in seiner Zeichnung den Ort dieser Vertiefung durch die Figur angedeutet, welche von einer andern gleichsam heraufgezogen wird. Denon findet die Arbeit an diesem ungeheuren Kolosse eben so ausgezeichnet als geschmackvoll ausgeführt und höchst bewundernswerth.

Wer schildert die entzückende Geberde,  
Mit der sie sprach, die Lieblichste der Erde:  
„Ich folge dir zu deiner Väter Heerde,  
Die Liebe will's, daß ich die deine werde.“

Wie eine Blum' der Himmelsau entsprossen,  
Der Liebe Purpur auf die Wang' ergossen,  
Stand sie vom Abendlichte mild umflossen.

Der Venus Stern, der König aller Sterne,  
Er blickte nieder aus der blauen Ferne  
Und lauschte ihren Liebesworten gerne.

## Die Scylla und Charibdis

oder

über die Strömungen in der Meerenge von Messina.

(Nach den Beobachtungen des Domenico Scina, Professors der Physik an der Universität zu Palermo, aus der Biblioteca Italiana No. XXVI.)

Über den berühmtesten Felsen von Scylla und den Wirbel der Charibdis sind die Angaben neuerer Reisender in Vergleich mit den Beschreibungen Homers und Virgils meistens so unbefriedigend, daß man sogar die Behauptung aufgestellt hat, Homer habe entweder eine ganz andere Gegend, als die bekannte vor Augen gehabt, oder das Ganze gehöre in das Gebieth der Fabel. Am genauesten hat der nun verewigte Graf v. Stollberg die Vergleichung durchgeführt und den Patriarchen der Dichter, der sonst in Naturschilderungen so wahr ist, zu retten gesucht. Stets aber bleibt das Resultat, daß große Veränderungen in der Ortsbeschaffenheit vorgegangen seyn müssen, so daß die Natur vor Jahrtausenden der dichterischen Anschauung einen reichern Stoff both. Denn von dem niedrigeren Felsen bey der Charibdis, dessen Homer im Gegensatz der Scylla gedenkt, ist jetzt an dem flachen und sandigen Ufer Siciliens in dieser Gegend keine Spur zu finden, und auch Schiller ist in seinem Taucher einer ganz unrichtigen Ansicht gefolgt. Doch gibt uns der starke Meeresstrom bey dem Capo di Faro (dem alten Pelorum) das Recht, dort uns die Charibdis zu denken; neuerdings versichert uns Kephales, dessen geistvolle und lehrreiche Reisebeschreibung Niemand ungelesen lassen sollte, daß die heftige Gewalt desselben nöthigte, vor Anker zu gehen. Um aber die Veränderungen begreifen zu können, welche hier mögen Statt gefunden haben, muß man die eigentliche Beschaffenheit der Strömungen in der Meerenge und ihre Ursachen kennen, worüber einen nahen Zeugen, der dieser Erscheinung eine längere Aufmerksamkeit gewidmet hat, zu vernehmen passend seyn wird.

Die Meerenge von Messina ist am schmalsten bey dem Faro, jenem oben erwähnten alten Pelorum; das Auge, welches diese Öffnung schräg betrachtet, trifft auf den Felsen von Scylla, dessen Gestalt jetzt sehr verändert ist, da ihn vor einigen Jahren ein Blizstrahl zerschmetterte hat. Hier glaubt man, daß das Meer anhält und nicht weiter strömt. Aber wie man von dem

Faro gegen Messina wendet, und von da tiefer hinabgeht, so erweitern sich die Seiten der Enge und trennen sich immermehr von einander, bis wo das Meer frey und offen wird. Die Strömung in dieser Meerenge nimmt genau nach dem Zeitmaße der Ebbe und Fluth seine Richtung, bald nach Mitternacht, bald nach Mittag; die Einwohner von Messina bezeichnen sie mit dem griechischen Worte rema (Fluß) und nennen sie, wenn sie von Mitternacht kommt, hinabfließend, wenn von Mittag, steigend. Allein der Strom mag nun hinauf oder hinab gehen, immer bemerket man nicht weit von den Ufern mehrere kleine Strömungen, welche sich schnell in entgegengesetzter Richtung von dem Hauptstrom bewegen; daher gehen sie hinab zur Zeit der steigenden rema, und hinauf zur Zeit der hinabfließenden. Diese Beobachtung verdient besonders berücksichtigt zu werden, weil dieß der Hauptpunkt scheint, auf den die übrigen Erscheinungen sich zurück beziehen und von dem sie sich ableiten lassen. Die nächste Ursache biethet die Gestalt der Ufer dar. Diese, gekrümmt und busig, so daß man sich leicht überredet, wie sie einst mögen zusammen gehangen haben und von einem Erdbeben aus einander gerissen seyn, sind mannigfach durchlöchert und ausgehöhlt von dem Wasserschwall, der hier eingengt mit großer Gewalt sie stets schlägt; selbst der Granit, die gemeinsame Grundlage der Gebirge von Messina und Calabrien, hat dem beständigen Andränge nicht widerstehen können. So öffnen sich am Felsen von Scylla mehrere Höhlen und Mündungen, in denen das Wasser ein und ausströmend sich heruntreibt und jenes Geplätscher hervorbringt, welches dem Homer Gebell von vielen Hunden ist. Wer kann bestimmen, wie sie ihre Gestalt und Größe seit ihm verändert haben! Wie nun die von dem Strome getriebenen Wasser an die gekrümmten Ufer schlagen, so gleiten sie an ihnen herum und brechen sich. Dieselbe Kraft, mit der sie anschlagen, treibt sie rückwärts, und wie sie eine zweyte und dritte Biegung treffen, so entsteht von dem wiederhohnten Stoße eine Strömung, welche dem Hauptstrome gerade entgegen ist. Wo sie nun an beyden Ufern busige Stellen finden, bilden sich jene Strömungen und nehmen in geringer Entfernung von den Seiten der Meerenge ihren Lauf. Der Wind hat auf ihre Entstehung, wie man sie ihm etwa zuschreiben könnte, gar keinen Einfluß; denn unabhängig von seiner dem Hauptstrome günstigen oder widrigen Richtung dauern sie fort, und nur ihre Schnelligkeit richtet sich nach seiner Gewalt, mit der er die Wässer der Mitte gegen die Busen der Ufer schlägt. Eben so begünstigt dieser, wenn er jene widrig ist, ihren Lauf, denn er geht mit ihnen.

Diese Erklärung wird durch alle Beobachtungen bestätigt. Der aufsteigende Strom ist im Laufe des Jahrs bald mehr bald weniger reißend als der hinabfließende. Die Punkte, von denen aus er sich in Bewegung setzt, um in den Kanal zu treten, sind nach der Versicherung der Messinesischen Piloten verschieden in verschiedenen Jahreszeiten. Trotz dem bleibt sich die Richtung der rückwärtsfließenden Strömungen gleich und wechselt nie. Davon liefern dieselben Piloten den deutlichsten Beweis, denn so wie sie wahrnehmen, daß ein Fahrzeug aus Unkunde des Steuermanns sich einer solchen Strömung nähert, so sehen sie augenblicklich voraus und bestimmen die Stelle, an welche es hingeschleudert werden wird. Dieß würde nie der Fall seyn können, wenn die lezten Ursachen dieser Strömungen in etwas andern

lägen, als in der natürlichen Beschaffenheit der Ufer. Daher verlieren sie auch ihre Kraft in dem Maße, als sich die Meerenge erweitert, während die rema sich in ihrer ganzen Thätigkeit zu erhalten fortfährt.

In gegenseitiger Beziehung mit diesen rückwärts fließenden Strömungen stehen die Stellen, wo die Wässer in der Meerenge sich nach Art eines Wirbels kreisen. Aus ihrer Lage sieht man, daß sie ein gemeinsames Band vereinigt, so nämlich, daß wo die kleinern Strömungen auf den Hauptstrom geradezu stoßen, das Wasser in die kreisförmige Bewegung übergeht.

Sie finden sich also nicht weit von den Ufern, da wo die Meerenge am schmalsten ist, weil sich hier die Strömungen am ersten begegnen und auf einander stoßen. Das ist der Fall bey dem Faro und dem Leuchthurme von Messina, unterhalb des letztern gegen Mittag hören sie auf, weil sich die Meerenge erweitert und die Strömungen ihre Kraft verlieren.

Wenn ein Schiff unvorsichtig in einen solchen Wirbel geräth, so muß es nothwendig herumgetrieben werden oder unbeweglich bleiben, bis eine der entgegengesetzten Kräfte, von der es ergriffen ist, von der andern überwunden wird. Ist die Gewalt, welche der rückwärts- und der vorwärtsfließende Strom ausüben, im Gleichgewicht und wirken beyde in gerader Richtung auf das Schiff, so muß es unbeweglich bleiben und im Wirbel wie eingeklemmt seyn. Wenn in einem solchen Zustande die Wellen hoch gehn und der Wind heftig ist, so läuft das Fahrzeug Gefahr, von ihnen überschlagen und versenkt zu werden. Wird dagegen dasselbe im Kreis herumgetrieben, so wird dieß so lange dauern, als die Gewalt der entgegenstößenden und sich wechselseitig drehenden Fluthen gleich ist; sobald die eine Gewalt aber nachläßt und die andere thätiger wird, so wird sie das Fahrzeug mit Ungestüm an das Ufer werfen, wo es unfehlbar Schiffbruch leidet.

Hieraus allein entstehen die Gefahren der Schifffahrt in den Gewässern des Faro und die Kunst der Piloten von Messina besteht in nichts anderm, als in der Kenntniß, den Wirbeln auszuweichen oder aus ihnen zu retten, wenn man zufällig hineingeräth, und der alte Spruch verliert jetzt insofern seine Bedeutung:

In die Schlla geräth, wer will die Charibdis vermeiden.

### Feuerwerk im Prater.

Hr. Professor Müller, der mit seiner Unternehmung im verwichenen Jahre gleichsam eine neue Epoche dieses Schauspiels eröffnete, hat am 16. d. sein erstes dießjähriges abgehalten, unter dem Titel: Fröhliches Wiedersehen, welcher aus dankbarem Herzen ausgesprochne Gruß durch die Schluß-Decoration verfühnllicht wurde. Das in Erinnerung der früheren Leistungen lebendige Vertrauen hat sich in neuer Bewunderung für die folgenden kräftig gestärkt. Hier begünstigte wieder ein Mahl das Glück den Künstler. So stürmisch der Wind bis zum Untergang der Sonne den Tag über fortwehte, so schien sich doch mit dem zweyten Signalschuß sein Ungestüm zu legen, und die Zuschauer fanden sich zahlreicher ein, als Anfangs zu erwarten stand.

Die glänzendste aller Fronten war unstreitig die zweyte: Sinnbild der Vegetation des Pflanzenlebens. Ein im heitersten Brillantfeuer blühender Kirschbaum entfaltetete Zweige, Blätter und Blüten augenscheinlich und in immer wachsen-

der Pracht, bis die Früchte selbst in lieblicher Gluth aus dem reichen, harmonischen Farbenschimмер hervorquellend sich gestalteten. Daß die Fruchtfarbe nicht ganz natürlich erschien, konnte man über den bezaubernden Anblick des Ganzen leicht vergessen. Die Sicherheit, mit der ein Künstler das Gelingen vorher sagt und sein Versprechen erfüllt, ist der Stempel seiner Meisterschaft.

Der aus dem rauschenden Funkenspiel emporschwellende Strom von hellglänzenden Sternen und Feuerrosen war ein reizender Schmuck dieser nachfolgenden Fronte.

Die Dekoration der neuen Schlagbrücke, deren Wiederholung man in diesem Jahre gewünscht hatte, zeigte sich, von keinem widrigen Wind verdunkelt, diesmal in ungetrübtem Glanze. Die anstoßenden Gebäude stellten sich im Verhältniß zur Brücke etwas beschränkt dar.

Die Hauptfronte deutete in einer reinen, kräftigen Zeichnung auf den fortdauernden glücklichen Erfolg des ersten fröhlichen Wiedersehens.

## L i t e r a t u r.

(Wegen Menge der Materialien verspätet.)

Westh im April.

Am 23. März hat hier eine Feyerlichkeit Statt gehabt, die die Herzen aller Freunde magyarischer Literatur mit hoher Freude erfüllte. Es wurde nämlich im Universitäts-Saal die Preisvertheilung der Marczibanyischen Stiftung unter dem Vorsitz Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Palatin vorgenommen. Dieser Stiftung zufolge werden von Zeit zu Zeit Preise vertheilt an jene magyarische Schriftsteller, die in der Zwischenzeit das Vortrefflichste geleistet, oder die Preisaufgaben am glücklichsten gelöst haben. Die Versammlung war eben so zahlreich als glänzend; die Größten des Reichs, die gebildetesten Bewohner beider Städte waren zugegen. Das Innere des Saales war zweckgemäß geordnet. Vor dem in Lebensgröße unter einem Thronhimmel aufgestellten Bildniß Sr. Majestät nahmen des Erzherzog Palatins, kaiserl. Hoheit, Ihren Sitz. Neben an zur Linken war der Sitz für Sr. k. k. Hoheit den Erzherzog Ferdinand, der seine Liebe für nationale Kultur neuerdings dadurch beurkundete, daß Er diese Versammlung mit seiner Gegenwart zu beehren geruhte. Ferner saß rechts die für die Marczibanyische Stiftung bestehende Deputation, links das Personale des National-Museums. Die Feyerlichkeit eröffnete der Präses der Marczibanyischen Deputation, Graf Ladislaus Teleky, mit einer zweckmäßig gestellten Rede; hierauf folgte die Vorlesung des Protokolls der erwähnten Deputation, worin die Preiserkennung ausgesprochen und die Gründe hiezu angegeben wurden. Seine kaiserl. Hoheit der Erzherzog Palatinus nahmen dann selbst das Wort und sprachen mit jener Beredsamkeit, die seit Jahren Ungarns Bewunderung erregt, von der väterlichen Fürsorge Sr. Majestät für ungrische Sprache; pries den Einfluß der ungrischen Sprache, munterte endlich die Gelehrten zu neuen Leistungen, zu fortgesetztem Eifer auf. Sr. k. k. Hoheit geruhten nun die Preise an die Anwesenden selbst zu vertheilen. Zum Schluß sprach Hr. Stephan Horváth, Kustos am National-Museum, eine vortreffliche Rede. Möchten doch alle bey dieser feyerlichen Gelegenheit gehaltenen Reden gedruckt werden. — Die Preise erhielten Hr. Fején, k. Rath, Studien-Oberdirektor im Raaber Bezirk u. s. w. und Alexander Kisfaludi (dessen unter dem Dichternamen Himfy herausgegebenen Liebeslieder allgemein bekannt sind) als jene, die sich durch eigene Leistungen am vortheilhaftesten bewährten. Für die Lösung der ersten Preisfrage wurde der Preis Hr. Adam Horváth zugesprochen, da er indeß gestorben (sein Tod ist in diesen Blättern Nr. 43 angezeigt), fiel er der Witwe des Verewigten zu. Sie heißt Klara v. Kazinczy und ist eine treffliche Dichterin. Für die Lösung der 2. und 3. Preisaufgabe wurde der Preis dem Grafen Joseph Teleky, k. k. Kämmerer und k. u. Statthalterey-Sekretär, zuerkannt. Einen vierten Preis hatte

Graf Ladislaus Teleky (der oben erwähnte Redner, der gelehrte Beförderer gelehrter Forschungen) ausgehelt. Dieser wurde Hr. Joseph Kolmár, Prediger der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Komorn, zu Theil. Einen gleichen außerordentlichen Preis verehrte noch derselbe Graf Teleky dem Prediger der evang. ref. Gemeinde zu Szathmár Némethi, Hr. Stephan Gáthi, welcher auf alle vier Preisfragen treffliche Antworten eingeschendet. Alle Preiserhalter waren zugegen, außer Alexander Kisfaludi, den Krankheit hinderte. Fején und Graf Joseph Teleky haben die erhaltenen Preise für neue Preisaufgaben bestimmt; Kisfaludi den ihm zuerkannten aber der Herausgabe eines magyarisches Taschenbuches für das Jahr 1821 gewidmet.

### Schauspiel.

Theater nächst der k. k. Burg. Den 20. d. zum ersten Male: Der Schneider und sein Sohn, oder: Mittel gegen Herzweh. Lustspiel in fünf Aufzügen. Sowohl Inhalt als Darstellung gewährte den Freunden des Lustspieles eine vorzügliche Befriedigung. Fünf äußerst komische Charaktere stehen eben so vielen ernsthaften im scharfen Kontraste gegenüber, und selbst unter jeden der beyden Gattungen Charaktere findet wieder ein sehr wirksamer Gegensatz Statt, wie z. B. zwischen dem Schneider Rapid und seinem Sohne Eduard. Die Zeichnung der Charaktere entwickelt sich in einer interessanten Handlung, durch eine wohl zusammenhängende Reihe bedeutungsvoller Situationen, die größten Theils von höchster komischer Wirkung sind, wie die Scenen, wo die beyden Schneider, die dem reichen Worter als ansehnliche Londoner Kaufleute angemeldet sind, bey dem Flicken eines zerrissenen Rockärmels überrascht werden; wo Worter im Vorsagen seiner Parlamentsrede durch das „Hört ihn! Hört ihn!“ unterbrochen wird, welches die Schneider dem Bedienten, der das Mittagmahl ansagt, entgegen rufen; wo des Schneiders Sohn Eduard, von Deborah, des reichen Worter Tochter, die einen Bräutigam an ihm zu finden hofft, zu den Füßen ihres Stubenmädchens Jessy, das er liebt, überrascht wird u. s. w.

Die Darstellung griff ungemein glücklich in einander. Hr. Krüger gab die Rolle des reichen Worter, der in Ostindien auf Unkosten seiner Nichte Helena den Reichthum eines Nabobs erworben hat und deshalb von häufigen Herzensbeklemmungen beängstigt ist, bis er durch Zurückstellung des unrechtmäßigen Gutes wieder frey athmet. Dlle. Lesfeyre gab die Rolle seiner Tochter Deborah, deren ausschweifender Stolz zuletzt so sehr gedemüthiget wird. Hr. Costenoble gab den Schneider Rapid und Hr. Kettel dessen Sohn Eduard. Beyde hoben den, in ihren Rollen liegenden Kontrast und Humor, in ihrem gelungenen Spiele mit großer Wirkung hervor. Hr. Wotho als Pächtersohn Frank trug zur Vollendung des komischen Kreises der Handlung wesentlich bey. Von den ernsthaften Charakteren verdienen bemerkt zu werden: Jessy, des Pächters Dattland Tochter (Dlle. Weber), Sir Hubert Stanley (Hr. Keil) und Carl, Stanleys Sohn (Hr. Lembergt). Der Beyfall, den dieses Stück bey der ersten Vorstellung erhalten hatte, schien bey der zwayten noch in höherm Maße gegeben und verdient worden zu seyn.

Der Barbier von Sevilla im Theater an der Wien. Hr. Fischer gab die Rolle des Figaro in dieser Oper, welche zu seinem Benefice bestimmt war. Wenn wir schon oft dieses Meisterfängers rühmlichst erwähnten, so steigert diese Produktion unsere Bewunderung auf den höchsten Grad. Denn eine so vollkommene Darstellung entsinnen wir uns lange nicht gesehen zu haben. Hr. Fischer gab den Figaro in der Oper gleiches Namens im Kärnthnerthor-Theater schon mit großer Kunst und Gewandtheit, doch unterscheidet sich diese Produktion sehr von der in der Rossinischen Oper. Der erwähnte Sänger gibt diese letztere Rolle mit einem Anstrich von größerer Jugend und Kraft. Er ist zwar schon eingeweiht in alle Schliche und Pfiffe der Gaunerey,

aber noch hat er nicht den Grad von eleganter Spitzbüberey erlangt, der ihm später als Kammerdiener des Almaviva und Liebhaber Susannens so merkwürdig macht.

Er ist hier der durchtriebene, pffiffige Barbier, der sich selbst darüber wundert, wie die feine Welt alle seine vielseitigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten so gut brauchen kann. Auch ist die Rolle von Rossini meisterhaft gehalten und mit einer tüchtigen Portion Reckheit — in musikalischer Beziehung — ausgestattet. Hiervon gibt seine Arie bey dem ersten Auftritt schon den besten Begriff. Sie ist ein munteres, lebendiges, mit großer Erfindungskraft gearbeitetes Tonstück, das unendlich viel Charakteristisches an sich hat. Hr. Fischer sang dieselbe und sprach sie vielmehr — wo es nöthig war — mit der größten Virtuosität. Der Beyfall, womit der Künstler beehrt wurde, war auszeichnend. Vorzüglich anziehend und humoristisch war der Vortrag derselben in italienischer Sprache.

Gerade in diesem ist derselbe ein Meister und hat bey der italienischen Oper sowohl, als bey der französischen sich früher als engagirtes Mitglied großen Ruhm erworben. Von solcher vielseitigen Bildung läßt sich natürlich dann auch ein Vollkommenes erwarten. Seine außerordentliche Gewandtheit auf dem Theater hilft ihm hier die schönsten Meisterzüge vollenden. Die Rolle des Figaro ist oft sehr hoch gehalten, und dennoch durch einige Stellen als eine wahre Vasrolle bezeichnet. Der kunstgerechte Vortrag des Sängers ließ in dieser Rücksicht nichts zu wünschen übrig. Besonders schien seine geniale Kraft auf die übrigen Darstellenden wohlthätig zu wirken, denn wir müssen gestehen, daß jedes Mitglied mit ganzer Kraft und Lebendigkeit in seiner Rolle wirkte. Uebrigens kann diese Oper ihres Tonsahes wegen an diesem Theater sehr gut besetzt werden.

Hr. Jäger ist trefflich als Almaviva, wenn wir vom Sänger sprechen. Eben so setzt er uns durch eine unerwartete Gewandtheit im Spiel bey dieser Rolle in Erstaunen. Er gibt sie sehr natürlich und mit vieler Lebendigkeit.

Mlle. Schwarz befriedigte in ihrem Gesang und erhielt Beyfall, sie verdient noch größeren wegen ihres Spiels als Rossina.

Hr. Seipelt gab den Bartolo recht gut. Besonderes Lob verdient Hr. Schwarzböck als Basil, denn diese derbkomischen Rollen kann man nicht besser geben, weil sie zugleich in musikalischer Hinsicht große Tatkraftigkeit und Präcision erfordern.

Vortrefflich wurden die Ensemblestücke gegeben, besonders zeichneten sich alle Mitglieder in den schnell laufenden Partando's aus, z. B. gleich im ersten Finale. Dieses Tonstück ward jedes Mal wiederholt, und der Vorhang mußte wieder aufgezogen werden. Auch ist es in musikalischer Hinsicht sehr gelungen, so wie diese Oper überhaupt eine der vorzüglichsten von Rossini ist. Die hier entwickelte komische Kraft, von höchst charakteristischer Natur, ist auch unvergleichlich für das Orchester gehalten.

Die Aufführung erregte solchen Enthusiasmus, daß das Parterre Hrn. Fischer bey seinem Abschiede zurief, diese Rolle des Figaro noch ein Mal zu geben. Er verschob seine Reise nun um einen Tag, indem er den ehrenvollsten Einladungen nachgab, die je einem Künstler widerfahren können. Stürmisch war der Beyfall am letzten Tage, und jede auf ihn passende Sylbe und Dialog ward mit Applaus vom Publikum beehrt. So z. B. die Worte, welche Figaro zu sagen hat: „Mein Glück in Sevilla ist gemacht! Man kommt mir von allen Seiten mit Ehre und Geld entgegen.“ Lange konnte sich kein Künstler einer solchen Theilnahme erfreuen, als Hr. Fischer in dieser Rolle. Wir bedauern seinen Abgang als einen Verlust für die Kunst.

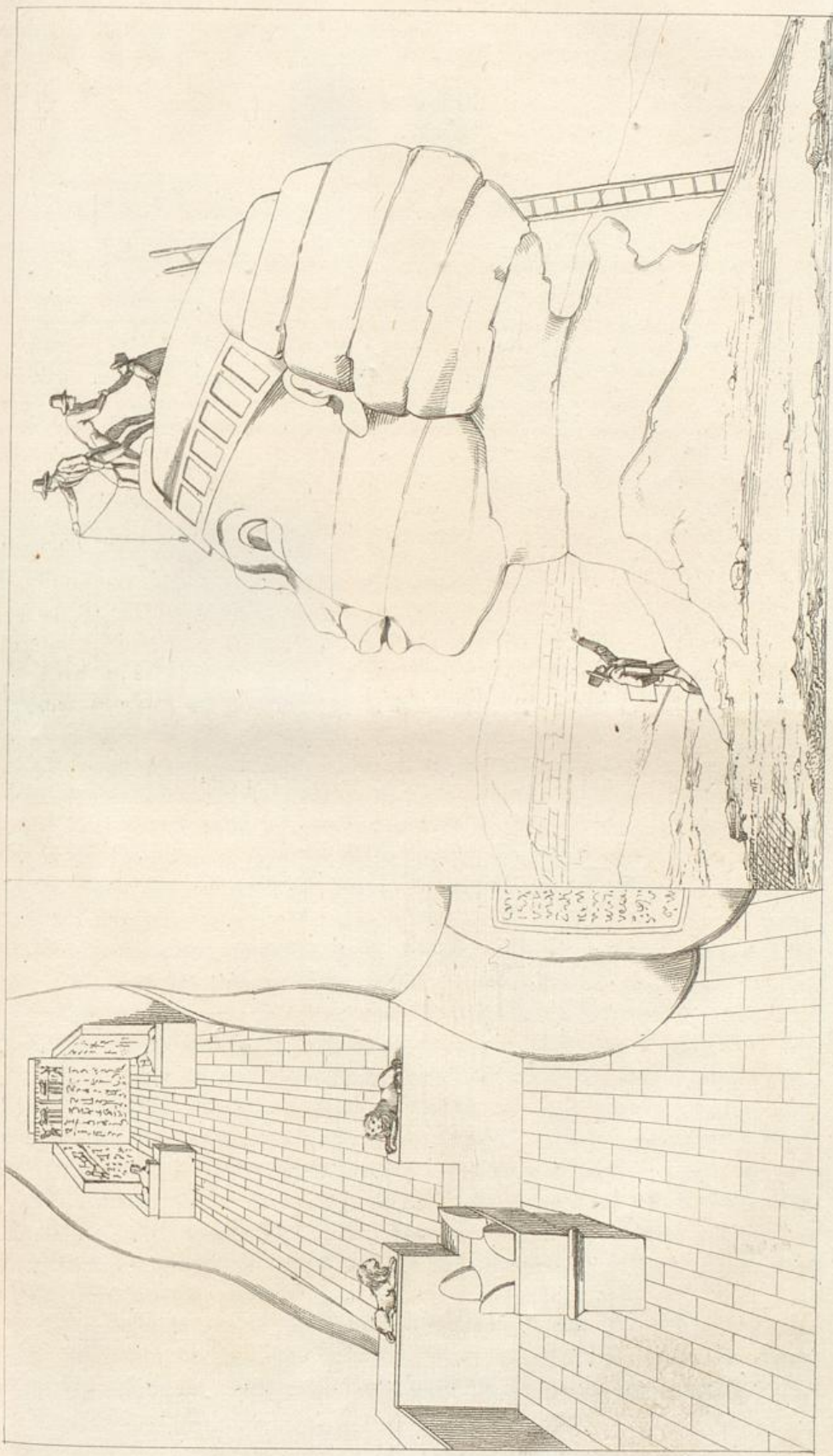
(Nebst einer außerordentlichen Beylage.)

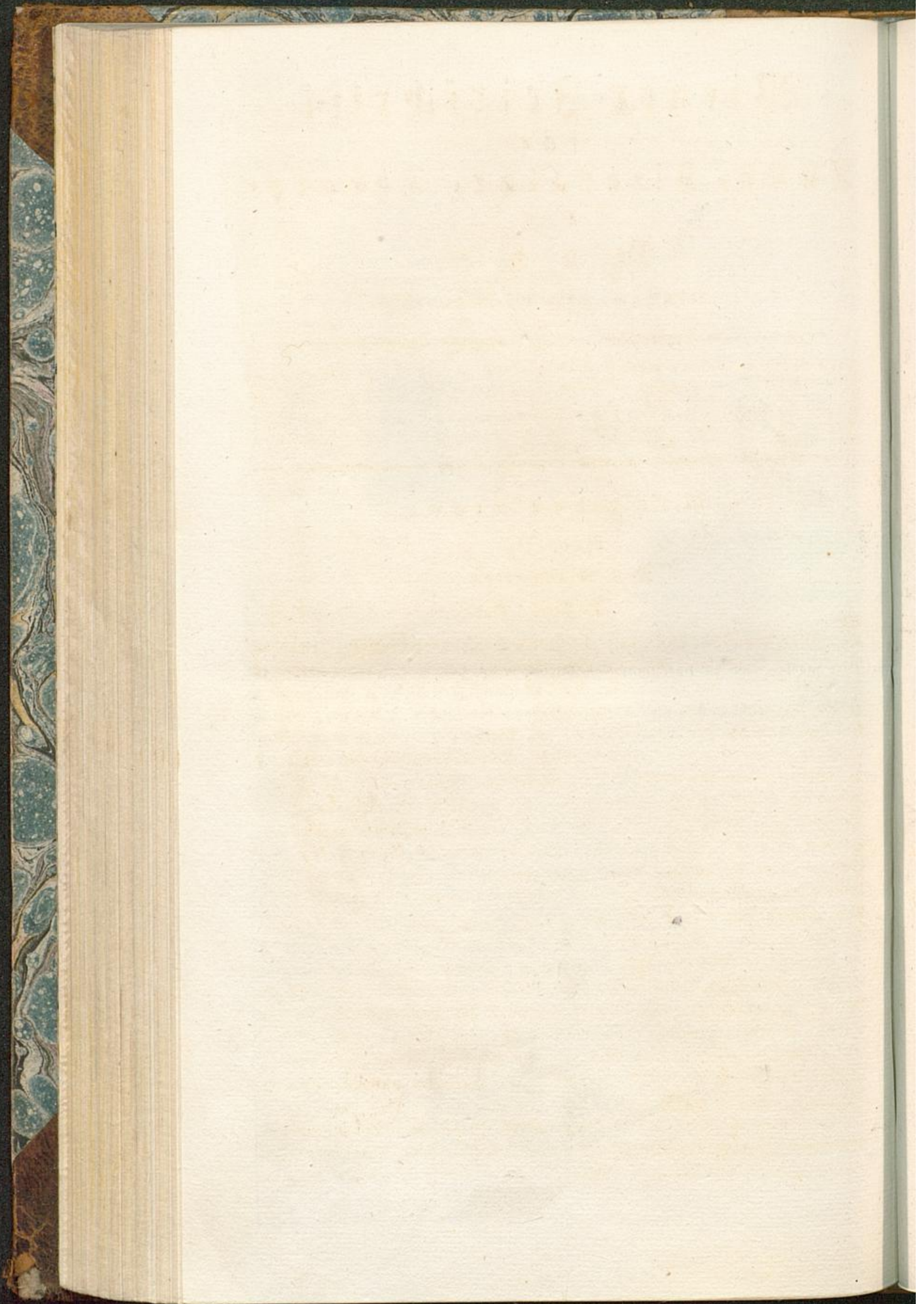
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



er  
ie  
en  
en  
ie  
ut  
an  
—  
is  
ie  
st,  
n.  
ars  
en  
sch  
des  
afe  
n,  
ers  
en.  
so  
aus  
ent  
r  
sie  
dit  
ses  
ers  
upt  
ch  
er  
ers  
sch  
ten  
um  
illa  
nge  
ser





# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 30. May 1820.

65

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Grauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die L. L. Postämter um 33 fl. halb \* und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Macht der Liebe.

Novelle.

Von Weingarten.

Die größten Wunder im Leben wirkt die Liebe.

An Neapels östlicher Küste, nahe an Varies Seegestade, liegt auf lachenden Hügeln ein Städtchen, Noja genannt. Noch vor wenigen Jahren blühte es im Handelsfleiß der Bewohner, die auf flüchtigem Kiele zu den fernsten Häfen der Levante hin und wieder schifften, die reichen Ladungen, die sie von dort nach der Heimath förderten, mit Gewinn im üppigen Neapel umtauschten, und dadurch in immer größerer Wohlhabenheit und Überfluß sich der leicht gewonnenen Lust des Daseyns freuten. Nur zwey kleine Miglien davon erhebt sich ein anderes Städtchen, das freundliche Ruttigliano. Seine Bürger, ihren Wohlstand der reichen Gunst des Bodens lieber vertrauend, als dem falschen Spiel der Wogen, pflegen sorgsam der Ceres Gaben, den Öhlbaum und die goldene Rebe, nicht gewohnt des Segels kühnen Fittich auszuspannen, der zuweilen auch nur unheilbringend und betrüglich zur Fahrt nach fremden Küsten lockt. Wie verschieden nun gleich das Treiben der beyden Städte war, so waltete dennoch fromme Eintracht zwischen ihnen; durch der Verwandtschaft Band hatten die Bürger vielfach enge sich befreundet, und der emsige Verkehr des wechselnden Bedarfs hielt fortwährend die Nachbarlichen verknüpft. Nie sahen die Genügsamen mit scheelem Auge nach den reicheren Freunden hinüber, und mißgönnten ihnen nicht des Glückes blendenden Vorzug, wohl wissend, daß ihm nur allzuoft der schwere Unfall zu folgen pflegt, damit sich das Haupt des Langbegünstigten nicht allzuhoch im Stolz des Irdischen erhebe.

Nun war zu dieser Zeit Giulio Mossara Podesta von Noja, Ludovico Monticelli Sindaco von Ruttigliano; beyde wohlhabende Männer, beyde angesehen unter den Bürgern, beyde glücklich in ihrem Hause und gesegnet

in ihren Kindern. Massara hatte eine Tochter, Costanza, Monticelli einen Sohn Lorenzo genannt. Lorenzo war groß, feurig, wohlgebildet, der stattlichste Jüngling von Ruttigliano. Costanza sanft, lieblich, ein Raphaelisches Madonnenbild, in der ganzen Umgegend nur unter dem Nahmen der schönen Costanza von Noja bekannt. Rein, züchtig und fleißig im Hause stellten die Mütter sie ihren Töchtern zum Vorbild auf, wiesen alle Väter ihre Söhne auf Lorenzo als den wackersten, muthigsten, gewandtesten Jüngling hin.

Lorenzo's Nahme fürchtete der Bandit im Gebirge, um Lorenzo's Schiff sammelten sich die fliehenden Barken der Fischer, so oft des Halbmonds furchtbare Flagge die Jagenden zur Sklaverey an den räuberischen Bord entboth. Sein dunkles Auge schoß dann leuchtende Blitze, wenn er das lange Doppelrohr im Arme, und die erprobten Wehren im Gürtel, vom hohen Berdecke, die feindlichen Ruderboote maß, oder wenn er einem Bürger durch die Schlucht des engen Thalweges das schützende Geleit zum Jahrmarte von Foggia oder Manfredonia gab. Ernst glühte seine Wange, so oft er in den Winterabenden den Jünglingen von Abällino's und Barbarossa's Thaten, von den Gefahren der See, von Stürmen und Klippen und von den blutigen Kämpfen mit den Piraten sprach. Aber um so freundlicher lächelte sein Blick, um so milder klangen seine Worte, wenn auf dem schattigen Rasenplaz vor den Thoren der Stadt die Mädchen sich mit dem Rosen geschäftig um ihn lagerten, und er ihnen erzählte von dem lauten menschenwogenden Neapel, von den Wundern Roms und Loretto's, und von der Wellenstadt des geflügelten Löwens. Schweigend hingen sie dann an seinem Munde, und nur die Seufzer wurden laut, mit welcher Lust und Erwartung die enge Schnürbrust hoben. Die Aufmerksamste von allen war indeß Costanza, keines der Mädchen behielt seine Worte besser als sie, keine kannte besser als sie jedes Sehenswerthe von Posilippo's Felsengrotte bis zu Caserta's Zauberhallen, von S. Peters Dom bis zum hohen Kapitele, vom stolzen Rialto bis zu den Riesendämmen der Murassi.

Zu ihr wendete aber auch Lorenzo sich am liebsten, so oft er das Schöne, Erhabene pries, das in fernen Ländern ihm vorgekommen, so oft er die rührenden Sagen vom Heldenmuth der Liebe und Treue erzählte, die er auf seinen Reisen gesammelt. Lorenzo war von seinen Kinderjahren an mehr zu Noja als zu Ruttigliano. Massara und Monticelli waren Freunde, die Verbindung ihrer Kinder, mit gleichem Wunsche früh besprochen und beschlossen, lag beyden gleich sehr am Herzen. Doch wollten die klugen erfahrenen Väter nur unbemerkt der Unbefangnen Neigung nähren, durch keinen Schein des Zwanges aus den freygewohnten Herzen der aufkeimenden Liebe erste, leise Regung verschrecken. Costanza's Vater ließ Lorenzo Theil an seinem Handelsgeschäfte nehmen, und versendete ihn Anfangs auf kleine Reisen, um durch vorübergehende Trennungen den Wunsch nach der Entfernten in ihm aufzuregen, den Werth des Abwesenden in ihrer Erinnerung zu steigern. Mit verdoppelter Anhänglichkeit eilten dann beyde wie liebende Geschwister sich entgegen. Lorenzo brachte für Costanza jedes Mahl irgend ein artiges Geschenk, eine seltene Gabe heim, die er in den großen Städten der Fremde für sie auserlesen. Costanza schmückte seinen Hut mit frischen Blumen, die sie in seiner Abwesenheit für ihn gezogen, oder wand ein neues Tuch um seinen Nacken,

in das sie ihren Namenszug mit bunter Seide geschlungen. Wenn dann das stattliche Paar am Feste des Heiligen Hand in Hand den Zug der Jünglinge und Mädchen nach der Kirche eröffnete, wo unter Glockengeläut und Geschüßes Donner das jährlich erneute Wunder verkündet ward, da flüsterte alles Volk sich zu: Seht, da kommen Costanza und Lorenzo, seht doch, wie sie so hold und freundlich einhergehen! Nun, wir werden sie wohl bald auch so Hand in Hand zum Traualtar gehen sehen! Aber Massara und Monticelli winkten sich lächelnd zu, und blickten stolz den Kindern nach, in welchen ihnen die Freude ihres Alters blühte. Doch schwiegen sie, denn auch die Kinder schienen nicht zu ahnen, daß, was sie mit gegenseitig inniger Neigung an einander schloß, sich zum unauflösllich festen Bande für ihre Zukunft wob. Indes wurde Lorenzo's Abwesenheit immer häufiger, er mußte jetzt oft weitere, länger währende Reisen antreten, und mit ihnen bildete des Jünglings kühner Geist, die Thätigkeit seines Gemüthes sich wunderschnell und kräftig aus. Kaum hatte er noch das zwanzigste Jahr zurückgelegt, und der rasche feurige Jüngling war schon fest und ernst, klar und besonnen geworden, gleich dem erfahrensten Manne. Costanza sah seiner Rückkunft mit jedes Mahl wachsender Sehnsucht entgegen. Der geheime Trieb in ihrem Herzen, der ihr zuflüsterte, daß dem Manne, der um die Bewohnerinnen großer Städte gelebt, die einfache Bildung des kleinstädtischen Mädchens nicht genüge, lehrte sie, achtsam auf sich selbst, alle Sorge darauf zu wenden, den Rückkehrenden durch verdoppelte Liebenswürdigkeit zu überraschen. Erstaunt fand er, dem nur das Bild des kindlich unbefangenen Mädchens in der Erinnerung vorschwebte, die 15jährige Jungfrau bey seiner letzten Wiederkehr zum lieblichsten Ideale veredelt, das er sich aus den Erscheinungen weiblicher Schönheit und Bildung, die ihm auf seinen Zügen begegnet waren, in der Tiefe seiner Brust gebildet. Aber in dem Grade als beyde verändert sich trafen, waren von jetzt an auch beyde sich fremder geworden.

Jedes dünkte sich selbst, dem Andern verglichen, der grenzenlosen Hingebung von Achtung und Liebe nicht werth, die jedes, Lorenzo für Costanza, Costanza für Lorenzo empfand. Die Scheu, die sie nun gegenseitig entfernte, ließ sie noch mehr ihre Gefühle mißdeuten. Lorenzo ist das gemeine Bürgermädchen von Noja zu geringe, klagte die Bekümmerte ihrer Freundin — Costanza wird mit diesen Gaben sich nimmer in dem kleinen Rutigliano verschließen wollen, seufzte Lorenzo, und trauernd mied er das Mädchen, die mit immer glühenderer Wange, mit immer tiefer gesenktem Auge ihn floh. Auch die Väter schüttelten jetzt verdrossen das Haupt. Deine Tochter ist hochmüthig geworden, murrte Monticelli; Lorenzo's Herz hat sich an eine Pierpuppe der Fremde gehängt, grollte der alte Massara.

Da nahte die Zeit der Fiera. Mit lauter Freude ward in dem Handelsstädtchen der Jahrmarkt gefeyert. Buden und Schaugerüste füllten die Plätze und Straßen. Im bunten Staate strömte das Landvolk von Dörfern und Villen herzu, und kaum faßten die Mauern die vervielfachte Zahl der Bewohner. Überall regte sich Fröhlichkeit und Scherz und lautes Gelächter. Hier jubelte der gedrängte Haufe vor der Bühne, die der schnarrende Polieinell sich errichtet, dort ging im Spiegel der Zauberlaterne Moskau's Brand und die Schlacht von Trafalgar vor den staunenden Gaffern vorüber, Sän-

ger und Cytherspieler zogen durch die Straßen, und in die Töne des Gesanges mischte sich die Stimme der Käufer, der langverhallende Ruf der Bewunderung, das gellende Geschrey der Gaukler und Quackfalter und Taschenkünstler. Jedes wußte sein Plätzchen, seine Zuschauer, seine Rechnung zu finden. Aber vor den Thoren der Stadt auf dem freyen Rasenplatze ergekte sich die Jugend in fröhlichen Spielen. Tamburine dröhnten, hoch stieg der gewichtige Ball in die Luft. Kastagnetten klapperten und muntere Cythern Klängen zur muthwilligen Tarantela, in der sich leichtgeschürzte Mädchen und rüstige Knaben im raschen Takte drehten. Nur Lorenzo und Costanza trauerten allein im Kreise der Fröhlichen. Ernst wies Lorenzo die Gefährten zurück, die ihn zum Scherze ermunterten, von Thränen schwer hing Costanzens Blick am Boden, wenn ihre vertrauteste Freundin Violanta sie mit Trostworten zu erheitern versuchte. Du siehst, er liebt, sprach sie zu Violanten, aber sie ist ferne, die er liebt, würde er sonst so ernst und traurend seyn?

(Die Fortsetzung folgt.)

### F r a g e.

Gleicht, zum Zeitvertreib,  
Nicht der Uhr die Welt?  
Ihr Gewicht heißt Geld,  
Ihre Unruh — Weib.

Mislag.

### Correspondenz- Nachrichten.

Berlin im April 1820.

Unser Theaterbau rückt nur sehr langsam fort; es wird wohl noch ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr zugegeben werden müssen. Der König will nicht, daß man sich übereile, verlangt aber auch dagegen von dem vollendeten Bau — die Vollendung im Kunstsinne des Worts. Vieles in der innern Einrichtung des Theaters wird von ganz neuer Erfindung seyn, so soll der Vorhang von fester Masse, nicht gerollt, sondern hinauf und hinabgeschoben werden. Noch hat das ungeheure Gebäude weder das Große, noch das Gefällige der Bauart; es herrscht zu viel Zusammenziehung der Theile, zu wenig Vereinigung in ein Ganzes. Ein Wihling hat geäußert: Es stehe ein großes Gebäude da, worin sich alles Mögliche, und unter andern auch ein kleines Schauspielhaus befinde. Der Konzertsaal ist 40 Fuß breit, 40 Fuß hoch und 76 Fuß lang; er geht durch zwey Stock.

Der König läßt, auf Kosten seiner Chatouille und nach einigen Zeichnungen, die Domkirche nicht bloß von innen verschönern, sondern mit zwey neuen Thürmen zieren und die bisherige Kuppel (sie ist, wie der Dom, unter Friedrich II. erbaut) verändern. Am Zeughause, am Schlosse, an der Akademie, an mehreren königlichen Gebäuden, wird thätig gearbeitet. Außer einer massiven Brücke über die Spree, wird eine zweyte und wahrscheinlich eine dritte auf Actien gebauet, und der Verkehr der Stadt erleichtert. Einen großen Fehler haben sämmtliche Bauten, die empörendste Langsamkeit. Im vorigen Jahre brannte das Odeum in Paris ab, und doch wird jetzt darin schon gespielt.

Die Ausstellung der Cartons des Hrn. Dr. Cornelius aus Düsseldorf hat unser kunstliebendes Publikum sehr angezogen. Es waren eigentlich nur Proben, einzelne Fragmente, Zeichnungen zu Frescogemälden, worunter sich die allegorischen Verzierungen der vom Kronprinzen von Bayern neuerbauten Kunsthalle am vorzüglichsten ausnahmen, obschon manches ultra-allegorisch schjen.

Heute, den 19. April, beging der hiesige Künstlerverein die Todesfeier Raphaels.

in einem der Säle der königl. Akademie der Künste, vor einer glänzenden und zahlreichen Versammlung. Erst wurde ein Requiem von Zelter von den Mitgliedern der Sing-Akademie gesungen. Dann hielt der Professor Bölfen dem vor 300 Jahren gestorbenen Raphael eine Denkrede, worauf ein Crucifixus von LOTH und Joseph Haydn's Gloria in Excelsis vorgetragen wurde. Im Saal stand vor einer Drapperie Raphael's Sarkophag mit der Inschrift des Card. Bembo, darüber sein Bild, rechts und links demselben die trauernden Künste, und in einer höhern Region drei schöne Kopien Raphael'scher Gemälde, seine Madonna del Sesto, seine Madonna del Pesie und seine Cecilia. Die Anordnung der Dekorationen waren vom Direktor der Akademie der Künste, Hrn. Schadow, und die musikalische Anordnung vom Professor Zelter.

### Vier Konzerte der Ule. Canzi im landständischen Saale.

Wir haben über die junge talentvolle Sängerin bey ihrem ersten Auftritte im Kärnthnertheater als Konzertsängerin schon das günstigste Urtheil gefällt, indem wir die schöne klangreiche Stimme derselben anerkannten, ihren über zwey Oktaven fassenden Umfang bewunderten, und besonders der trefflichen Schule Gerechtigkeit widerfahren ließen, welche sie unter der geschickten und mühevollen Leitung des würdigen und berühmten Veteranen Hrn. v. Salieri, k. k. Hofkapellmeister, genossen hat.

Die Singkunst wird auf so mannigfaltige Weise gelehrt, und zwar von Individuen, welche auf so verschiedene Art dazu berufen und ausgerüstet sind, daß dem Kenner oft das Herz weh thut, wenn er an einer durch die Natur mit einer schönen Stimme begabten Person betrauern muß, daß mehrere Jahre in einem falschen Unterrichte verloren gingen, deren Verlust unerschlich ist. Es ist letzteres nicht allein wahr wegen der nie wiederkehrenden Zeit, sondern was noch mehr ist, die vorher eingesaugten falschen Grundsätze lassen sich durch keine Mühe und Gewalt mehr ausrotten; die schon angenommene falsche Methode läßt sich durch keine neue wieder verbessern, weil durch die tägliche und unzählige Übung der ganze Organismus der Stimme schon eine der Natur entgegen strebende Richtung genommen, und eine der wahren Singkunst ganz zuwiderlaufende mechanische Fertigkeit erlangt hat. Deshalb ist nun die Wahl des Meisters bey der Gesanglehre von so großer Wichtigkeit, denn es kann das schönste Organ durch eine falsche Behandlung für alle Zukunft untauglich gemacht werden.

Um so erfreulicher ist es, wenn ein schönes Stimmorgan so glücklich ist, einen wahren Meister in der italienischen Schule für seine Ausbildung zu erhalten. Denn wir Deutschen sehen dankbar ein, daß wir in diesem Zweige ausübender Kunst dem Italiener alles verdanken, welcher wieder dieß hohe Geheimniß bey seiner Wiege von den Händen der Natur schon als Mitgift empfing. Denn alle Kunstregeln, welche in Jahrhunderten nach und nach festgestellt wurden, ruhen größtentheils auf den Fingerzeigen, welche die Natur dem Bewohner blühender Lorberhaine mit besonders verschwenderischer Vorliebe gegeben hat. Klima, körperliche Organisation und andere Triebfedern schaffen schon den Bewohner Italiens zum Sängern in einem ziemlich vollkommenen Grade, ehe die Kunst noch Hand anlegt. Aus dieser glücklichen Konstellation erklärt es sich, daß dieses Land von allen Musik liebenden Nationen als das Vaterland der Singkunst erkannt wird. Hieraus folgt nun der Reichthum an solchen trefflichen, durch die Natur begabten und durch Kunst gebildeten Individuen. Hieraus folgt aber auch zugleich die ganze Richtung des Geschmacks in der Oper, welcher dieses Land charakterisirt, und der von andern Nationen wegen der einseitigen Richtung mit Recht oft getadelt wird. Einseitig deswegen, weil alles Streben nur auf Schönheit des Gesanges gerichtet ist, weil alle dramatisch-musikalischen Kunstwerke dieses Landes denselben als einziges höchstes Princip aufstellen, und darüber die höchsten Postulate der dramatischen Kunst vernachlässigt und ganz bey Seite gesetzt werden. Hieraus erklärt sich also die Form aller italienischen Opern, welche trotz des oft einseitigen Vergnügens, das sie erregt, dem deutschen Gefühle dennoch so widerstreben muß, weil eben so viele zum

Kunstwerk erforderliche Grundzüge darin vernachlässigt sind, und die Schönheit des Gesanges für den Beschauer des Dramas allein nicht hinreichen will. Daher erklärt sich nun ferner, warum von Sängern vorzugsweise Tonwerke italienischer Abkunft bey ihren Produktionen gewählt werden. Daraus folgt endlich auch die Wahl, welche die erwähnte junge Künstlerin in den vorzutragenden Gesangstücken traf, und welche von ihrem trefflichen Meister *Salieri* mit Recht gut geheissen wurde. Denn hier kam es darauf an, dem Theile des Publikums, welcher sich für die Ausbildung der hoffnungsvollen Sängerin werkhätig vereinigt hatte, durch die That zu beweisen, daß sie wahren Beruf von der Natur erhalten und durch große vorhergegangene Anstrengung einen Theil des Kunstweges zurückgelegt habe, auf welchem ruhmvoll zu wandeln ihres Lebens einziges Ziel ist. Es mußte also gezeigt werden der Umfang der Stimme, die Stärke und Biegsamkeit derselben, so wie ihre Schwungkraft in höchst potenzirter Beweglichkeit. Hierzu sind nun solche Tonstücke zweckmäßig, welche sich allein in diesem Kreise bewegen, und alle genannten Kräfte und Fertigkeiten in das gehörige Licht stellen, wenn sie auch gleich, eben dieser einseitigen Tendenz wegen, großer Vorzüge ermangeln, die von einem Kunstwerke gefordert werden. Dieß sind nun aber die italienischen Gesangstücke, und besonders die des *Rossini*. Sie sind gleichsam Bouquets, welche dem italienischen, in der Oper größten Theils zerstreuten Publikum — wir nehmen Manland hiervon aus — so bisweilen zum Riechen hingehalten werden — da dasselbe an Einheit der dramatischen Handlung und an Wahrheit und Ausdruck keine Forderung stellt. Aus diesen Gründen allein ist die Vorliebe abzuleiten, welche die junge Sängerin zu Tonsätzen *Rossini's*, *Generali's* und anderer Meister bewiesen hat, und welcher zu folgen ihr von dem umsichtsvollen Hrn. Hofkapellmeister *Salieri* gestattet wurde. Denn der Lehrer und seine Schülerin wußten gar wohl, daß Wien täglich von Meisterinnen solche Werke singen hören kann, deren Anhörung zugleich die höchsten Ansprüche des wahren Musikliebhabers befriedigt, in Betreff der Komposition.

Dieß mußte gesagt werden, um den Standpunkt festzusetzen, aus welchem diese vier Konzerte zu betrachten sind.

Im ersten Konzerte sang *Mlle. Canzi* eine für den Contra-Alt geschriebene Scene mit Chor aus der Oper: „*Italiana in Algeri*“ von *Rossini*. Der Wohlklang der, in so großem Umfange sich bewegenden, Stimme errang ihr alle Aufmerksamkeit. Der Sprung über zwey Oktaven, vom tiefen in das hohe H bewies das oben gesagte faßsam. Ihre Intonation war dabey ganz rein. Es folgte eine Scene mit Chor aus der Oper „*Pietro del Paragone*“ von *Rossini*, dann ein Duett von *Pucitta*, welches die Konzertgeberin mit *Mlle. Unger*, einer trefflichen, jungen Disettantinn, sang. Letzteres mußte wiederholt werden. Ein Terzett von *Pucitta*, von beyden Sängern und Hrn. *Mozatti* gesungen, schien mehr für Kammermusik geeignet, als zum Konzerte, wurde aber gut vorgetragen. Hr. *Friedrich Wranitzky* spielte Variationen von *Rode* auf dem Violoncello mit Beyfall.

Das zweyte Konzert am 26. April enthielt folgende Stücke. Eine Scene mit Chor von *Generali*, welche eigentlich für den Tenor geschrieben scheint, ward von *Mlle. Canzi* mit *Bravour* und besonderer Geschicklichkeit vorgetragen. Die größten Schwierigkeiten besiegte sie mit großem Glück, besonders gelang ihr der Sprung vom tiefen Cis in das hohe H mit vorzüglicher Reinheit. Nun wiederholte sie die *Kavatine*, durch welche das Publikum bey ihrem ersten Auftritt im *Kärnthnerthortheater* auf ihr Talent aufmerksam wurde, mit großem Beyfall. Ein Terzett von *Mercadante*, gesungen von den *Mlles. Canzi* und *Unger* und Hrn. *Radich*, gefiel besonders wegen dem lieblichen zweyten Tempo, in welchem das Thema oft — wir möchten sagen zu oft — wiederkehrt. Hr. *Radich* unterstützte die schönen wetteifernden Sopran-Stimmen durch kräftigen und gefühlvollen Vortrag. Hietauf sang *Mlle. Unger* eine Scene mit sehr schöner Stimme und kunstgerechtem Vortrage, und erregte viel Aufmerksamkeit. Hr. *Sedlah* spielte ein *Potpourri* für die Flöte und Hr. *Merk* ein *Rondo* für das Violoncello mit großem Beyfall.

Die *Ouverture* aus *Lodoiska* von *Cherubini* machte den Eingang zu diesem Konzerte.



Im dritten, am 4. May gehaltenen Konzerte trug Mlle. Canzi eine Scene mit Chor aus „Cenerentola“ von Rossini vor. Im Kärnthnerthortheater sang sie diese Scene mit großem Glück, doch heute schien ihre Stimme von einer leichten Unpäßlichkeit gehemmt. Besser gelang ihr die Kavatine aus „Gazza ladra“ von Rossini. Ein sehr effektvolles Duett aus „Aureliano in Palmira“ ward von den Mlles. Canzi und Unger sehr gut exekutirt.

Mlle. Unger trug eine Scene von Pavesi, und Hr. Lugano eine Arie von Joseph Weigl vor. Beyde erfreuten sich eines großen Beyfalls. Die Ouverture aus „Saniska“ von Cherubini eröffnete die Akademie.

Im vierten Konzerte hörten wir eine Scene mit Chor von Generali, sehr stark instrumentirt und doch kräftig gesungen von Mlle. Canzi. Ein Duett von Mercadante, von ihr mit Hrn. Radich gesungen, gefiel besonders, so wie das Terzett eben desselben Tonsetzers, welches schon im vorigen Konzerte so viel Effekt machte.

Mlle. Unger sang eine Arie aus Titus von Mozart mit sehr schöner Stimme und vielem Gefühl, und erhielt großen Beyfall. Ein Chor aus der Oper „Rothkäppchen“ von Boieldieu und ein zweyter aus dem „Rosenhütchen“ von Blum gefielen. Eine Ouverture aus „Anakreon“ von Cherubini und eine zweyte aus Pär's „Sophonische“ wurden sehr präcise von dem braven Orchester vorgetragen. Man würde von Pär sagen müssen, daß er Rossini alles abgestohlen habe, wenn diese Ouverture von Pär nicht früher komponirt wäre, als die derselben ganz ähnlichen Rossini'schen Ouverturen.

Die junge Künstlerinn hat in ihren Leistungen dargethan, daß sie von der Natur mit allem ausgestattet wurde, was zu einer vorzüglichen Sängerin gehört, zugleich hat sie aber auch bewiesen, daß sie unter der Leitung ihres berühmten Hrn. Hofkapellmeisters Salieri den rechten Weg wandelt, um sich alle Kunstbildung zu eigen zu machen, die ihr in Zukunft einen ausgezeichneten und bleibenden Ruhm sichern wird. Ihre schöne, noch jugendliche Stimme wird unter so sorgfältiger Pflege und Obhut an Kraft gewinnen, und in der Zukunft noch oft der Gegenstand der Bewunderung seyn.

### Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 15. d. wurde hier zum Vortheil der Mlle. Schwarz aufgeführt: Hymen und die Parzen, oder: Hier thront die Lust, dort weint der Schmerz, kaum wendet sich das Blatt, thränt hier das Aug', lacht dort das Herz. Zwen Fresco-Gemälde des Lebens in drey Aufzügen und sieben Unterabtheilungen in Alexandrinern, vom Verfasser des Findlings. Nebst einem damit verbundenen Epilog, gesprochen von Mlle. Schwarz.

Man sieht aus dieser Überschrift bereits, daß sich der Verfasser Mühe gab, etwas Auffallendes zu erdenken; gute Gedanken wollen aber ungerufen kommen, wie das Glück aus der Götter Schooße. Aus den Versen läßt sich nicht viel zu Gunsten der nachfolgenden Alexandriner schließen, und der Ankündigungs-Apparat überhaupt deutet auf ein prosaisches Allerley, das der Idee des Ganzen nicht entspricht.

Man denke sich das Theater durch die häufig genug vorkommende, nicht vortheilhafte Doppel- Dekoration in zwey Theile abgetheilt. Auf der einen Seite hat Komus seinen Sitz aufgeschlagen, bald aber verjagt ihn der Kummer; auf der andern fängt die Trauer an, und Komus behauptet den Sieg. Wirklich wendet sich das Blatt für die Zuschauer gar zu oft, und das Auge thränt über dieses Komus Scherze, wenn gleich das Herz über den langweiligen Ernst nicht eben lachen kann. In dem einen Zimmer wird Hochzeit gehalten. Der frühere Liebhaber der Neuvermählten kommt zurück, macht seine Ansprüche mit dem Degen geltend, und Hymens Altar verwandelt sich in einen Sarg, aus den Hochzeitsdamen werden Klagerweiber. Im zweyten Zimmer stellt ein „gereister Lord“ sich todt, um seine Verlobte nebst der zahlreichen Dienerschaft zu prüfen. Sene wird falsch befunden, und diese beweist, daß sie aus lauter Schurken besteht. Ein harter, finst'rer Zug in diesem Frescobild des Lebens! Die Tochter des Hausdoktors

weint allein aufrichtige Thränen am Sarge des lebenden Todten. So scheint es wenigstens; da aber der Doktor um die Komödie weiß, so läßt sich dafür auch nicht bürgen. Diese Traurende heirathet der Lord und veranstaltet nun ein Hochzeitsfest, wozu die traurige Nachbarschaft eingeladen wird, und zwar mit oben angeführten Zeilen, wodurch den Zuschauern die Tendenz des Stücks recht klar und deutlich in die Augen fällt.

Solche Schauspiele gewähren den Vortheil, daß man ein Trauerspiel und eine Komödie zugleich sieht. Man müßte noch das Mittel erfinden, jedem Theil seine beliebige Gattung ausschließlich vorzuhalten. Der doppelte Preis der Plätze dürfte nicht befremden. Die Idee selbst ist nicht verwerflich, aber der Ausführung mangelt es an Phantasie und Geschmack, Eigenschaften, die auch Fresco-Gemälden nicht erläßlich sind, wenn sie nicht mit einem Quodlibet verwechselt werden sollen. Die Handlung geht zwar in Paris vor, aber der Konversationsston hat nichts Charakteristisches. Die komischen Scenen stehen vereinzelt da und machen die Leere der übrigen nur desto anschaulicher. Überhaupt sind diese Kontraste zu flach hingestellt und zu sehr aus dem alltäglichen Leben gegriffen, wenn man ihnen anders noch Wahrheit zugestehen will. Mit dem bunten Gemisch ist es auch nicht abgethan; aus der scheinbaren Verworrenheit muß eine höhere Ordnung hervorleuchten. In der ersten Ankündigung heißt es nämlich: „Der Verfasser hat bey der Wahl seines Stoffes die dramatischen Schranken des Trauers, Schau- und Lustspiels überschritten, und Scenen aus dem Leben, so wie die Zeit, der Zufall und der Einfluß der Leidenschaften die Veränderungen der Dinge im Leben bewirken, im bunten Gemische dargestellt.“ Nicht kürzer läßt sich in diesem Fall hierauf antworten, als mit den Worten des Chorus in *Urian's Reise*: „Da hat er sehr übel daran gethan!“ ic. Wenigstens erwartet man von dem dramatischen Talent des Verfassers etwas Gelungneres. Als Benefizstück ist es einladend, nichts desto weniger hatte Mlle. Julie Schwarz das Unglück, die lange Reihenfolge von mißgriffenen Produktionen dieser Art durch Hymnen und die Parzen zu vermehren; denn die zahlreich versammelten Zuschauer machten keine gute Miene zu diesem Spiele, und am folgenden Tage war das Haus leer. Die Schlussworte des Epilogs mögen gut berechnet seyn; besser allerdings, man könnte sie entbehren:

„Und so zieh' ich froh die Bahn,  
Denn gelingt mein Streben nicht,  
Fliehe ich mit Zuversicht  
Ihre edle Nachsicht an.“

Auch darauf wüßte jener Chor zu antworten.

Hr. Küstner erwarb sich als Galanteriehändler Le Royal verdiente Auszeichnung.

#### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Azalea viscosa*. Klebrige Azalea. Aus Virginien.  
*Houstonia coccinea*. Scharlachrothe Houstonie. Von Mexico.  
*Jatropha napaeifolia*. Zerschlitzbältrige Brechnuß. Von den Antillen.  
*Malpighia argentea*. Silberne Malpighie. Von Caracas.  
*Melaleuca alba*. Aus Neuholland.  
*Psidium pomiferum*. Äpfeltragender Gujavabaum. Aus Indien.  
*Protea torta*. Gedrechter Silberbaum. Vom Kap.  
*Passiflora incarnata*. Fleischfarbige Passionsblume. Aus Brasilien.  
*Rhapis flabelliformis*.  
*Theophrasta longifolia*. Langblättrige Theophraste. Von Caracas.

#### Verbesserung.

In Nr. 62 dieser Zeitschrift S. 500 B. 7 lese man *erscheine* statt: *er scheint*.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 1. Juny 1820.

66

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Macht der Liebe.

Von Weingarten.

(Fortsetzung.)

Unweit von dem Spielplatze der Jugend von Noja, an der Straße, die nach Bari führt, steht im Kreise hoher Ulmen eine kleine Kirche von uralter Bauart und längst vergehnem Ursprunge. Hieher wallfahrten Noja's Bürger, in ihres Lebens Bedrängnissen Rath und Hülfe zu suchen, denn ein wunderthätiges Madonnenbild, aus der lang verschollenen Schule der Amendola und Solimene ziert des Kirchleins Hochaltar. Längst verblichen sind die Gewänder; die Landschaft, die Umrisse des Gemählde's längst trübe und unscheinbar geworden; aber das Antlitz der Mutter blüht in so lebender Frische, und lächelt so huldvoll über dem schlummernden Kind dem Bether zu, daß es jedem Gewährung zuzuwinken scheint, der mit gläubigem Gemüth zu ihr sich wendet. Costanza hing mit kindlicher Liebe und Andacht an dem Bilde. Oft ging sie in den Festabenden, an welchen das Kirchlein geöffnet blieb, und kniete in der Stille des heiligen Dunkels vor das Gemählde, das von der zitternden Flamme der Ampel erhellt ward, und flüsterte die reinen Gebethe der frommen Brust der Göttlichen zu; aber jetzt seit sie zum ersten Mahle die bittere Schale des Lebens verkostet, jetzt goß sie im Gebethe auch ihre Schmerzen und ihre Wünsche vor dem Bilde aus, und stärkte ihr Gemüth an seiner wunderbaren Nähe.

Lorenzo war ihr dann öfter gefolgt, und lehnte, wenn sie sich allein glaubte, an der heiligen Stätte, von der Nacht des Gewölbes verborgen, an einem Pfeiler des Chors.

Seine Seufzer, seine Wünsche flossen mit den ihren in ein Gebeth zusammen vor dem Bilde.

Sie aber, die Heilige, die in der Zukunft alle die Leiden enthüllt sah,

welche noch der Liebenden warteten, senkte in ihre Brust Hoffnung und Zuversicht, damit sie auch künftig Kraft fänden zu tragen, was ihnen bestimmt war.

Als am Abend jenes Festes ein Jüngling Violanten in die Reihe der Tänzerinnen rief, da schlich sich Costanza leise fort aus dem Kreise der Gefährtinnen, und schlug, von den Myrthensträuchen und dem dichten Nebengewinde der Ulmen verborgen, den Pfad nach der Kapelle ein, Lorenzo aber, ahnend, wohin sie ging, und von einem unwiderstehlichen Drange fortgezogen, folgte ihr Anfangs von ferne, bis das Gedränge sich aus seinem Blick verloren, dann mit verdoppeltem Schritte, und beynähe an der Pforte des Kirchleins erreichte er die sinnend Dahinwandelnde. Erschrocken, als sie den Nahenden an ihrer Seite vernahm, fuhr sie aus ihren Träumen empor. Eine hohe Röthe flog über ihr Gesicht, als sie Lorenzo erkannte, sie schlug das Auge zu Boden. „Ist Costanza meine Gegenwart lästig?“ frug Lorenzo, indem er ihre Hand ergriff. Schweigend schüttelte sie, ohne aufzublicken, das Haupt. „Costanza ist nicht glücklich,“ fuhr er mit stockender Stimme fort, „Costanza trauert? Kann ihr noch etwas fehlen, ihr, die alles besitzt zum Glücke des Lebens, die Alles, was sich ihr naht, verehret und liebt?“ Zweifelnd sah Costanza einen Augenblick lang zu ihm auf, ihre Hand zitterte fühlbar in der seinen. „O Costanza,“ fuhr Lorenzo fort, indem er ihre Hand heftig an seine Brust drückte, „gälte es den letzten Schlag dieses Herzens, dir zu schaffen, warum du leidest, dich um diesen Preis glücklich zu wissen, mit Himmelswonnen fühlte ich seine Pulse stocken, die doch nur für dich diese Brust beleben.“ Noch einmahl richtete Costanza ihr Auge zu ihm auf, eine Thräne zitterte an der seidnen Wimper. „Spottet Lorenzo meiner?“ sprach sie halbvernehmbar nur, und ihre glühende Wange sank an seine Brust. „Bey dem Bilde dieser Göttlichen,“ rief Lorenzo, indem er sie rasch einige Schritte bis an die Stufen des Altars führte. „Bey dem Bilde dieser Göttlichen, Costanza, ich liebe dich, und würde mein Leben freudig opfern, das deine zu verschönen.“ Costanza wand sich aus seinen Armen, hoch breitete sie die ihren gegen das Madonnenbild, und ein Strahl frommer Begeisterung goß sich über ihr lächelndes Antlitz, so stand sie einen Augenblick lang, wie verklärt, dann kehrte sie sich zu Lorenzo, und sank an seine Brust, und ihre Hände umschlangen seinen Nacken. „Ewig, Lorenzo,“ stammelte sie, „Ewig! Ewig!“ wiederholte dieser, „durch kein Verhängniß getrennt, durch keine Gefahr, durch keinen Tod!“ Sie wechselten die Ringe, die sie trugen, eine glühende Umarmung besiegelte ihren Bund. „Jetzt zu unsern Vätern,“ rief Lorenzo. Schweigend gingen sie Hand in Hand, noch hingen Thränen, wie die Thautropfen eines Blüthenmorgens, an ihren Augen, aber um ihre Züge lächelte das Entzücken der Seligen. So traten sie vor die Väter. Ängstlich hatten diese schon im Kreise der tobenden Jugend sie vermißt, erstaunt sahen sie jetzt die Veränderten nahen. Lorenzo wandte sich zu ihnen: „Mein Vater,“ sprach er, „und ihr Massara, der ihr stets wie ein Vater an mir gehandelt, ich liebe Costanza, sie liebt mich wieder. Wenn das Glück eurer Kinder euch theuer ist, so segnet unsern Bund, den wir vor Gott geschlossen, und den keine Macht auf Erden trennen soll.“ — Jauchzend schlossen Massara und Monticelli die Liebenden in ihre Arme, und ihr bester Segen besiegelte das willkommenene Bündniß.

Die Zeit ihrer Vermählung ward anberaumt. Dem bleyernen Gange der Wochen und Monde, die noch zwischen dem Ziele ihrer Wünsche lagen, liehen die Stunden Flügel, welche Lorenzo und Costanza im Vorgefühle ihres vollendeten Glückes zusammen verlebten. Schon war endlich der ersehnte Tag herangerückt, schon wurden die Anstalten zum Hochzeitsfeste getroffen, da drohte ein Rechtsstreit, in den Massara verwickelt ward, dem beträchtlichsten Theile seines Vermögens mit unausweichlichem Verluste. Die Entscheidung von dem Gerichtshofe der Provinz nach der Hauptstadt selbst verwiesen, konnte nur durch die persönliche Gegenwart eines in der Sache vollkommen Unterrichteten sich zum Besten wenden.

Nur Lorenzo, mit Massara's Handelsgeschäften genau bekannt und durch seine öftern Reisen nach Neapel nicht ohne Freund und Verbindung in der Hauptstadt, vermochte durch seine Anwesenheit, die Sache mit Nachdruck zu führen und die Ränke des listigen Gegners zu vereiteln. Seine Liebe zu Costanza war zu innig und zu jugendlich glühend, als daß er um den Gewinn eines Tages, der seinem Glücke längere Ungewißheit drohte, nicht auch willig Tausende hingegabe; allein anders dachte Massara. Er rief ihn eines Morgens auf seine Schreibstube und sprach mit ernster Stimme: „Der Sohn meines Freundes soll keine Bettlerin aus meiner Hand zum Weib empfangen; wende mir nichts ein Lorenzo! Deine Denkart ist mir wohlbekannt, dir gilt das unbegüterte Mädchen nicht weniger, als die reiche Erbin, aber die Summe, die jetzt auf dem Spiele steht, ist Costanzens Morgengabe; Massara genüget zu dem Wenigen, was ihm erübriget, der Anblick eures Glückes, aber um so fester muß er darauf beharren, daß nichts versäumt werde, das euere zu sichern. Eile nach Neapel, mache die Heiligkeit unserer Rechte geltend, Costanza wird nach dem Erfolge deiner Bemühungen, und nach der Schnelle deiner Rückkehr, den Eifer ermessen, mit dem du nach ihrem Besitze dich gesehnet.“

Costanza dachte indessen wie Lorenzo. Ihre Arme hätten den Zögernden gewiß nicht frey gegeben, wenn nicht die Furcht, des Vaters Zorn zu reizen, und die Sorge ihre Verbindung noch weiter hinauszurücken, die Ahnungstimme ihrer Brust übertäubt hätte. Die letzte Frist, welche die Liebenden sich gönnen durften, war verstrichen. Mit schwerem Herzen bestieg Lorenzo die Sedia, die leichthinrollend um die Ecke der Straße rasselte. Während seine Hände die Zügel dem Pferde überließen, und Costanzens noch tausend Grüße zusandten, lehnte sie einem Geisterbilde gleich am Fenster, und ihr naßgeweintes Tuch winkte ihm noch aus der Ferne ein schmerzliches Lebewohl.

So lange noch die Thürme von Noja über die niederen Hügelreihen hervorragten, dünkte ihm das langsame Fuhrwerk im tiefen Sand der Puglia blißschnell fortzueilen, aber um so peinlicher fühlte er dann die Langsamkeit seines Fortrückens, als ihre letzte Spitze seinen Blicken entschwand. Unerträglich dünkte ihm heute der versengende Sonnenstrahl, den die durchglühte Fläche um Foggia zurückwirft; heute zum ersten Mahle bangte ihm, als er das schauerliche Fessenthal von Bovino betrat, vor den Dolchen der Räuber; scheu blickte er von den zu beyden Seiten der Straße aufgesteckten Häuptern der Banditen, die ihn an die Gräueltthaten der Furia und Bardarelli erin-

nerken, nach dem Dickicht am Wege, so oft zwischen den Büschen eine flüchtige Eidechse rauschte oder ein aufgeschreckter Vogel flatterte. Heute zum ersten Mahle konnte er der entzückenden Aussicht von Arriano's Wolkengipfel keine Reize abgewinnen, Kalt und ungerührt sah er von Avilino in die paradiesischen Gefilde hin, die sich im reichsten Schmuck der Erde vor seinen Blicken um Neapels Golf verbreiteten. Sein Auge drang weit über sie und des Meeres weite Fläche dem Stern der Liebenden entgegen, der jetzt aus der grauen Fluth auftauchend mit seinem Glanze die ferne Geliebte grüßte. Als er am folgenden Tage einfuhr in das geräuschvolle betäubende Neapel, da fiel drückend, wie Centnerlast, die Einsamkeit auf seine Brust, in der er mitten im drängenden Gemühl des Volkes allein sich fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

### C h a r a d e.

Mein Erstes herrscht in alten deutschen Zeiten,  
Da blüht's im Lied, da flammt's in kühnen Thaten,  
Kein edles Herz kann jenem Drang entrathen.  
Du fühltest nie, muß ich dir's näher deuten.

Wenn Sturm und Noth dir droht von allen Seiten,  
Zerschmettert liegen deiner Hoffnung Saaten,  
Kann dir die Welt nicht helfen mehr noch rathen;  
Mein Letztes wird dich liebend noch begleiten.

Dem Ganzen haben Fouquet's Phantasien  
Die zarte Hülle einer Frau verlieh'n,  
Die mit der Wahrheit ewigen Gewalten,  
— Ein lebend Bild von jenem schönen Glauben,  
Den weder Tod noch Ungemach uns rauben —  
Zerstört des Zaubers kühne Truggestalten.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende April.

Einen hohen Kunstgenuss gewährte das Konzert, welches der Kapellmeister Hummel am dritten Osterfeiertag zu der bey uns noch ganz ungewöhnlichen Zeit der Mittagsstunden hier gab. Er bewährte besonders das ganz außerordentliche Talent zum freien Phantasiren, worin er wohl selbst unter den größten Pianospielem auf einer von andern unerreichten Höhe steht. Aber auch außer dieser herrlichen Gabe des Improvisirens entzückte er seine Zuhörer durch sein berühmtes Sertett und durch seine originelle und liebliche Art die französische Romanz: „la sentinelle“ zu variiren; der Gesang dazu mit dem Echo wurde gut ausgeführt, Hr. Bergmann's Stimme nahm sich dabei besonders angenehm aus. Die beyden letzten Quartett-Akademien waren trefflich; besonders erfreulich war in der vorletzten das geistvolle, feurige und jede Schwierigkeit kühn besiegende Violinspiel des Kammermusikus Peschke. Er trug ein genial gedachtes Divertimento von eigener Komposition sehr geschmackvoll vor. In der letzten dieser Akademien hatten wir die Freude, eine Arie von Mayer von unserm Cantù meisterhaft vortragen, und ein großes Konzert von Fiedl, so wie selbstkomponirte Variationen von unserer ausgezeichneten braven jungen Virtuossinn Antoinette Pechwellel auf ihrem englischen Piano herrlich auszuführen zu hören.

Sehr anziehend für unser Publikum war das Diaphanorama, welches ein

paar Wochen lang zu sehen war. Diese Transparentgemälde, Schweizer: Gegenden und Trachten vorstellend, gewannen ihrem Verfertiger, dem Hrn. König aus Bern, allgemeinen Beyfall. Man hätte wohl gewünscht, daß die Dimensionen dieser Gemälde etwas größer genommen wären, doch gewöhnt man sich bald an diesen Maßstab, und Wahrheit, Treue und Effekt überraschen und entzücken bey diesen Darstellungen, welche durch die Verfinsterung der uns umgebenden Gegenstände, wie lichte Träume an uns vorüberziehen.

Das Theater both uns nicht viel Neues. Sehr anziehend, herrlich gedichtet und ausgezeichnet brav dargestellt war: der *Leuchtturm*, ein neues Trauerspiel in zwey Akten von unserm Ernst von Houwald. Mit wunderbarer Kraft greift dieser Dichter in die tiefsten Afforde der Vardenharfe, alle Herzen bewegend und erschütternd.

Bev der deutschen Oper gab Dlle. Wislmann mehrere Gastrollen ohne besondern Beyfall, da man ihre Stimme sehr schneidend und ihre Methode nicht vorzüglich fand. Bev einer neuen Operette: die *Bergknappen*, von L. Hellwig, dem Brude unseres braven Regisseurs, recht angenehm komponirt, würde man einen dichten Feuerregen gern bewundert haben, wenn nicht der unangenehmste darauffolgende Dampf wahrhaft ironisch gezeigt hätte, was man eigentlich an solchen Bühneneffekten hat!

Die italienische Oper gab uns neu einstudirt: „*I Virtuosi ambulanti*“ von Fioravanti, eine fröhlich südlische Posse, die hier mit kecker Laune und frischer Lebendigkeit ausgeführt wurde. Unser *Benincasa* ist als *Bellarosa* wirklich einzig, da er mit einer herrlichen Stimme einen höchst ausdrucksvollen, aber ganz einfachen, unverkünstelten Vortrag verbindet, dabey ist seine Erscheinung eben so kräftig als angenehm (er ist ein geborner Römer) und sein Spiel voll komischer Laune, ohne je zur Gemeinheit herabzusinken. Sein Verzett mit den Damen *Sandri* und *Funk*, so wie seine Arie: „*Bellarosa, cos' hai fatto?*“ wurden stets mit lebhaftem Beyfall aufgenommen und sind Meisterstücke des echt komischen Styls. Die übrige Musik der Oper ist minder bedeutend, doch wird das Ganze von allen Sängern und Sängerinnen hier mit so viel Lust ausgeführt, daß es eine erheiternde Unterhaltung gewährt; nur in eine andere Sprache darf diese Oper ja nicht übersetzt werden; verliert schon jede hierdurch allen eigenthümlichen Reiz, wie viel mehr eine solche, zu welcher alle Biegsamkeit und hinströmende Raschheit der italienischen Sprache so ganz gehört. Hierbey ertönte zum ersten Mahle unsers Fürstenau's Flöte in dem Orchester des Theaters und mit wahrer Freude lauschte man schon in der Symphonie auf diese reinen, süßen Klänge.

Die größern dramatischen Lesezirkel, welche ich neulich schon erwähnte, haben diesen Winter manches bedeutende, nicht für die Bühne berechnete, Dichterwerk, im lebendigen Vortrag genossen. Unter die gelungensten Lektüren dieser Art (wo jedes eine Rolle übernimmt) gehörten: *Die Söhne des Thales*, von Werner, *Attila*, von ebendemselben; *Manfred*, von Lord Byron, in englischer Sprache, und: *il Pastor fido*, von Guarini in italienischer. Überdem hatten wir in vielen der auserwähltesten Zirkel die Freude, das seltne Talent des dramatischen Vortrags unsers berühmten Ludwig Tieck zu bewundern. Irgend ein Stück des *Shakespeare* nach Schlegel's Übersetzung von ihm allein vorlesen zu hören, ist ein unbeschreiblich hoher Genuß. Er ist jetzt nebst seiner Familie ganz heimisch bey uns geworden.

Die strafende Gerechtigkeit darf es hoffen, nun bald ganz klar zu seyn über die Urheber des furchtbaren Mordes unsers ewig unvergesslichen *Kügelgen's*. Ohne Zweifel sind zwey Artilleristen die verruchten Thäter; einer derselben wurde entdeckt durch den Verkauf der Uhr, der andere gab sich weit später selbst an, weil sein Gewissen ihm keine Ruhe mehr ließ. Jetzt behauptet jeder, es allein gethan zu haben; beyde gingen nur auf Raub und Mord aus, und hatten schon manchem friedlichen Wanderer noch gleiches Schicksal zugebracht. Beyde äußerten, sie würden ja nimmermehr diesen Mann ermordet haben, wenn sie vorausgesehen hätten, daß sie sich dadurch so wenig bereicherten und daß gerade auf ihn so viel ankäme! — Die anhaltende und innige Trauer aller derer aus allen Ständen, die den Edlen kannten, ist sein schönstes Denkmahl: was in dem Herzen Anderer von uns fortlebt, ist unser wahrstes und tief-

ses Selbst! Treue Liebe hat sein Grab schon reich mit Blumen überpflanzt; einen Kranz von Himmelsblüthen wand ihm unser trefflicher Friedrich Kind in einer dem vollen Herzen entströmten Phantasie, welche er am Abend seines Begräbnisses dichtete. Sie ist eben so sinnig als schön; die berühmtesten Werke des Verklärten bilden hier gleichsam einen Sternenkranz. Der edle Sänger theilte sie unentgeltlich aus.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung, die hier Sonntags den 21. May zum Vortheile der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten gegeben wurde, zeichnete sich wie die früheren am Ostersonntage d. J. durch eine glückliche Wahl sowohl als durch gute Leistung des Gewählten gleich rühmlich aus, und sollte bewirken, daß die aus Rücksicht des Zweckes ohnehin einladende Firma für das Publikum künftig immer lockender werde.

Wir folgen den einzelnen Stücken nach ihrer Ordnung: 1. u. 2. Overture und Introduction aus Ferdinand Cortez, letztere sehr brav vom Chore ausgeführt, aber dergleichen auf dramatischen Effekt berechnete Stücke verlieren jederzeit, wenn sie der scenischen Bewegung und des Kostumes beraubt werden. 3. Variationen für die Violine, gleich geschmackvoll komponirt und vorgetragen von Hrn. Prof. Böhm. Sein runder voller Ton dringt unwiderstehlich zum Herzen. 4. Das Tableau nach Hamilt'on, war nicht glücklich beleuchtet, allzumatt und die Farben der Gewänder schwerlich nach Hamilt'on, sondern nach dem eben Vorräthigen bestimmt. 5. Duett aus Trajan von Nicolini, gesungen von Hrn. und Md. Weixelbaum. Das Verdienstliche dieser Gäste besteht in der treuen Nachahmung früher gehörter italienischer Sänger. Beyde eignen sich mehr zum Konzertgesang als zur Darstellung, und standen hier an ihrer Stelle. 6. Deklamation: Glaube und Muth, ein braves Gedicht von F. Laun, würdig von Mad. Schröder vorgetragen. 7. Ein Potpourri russischer Lieder für die Oboe ausgeführt von Hrn. F. Czervenk'a schloß die erste Abtheilung. Hr. Czervenk'a's Ton und Fertigkeit sind gleich rühmenswerth, aber die Zusammenfügung dieses Potpourri hat uns und viele nicht angesprochen, weil nur das Wiedererscheinen bekannter Melodien in angenehmer Verbindung diese Gattung von Tagstücken interessant zu machen vermag, und die hier vorgetragenen unsern Ohren ganz fremd sind.

Die zweyte Abtheilung eröffnete 1) Beethoven's vortreffliche Overture zu Egmont. 2) Hr. Jäger sang, wir wissen nicht, ob deutsch oder italienisch, eine Rossinische Arie mit Geläufigkeit. 3) Folgte eine Deklamation der Kleinen Auguste Schröder. 4) Hr. Merk spielte ein Rondeau für das Violoncello mit großem Beyfalle, und eben so sang 5) Mad. Weixelbaum (laut Anschlagzettel aus besonderer Gefälligkeit) eine Scene von Nicolini, die uns an Hrn. Belluti, für den sie wahrcheinlich geschrieben ist, lebhaft erinnerte. 6) In den wohlbekanntnen Bilderrahmen aus Stada folgten jetzt zugleich fünf Tableaux der niederländischen Schule, die sich recht gut ausnahmen. 7) Ein Jägerlied, Vokalchor von Maria von Weber, die Worte von Hrn. Bernard, gefiel allgemein und mußte wiederholt werden.

### Schauspiel.

Theater an der Wien, den 21. d. als am Jahrestage der Schlacht bey Aspern, zum Vortheile des hiesigen Invalidenhauses: Der Grünmantel von Benedig. Schauspiel in vier Aufzügen. Vorher: Die Rückkehr. Vorspiel in einem Akt, eigends für diesen Abend gedichtet.

Das Erstgenannte, welches nur in so fern eine Beziehung auf die Feyer hat, als die Handlung in jene kriegerische Zeit fällt, ist nach der bekannten Erzählung von Laureen. Eine Sputzgeschichte ernstler Art. Wenn diese Gattung noch in Form des



Romans einiges Interesse hat, so ist man dagegen schon gewohnt, die Quelle dramatischer Gaukelwerke solcher Art hinter den Koulissen zu suchen, daß man sich lieber einem als wirklich angenommenen geistigen Wesen hingibt, dessen Mirakel keiner unzulänglichen Enträthselung bedürfen; überhaupt aber haben uns die Volksautoren mit den komischen Geisfern so vertraut gemacht, daß die tragischen uns gar zu leicht zum Lachen bringen.

Wilhelm Treu, in Venedig Guilielmo Fedele genannt, denn Geisterbanner und Konforten müssen aus Venedig kommen, hat den Einfall, um sein Vaterland zu retten, und dem Feinde die bedeutendste Festung zu entreißen, als Grümantel eine Geisterrolle zu spielen, wozu ihn der bekannte lustige Rothmantel begeistert haben mag; da er aber verliebt in die Tochter eines reichen Kaufmanns ist, so nimmt er einen ernsthaften Charakter an. Zuerst erscheint er dem Vater der Geliebten und meldet ihm, daß er gestorben sey. Wilmsen, Kommiss des Hauses, bestätigt seines Freundes Tod. Noch in derselben Nacht wird der reiche Geisterseher verhaftet, weil er des Meuchelmords an einem Courier verdächtig ist. Der Grümantel befreit ihn aus den schweren Ketten unter Lärmen und Getöse. Lange sucht man des Entflohenen Aufenthalt vergebens. Unterdessen rücken die vaterländischen Krieger herbei und eine furchtbare Kanonade beginnt. Der Flüchtling wird zurück gebracht und soll zum Richtplatz wandern, in demselben Augenblick als die Festung übergeht, und der Grümantel abermahl erscheint, um das Haus von dem verhassten Feind zu säubern, worauf der Wunderthäter sich entlarvt und das Gesicht des schlauen Wilmsen zeigt, der mit Wilhelm Treu und dem Venetianer eine Person ist. Nun erfolgt die weiterschweifige Erklärung der unbegreiflichen Erscheinungen: ein verborgner Gang, Gold und List halfen diese Wunder ihm verrichten; aber es bleiben genug Räthsel übrig und andre kommen noch hinzu, die wenigstens dießseits der Bühne nicht gelöst werden können.

Dieser Grümantel ist unfehlbar dazu geeignet, die Aufmerksamkeit eines Theils der Zuschauer in Spannung zu erhalten, so lang es noch darauf ankommt, zu wissen, wer denn eigentlich dahinter steckt, ist das aber erst heraus, so ärgern sie sich über ihre eigene Kurzsichtigkeit und über Hrn. Wilmsen zugleich, der ihnen solche T für U machen will und einen so gefährlichen Weg zur Erreichung seiner Absicht einschlug. Wir hingegen wollen weder den Urheber dieser Gespenstermähre noch den Bearbeiter mit wenn und aber, wie und warum in Verlegenheit setzen, sondern unverhohlen gestehen, daß der letztere den abenteuerlichen Apparat ehrlich und redlich benützt, auch ziemlich glücklich in die Scene gesetzt hat, daß ihm aber in Behandlung der Zwischenscenen, die etwas breit und wässerig ausgefallen sind, Mangel an Bekanntschaft mit der Bühne hinderlich gewesen. Für Vortheil habende Schauspieler mag dieser Grümantel immer als gutes Zugstück dienen; es würde jedoch überflüssig seyn, das Stück weiter hier empfehlen zu wollen, da es in einigen auswärtigen Blättern wohl nicht an Empfehlung mangeln wird.

Das Vorspiel hat unmittelbare Beziehung auf den ewig denkwürdigen Tag; dieser Werth läßt sich ihm nicht streitig machen.

Den 28. May Theater an der Wien zuerst: Das Strandrecht, Schauspiel in einem Akt von A. v. Rohrbach und nachher: Der Kapellmeister von Venedig. Hr. Obermayer, Mitglied des Frankfurter Nationaltheaters, trat in der Rolle des Hayfisch auf. Seine Darstellung erregte durch gewandte Lebendigkeit das Publikum so angenehm, daß er während des Spiels häufig durch lauten Beyfall erfreut und nach demselben gerufen wurde. Die Kritik findet Manches zu bemerken. Sichere Raschheit in Sprache und Bewegung, so rühmlich sie an und für sich ist, muß immer auch genau mit der Eigenthümlichkeit des darzustellenden Charakters übereinstimmen, in diesem Falle z. B. mit der Natur ausschweifender Habsucht. Der Zweck derselben legt schon dem ganzen Außern eine gewisse Zurückhaltung, Feinheit, Umsicht, kurz eine klug berechnete Ökonomie als nothwendig auf, die nur da über-

Schritten werden darf, wo das leidenschaftliche Streben zum förmlichsten Ausbruch kömmt, sey es aus Schmerz über erlittenen Verlust oder aus Freude über den beabsichtigten Gewinn. Diese Aufgabe hat Hr. Obermayer keinesweges vollständig gelöst. Sein Spiel grenzte nicht etwa bloß häufig an Karikatur, es war sie vielmehr in der größten Entschiedenheit. Dem Rollen der vor Begier funkelnden Augen fehlte bey der Verschwendung, mit der dieses Mittel der Darstellung hier aufgebothen wurde, jede Spur von Wahrheit. Im Auge des Habüchtigen arbeitet die Leidenschaft nicht so einförmig; bald fixirt der Blick in schneller Erweiterung seinen Gegenstand, bald prallt er wieder aus Scheu vor Zeugen zurück, bald verbirgt er unter angenommener Gleichgültigkeit die Heftigkeit des Verlangens, bald zählt er die in der Vorstellung bey einander liegenden Güter, bald starrt er mit thierischer Bewusstlosigkeit, bald lauert er fein wie ein Weltmann und so fort in's Unbestimmbare. Das Innerliche der Leidenschaft konnte also durch den beschränkten, immer wiederkehrenden Ausdruck des rollenden Auges auf keine Weise klar werden. Hr. Obermayer hat von dieser Seite die Natur gleichsam nur bey den Haaren, aber nicht beym Kopf genommen. Auch dieß entenmäßige Hin- und Herschwancken des Körpers, das wahrscheinlich den Anblick ungewöhnlicher Kraftäusserung geben sollte, war nicht an seinem Platze. Erstlich denkt man sich den Habüchtigen nicht gern anders als mager — ein Trost für alle Korputenzen! — Hr. Obermayer hat aber einiges emboupoint; und fängt er also noch an, mit dem Körper rechts und links auszuschlagen, so scheint er augenblicklich anzuschwellen und dieses plötzliche Wachsen steht, wie gesagt, in einem Mißverhältniß mit dem Geiste der Rolle. Zwentens nimmt die Habucht überall gern den kürzesten Weg, also darf der Schauspieler auch aus diesem Grunde nicht über die gerade Linie durch Seitenbewegungen wegschießen. Das Berühren des Hutes, noch dazu auf der Lauer, um damit dem zu hoffenden Gewinn die Reverenz zu machen, mag die Zuschauer belustigen, dem Freund der Natur kann es hingegen nicht gefallen, denn bey der darzustellenden Spannung des Gemüths bleibt keine Zeit übrig zu einem Scherze. Der Ausdruck, worin die Echtheit, ferner der Preis des vermeinten Kleinods zur Frage kam, war wieder neben so vielem übertriebenen zu schwach, hier mußte sich offenbar Sprache, Mienenspiel, Bewegung auf das Kräftigste unterstützen, hier mußte der Geist der Habucht zum Körper werden. Auch schlug zuweilen eine absichtlich gemeine Sprachweise etwas vor, die vielleicht mit Lokalitäten zusammenhängt. Daß Hr. Obermayer nicht auf Übereinstimmung in seinen Rollen ausgeht, wurde noch klarer durch den Antheil, den er nach dem Schlusse des ersten Stückes an dem Kapellmeister von Venedig nahm. Doch das Gesagte reicht für jetzt hin.

### Erklärung des Modenbildes XXII.

Kleid von ungebleichtem Battist durch  
aus mit Croissee verändert. Der Kragen ist  
zum Ablegen. — Der weiße Basthut ist mit  
einer Guirlande geziert.

Robe de Batiste écruée bordée en  
croisée. La pélerine à ôter. — Chapeau  
de Paille blanche orné d'une guir-  
lande.

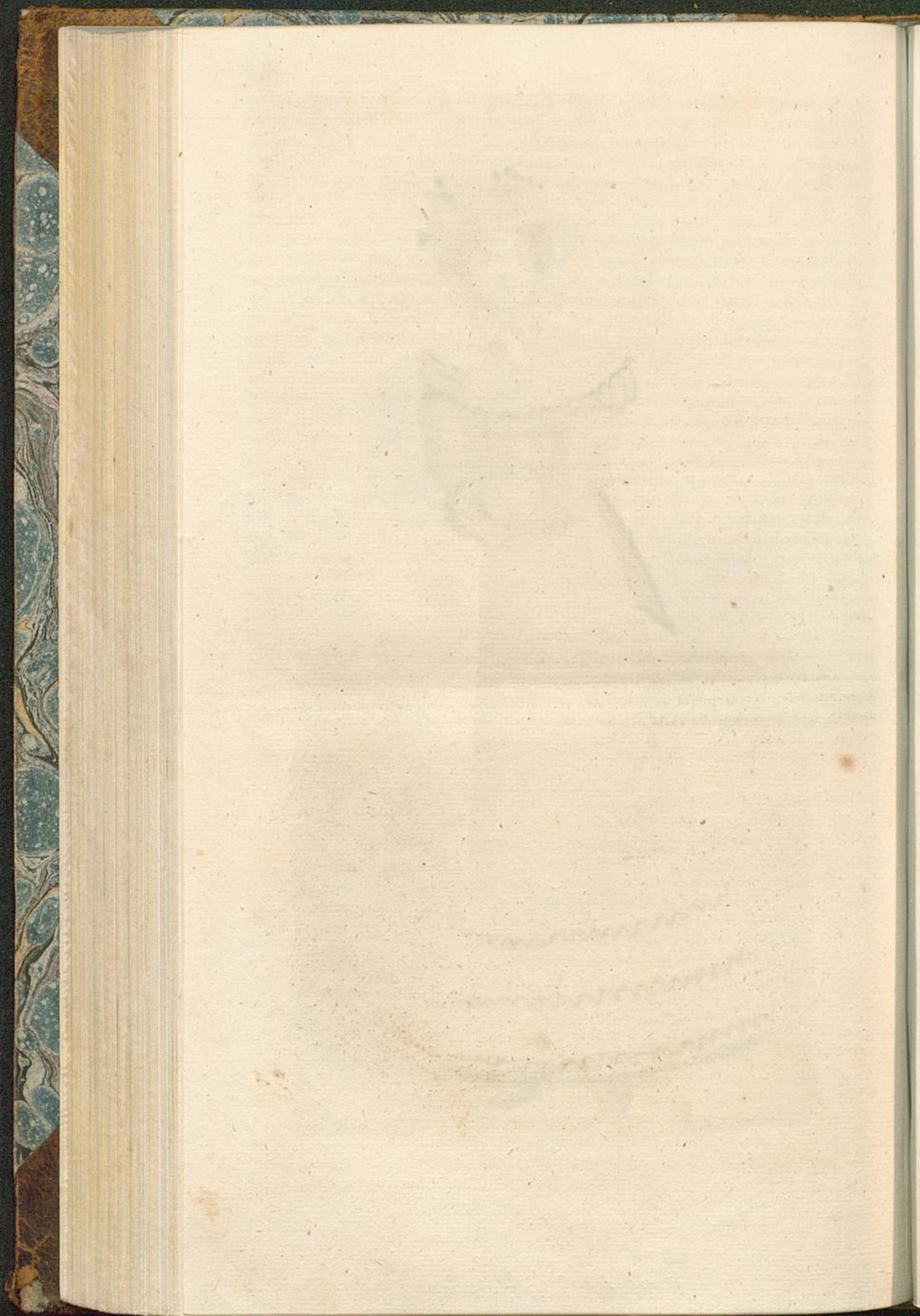
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



L. v. Stadel

G. J. Schenck sc.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 3. Juny 1820.

67

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey K. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Trubler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Macht der Liebe.

Von Weingarten.

(Fortsetzung.)

Die Anstrengung, der emsige Fleiß, mit dem Lorenzo schon am nächsten Morgen an sein Geschäft ging, und es ruhelos betrieb, verkürzten ihm die Zeit; der Ausschlag, den seine Angelegenheiten in Kurzem gewannen, lohnte ihm reichlich die Duldungen, die sie nach sich gezogen. Der oberste Gerichtshof hatte zu Massaras Vortheile gesprochen; die letzte schriftliche Entscheidung befand sich in seinen Händen, nur noch wenig bedeutende Umständlichkeiten verzögerten seine Abreise um die Dauer eines Tages. Es war gerade ein Posttag, der die Briefe aus der Puglia nach der Hauptstadt bringt. Mehrere waren bereits herumgegangen, und Lorenzo hatte vergebens nach Briefen von Noja geforscht. Jedes Mal war er mit der Antwort zurückgewiesen worden, es seyen keine eingelaufen. Immer unbegreiflicher ward ihm dieses Schweigen. Mit klopfendem Herzen eilte er heute wieder nach dem Postbureau. „Noch keine Briefe von Noja?“ rief er einem grämlichen Beamten zu, der ihn schon öfter abgewiesen hatte. Finster maß ihn der Griefgram. „Wenn ihr da etwas habt, was euch lieb ist,“ sprach er, „mögt ihr euch nur immer zufrieden geben. Von Noja erwartet keine Briefe mehr — zu Noja herrscht die Pest“ — Zur Bildsäule erstarrt stand Lorenzo — „die Pest!“ rief er endlich mit ersticker Stimme. „Ja, die Pest,“ antwortete jener, „die verfluchten Schleihändler haben sie aus der Levante gebracht, und vielleicht in Kurzem Tod und Verderben über das ganze Land so wie über sich selbst.“ Und so war es auch. Mit einem Schiffe, das aus einem türkischen Hafen wiederkehrend die Küstenaufseher täuschte, war die unheilswan- gere Waare nach einem Hause zu Noja gebracht worden \*). Der unsicht-

\*) In der Hälfte des Oktobers 1815 zeigten sich die ersten Spuren. Erst am Anfange des November, nachdem schon viele Einwohner hingerafft waren, erkannten die

bare Keim des Giftes reifte in den Adern der unglücklichen Bewohner dieses Hauses. Sie wurden alle das erste warnende Opfer der Seuche. Der Hauch des Todes erhob sich von ihren Leichen, und lagerte sich verheerend über den Mauern der Stadt. Greise und Säuglinge, die Kraft der Männer und die Blüthe der Frauen welkten verlegt von dessen Berührung, sanken rettungslos dahin und rissen in immer steigender Mehrzahl Enkel, Mütter, Bräute, Gotten in die Gräfte, deren finstrier Mund sich immer schloß, bis ihn die Menge der Opfer überfüllte. Entmuthigung und lähmende Verzweiflung bemächtigte sich nun der Bürger, der Obrigkeit. Das Erbarmen und die Pflege der Menschenliebe schwanden hinweg vom Lager des Leidenden, der Trost des Glaubens verstummte an seinem Sterbebette, und flüchtig wandte sich der Fuß von der Wohnstätte der Leiche, für die sich kein Arm mehr fand, um sie dem Schooße der Ruhe zu geben; die Stimme des Gesetzes, der Ordnung verhallte, die Bande der Geselligkeit sanken, aufgelöset vom Moder der Verwesung, gesprengt von der Raserey der Verzweiflung; die Gewalthat wüthete am klaffenden Rande der Vernichtung. Das war Noja geworden, das glückliche blühende Städtchen. So erfuhr Lorenzo auf dem Gouvernements-Gebäude die Kunde, wohin er um die Bestätigung der gräßlichen Neuigkeit odemlos geeilt war. Wenige Augenblicke, und sein Entschluß war gefaßt. Er übergab einem Rechtsfreunde die völlige Beendigung seiner Angelegenheiten, dann verließ er noch in derselben Stunde Neapel. Es war ein düsterer Herbsttag, kalte Nebel schauerten durch die Lüfte, ein einförmiges Grau hüllte die Gegend ein, die eine so lachende Aussicht both, als er gekommen war. Es war das Bild seines Schicksals. Finster und trauernd, wie die Landschaft und der Himmel um ihn her, jagte er unaufgehalten fort, kaum gönnte er dem ermüdeten Rosse Zeit, Kräfte zum neuen Ausbruche zu gewinnen. Schon hatte er das Gebirg im Rücken, und eilte dem Ausgange der verrufenen Thalchlucht von Ponte Borino zu, da donnerte mit einem Mahle ein vielfaches Hakt an sein Ohr, Banditen sprangen mit gespannten Röhren an den Wagen hin, und fielen in die Zügel des Pferdes. — Die Sedia hielt. „Wagt es nicht, mich zu berühren!“ rief mit der schnellen Besonnenheit des Unglücks Lorenzo den Drohenden zu. „Ich bin aus Noja, und die Pest ist in meinen Adern.“ — Die Räuber traten zurück. Lorenzo's verstärkte Züge, die Fiebergluth seiner Wangen und seiner Augen bestätigten seine Worte. Unentschlossen schwankten die Banditen. „Haltet ein!“ rief einer aus ihnen, der ihn früher zu Noja gesehen, „naht ihm nicht; es ist wahrhaftig Lorenzo Monticelli, der künftige Schwiegersohn des Podesta.“ Die Räuber sprangen erblassend zur Seite. Bald war Lorenzo aus ihren Augen. Mit der letzten Kraft seines hinsürzenden Thieres erreichte er Bari. Am Hause eines Freundes hielt er an. „Gib mir ein Pferd, Rinaldo,“ rief er dem Staunenden zu, „ich muß heute noch weiter nach Noja.“ „Träumst du, Unglücklicher?“ entgegnete ihm Rinaldo; „Noja ist gesperrt, eine dreifache undurchdringliche Kette von Truppen schließt es ein, niemand darf es wa-

Ärzte das Übel. Der sechste Theil beynabe der ganzen Bevölkerung des Städtchens erlag dieser Krankheit. Einem Ballen levantischen Leders, das durch Schleichhändler eingeschwärzt worden war, schrieb man das Unheil zu, das die ganze Stadt zu vernichten drohte.

gen, sie zu überschreiten. Jeden, der in ihrem Umfange betreten wird, erwartet ohne Unterschied der Tod." Aber freywillig naht auch kein lebendes Wesen dem qualmenden Abgrund der Verwesung. Rinaldo erzählte jetzt, wie schon ganze Straßen zu Noja ausgestorben wären, wie man Häuser niedergebrannt, jede Art von Thieren getödtet, damit sie die Seuche nicht weiter verbreiteten, wie dennoch nichts ihren Verheerungen Einhalt gethan. „Ja," sprach er, „so weit ist es gekommen, daß man selbst die Gefängnisse der Provinz zu öffnen sich genöthigt sieht, und alle die Verbrecher, über welche der Tod oder lebenslängliche Strafe auf den Galeeren verhängt war, zur Wartung in den Hospitälern und zur Beerdigung der täglich wachsenden Zahl der Leichen nach Noja sendet. Jede fernere Strafe bleibt ihnen erlassen, wenn sie dort dem Tode entinnen, hätten ihre Verbrechen ihn auch hundertfach verdient. Morgen ist der Tag, an dem die Unglücklichen nach ihrer furchtbaren Bestimmung abgeführt werden." Lorenzo durchblühte ein Gedanke. Er schrieb an seinen Vater nach Ruttigliano: „Lebt wohl, mein Vater! ich gehe nach Noja mit Costanzen zu leben oder zu sterben, wie ich es ihr gelobte. Nichts hält mich zurück. Bethet für eure Kinder." Rinaldo that er, den Brief zu bestellen. Als kaum noch der Morgen graute, ging er hinaus und verbarg sich nahe am Thore, das gegen Noja führt. Der Kittel eines Gallioten deckte seine Kleidung, seine Hände trugen Fesseln. Unbemerkt schloß er sich dem Zuge der Verbrecher an. Der zarte Jüngling mit den edlen sanften Zügen stach sonderbar gegen die Gestalten seiner neuen Gefährten ab; mit struppigem Haar und Barte, mit wilden Banditenblicken, mit dem verzerrten Ausdrücke des Lasters in den Mienen, mit dem Hohn der Verzeihung auf den Lippen, zog der rohe Auswurf der Menschheit hin. Gräßliche Scherze, laute Verwünschungen, tobende Flüche übertäubten das Gefühl ihres Glends und den Gedanken an den entsetzlichen Weg, den sie wandelten; aber allgemach als von ferne die Thürme von Noja emporstiege, ward es stiller und stiller, und die dumpfe Angst des Gräßlichen, das ihrer wartete, preßte graugend selbst die Brust des verhärtetsten Mörders zusammen. Mit welchem Streite der Gefühle sah aber Lorenzo jetzt die wohlbekannten Mauern wieder, welch ein Meer von Furcht und Hoffnung wogte in seiner Brust! Er dachte nicht, auf welche Weise er wiederkehre, er vergaß die Gefährten, die ihn umringten, und die Schrecken, die ihm drohten, er dachte nur Costanzen, nur ob er sie wieder sehen werde, nur dieser Zweifel verdoppelte seine Schritte. Sorgfältig hielt er sich in der Mitte des Zuges, um den Soldaten, die mit scharfgeladenem Gewehre und achtsamen Blicke die Reihen der Banditen umfaßten, nicht ins Auge zu fallen. Diese kannten ihn wohl, daß er nicht zu den Thren gehöre, sie staunten, ihn unter sich zu sehen, aber die entmenschten Bösewichter freuten sich, ihre Zahl um ein Opfer vermehrt zu wissen, und ließen ihn, der stumm blieb bey ihren Fragen, unempfindlich für die Art ihrer Theilnahme, endlich ungestört ziehen. Die erste Postenkette war nunmehr erreicht. Immer ernstere Stille lag über dem Zuge, als das Bitterthor des Walls sich hinter der Ferse des Letztern schloß, die Zugbrücke des Grabens hinaus schwebte, und sie jetzt ausgeschlossen waren aus dem Kreise der heiter athmenden Welt, die mit allen ihren Kummer und Weh ein Paradies gegen die war, in die sie jetzt traten. Ein zweyter Wall stieg empor,

ganz nahe an Noja's Thoren, Kanonen starrten durch die Schießscharten, gegen die festverschlossenen Pforten, und immerfort glimmte die Lunte, um die todesschwangere Ladung auf jeden hinauszuschleudern, der es wagen würde, die strengbewachten Riegel zu lösen. Gendarme's mit ernstem Schritte schritten auf dem Wallgange auf und nieder, ihr einförmiger Ruf unterbrach allein die Todesstille der Gegend. Wangen, welche die Kerkerluft längst gebleicht hatte, wurden jetzt noch blässer, Herzen klopften hörbar, die selbst auf dem Hochgericht nicht lauter geschlagen hätten, und hier und da entrang ein unwillkürlicher Ausruf sich dem bebenden Munde, der sonst keck dem Gespenste des Todes entgegenlachte im Grinsen der Mordnacht, im Geheule des lauttobenden Seesürms. Der Befehlshaber der Gendarme's trat jetzt vor den Zug. Die Namen der Verbrecher wurden abgelesen. „Wer seyd ihr?“ frug der Offizier, als die Reihe an Lorenzo kam; „euer Name ist nicht auf der Liste.“ Lorenzo schwieg. „Wer ist der Mann?“ frug er noch einmahl, indem er sich zum Führer der Eskorte wandte. — Verlegen zuckte dieser die Achsel und bekannte es nicht zu wissen. „Ihr führt ihn dann nach Bari zurück,“ sprach jener, „denn er gehört nicht zu den Verurtheilten.“ Lorenzo stürzte zu seinen Füßen. „O! um Alles in der Welt willen, was Sie Theures hienieden besitzen, flehte er, lassen Sie mich mit diesen Unglücklichen in die Stadt, gestatten Sie nicht, daß man mich zurück nach Bari bringe.“ „Ihr seyd nicht unter der Zahl, die mir dieses Blatt bezeichnet,“ entgegnete der Offizier, indem er ihn scharf in's Auge faßte, „und so verbiethet es mir Eid und Pflicht, eure Bitte zu erfüllen. Seyd ihr ein Verbrecher, dem eure Kleidung zum Troste, euer ganzes Wesen widerspricht, so erwartet von dem Ausspruch eurer Richter eine Strafe, die nie grausamer seyn kann, als jene, der ihr entgegen wollt. Täuscht mich jedoch mein Auge nicht, so habe ich euch sonstwo gesehen, und eure Züge, der Ton eurer Stimme dringen meinem Gedächtnisse einen Rahmen auf, dem ich mit tiefem Danke mich verpflichtet fühle.“ — „Ja,“ rief Lorenzo, indem er nochmal's seine Knie umfaßte; „ich bin Lorenzo Monticelli; Sie Rambaldo Diaz, jener Offizier der Lanziers, den verwundet, von seinen Leuten verlassen, mein Beystand vor wenigen Monden den nachsehenden feindlichen Reitern entzog, die von Ortona seine Spur verfolgten. Ich bin kein Verbrecher; dieses Gewand und der Entschluß nach Noja geführt zu werden, ist die Wahl meines freyen Willens, und von Ihrer Einwilligung allein hängt jetzt das Glück und die Ruhe meines Lebens ab.“ — „Wohl,“ sprach jener nach kurzem Bestinnen, „verzieht einige Augenblicke, damit ich Anstalten für jene treffe. Nur einmahl des Tages um eine bestimmte Stunde werden Noja's Thore geöffnet. Heute ist die festgesetzte Zeit bereits vorüber, und so können sie erst morgen nach der Stadt geleitet werden. Ihr mögt nach meiner Rückkunft mir dieses Räthsel lösen, und von meiner Dankbarkeit für das, was ihr an mir gethan, die Gewährung jeder billigen Bitte erwarten.“ — Er übergab Lorenzo der Aufsicht der Wache. Er selbst ging die nöthigen Anordnungen zu treffen. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück. — „Ihr habt mir mit Gefahr eures Lebens das meine gerettet, Lorenzo!“ sprach er, „ich weiß, daß ihr mit Mühe der Rache der Husaren entgingt, als sie zu Ortona erfuhren, daß ihr mich in Sicherheit gebracht, und daß ihr selbst dann noch ihnen die Richtung meiner Flucht verbargt, als sie euch mit Mißhandlungen und



mit dem Tode drohten. Ich bin euch Vergeltung schuldig, und werde sie euch leisten, doch erklärt mir zuvor, wie ihr in diese Kleidung, in diese Gesellschaft kommt, und was euch, der, wie ich mich wohl besinne, sich einen Bürger von Ruttigliano nannte, nach dem unglücklichen Noja führt." — Lorenzo erzählte. Mit steigender Bewunderung hörte Diaz seine Worte. Vergebens blieben die Vorstellungen, der Widerstand, die Warnungen, die er seinen Bitten entgegensezte. — Welchen Trost vermag eure Gegenwart Costanzen in dieser Lage zu geben? muß nicht vielmehr euer Anblick ihr den letzten rauben, euch in Sicherheit zu wissen — und wenn ihr endlich zu spät kommt, wenn ihr sie nicht mehr unter den Lebenden trifft oder doch schon ausgeschlossen durch das Gift der Seuche aus jeder Gemeinschaft mit den Thren, bedenkt ihr dann auch, daß, so wie euer Fuß die Schwelle jener Thore berührt, eure Hand nur den Stab jener Eisengitter gefaßt, jede Neue fruchtlos wird? daß ihr von dem Augenblicke an ein Bürger jener geächteten Leichenstätte werdet, bis die Verwüstung der Pest ausgeraset oder bis vielleicht die reinigende Macht der Flamme die letzte Spur ihres Andenkens hinweggetilgt hat, damit das übrige Land vom Untergange gerettet werde?" — „Ich habe Alles bedacht," entgegnete Lorenzo; mein Vorsatz bleibt unveränderlich. Mich treibt mein Gelübde. Treffe ich nicht frühe genug ein, die Lebende wiederzufinden, so wird es doch nimmer zu spät werden, der Vorausgegangenen hinüber zu folgen." — „Wohlan denn," sprach Diaz, „auch ich gelobte euch zu vergelten. Thue ich nicht recht daran, euch diese Bitte zu erfüllen, so spreche die Stimme meines gegenwärtigen Gefühles von jedem Vorwurfe der Zukunft mich frey. Hört also! Morgen, mit jenen Verbrechern zugleich, geht eine Abtheilung Gendarme's nach der Stadt. Um mit den Bürgern gemeinschaftlich für die Anstalten der Ordnung und für die Sicherheit zu wachen, wird diese harte Maßregel um so nothwendiger, als eine Bande entarteter Bösewichter sich nicht scheuet ihre so schwerbedrängten Mitbewohner noch durch die Verbrechen des Raubes und Mordes zu ängstigen. Nur in dem Falle, wenn ihr euch entschließen wollt, euch als Freywilliger den Gendarme's anzuschließen, kann ich es verantworten, euch den Eintritt in die Stadt gewährt zu haben, der Jedermann verschlossen ist, und von dem, ich wiederhohle es euch nochmahls, keine Rückkehr möglich wird." — Lorenzo's Dank und sein Entzücken kannte keine Grenzen. Väterlich rieth ihm nun der Offizier, von der erschöpfenden Anstrengung zu ruhen, in der er von Neapel aus seine Kräfte erhalten. Ihr bedürft der Kraft, sprach er wohlmeinend, dem entgegen zu gehen, was euch der nächste Morgen bereitet. Schwereres vielleicht, als ihr ertragen zu können, euch heute mit eitler Hoffnung schmeichelt. Lorenzo gehorchte seinem Rathe, allein der Schlaf floh das Lager, das ihm Diaz hatte bereiten lassen. Fieberhize trieb ihn auf, er ging hinaus und bestieg den Wall, von dem er hinüber sehen konnte nach Noja's Mauern. Da lagen sie vor ihm, sie, in denen der Ausspruch seines ganzen künftigen Schicksals verborgen sich verhüllte, in denen er einst so glücklich war, und noch glücklicher zu werden gehofft hatte, so nahe, daß sein Ruf hinüber reichen konnte, und dennoch durch eine undurchdringlichere Kluft von ihm getrennt, als hätte sich das Weltmeer selbst zwischen sie und ihn gedrängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Auflösung der Charade im vorigen Blatte.

Gewaltig war in alter Zeit die Minne;  
Der Ritter war für die geliebte Maid  
Zu kühner That, zu süßem Lied bereit,  
Verhoffend, daß er so ihr Herz gewinne.

Und ward er, daß sie ihn nicht liebet, inne,  
War alles todt ihm, was ihn sonst erfreut,  
Nur wenn im Münster er sich Gott geweiht,  
Ward Trost und Ruhe dem empörten Sinne.

Denn für getrübtte Minne kann auf Erden,  
Wie weit du suchst, nicht Trost gefunden werden.  
Doch einest Beyde du zu einem Wort  
So ziehst du ein zum sichern Friedensport.  
Wenn rings die Welt in wilden Stürmen tost,  
Erhebet, schüht, besänftigt Minnetrost.

Janus Siculus.

## Reise nach Ägypten.

(Auszug eines Schreibens aus Alexandrien, von 1819.)

Heiter wölbte sich der blaue Himmel über uns, ein frischer Wind blies in unsere Segel, immer weiter zog das freundliche Trierst sich an den Horizont zurück, und bald verschwanden hinter uns die letzten Spitzen seiner Thürme und die Ufer des geliebten Vaterlandes. Herrlich stieg die Sonne auf in Osten, und zerstreute bald den Nebelstör der Sehnsucht, der um unsere Herzen hing, und majestätisch breitete sich des Meeres spiegelglatte Bahn in unbegrenzter Ferne hin. Allgemeiner Jubel erfüllte die Gemüther und tönte laut von allen Lippen wieder. Doch bald schien sich die Scene zu verwandeln. Der Kapitan ließ bedenkliche Äußerungen fallen und ermahnte uns, die ungestüme Freude noch zu mäßigen, denn ihm hatte sich ein verhängnißvolles Wölkchen am fernen Himmelsrand gezeigt. Seine Worte wurden bald bestätigt. Zwen Tage waren wir lustig bereits dahin gefegelt, als am dritten plötzlich eine dunkle Wolke sich gleichsam aus den Fluthen zu erheben schien, und der Wind stark und immer stärker uns umbrauste. Zu dem Entsetzen, das uns ergriff, gesellten sich bald alle Zeichen der Seeskrankheit. Ängstlich umhertaumelnd und von Bord zu Bord geschleudert, ergab sich jeder mann der kleinmüthigsten Trostlosigkeit; dieser verwünschte sein Schicksal, jener nahm seine Zuflucht zum Gebeth; Aufruhr und Verzweiflung herrschten überall.

So erreichten wir die Insel Kandia, wo theils widriger Wind, theils gänzliche Windstille uns fünf Tage zu verweilen nöthigten. Die Lebensmittel waren ziemlich aufgezehrt, und unsere ledern Gaumen mußten an die magere Schiffskost sich gewöhnen. Mit dem zurück gefehrten Muth nahm auch der Appetit zu, und so genossen wir dankbar und zufrieden, was wir zu einer andern Zeit verschmäht haben würden. Sehnsucht spornte uns dem fernen Ziel entgegen. Endlich stachen wir voll frischer Hoffnung in die See, und bald zeigte sich unsern forschenden Augen ein arabischer Thurm, den wir irrig für die weltberühmte Säule des Pompeo hielten, die von Alexandrien etwa eine Viertelstunde nur entfernt ist. Nach einer langen und langweiligen Fahrt erblickten wir auch diesen, und warfen von Hoffnungen und Furcht getrieben, durch Sonnenschein und Sturm hiehergeführt, im Angesicht der ehrwürdigen Stadt, die den Namen eines der glorreichsten Helden des Alterthums trägt, die Anker aus.

In der That, der Name ist das glänzendste. Alexandrien gleicht von außen ziemlich einer durch Brand und theilweise Zerstörung entstandenen Ruine. Sie hat ungefähr eine halbe Stunde in der Länge, und in der Hälfte Zeit mißt leicht ein guter Fußgänger ihre Breite. Die Häuser haben ein ärmliches Ansehen, und stellen eher Hütten

vor. Die Franken bewohnen ein eigenes, aus etwa fünfzig Wohnungen bestehendes Quartier. Das merkwürdigste ist die vorhin erwähnte, abgebrannte Säule des Pompeo, auf deren Spitze vor einer Reihe von Jahren eine Gesellschaft von achtzehn Personen gespeist haben soll. Sie stand, wie man behauptete, vormals mitten in der Stadt. Die ganze Gegend umher ist wüst' und öde, bis gegen Rosetto hin, wo sich die ersten schönen Gärten zeigen. Von des Volkes Sitten und Gebräuchen wäre manches herley und manches Interessante zu erzählen, was ich jedoch auf's nächste Mal versparen muß, und bis ich näher damit bekannt seyn werde. Nirgends sind vielleicht die Unterhaltungen beschränkter, als wir sie hier gefunden haben. Des Vormittags pflegt man in den Kirchen die schönen Araberinnen zu mustern, und manches feurige Auge flimmert durch den dünnen Schleier. Nachmittags macht man einen Spazierritt in die wüsten Umgebungen hinaus, wo die Menge unter halb verdorrten Bäumen Schutz vor der brennenden Hitze sucht.

Zwey Monathe wird mein Aufenthalt dauern, dann seh' ich meine Reise in das Innere von Ägypten fort. Bis dahin will ich alles Merkwürdige, was mir auffößt, sorgfältig sammeln. Ich fürchte mich unendlich vor der wüthenden Pestseuche, die hier im März und April gewöhnlich ihren Anfang nimmt. Indessen hoff' ich mich zur rechten Zeit davon zu machen, und den Tod um eine Bente zu bringen. Heiße Wünsche für Europa und das theure Vaterland! — Gott befohlen.

### Sch a u s p i e l.

Leopoldstädter Theater. Zum ersten Mal: Barthels Traumbuch, oder: das Schloßgespenst. Schwank mit Gesang und Tänzen in zwey Aufzügen, von J. A. Gleich. Musik vom Kapellmeister W. Müller.

Ein junger Gutsbesitzer läßt sich nach langem Herumschwärmen auf seiner Väter Schloß nieder, worin ein Geist der Sage nach sein Wesen treiben soll. Der Graf benutzt diesen Aberglauben, um einem Mädchen zum Manne zu verhelfen. Der Liebhaber, ein Vader, soll auf die Burg gebracht und geprüft werden. Statt seiner kommt Barthel, der lustige Vadergesell, in's Gedränge, der durch trostreiche Sprüche aus seinem Traumbuch aller Versuchung widersteht. Der Irrthum klärt sich auf, und Herr und Diener bekommen ihre Liebchen.

Wäre die Anlage besser und der erste Akt [unterhaltender, so würde die Wirkung des Ganzen vortheilhafter seyn. Der Verfasser hat dießmahl gegen seine Gewohnheit den zweyten Akt mit größerem Fleiß behandelt, wenigstens ist er frischer, als der erste, und enthält nebst mancher recht komischen Situation eine Reihe von anziehenden Scenen. Es ist Schade! Hr. Gleich besitzt Phantasie, Erfindungskraft und Komik; es mangelt ihm nur Zeit. Er sollte einmahl gleiche Mühe auf Anfang, Mittel und Ende verwenden. Was gilt's, Barthels Traumbuch würde schon im Voraus das Prognosticken ihm stellen:

Was Geschick und Fleiß beginnen,  
Hilft Fortuna dir gewinnen.

Hr. J. Schuster war als Vadergesell unvergleichlich; das bedeutet hier in der Kürze alles, was sich nicht so leicht nachahmen läßt. Es scheint die lautere Natur zu seyn, und doch weiß er zur rechten Zeit sein Lazzo anzubringen, daß auch die Milz sucht lachen muß.

Die Musik mag größten Theils aus dem Traumbuch, diese und jene Stelle aber in muntern Zwischenräumen geschrieben seyn.

Ferner wurde hier neu gegeben, als Fortsetzung des Gespenstes auf der Waise: Das Gespenst in der Familie, oder: Sappho und Tobias Vermählung im Reiche der Todten. Lokale Posse und Parodie der Geisterkomödien mit Gesang und Tänzen in zwey Aufzügen, vom Hrn. Carl Meisl. Musik vom Herrn Kapellmeister Volkert.

Die Geister sind in den Volkskomödien so gangbar, daß man sich nicht wundern darf, wenn der Geist in höheren dramatischen Werken oft vermist wird. Man sollte einmahl zwey kritische Gespenster über den Geist eines Dritten zu Felde ziehen lassen, wovon das eine Verstand und keinen Geist, das andre Geist und keinen Verstand hätte. Auf unser lokales Gespenst zurück zu kommen, so ist die Fortsetzung glücklich angeknüpft. Die Einleitung, die auch als Vorspiel gelten kann, gehört zu dem Gelungneren. Der Geist der Sappho ist geschickt herbengeführt und durchgeführt. An einem hervorragenden Mittelpunkt fehlt es, die Fäden durchkreuzen sich in wildem Gewirre, und bilden Lücken und Fehlschüsse mancherley. Dennoch hat sich der Verfasser ohne einen sichern Leitfaden rasch genug hindurch gearbeitet. Der Ausgang ist freylich ein kahler, unscheinbarer Schlupfwinkel, aber kräftige Zeichnungen und komische Züge findet man im Innern nicht gespart.

Zu einer Zeit, die so begierig nach Neuigkeiten ist, können Fortsetzungen um so weniger Gedeihen finden, je länger man sich an dem ersten Theil gesättigt hat, und je mehr vom folgenden erwartet wird.

Mlle. Ennöckl schien auch als Aftergeist der Sappho den wahren Geist der Dichterin zu ehren. Das Gespenst auf der Bastei blieb als Gespenst in der Familie seinem humoristischen Charakter treu in der Person des beliebten Rai und.

### Aufforderung an Theater-Direktionen.

Unterzeichneter benachrichtigt das theatralische Publikum, daß er sein Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde, welches bey seinem frühern Erscheinen sich der thätigen Theilnahme vieler Künstler und Kunstfreunde zu erfreuen hatte, in diesem Jahre fortsetzen wird, und ersucht sämtliche Direktionen großer sowohl als kleinerer Bühnen, ihm in der ersten Hälfte des nächstfolgenden Monats August das Verzeichniß ihrer Mitglieder mit angeführten Rollenfächern, die vom ersten August 1819 bis zum ersten August 1820 neu aufgeführten und neu einstudierten Schauspiele, Opern, Ballets ic. des Zuwachses und Abganges, so wie aller wissenswerther Veränderungen der verschiedenen Bühnen gefälligst einzusenden, damit die Übersicht aller deutschen Theater so vollkommen als möglich geliefert werden könne.

Wien am 1. Juny 1820.

Lemberg,

F. F. Hoffschauspieler,

wohnt am Kohlmarkt Nr. 1215.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des F. F. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia leucocephala. Aus Neuholland.
- Cestrum vespertinum. Abend-Hammerstrauch. Von den Antillen.
- Jasminum gracile. Schlanker Jasmin. Von der Insel Nordfolk.
- Ludia sessiliflora. Stiellosblüthiger Aenderling. Von der St. Moritz-Insel.
- Melaleuca uniflora. Aus Neuholland.
- Musa coccinea. Scharlachrother Pisang. Aus China.
- Royena lucida. Glänzende Royene. Vom Kap.
- Renealmia nutans. Überhängende Renealmie. Aus China.
- Liriodendron Tulipifera. Virginischer Tulpenbaum. Aus Nordamerika.
- Passiflora cuprea. Kupferfarbige Passionsblume. Von Surinam.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 6. Juny 1820.

68

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zedler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Macht der Liebe.

Von Weingarten.

(Fortsetzung.)

Es war Abend. Mächtliches Dunkel hüllte die Stadt in große Schatten. Kein Laut regte sich in ihrem Schooß. Der Glocken Mund, der sonst mit fröhlichem Geläute den Wanderer grüßte, war verstummt. Es sollten ihre Töne, die jetzt mit nie verhallter Trauerklage die Bewohner schreckten, den Muth der Überlebenden nicht noch tiefer lähmen. — Kein Saitenklang, kein Lied der Freude und der Liebe, nicht der Abendstunden gesellig frohe Stimmen schallten zu dem Lauschenden herüber; kein Ruf des wachsam treuen Hüters verrieth die Schritte des Mächtlichwandelnden. Todesgrauen lagerte auf den ausgestorbenen Schwellen und hütete das unbewachte Haus. Lorenzo's Haar sträubte sich empor, der kalte Herbstwind schlug an seine glühende Wange und jagte die finstern Nebelgestalten an der bleichen wandelnden Mondessichel vorüber. Schauer rieselten durch Lorenzo's Adern. Er wandte sich schmerzlich ab von der erschütternden Scene. Die Arme über die Brust gekreuzt ging er den Wall entlang; da glänzte ihm unfern das Schieferdach des Kirchleins entgegen, wo er sich mit Costanza verlobt hatte auf Leben und Sterben. Dahin eilte er, da sollte Trost ihm werden, und Hoffnung und Kraft. Er erreichte den wohlbekannten Platz. Eine neue hochgethürmte Mauer schloß rings ihn ein, ohne Öffnung, ohne Thüre. Eine Inschrift mit großen Zügen fiel Lorenzo in's Auge. Sepultura dei pestiferati, laß er, Morte a chi l'aperisce. Die ersten Opfer, welche die Seuche gewürgt, ehe man ihre ganze Furchtbarkeit erkannt hatte, waren hierher begraben worden; eine undurchdringliche Scheidewand sollte das Unheil abwenden, welches von ihrer Ruhesstätte ausgehen konnte, da der Ort noch außerhalb der Cordonslinie lag. — Wenn Costanza unter diesen Todten wäre! Der Gedanke durchschauerte Lorenzo mit kaltem Entsetzen.

Er warf sich an der Kirchhofmauer nieder, in das welke vom Nachtfrost bereifte Gras, in dessen starren Halmen die Lüfte rauschten, und drückte die brennende Stirne gegen die kalte Erde. Der Sonnenstrahl der belebenden Hoffnung war aus seiner Brust gewichen, wie der des erwärmenden Lenzes aus der trauernden Natur. — Aber bald regte ihre leise flüsternde Stimme sich wieder in seinem Herzen, er hob sein Haupt empor, es dächte ihn, ein sanfter Schein erhelle das Gebäude, und er sehe das huldvoll lächelnde Bild der Jungfrau auf Rosenwolken von Engelknaben getragen an seinem Blicke vorüberschweben, und eine süße unnennbare Ruhe goß sich über seine Seele. Er stand auf und kehrte nach seinem Lager zurück. Stärkender Schlummer schloß bald sein müdes Auge und das liebliche Traumbild seiner Costanza umgaukelte sein Haupt.

Es war heller Tag, als Diaz ihn weckte. „Kommt,“ sprach er, „wenn die Überlegung der Nacht nicht euren Vorsatz geändert, und meine Warnungen nicht gefruchtet haben, kommt, es ist hohe Zeit. Schon ordnet sich der Zug, um nach der Stadt zu gehen.“ Lorenzo war in wenigen Augenblicken bereit, ihm zu folgen. „Wenn ihr dann unabänderlich entschlossen seyd,“ fuhr Diaz fort, „so nehmt noch dieses Schreiben. Es ist an den Oberaufseher der Sanität, jetzt die mächtigste Person in Noja, gerichtet, er ist mein Freund. Ich habe euch ihm anempfohlen. Was in seinen Kräften steht, wird er für euch thun. Gott geleite euch. Mögen wir einst zur besseren Stunde uns wiedersehen.“ Sie umarmten sich gerührt. Lorenzo eilte dem Zuge nach, der sich in Bewegung gesetzt hatte. Stumm und zagend, wie zur Nichtstätte, gingen die Verbrecher, mit schweigendem Ernste die Soldaten, Lorenzo freudig und stolz, wie zu einem Siegesfeste.

Das äußere Gitter des Stadthores that sich auf, in dem Raume, der es von dem Innern trennte, sammelten sich die nach der Stadt Bestimmten; dumpf rasselten nun die Angeln, klirrend fielen die Riegel in das Schloß ein: die Rückkehr war abgeschnitten. Der Ruf einer Glocke gab jetzt das Zeichen, das zweyte Gitterthor zu öffnen. Langsam und feyerlich nahte ein Zug verlarvter in weite Mäntel gehüllter Männer. Ihr Anblick war Grauen erregend, wie ihr Geschäft. Es waren die Diener der Sanität. Das Thor ging auf. Der Zug bewegte sich weiter durch die wohlbekanntnen Gassen. Sie waren leer. Fest waren die Thüren der Häuser verschlossen. Verschwunden war das rege Leben in den Buden der Handwerker, des Marktes lautes Gedräng, der Kinder fröhliche Spiele. Kein neugieriges Haupt beugte sich heraus, die Eingiehenden zu sehen, kein freundlicher Gruß hieß sie willkommen. Hier und da glitt, an die Mauern gedrückt, mit eilendem Schritt und ängstlichem Blicke, eine verummte Gestalt vorüber, voll Entsetzen ihr verhülltes Ebenbild fliehend, das unvorgesehen ihren Weg durchkreuzte. — Sie zogen an einer Kirche vorüber, einsam stand der Priester ohne Gehülfen am Altare und in den entferntesten Winkeln schluchzten einzelne Bether, ihr Gesicht in den Staub gedrückt, Gebethe der Angst und Verzweiflung. — Lorenzo's Blick fiel in das geöffnete Fenster eines Erdgeschosses. Neben der Leiche eines Mannes lag leblos am Boden hingestreckt die verschmachtete Gattinn, und verzweifelt preßte ihr Arm noch den Säugling, der Gift statt Nahrung aus den Quellen des Lebens gesogen, an die erstarrte Brust.

Der Schlag seines Herzens stockte, kaltes Entschien rieselte durch seine Glieder, aber die Zähne seiner Gefährten schlugen an einander, wie vom Fieberfroste geschüttelt, und ihre Knie brachen unter den bebenden Schritten. Sie kamen nun an der Straße vorüber, wo die Verheerrung des Todes am gräßlichsten wüthete. Ihre Zugänge waren gesperrt, Wachen mit gespanntem Gewehre vor ihre Thore gestellt. Todesstrafe war für jeden ohne Rücksicht verhängt, der in ihren Umkreis zu dringen, aus ihnen zu entkommen versuchen würde; die Diener der Sanität von dem Befehle ausgenommen, das jeden niederzustossen befohlen, der gegen die Vorschrift zu handeln wagte. Schwarze Fahnen auf dem Giebel der Häuser aufgesteckt bezeichneten die Schwelle, über welche der Todesengel getreten war. Wer sie einmahl überschritten, verließ sie nie wieder, als auf dem Wege zum Hospitale der Wiedergenesenen, oder auf dem Wege zum Grabe. Endlich erreichte der Zug den Platz der Hauptwache. Die Verbrecher wurden nach den Hospitälern abgeführt.

„Euch treffen heute noch leichtere Posten,“ wandte der Anführer der Gensdarme's sich zu den Neuangekommenen, „bis ihr besser mit eurem künftigen Dienste vertraut werdet.“ „Ihr,“ sprach er zu Lorenzo, „werdet zunächst die Wache am Hause des Podestas beziehen.“ Lorenzo's Herz klopfte laut. — „Ist Massara noch Podesta?“ frug er kaum vernehmbar vor innerer Angst einen der nebenstehenden Bürger. — „Podesta ist Michele Porta,“ antwortete dieser. Massara ist längst das Opfer seines Amtes und seines Eifers für die Stadt geworden. Er war unter den Ersten, welche die Seuche dahin raffte.“ — „Und wie geht es den Seinen,“ frug Lorenzo bleich, wie ein Nachtgesicht — was macht Costanza? lebt sie noch?“ — „Massara's Haus liegt in dem versperrten Viertel der Stadt; Bestimmtes wäre schwer zu sagen,“ entgegnete der Bürger, „doch ging das Gerücht: Costanza habe ihren sterbenden Vater nicht verlassen wollen, bis zu seinem letzten Augenblicke, und jetzt liegt auch sie von der Pest ergriffen, dem Tode nahe.“ — Die Welt drehte sich schwindelnd vor Lorenzo's Blicken, er hielt sich krampfhaft an den Wänden der Stube fest, um nicht umzusinken, endlich trat ein lichter Gedanke vor seine Seele. „Wer hat die Wache an der Contrada del mercato?“ rief er den Bürgern zu, „Paolo Salviati:“ war die Antwort.“ „Laßt mich euren Posten beziehen, Salviati,“ bath Lorenzo, „ihr mögt an meiner Stelle bey dem Podesta die Wache halten.“ — „Von ganzer Seele,“ entgegnete Paolo, „bin ich doch froh, wenn ich der Gegend nicht in die Nähe kommen darf, bey deren bloßem Anblick sich auch der Muthigste des Grauens nicht erwehren kann.“ — Lorenzo ward nach der Straße abgeführt, der Eingang war vermauert, eine fest verschlossene Thüre war in dem Mauerwerke angebracht. Lorenzo wußte, daß man von dem Anfange der Straße auf den Marktplatz gerade nach Massara's Haus hinsehen könne. So bald die Übrigen sich entfernt hatten, zog er das Bayonnet von seinem Gewehre ab, stieß es in den Pfosten der Thüre, und schwang sich an der Wand in die Höhe, bis er über sie weg die Aussicht nach dem Platze zu gewinnen vermochte. Ein weites Grab schien jenseits sich aufzuthun. Kein Laut des Lebens unterbrach das öde Schweigen. Leere, weit aufstehende Wohnungen, Klaffen wie die Überreste eines vor Jahrhunderten versunkenen

Geschlechtes ihn an, vor ihrer Schwelle rauchten die Aschenhügel des ver-  
 tilgten Hausgeräthes, und über ihrem Dache flatterte die Fahne der Ver-  
 nichtung. Auch von dem Hause wehte sie Lorenzo das schwarze gräßliche  
 Willkommen entgegen, von dem ihm Costanzen's Tuch den süßen Gruß der  
 Liebe gewinkt. — Jetzt schallte ein Fußtritt durch die tiefe Stille. Ein Greis  
 mit Silberhaaren im Priestergewande schritt langsam um die Ecke des Pla-  
 zes; von Scenen des Jammers, vom Wachen am Lager der Hinscheidenden  
 erschöpft, zitternd umschlangen seine Hände das geweihte Gefäß, das den  
 letzten Trost eines Sterbenden in sich verschloß. Kein Diener schritt ihm  
 voran, die Gegenwart des Heiligsten zu verkünden, kein Knie beugte sich  
 dem Vorübergehenden, kein frommer Bether schloß dem Wandelnden sich  
 an. Gebeugt schritt der Greis vor sich hin, gerade auf Massara's Wohnung  
 los. Er verschwand unter der Halle des Hauses. Rasende Verzweiflung tob-  
 te in Lorenzo. Sie stahlte mit Riesenkraft seine Arme. Er stemmte sich wü-  
 thend gegen die Schwelle der Thüre. Taub gegen den Zuruf einer herbey-  
 eilenden Patrouille, die ihm abzulassen geboth, strengte er alle seine Kräfte  
 an, krachend wichen die Riegel, die Pforte stürzte, Lorenzo drang hinein.  
 In diesem Augenblicke erreichte ihn die Wache, ein Kolbenstreich streckte ihn  
 bestänungslos nieder. Er wird nach dem Gefängniß gebracht. Die Obrigkeit-  
 en versammelten sich, den Übertreter des strengen Gesetzes zu richten. Lo-  
 renzo wurde vorgerufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

London den 31. März.

Sie wünschen für die Wiener Zeitschrift eine periodische Mittheilung von allem,  
 was sich bey uns in dem weiten Felde der Kunst, Wissenschaften und schönen Litera-  
 tur, besonders des Drama's, Neues und Wichtiges ergibt, zu erhalten. Ich will es ver-  
 suchen, was ich Ihnen in den Fächern zu leisten vermag, und hoffe, wenn auch nicht  
 gleich im Anfang, doch mit der Zeit Ihrem Wunsche und dem Bedürfnisse Ihrer zahl-  
 reichen, gebildeten Leser entsprechen zu können. — Zuerst also vom Drama. Schon seit  
 langer Zeit scheint der Genius der Theaterdichtung das Vaterland der Shakspeare, der  
 Ben-Johnson's etc. gestohlen zu haben. Übersetzungen und Compilationen haben seit meh-  
 reren Jahren von unseren Bühnen Besitz genommen, und wäre man nicht auf den  
 glücklichen Einfall gerathen, aus den vortrefflichen und zahlreichen Romanen vom Ver-  
 fasser des Waverley (unstreitig Walter Scot) einige Schau- oder Singspiele oder viel-  
 mehr Spektakelstücke zusammen zu zimmern, so weiß der Himmel, wozu man noch hätte  
 seine Zuflucht nehmen müssen; denn Neuigkeiten will man doch ein Mahl für alle  
 Mahl haben, und, wie gesagt, aller Erfindungsgeist scheint in diesem Fache unser sonst  
 so erfindungsreiches Eiland gänglich verlassen zu haben. Guy Manering, der Rob Roy  
 und der Antiquarius hatten schon längst erhalten müssen, und kaum war vor ein  
 Paar Monathen der meisterhafte Roman Ivanhoe erschienen, als auch sogleich alle  
 Bühnen von der größten bis zur kleinsten, — wie Ihres Blumauer's wüthende Recensen-  
 ten-Hunde über den Schriftstellerschedel, — über denselben herfielen und in fünf bis sechs  
 Stücke zerrissen, die sie unter mannigfaltigen Titeln mit größerem oder geringerem Er-  
 folg ausbrachten. In Drury-Lane erschien eines unter dem Titel: der Hebräer, ein  
 Schauspiel in 5 Akten, ein langweiliges und verwirrtes Stück, wobey man den Ver-  
 fasser des Romans verbessern wollte, aber eben dadurch die unwahrscheinlichsten Zu-  
 sammenstellungen und die lächerlichsten Anachronismen hervorbrachte. Im Roman selbst  
 findet man die Sitten und Gebräuche, welche in England zur Zeit des Richard Löwen-



herz bey den Sachsen und Normännern herrschten, die dann noch immer (im Anfange seiner Regierung wenigstens) zwey verschiedene sich anfeindende Völker bildeten, in zierlichen Beschreibungen erklärt, aber noch mehr in unterhaltenden Handlungen ausgeprägt; in diesem Stücke aber findet man von allem diesen nichts. Hier sehen wir einen alten Juden, der den Großmeister der Tempelherrn in seine Arme schließt, eine Höhle in dem Kirchhofe dieses Ordens zwischen Kreuzen und Heiligenbildern bewohnt, und dessen Tochter zuletzt ein sächsischer Ritter, der Freund und Waffenbruder des Königs Richard, heirathet. Dabey finden wir einen Nonnen-Chorus in der Kirche der Tempeler, deren Feste doch kein Weib bey Todesstrafe betreten durfte. Hr. Ke an als Jude spielte sein gewöhnliches übernatürliches Spiel; Mißtrif West als Rebecca, des Juden Tochter, that alles, was ihr der Charakter gestattete; alle übrigen waren langweilig. Die beyden erwähnten Personen spielen auf dieser Bühne die ersten Rollen. Es ist nun schon seit mehreren Jahren die Fashion gewesen, den Hrn. Ke an zu bewundern und zu loben; und in der That, wo bloß Stärke erforderlich ist, verdient er das höchste Lob, aber von dem Ausdruck der sanfteren Gefühle hat er keinen Begriff, und Würde in Rede und in Haltung weiß er nie zu erlangen. Der Mann hat freylich ein großes Talent, aber sein unbändiger Ehrgeiz hat ihn zum guten Schauspieler verdorben. Die thunders of applause, wovon man so viel in unseren Komödienzetteln liest, die aber meistens von den himmlischen Regionen herabtönen, haben ihn verwöhnt, und nun ist sein ganzes Spiel nichts als ein Umherspringen, was man hier Starts nennt, und seine Stimme ist allzeit so laut, daß man sie selbst mitten aus dem Gedonner, das er beständig hervorzurufen sucht, noch ertönen hört. Mißtrif West ist, seitdem die vortreffliche Miß O'Neil sich der Bühne entzogen, die erste Schauspielerinn in England in ihrem Fache, aber deswegen dennoch nur mittelmäßig; sie weiß zuweilen das Herz zu rühren, aber ihre Art, die stärkern Leidenschaften auszudrücken, läßt uns kalt. — In Coventgarden ließ man dem Singpiel, das man aus dem Roman Iwanhoe gezogen, den Rahmen desselben, welches besonders deswegen sehr billig war, weil man fast alle seine Züge, vernünftiger Weise, beybehalten hatte. Nur gab man uns dem Original zuwider am Ende die Überraschung, daß man uns in dem Ritter Iwanhoe den König Richard selbst erkennen ließ, ein coup de théâtre, wobey das sonst gelungene Stück nichts gewinnt. Carl Kemble als Iwanhoe schien seinen Charakter wohl verstanden zu haben; Macready machte im Tempelritter einen guten Nebenbuhler; Mißtrif Faucit als Alerike stellte ein treffliches Bild der schuldbehafteten Raserey dar; Miß Foot als Rebecca war, wie in allen Rollen, die Charakter und strenge Haltung erfordern, zu jung, zu kindisch und lächelnd. Miß Stephens entzückte mit ihren lieblichen Flötentönen, und der Gesang und die Musik überhaupt, obgleich nicht original, waren angenehm. Nimmt man zu allem diesen den Pomp der Dekorationen, den Glanz eines feyerlichen Conclave's des Tempelordens und eines Zweykampfes nebst dem Spektakel eines Sturmes auf einem Ritterschlosse, so sollte man glauben, daß sich das Stück einige Monathe lang werde erhalten dürfen. — Auch eine neue Farce, die man neulich auf diese Bühne unter dem Titel Joo lati for dinner gebracht hat, scheint zu gefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 3. Juny: Die Schuld. Hr. Anschütz vom königl. Theater zu Breslau, trat als Gast zum ersten Mahle in der Rolle des Hugo auf. Wir können dem Vergnügen nicht widerstehen, einige Andeutungen über diese interessante Erscheinung hinzuwerfen.

Gleich die ersten Worte, die Hugo ruhend auf dem Sopha sprach, ließen nichts Gewöhnliches erwarten; so viele Spuren eines künstlerischen Nachdenkens zeigten sich

darin. Dieser angenehme Eindruck wurde etwas geschwächt durch das Spiel unmittelbar nach dem Aufstehen. Die Gestalt des Künstlers that dem Spiele einigen Eintrag, auch mochte die Eigenthümlichkeit der Darstellung manchen Zuschauer befremden, besonders wenn ihm die Vorzüglichkeit lebhaft vorschwebte, mit welcher Hr. Korn diese Rolle gibt.

Hr. Anschütz zeichnet sich besonders durch eine glänzende Deklamation aus, sein Organ ist eben so biegsam als kraftvoll, dabey von einem reizenden Wohlklang. Er scheint mit der vollkommensten Freyheit darüber zu herrschen, wenigstens lassen die einige Proben vermuthen, die man Kunststücken gleich sehen könnte, wenn sie auch nach unserer Meinung eben deswegen nicht ganz an der rechten Stelle waren. Es ist nichts Geringses, wenn ein Schauspieler kann, was er will. Bey der wahren Einsicht bleibt dann das rechte Spiel nicht aus. Leider entschlüpfen auch Hrn. Anschütz häufig falsche Betonungen, noch dazu solche, die sich mit Händen greifen lassen. In der Stelle z. B.: „In Borege's Thale schwindet meines Ursprungs dunkle Spur," wurde *m e i n e s* durchaus unzweckmäßig hervorgehoben. Eben so unrichtig war die Verschwendung des Tons an die leeren Wände, auf welche, wie es heißt, wilde Phantasien Carlos unverföhnten Schatten mahlen. Auch die bedeutungsvollen Eigenschaftswörter, besonders in gegenseitigen Beziehungen, traten an mehreren Orten zu stark hervor. Zu diesem Fehler verleitet das Bemühen um Nachdruck sehr leicht, selbst die besten Schauspieler sind in diesem Punkt nicht immer tadellos. Vortrefflich war der Vortrag der schönen Stelle: „Hier erzogen, dort geboren." — Nur hat uns gegen das Ende die Demonstration mit der Hand in Beziehung auf den Teufel nicht gefallen. Diese ausstudirte Künstlichkeit freitet nach unserer Meinung mit der tiefern Wahrheit der Empfindung. Die Worte: „Heut! ja! ja! — Heut ist verflucht!" sprachen durch angemessenen Ausdruck sehr wohlthuend an. In dem Vortrage kurzer, abgebrochener Sätze, die zuweilen durch einen Sprung ins Entgegengesetzte übergehen, hat Hr. Anschütz eine besondere Meisterschaft, wie uns vorkommt. Weniger gefiel das darauf Folgende: „Weißt du noch? in der Kapelle." — Das Nächste erhob sich wieder durch geistreiche Kraft. Die meisterhafte Stelle, deren sich selbst *S h a k e s p e a r* nicht zu schämen hätte: „Ein frommer Rittersmann" — mißlang völlig. Hr. Anschütz verlegte den Nachdruck falsch auf den Anfang, anstatt auf das Folgende: „So auch, seit mein irrer Haß." — Wir wolsen aber damit für das Vorhergehende den bloßen Erzählungston keinesweges empfohlen haben. Auch das schöne Gleichniß, hergenommen von der Vereinigung zweyer Flüsse, ermangelte im Munde des Hrn. Anschütz gegen das Ende der leichten jubelnden Beweglichkeit. Es sind die Worte gemeint: „Und mit schwerer Schiffe Last spielen leicht die stolzen Wogen." Unter vielem Vortrefflichen, das nicht einzeln gerühmt werden kann, wohin auch gehört: „O so decket mich, ihr Hügel! Berge stürzet über mich" — muß auch wieder bemerkt werden, daß in den beyden letzten Worten: „ü b e r m i c h" — ein naturwidriger Abfall zu spüren war. Stürmisches Bravo betohnte mit Recht die Stelle: „Rain müßt ihr sagen, Carlos fiel von meiner Hand." Die Erzählung, wie Hugo Carlos umgebracht, kann glänzend heißen, vorzüglich gegen das Ende, nur war die Anschaulichkeit zu lebendig, mit der des zuckenden Rehes als einer bloßen Nebensache gedacht wurde, auch drängte sich die Kraft des Ausdrucks in einer zu scharfen Bestimmtheit auf Kosten der durchgängigen Übereinstimmung in den Worten hervor: „Einen Finger durft' ich rühren." — Die Stelle: „Über einen andern, Dom," verschaffte Hrn. Anschütz einen rauschenden, und was mehr heißt, einen verdienten Beyfall. „Skorpion" haben wir hier, um auch das Einzelste einmahl zu berühren, auf eine so meisterhafte Weise aussprechen hören, wie es uns noch nicht vorgekommen ist. Über den Vortrag der Worte: „Wenn die That noch ist Gedanke" — sind wir mit Hrn. Anschütz nicht einig. Hinreißend, kraftvoll, tief gefühlt und eben deswegen auch klar und ohne Übertreibung strömte die Rede in der Stelle: „Nicht auf Einzelne, auf Völker schleudre mein Geschoss den Tod." Auch die geistreiche Ironie bey Erwähnung des: „Herr Gott, dich loben wir" — darf nicht ungerühmt bleiben. Irren wir nicht sehr, so hat Hr. Anschütz kulminirt im Monolog des fünften Auftritts im letzten Akt. Seine Stimme vermag phantasiereiche, geistermäßige Töne hervorzubringen, wie man sie hier nur von Hrn. Koch und Korn zu hören pflegt. Ausgesucht schön sprach der Künstler die drey Zeilen:

„Geht zu Terta! — sagt ihr das! — Geht und dann legt euch zur Ruh, und — er wacht gefassten Muthes.“ Wir müßten mehr sagen, als uns der Raum vergönnt, wollten wir erklären, was eigentlich mit diesem Lobe gemeint ist. Neben der Kraft des Ausdrucks steht unserm werthen Gaste besonders auch die Weichheit des Tons vollkommen zu Gebote. Zuweilen läßt er sich aber hier im Gefühl seiner Virtuosität über die erlaubten Grenzen führen, wie z. B. im Folgenden: „Heilig ist die Harfe mir.“ Mit psychologischer Feinheit wurde in den Worten: „Dort, wo Schwester, Freund und Gattinn man mit einer Liebe liebt — der Freund durch seelenvollen Nachdruck ausgezeichnet. Gethan ist's; doch schlecht — ihn traf ich besser.“ Es ist nicht möglich, die folternden Vorwürfe des Gewissens treffender auszudrücken, als es im Angeführten gelang.

Wir können nicht gleichmäßig die übrigen Punkte berühren. Die Ausführlichkeit ist gerechtfertigt durch den Künstler. Die Gesikulation des Hrn. A u s c h ü h steht, nach dieser Rolle zu urtheilen, der Deklamation nach. Der Anzug war nicht vortheilhaft, hob gerade dasjenige im Äußeren hervor, was er hätte verbergen sollen. Auch andere Unachtsamkeiten sind uns in dieser Hinsicht aufgefallen, z. B. das wiederkehrende Aufblasen des Gesichts. Selbst das Zusammensinken Hugo's; ehe er die Thür erreicht, gewährte einen ungünstigen Anblick, ohne uns hier weiter zu verbreiten über die beste Art, dieses Niedersinken darzustellen. Hr. A n s c h ü h leistet im Tragischen bey dem gegenwärtigen Zustande unserer und vieler anderer Bühnen etwas Bedeutendes. Leider thut ihm seine Gestalt großen Schaden. Die Wahl, die der Gast in der Rolle des Hugo getroffen, ist kühn zu nennen. Anfänglich beharrte das Publikum einige Zeit in einer gewissen Unentschiedenheit, später verwandelte sich dieselbe in rege Theilnahme und brach häufig in lauten Beyfall aus. Hr. A n s c h ü h wurde ein Mahl während des Spiels und auch nach dem Schlusse gerufen. Er dankte auf eine angemessene Weise.

Theater an der Wien. Am 26. May wurde allda gegeben, zum ersten Male: *Adelina*, *dramma sentimentale in due atti*. Musica dal Sign. Pietro Generali. Mad. *Weixelbaum* und ihr Gatte, vom großherzoglich Baadenschen Theater, debutirten in dieser Oper und gaben, erstere die *Adelina*, letzterer den *Erneville*.

Wir haben schon bey der Oper *Agnese* von *Paer* rühmlich von der angenehmen Stimme der Mad. *Weixelbaum*, so wie von ihrer guten italienischen Schule und lobenswerthem Vortrage gesprochen, allein die Aufführung der *Adelina* steigert unser Urtheil auf einen höheren Grad. Der Gesang in italienischer Mundart ist dieser Sängerin eigentlicher Wirkungskreis, und wir gestehen, daß die Darstellung der *Adelina* den Liebhabern des sentimentalen Gesanges einen besonderen Genuß verschafft hat.

Das *Sentimentale*, in welchem mehr Hauche des überströmenden Gefühls walten, als Virtuosität und Bravour — sagt dem innigen, seelenvollen Gesange dieser Künstlerin sehr zu, um so mehr, da sie alle die zu einer Bravoursängerin erforderlichen Eigenschaften besitzt, und doch mit kluger Enthaltbarkeit davon nur so viel im Vortrage anwendet, daß das in Schmerz und Wonne wogende Gefühl davon nicht erdrückt wird. In der That, die Art, wie die Sängerin diese Rolle gibt, scheint das Produkt eines langen und ernsten Studiums zu seyn, denn ihre Haltung von Anfang bis zu Ende zeigt von schöner Besonnenheit mitten in der leidenschaftlichsten Kraftäußerung. Der Horn des aufgebrachten Vaters gegen seine Tochter, ihre Verzweiflung über seine tyrannische Härte, vereint mit der Gewalt der Liebe — dies sind Elemente, in welchen eine theatralische Sängerin der Aufgaben viele zu lösen hat — wenn sie die Parthie nicht allein singen, sondern auch mit dem Grade von Vollkommenheit spielen will, welcher dem ganzen Bilde erst Leben und Rundung gibt, und Mad. *Weixelbaum* hat diese Aufgaben in der *Adelina* und *Agnese* gelöst. Ganz vortreflich gelingen ihr sanfte Hauche, leise, wehmuthsvolle Töne, und innige, aus der Seele hervorquillende Rufe der Leidenschaft. Was sie mit halber Stimme singt, dringt ganz zum Herzen; daher auch der stürmische Beyfall, womit das anwesende, obgleich nicht zahlreiche Publikum die Sängerin beehrte. Daher aber auch die Verwunderung einiger Zuhörer,

welchen künstliche Tiraden, haßbrechende Salti und unaufhörliche Koloraturen das Höchste der Kunst sind, und deshalb den großen Beyfall nicht begreifen konnten, den sich die Sängerin durch gefühlvollen Vortrag zu erwerben wußte. Die Scene, wo Adelsina ihr Flehen an den wüthenden Vater fruchtlos verschwendet, und endlich erschöpft niederstürzt, ist ein Glanzpunkt der Darstellung, welchen Mad. Weirelbaum mit der rührendsten Kraft vor unsere Augen zu stellen wußte.

Hr. Seipelt gab den Vater Varner mit vielem Fleiß und bewies, daß er in ernstern Rollen sehr viel Darstellungskraft besitze. Seine Gewandtheit als Sänger macht ihn zu einem der brauchbarsten Mitglieder der Oper.

Das Terzett, in welchem Simone (Hr. Schwarzböck) die Wuth des aufgebrachtten Vaters zu besänftigen und die Tochter mit ihm wieder zu vereinigen sucht, ward von den drey erwähnten Personen musterhaft aufgeführt. Jedes wirkte mit ganzer Kraft und Zweckmäßigkeit, und das Feuer, womit es gegeben wurde, erregte den allgemeinen Enthusiasmus des Publikums. Auch ist der Tonsatz, wenn es sich um scenische Lebendigkeit handelt, trefflich, so fern man strenge Anforderungen an musikalische innere Vollkommenheit bey Seite setzt. Die Bewegung ist immer charakteristisch und ein schöner Wechsel der Farben erkennbar. Zweckmäßig, obgleich zu oft angebracht, sind die Steigerungen, aus welchen jetzt manche italienische Opern ganz allein bestehen, und die gewöhnlich weiter nichts sind, als ein tautologisches Wiederfaulen eines Gedankens durch immer höhere Oktaven und immer stärkere Instrumentirung; aber gerade in diesem Terzett sind sie am rechten Orte und von Wirkung.

Was die effektvolle Führung der Melodie betrifft, so ist ein Chor des ersten Actes besonders auszuzeichnen. Die Form springt lebendig hervor und wird durch zweckmäßige Instrumentirung in ihrer Bewegung recht anschaulich. Derselbe mußte wiederholt werden, denn auch die Aufführung war sehr feurig und lebendig.

Hr. Weirelbaum, welcher früher im k. k. Hofopertheater nächst dem Kärnthnerthore Gastrollen gab, und den Licinius, Don Ottavio, Bellmonte und Tamino sang, konnte sich allda keiner besonderen Theilnahme erfreuen. Es war, als ob ein ungünstiges Gestirn über ihn waltete, und das Haus blieb immer leer. Hier im Theater an der Wien, in dieser Rolle des Erneville, ward ihm viel Beyfall zu Theil; denn auch er scheint mehr für den italienischen Gesang geeignet zu seyn, worin der Sänger sich an die vorgeschriebenen Noten nicht zu binden hat, sondern das Tonsstück nach Belieben aufpußen kann. Seine Stimme ist bis in's F ziemlich kräftig und hat viel Körper. Sie ist beweglich und zeigt eine richtige Intonation; doch wird in der Höhe das Falset allzu oft angeschlagen, um Koloraturen anzubringen. Man kann denselben die Rundung und oft die Nettigkeit nicht absprechen, doch sollten die Kadenzgen mehr auf harmonische Grundlagen gebaut seyn. Hr. Weirelbaum nimmt dieß etwas zu leicht. Sein Vortrag der zweyten Arie war effectvoll und erhielt viel Beyfall, auch er mußte gleich seiner Gattinn im ersten Acte diese Scene wiederholen. Sein Spiel ist überhaupt einförmig und verräth keine Darstellungskraft.

Hr. Laroche (Firmino) und Dlle. Hornick (Carlotta) thaten nach Kräften das Ihrige, um durch ihre Mitwirkung die Aufführung der Operette möglich zu machen. In der That ist das Stück wegen Kürze nur eine Operette zu nennen, denn wenn nicht so viel wäre wiederholt worden, würde kaum die Hälfte der Theaterzeit damit ausgefüllt seyn.

Es ward drey Mahl mit großem Beyfall bey einem sehr kleinen Publikum gegeben.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 8. Juny 1820.

69

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Wobenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierterth. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierterth. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 568) und bey H. Strauß am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Macht der Liebe.

Von Weingarten.

(Fortsetzung.)

Nicht sobald erschien Lorenzo vor dem versammelten Rath, als mehrere der Ältesten Costanzen's Verlobten, Massara's Pflegesohn, erkennen. Ihr Staunen wuchs mit seiner Erzählung, selbst die Gemüther, welche der tägliche Anblick des Jammers verhärtet, fühlten sich erschüttert. Als Lorenzo geendet, kehrten alle Blicke der Richter sich nach dem Ersten der Versammlung, dem Vorsteher der Sanitäts-Anstalt, demselben, an den Nambaldo's Schreiben gerichtet war. Garron, so war sein Name, war ein Mann von seltenen Gaben, mit dem zartesten Tiefgeföhle verband er einen vielseitig gebildeten Geist und die edelste Denkart. Franzose von Geburt hatte er die Arzneywissenschaft zu seinem Berufe gewählt, da er in ihr der leidenden Menschheit am hülfreichsten werden zu können hoffte. Er hatte die Ausübung dieses edlen Berufes auf den Saatsfeldern des Todes, auf den Gefilden getrieben, welche der Würgengel des Krieges durchzogen, Menschenelend und Menschenjammer in allen Gestalten kennen gelernt, und getröstet und geholfen, wo er immer nur konnte. So war er mit den Heeren seiner Landsleute nach Neapel gekommen. Natur, Klima und Lebensverhältnisse hatten ihn zum Bürger eines neuen Vaterlandes gemacht, dem er sein Wissen und seine Kunst mit demselben Eifer weihte, als seinem vorigen. Von seiner Fähigkeit zu diesem Amte überzeugt, hatte die Regierung ihm die Oberleitung der Anstalten zu Noja und die damit verbundene unbeschränkte Gewalt zur Unterdrückung des Übels übertragen, seine weisen Maßregeln, sein angestrongter Eifer, seine unermüdete Menschenliebe hatte ihm bereits eine noch unumschränktere über den Willen der Bürger gewonnen.

Lorenzo entging die Bewegung der Anwesenden nicht, er errieth, daß es Garron seyn müsse, er erinnerte sich des Briefes, den Diaz ihm mitgegeben

hatte. In Ihren Händen, mein Herr, liegt mein Geschick, rief er, indem er sich zu ihm wandte. Ich sehe es, Ihr Ausspruch entscheidet. Seyen Sie barmherzig! hören Sie das Flehen eines Unglücklichen! Habe ich nach dem Gesetze das Leben verwirkt, o so lassen Sie dort den Tod mich finden, wo er an Costanzen's Seite mir zur Sonne wird. Kann aber meine Bitte Sie nicht erweichen, fuhr er fort, indem er Diaz Schreiben ihm hinreichte, so geben Sie der Vorbitte eines Freundes Gehör, für den auch ich nicht fühllos blieb in der Stunde der Gefahr, um ihn denen wieder zu schenken, die er liebte. Garron durchlas den Brief. In seinem Auge glänzten Thränen der Rührung und des Mitleids. „Sie kennen diesen Jüngling,“ sprach er zu den Versammelten. „Keine verbrecherische Absicht hat ihn vermocht, das Gesetz zu übertreten. Lassen Sie uns milde seyn, wo das Schicksal hart ist, aber auch unbeugsam, wo die allgemeine Sicherheit es von unserer Pflicht erheischt. Es ist Gesetz, daß jeder, der jenseits der Grenze des Stadtviertels verweilt, in dem Lorenzo betreten ward, zu den Aufgegebenen gezählt wird, die dem Tode verfallen sind, und in unsern Kreis nicht zurückkehren dürfen. Lorenzo werde also wieder dahin geführt, wo weder seine Gegenwart, noch das Beyspiel der Übertretung des unveränderlichen Gebotnes der Stadt fernere Gefahr bringe. Meiner Aufsicht bleibe er sodann dort überlassen, wenn er in die Bedingungen willigt, die ich ihm vorschreibe, damit er seine Übertretung nicht noch härter büße, und seinen beklagenswerthen Vater und den Seinen erhalten werde.“ Der laute Beyfall der Bürger gab Garron ihre Einwilligung zu erkennen. „Lorenzo!“ sprach Garron jetzt zu diesem, „Ihr sollt Costanza sehen, wenn ihr Beruhigung für euren Schmerz darin zu finden hofft, der Sterbenden euer Gelübde zu erfüllen, und ihr das letzte Lebenswohl zu sagen; ich selbst werde euch zu ihr geleiten. Doch merkt vor Allem, daß ihr nur mit der Vorsicht uns folgen dürft, die wir selbst beobachten; daß die leiseste Berührung euch den Tod bringt, und daß jedes Bestreben, euch Costanzen kennelich zu machen, indem ihr näher zu der Sterbenden euch waget, als wir es euch gestatten dürfen, euch zwecklos ins Verderben stürzt.“

Lorenzo ward nun gleich den übrigen Beamten der Sanität in einen weiten, in Wachs und Öhl getauchten Mantel gehüllt, eine Larve barg sein Gesicht, und eine Lanze bewaffnete seine Hand, so wie der übrigen Hände, um jeden niederzustoßen, der sich vielleicht im rasenden Anfälle der Krankheit ihnen gewaltsam nahen wollte. So traten sie den Weg nach Massara's Haus an. Die Thüren standen offen, die Flur war öde, leer die Gemächer, nur in dem letzten tönte leises Gemurmel. Garron ging voran, in der Mitte der Diener, von ihnen zurückgehalten, folgte Lorenzo. Mit der Spitze der Lanze stieß Garron die zugelehnte Thüre der Stube auf. — An dem Bette einer Sterbenden saß der Priester, den Lorenzo zuvor nach dem Hause hatte gehen gesehen. Sein greises Haupt war gegen den Himmel gerichtet, seine Hände gefaltet, so saß er, von dort Hülfe erslehend, woher sie allein noch kommen konnte, im halblauten begeisterten Gebethe, nicht gewahrend, was um ihn vorging. Aber die Verscheidende lag mit geschlossenen Augen mit der Erschöpfung des letzten Kampfes auf der schweißbedeckten bleichen Stirne, mit schwerhaft zuckender Lippe — es war Costanza. — Alles hatte sie verlas-

fen — jede menschliche Kunst hatte die geknickte Blume aufgegeben, jede verwandte Hülfe, jeder irdische Trost war von ihr gewichen, nur des Glaubens erhabene Selbstverläugnung und seine nie erschöpfte Zuversicht harrten aus an ihrem Sterbelager — nur die Liebe hielt nichts von ihm zurück, weil sie himmlischer Abkunft, wie der Glaube, keine Unmöglichkeit kennt, und keine Furcht, indem sie Geister verbindet, über welche Tod und Vernichtung machtlos dahingehen. — Lorenzo rang sich loszuwinden aus den Händen der Diener, die ihn mit Mühe festhielten. Costanza's todesähnlicher Schlummer ward unruhig, ihre Lippen zuckten heftiger, ihre Brust bewegte sich schneller. Mit einem Mahle richtete sie sich auf; ihre Augen irrten ängstlich in der Stube umher. „Lorenzo!“ rief sie endlich mit gebrochener Stimme, „Lorenzo! wo weilst du?“ Weit schleuderte Lorenzo die Diener und Mantel und Larve von sich weg, „o meine Costanza, meine theure süße Braut!“ rief er, und stürzte sich an ihrem Bette nieder, ergriff die kalte herabhängende Hand, und presste sie an die brennenden Lippen, an die fliegende Brust, und rief immer wieder dazwischen, „meine Braut, meine geliebte Costanza!“ — Aber die Sterbende war zurückgesunken, sie lag wieder ohne Bewegung, ihr Auge geschlossen, ihre Brust ohne Athem, ihre Pulse ohne Leben. Lorenzo ließ die umklammerte Hand fahren, mit einem Schrey des Entsetzens riß er sich auf, und taumelte bewußtlos in die Arme der Diener. Im Hospitale der Pestkranken erwachte er zur Besinnung, aber auch zu den ersten Spuren des Übels, das sich in furchtbarer Stärke zu äußern begann. Lorenzo lächelte, als der Arzt sein Loos ihn ahnen ließ. — „Costanza, bald sehen wir uns wieder!“ flüsterte er mit freudigem Blicke. Er sah mit ruhiger Fassung die schnellen Fortschritte der Krankheit. — „Es ist nicht Ihre Schuld, daß es so gekommen,“ sagte er zu Garron, der mit ernster bekümmelter Sorge für ihn beschäftigt war. „Glauben Sie mir, die Heilige, vor deren Bilde ich Costanza gelobte mit ihr zu leben und zu sterben, die hat es so gewollt, denn mein Gebeth war zu ihr gedrungen, und sie selbst hat mir Erhörung zugelächelt, als ich keine andere Hoffnung mehr hatte, als ihre Hülfe.

Aber Garron hatte den Jüngling innig lieb gewonnen; der Heldenmuth seiner Liebe erweckte den wärmsten Antheil an seinem Schicksale, der Edle machte sich bittere Vorwürfe ihn der Gefahr Preis gegeben zu haben, er war nun mit dem ganzen Aufgebote seiner Kunst und seiner Bemühungen ihn dem Tode zu entreißen bedacht. Mit aller Vorsicht zwar, die ihm selbst die Erhaltung seines eigenen, für das Beste der Stadt so wichtigen Daseyns geboth, wachte er dennoch mit ruheloser Bangigkeit an Lorenzo's Seite auf den Gang des Übels, bereitete selbst die Gegenmittel, wich in den entscheidenden Momenten der Krise nicht von seinem Lager, und hatte endlich die Wonne den Jüngling gerettet zu sehen. Lorenzo's Jugendkraft mehr noch als seiner bestgemeinten Pflege gestand er das Wunder zu. Allein die nicht seltene Folge der zerstörenden Krankheit, ein langsam zehrendes Fieber, und ein an stillen Wahnwitz grenzender Tieffinn blieben zurück. Durch die heftigen Gemüthsbewegungen, die Lorenzo's Krankheit zuvorgegangen waren, und seine Seele so heftig ergriffen, waren diese Folgen noch befördert worden. Sie machten immer noch die sorgsamste Wartung, die schonendste Behandlung nothwendig. Er ward nach St. Angelo, dem Aufenthalte der Wieder-

genesenen gebracht; eine heitere Lage, eine freyere reinere Luft, der geräumige Garten am Kloster, den der erste Hauch des wiederkehrenden Frühlings mit verjüngten Reizen schmückte, wirkte dort wohlthätig auf das Gemüth, und auf die auslebenden Kräfte der Genesenden. Für Lorenzo wendete Garron auch hier noch all sein Wissen, und alle Mühe auf den Jüngling, dessen Erhaltung ihm mit jedem Tage einen erfreulicheren Lohn für sein edles Bewußtseyn verhieß, als er ihm mit dem Leben auch die Freude des Daseyns wieder schenken zu können, gewiß war. Jede Stunde, die er der Aufmerksamkeit, der thätigen Sorge für das Allgemeine entziehen durfte, weilte er um ihn, suchte ihn zu erheitern, und Bilder der Hoffnung und der Freude in dem verdüsterten Gemüthe zu erwecken. Nur mit der zartesten Behutsamkeit, durfte Garron die Saiten der Erinnerung und der Hoffnung in seiner Seele berühren, da jede heftigere Erschütterung, ihn der Wiederkehr des klaren Bewußtseyns auf immer zu berauben drohte. Mit tiefer Bekümmerniß sah er indeß alle seine Versuche an dem tief in sich versunkenen Zustande scheitern, mit dem Lorenzo in hartnäckiger Verschlossenheit jeden Trost zurückwies, jede freundliche Zusprache unbeantwortet ließ. Nie hatte Garron es noch wagen dürfen, Costanza's Namen zu nennen, nie kam er selbst über Lorenzo's Lippe. Lorenzo hing mit zärtlicher Neigung an seinem väterlichen Freunde, aber ein stilles Lächeln, ein Blick der dankbarsten Erkenntniß war alles, was Garron nach Mondenfrist gewonnen hatte. Er versuchte es endlich einmahl nur den Namen der Geliebten auszusprechen, aber wild und heftig schüttelte Lorenzo das Haupt, drückte beyde Hände auf Garrons Mund, und preßte sie dann ungestüm vor die wogende Brust, vor die brennenden Augen, deren schmerzende Gluth nie eine wohlthätige Thräne erleichterte. Es bedurfte wieder mehrere Tage, die sanftere Ruhe der Ergebung auf seine Stirn zurückzuführen, aus der Garron schon zu voreilige Hoffnung geschöpft hatte.

(Der Schluß folgt.)

### Der Witwer.

Recht frohe Tage schuf sie mir  
Die Selige, wie dank ich ihr!  
Zwey sind es, wie ich zählen mag,  
Der Hochzeits- und ihr Sterbetag.

M i e t a s c h.

### Correspondenz-Nachrichten.

(Fortsetzung.)

London.

Ich habe Ihnen zwar nur die Ereignisse des Monats mittheilen wollen; aber eine außerordentliche Erscheinung in der italienischen Oper, welche am 26. Februar Statt gehabt, kann ich denn doch nicht umgehen, nämlich die Erscheinung einer hier geschriebenen Oper derselben Bühne: *Gastone e Bayardo*, das Drama von *Vespris*, dem Dichter dieser Bühne, und die Musik von *Sign. Liverati*, dem bekannten Verfasser der Oper *I Selvaggi*. Der Knoten des Stückes ist sehr verworren, und ich muß gestehen, daß in dem Versuche, der Entwicklung zu folgen, der mir jedoch nicht sonderlich



gelang, mir manches von der Musik entgangen ist. Das Folgende glaube ich daraus verstehen zu können. Bayard (Vianchi), der Ritter ohne Furcht und Tadel, ist der Held des Stückes; er befehligt ein Heer in Italien und hat einen jungen französischen Prinzen, Gaston (Torri) unter sich, der sich in diesem Feldzuge die Sporen verdienen soll. Bey der Eröffnung der Scene aber finden wir den ersteren mit seinem Korps in der Citadelle von Brescia eingeschlossen und den letzteren nicht bey ihm. Avogardo (Angriani), einer der vorzüglichsten Einwohner, hat, unter der Maske der wärmsten Freundschaft, seinen Haß gegen die Franken verbergend, die Hand seiner Tochter Eufemia (Misi Corri) dem Ritter Bayard, dem Prinzen Gaston und einem seiner Mitverschworenen gegen die Franzosen, Altemoro, jedem insbesondere versprochen. Gaston bahnt sich einen Weg mitten durch die Feinde nach Brescia, wo er, da er von des Ritters Ansprüchen auf seine vermeinte Braut höret, diesen zum Zweykampf fordert. Bayard nimmt die Herausforderung an; als sie aber in den Schranken einander gegenüber stehen, siegt des Ritters bekannte Großmuth und seine Freundschaft für den Jüngling über seine Liebe, und er tritt ihm seine Ansprüche auf ihre Hand ab. Und hier endigt der erste Akt. Avogardo, der gehofft hatte, durch den Zankapfel, den er zwischen die Führer geworfen, daß sich beyde unter einander aufreiben und daß ihr Heer ihrem Beyspiele folgen würde, schreitet nun, da er sich hierin getäuscht findet, zu kühneren Massregeln. Er gibt dem italienischen General Nachricht von der Stellung der Franzosen, und dieser, in der Gewisheit, daß er dieselben unvorbereitet finden würde, nähert sich zuversichtlich der Stadt. Avogardo's Verrätheren wird; jedoch während des zweyten Aktes entdeckt, welcher aber so verworren ist, daß ich nicht recht zu sagen vermag, wie es hiermit zugeht, genug man hört und sieht nichts mehr von ihm. Altemoro übrigens setzt die Machinationen fort. Eine Mine ist angelegt, wodurch Gaston in die Luft gesprengt werden soll, während der Platz von Rußen besüßrt würde. Aber auch dieser Plan schlägt fehl. Jedoch wird die Festung angegriffen, Bayard verwundet, und er entgeht nur mühsam dem meuchelmörderischen Dolche des Altemoro. Aber jetzt verkündigt ein Triumphmarsch die Ankunft des siegreichen Gaston. In der Entfernung erblickt man die Illumination der Stadt &c. und der Vorhang fällt. — Um der Musik willen möchte man dem Drama etwas mehr Klarheit wünschen. Liverati ist kein Mozart, auch kein Rossini oder Paer; er ist höchst selten rein Original, aber er hat ein schönes harmonisches Gefühl, einen reinen Takt und die großen Meister mit Vortheil studiert. In diesem Stücke besonders sind geschmackvolle Ideen, dramatische Wirkungen, geschickte harmonische Akkorde und mitunter äußerst erhabene Ausdrücke des Gefühls hervorstechend.

Gleich nach dem Begräbnisse unsers viel betraurten Königs ward die brittische Gallerie der Ansicht des Publikums geöffnet. Sie enthält dieses Mal 316 Gemälde, wovon einige vortreflich, die meisten aber, so wie es bey solchen Ausstellungen, wo sich immer viele Anfänger in der Kunst hindrängen pflegen, meistens der Fall ist, mittelmaßig oder schlecht. Ich will mich bemühen, Ihnen von den besseren einen kurzen Begriff zu geben. Die Doggen vom St. Bernhards-Kloster um einen im Schnee erstarrten Reisenden beschäftigt, ein Gemälde von 6 Fuß 8 Zoll — 9 Fuß. Es ist eines der gelungensten in der Gallerie. Der Anblick der wilden überschneyeten Landschaft, worauf im Vordergrunde das unglückliche Opfer der strengen Kälte mit der gelben Blässe des Todes auf dem Gesichte ausgestreckt liegt; der mitleidvolle instinktive Ausdruck des einen Hundes, der die herabhängende blaue erfrorene Hand besiecket; während der andere den Mönchen, die sich im Hintergrunde durch die zackigten Eismassen hindurch arbeiten, durch sein anhaltendes Geheul das Zeichen der Noth gibt; das Feinerliche in der Farbenvertheilung und das schattige Licht verbreitet über das Ganze einen Ernst, welcher den Anschauer mit einer tiefen Wehmuth erfüllt. Der Künstler (Edwin Landseer), ein sehr junger Mann, scheint alle Eigenschaften zu besitzen, welche einen Liebling der Musen verkündigen. — Von diesem erhabenen Bilde der Leidenden und tugendhaften Menschheit wendet man den Blick gern auf irgend eine erheiternde Scene und mit Vergnügen erblickt man dann das muntere lebendige Treiben in der hochschottischen Branntweimbrennerey von dem genialen Wilkin, der sich schon durch viele kräftige

Vorstellungen der gemeinen Natur so meisterlich ausgezeichnet hat. Die Figuren in diesem Gemälde sind in seinem schönsten Styl gezeichnet und gruppirt, alles lebt an demselben, und man glaubt, es dürfe sich keiner anders bewegen, ohne der Natur Gewalt anzuthun. Ein Bacchanal, der erste Versuch desselben Künstlers in dieser Art von Composition, ist bey weitem nicht so gut gelungen: die Landschaft ist vortreflich, die Figuren jedoch sind zu steif; aber auch hier verräth sich das erfindungsreiche Genie des Mannes. —

(Der Schluß folgt.)

## Schauspiel.

Im K. K. Theater nächst der Burg den 4. Juny: Kabale und Liebe. Hr. Anschütz trat zum zweyten Mahle als Ferdinand auf. Unser erstes Urtheil ist in den wesentlichen Punkten auch durch diese zweyte Darstellung nur bestätigt worden. Ungeheure Kraft, die eben so sehr zu rühren als zu erschüttern vermag, ist ein unbestreitbarer Vorzug dieses Künstlers. Man könnte die Verschwendung, mit welcher er bisher im Gebrauche der Darstellungsmittel zu Werke gegangen ist, selbst schon in den ersten Akten, mit einem noch größern Rechte als Übertreibung wegwünschen, wenn nicht die Entwicklung lebendiger Fülle bis ans Ende mit dem Fortgange des Spiels in einem bewunderungswürdigen Verhältniß stände. Jedoch bleibt das allzustarke Eingreifen, und zwar in den ersten Augenblicken, immer ein Fehler; und wenn die Beobachtung während einer so kurzen Zeit nicht trügt, so ist die Folge davon eine gewisse Einförmigkeit in den Kraftäuserungen. Diese Klippe vermeiden selbst die größten Talente nur durch die sorgfältigste Selbstbeobachtung, das treueste Studium der Natur und die liebevolle Aufmerksamkeit einer unbestechlichen Umgebung. Es sollte uns nicht schwer werden, eine gewisse Manier, denn darauf läuft der Vorwurf eigentlich hinaus, selbst an solchen Künstlern nachzuweisen, die wir übereinstimmend mit dem urtheilsfähigen Publikum als vortreflich preisen. Die Einförmigkeit, in welche Hr. Anschütz nach unserer Überzeugung verfällt, gibt sich z. B. kund, besonders bey dem Eintreten eines Affekts durch die ganze Bewegung des Kopfes, das besondere hinauffahrende Vorstrecken des Kinns, das Zusammenfassen des Mundes, wodurch die Wangen unangenehm anschwellen, so wie durch das Wenden und Blihen der Augen, dessen genaue Charakteristik die nothwendige Kürze unmöglich macht. In der Deklamation mag mitunter das zu starke Hervorheben einzelner hingeworfener Sätze, wie z. B. im fünften Akte, im Gespräch mit Miller: „Ich sah deine Tochter,“ gleichfalls auf Rechnung des an sich schönen Überflusses von Kraft zu setzen seyn. Dahin gehört auch das allzuscharfe Markiren des Einzelnen, das uns auch bey dieser Darstellung mehrmahls unangenehm berührt hat. Gelingt es Hrn. Anschütz, besonders von vorn herein mehr Mäßigung zu zeigen, so wird er dem hiesigen Publikum dadurch noch um vieles willkommener werden, als er schon ist. Die Nationalität behauptet überall ihre Rechte. Immer ist es leichter, die überwallende Natur durch die Macht des Willens zu beschränken, als dieselbe, wenn die Kraft versagt, durch die kunstreichste Anstrengung hinaufzuschrauben.

Der Charakter Ferdinands schien uns besonders in den ersten Akten nicht ganz richtig aufgefaßt; es war zu viel brusques Wesen darin, das zu der einfachen, durchaus edlen Natur Ferdinands nicht passen will. Der Soldat, und zwar der preussische Soldat, ließ nicht überall den Menschen gehörig aufkommen. Der Anstand konnte hier und da auch abgemessener seyn, z. B. in dem Augenblick, wo Ferdinand von Lady Milford empfangen wird. Oben drein verköst diese übertriebene Rauheit auch ganz gegen die Wahrheit des Charakters. Die Figur, in der zuweisen die herabhängenden Arme fast einen Kreis zu bilden streben, ist unschön, unmilitärisch und gar nicht berechnet zum Vortheil des Außern, worauf gerade Hr. Anschütz die höchste Aufmerksamkeit wenden sollte.

Es wäre ein großes Mißverständniß, wenn jemand in diesen Bemerkungen mehr sehen wollte, als einen offenen Beweis von der vorzüglichen Achtung, welche diesem sehr ausgezeichneten Schauspieler gebührt. Nur das Bessere verdient wohlgemeinten Tadel, damit es wo möglich um so eher zum Bessern sich erhebe. Einzelnes können wir dießmal nicht loben. Dennoch darf die Meisterschaft nicht verschwiegen werden, mit der Ferdinand die bekannten herzzermalmenden Fragen an Luise wiederholt. Neben der Stärke war der Ausdruck von einer so unaussprechlichen Innigkeit durchdrungen, daß nur die reizende Luise (Gattinn des Künstlers) im Stande ist, Hrn. Anschütz gebührend dafür zu danken. Er wurde zwey Mal gerufen und dankte nach dem Schlusse verständig. Erwägt man die Hindernisse, die ihm von manchen Seiten entgegenstehen, so weiß man kaum, ob der in der Wurzel gesunde Sinn des Publikums oder die ausgemachte Tüchtigkeit des Künstlers eine größere Anerkennung verdienen.

Mad. Schröder hat als Lady Milford Außerordentliches geleistet; eine frühere Andeutung in diesen Blättern über das Spiel der Albaneserin in dem Trauerspiele gleiches Namens erhielt dadurch die gründlichste Auslegung. Der Ton der Stimme floß über von seelenvoller Jugendslichkeit; unwillkürlich ergriff die Phantasie beim Anhören der Gedanke an den Zaubertrank der Medea.

Neben ihr können die beyden Damen Neumann und Anschütz, in so fern sie Ansprüche auf Wirkksamkeit in der Tragödie machen, nur in sehr beträchtlicher Entfernung stehen, auch werden sie ihr nie selbst nur nahe kommen, wenn Beyde in der ganzen Organisation nicht Wunder erleben. Mad. Neumann, vom großherzoglich Badenschen Hoftheater, haben wir bis jetzt auf dem Cothurn als Jerta in der Schuld und Beatrice in der Braut von Messina gesehen. Deklamation und Gesticulation weisen noch auf eine Anfängerin in der Tragödie hin. Eben dasselbe wagen wir über Mad. Anschütz nach dem ersten Versuche in der Rolle der Luise auszusprechen, ob sie gleich mehr Routine zeigt, als Mad. Neumann. Sie scheint auf einem ganz andern dramatischen Gebiete einheimisch zu seyn. Der Mangel an jungen tragischen Schauspielerinnen muß nach dem ganzen Zuschnitte der weiblichen Bildung in den mittlern Kreisen des Lebens immer drückender werden; das ist ein Gesetz oder vielmehr eine Strafe der verschmähten Natur. Mad. Neumann soll bey ihrem ersten Auftreten in dem Hoftheater nächst der Burg und zwar in den Quälgeistern das Publikum überaus befriedigt haben, wie behauptet wird, denn wir können nicht als Augenzeuge sprechen. Als Enette in den Rosen des Herrn von Mallesherbes und als Pauline im Testamente des Dinkels gefällt die hübsche Frau gleichfalls. Hr. Neumann vermochte in letzterem nur wenig anzusprechen. Als Don Cesar in der Braut von Messina ist er ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Von dieser nothwendigen Einschaltung führt ein angenehmer Sprung zu den beyden Altmeistern der Hofbühne. Auf Hrn. Koch als Stadtmusikant läßt sich mit einer kleinen Veränderung Shakspear's Wort anwenden: Die Natur kann aufstehen und sagen: Er ist ein Schauspieler. Hr. Krüger als Obergarderobemeister war so vollkommen, als er für die Tragödie nur immer seyn kann. Auch Hr. Schwarz hat als Vicedom das Seinige zur Wirkung des Ganzen erfreulich beygetragen.

Theater an der Wien, den 4. d. zum ersten Male: Gaston von Malines, oder: der Rache Weckelkamp. Ritterschauspiel in 4 Aufzügen. Nach dem Französischen v. W. Vogel.

Es würde sehr übel gethan seyn, den Inhalt dieses Schauspiels umständlich erzählen zu wollen, da es in voller Bekleidung so höchst uninteressant erscheint, geschweige wenn es als dramatisches Skelett dargestellt wird. Folgendes genüge zu wissen. Die Burgunder belagern die Stadt Nancy, deren Besatzung bis zur Verzweiflung Widerstand leistet. Leontine, die Tochter des Gouverneurs, verwitwete Cifron, wagt sich verheiden in das feindliche Lager, rettet mit Hilfe des lothringischen Kriegers Thierry ihren Sohn und belauscht den dort gehaltenen Kriegsrath. Kundschafter des Feindes schleichen sich dagegen in die Festung ein, benehmen sich aber jederzeit so unflug und

zum Theil so muthlos, daß die Heroinn ihnen überall die Spitze biethet, mit List und mit Gewalt. Endlich erscheint der längst erwartete Herzog René, den Belagerten Entsatz zu bringen, doch nur erst am Ende des Stücks, um dieses mit einem feyerlichen Einzug zu beschließen.

Man kann dieses Werk recht eigentlich nach dem Tag benennen, an welchem es zum ersten Mal zur Schau gegeben wurde, nämlich ein Sonntagsprodukt. Als ein solches fand bereits der erste Akt, gerade der längste und langweiligste, sein Publikum, denn ein Theil der Versammlung erhob nach herabgelassenem Vorhang ein so stürmisches Applaus, daß, wäre nicht der andere Theil zur rechten Zeit aus seinem Schlummer noch erwacht, die Repetition vielleicht hätte vorgenommen werden müssen. Daran war freylich der lustige Ritter Thierry Schuld, der als Bauer verkleidet seine spaßhaften Gedankenspäne hier und durchgängig zum Besten gibt, bis er endlich auffallend zu ermatten anfängt, um mit unsichtbaren Heldenthaten zu beschließen, denn er meldet zuletzt, daß er dem grausamen Gaston und seinem Helfershelfer, wie er's versprochen, das Lebenslicht ausgeblasen habe. Nach dieser Versicherung und der Ankunft des Herzogs können sich die geängsteten Einwohner der guten Stadt Nancy zum ersten Mal nach langer Zeit wieder ruhig schlafen legen, und die Zuschauer das Werk fortsetzen, das sie mit so vielem Glück zum Theil begonnen; unter diesem Theil sind die Recensenten keinesweges mit begriffen, die bekanntlich das Gute wie das Schlochte aufmerksam prüfen und in einem feinen, guten Herzen bewahren müssen. Alle Begebenheiten dieses Ritterschauspiels sind übrigens auf gerathewohl herbegeführt, und nur damit die nächstfolgenden wirken mögen, die aber sämmtlich unwirksam vorübergehen; und selbst die einzige Situation, die mit Recht auf Effekt Anspruch machen könnte, wo Leontine unerwartet hervortritt und gebietherisch dem Gouverneur in Gegenwart des rauhen Gaston untersagt, ihren Vater zu verrathen, um diesen, der sich gerade zu erkennen geben will, zu retten, läßt keinen Eindruck zurück, weil das Ganze gar zu banfällig und gebrechlich ist, ohnehin aber der ritterliche Humorist Thierry alle Theilnahme auf sich allein zu leiten weiß. Die Sprache ist trocken und vernachlässigt, der gewöhnliche Ritterspektakel ziemlich sparsam angebracht.

Mad. G o t t d a n k als Leontine und Hr. D e m m e r als Kriegsmann Thierry fanden vorzüglich Gelegenheit, hervorzutreten.

Wir erwarten mit gespannter Neugier von einem scharfsinnigen Kunstrichter, der, nachdem er lange Zeit geschwiegen, sich kürzlich wieder mit hyperbolischer Kraft vernehmen ließ, und der die bewundernswürdige Gabe besitzt, aus einer dramatischen Kleinigkeit ein Meisterwerk, oder wie man sagt, aus einer Mücke einen Elephanten zu schaffen, den versprochenen Aufsatz „über den Geist, in welchem für diese Bühne gedichtet werden muß.“ Es fragt sich nun, ob diese Dichtungen mit oder ohne Geist verfaßt seyn, und in welcher Leibsarbe solche Geister erscheinen sollen.

### Erklärung des Modenbildes XXIII.

<p>Kreponkleid in's Eck geschnitten, mit schmalen als Kragen garnirten Achseln. Die Verzierung ist von Gaze, mit Atlas verändert und mit Schenillen geziert. Zur Binde ein Band geknüpft. Der Gazehut hat eine Quirlande.</p>	<p>Robe de crêpon à l'enfant, les épaulettes étroites et garnies en colletterie. Garniture de gaze, bordée de satin et ornée de chenilles. Ceinture un ruban noué. Chapeau de gaze orné d'une guirlande.</p>
---	--

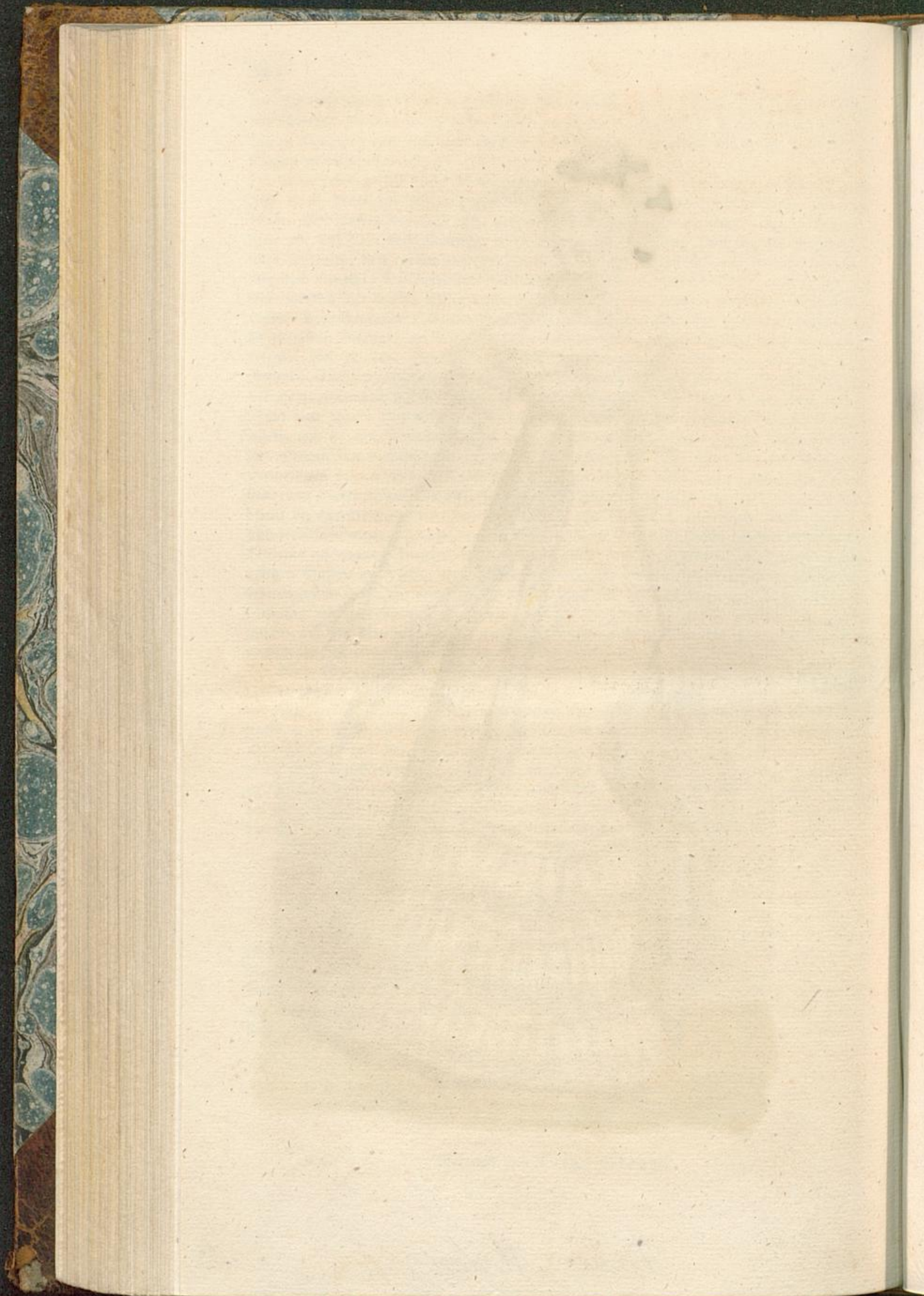
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



D. J. Del.

Fr. Steuber sc.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 10. Juny 1820.

70

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 568) und bey W. Strauß am Petreoplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Macht der Liebe.

Von Weingarten.

(Schluß.)

Der Lenz war indeß vollends aus allen Knospen des Lebens gebrochen, mit aller seiner Lieblichkeit hatte er wieder der Erde Schooß geschmückt, Bäume und Büsche blühten in tausendfacher Pracht, und hauchten um die Wette mit der Wiese bunten Kindern Balsamdüfte in die laue klare Luft, die verschreckten Sängler kehrten in die alten Wohnungen zurück, und alles Leben regte freudiger sich wieder, denn der Seuche schwarzer Fittich rauschte nicht mehr über der beängstigten Stadt, der Würgeengel hatte seine lastende Hand abgezogen von ihren Mauern, und die eingeschüchterten Bürger athmeten wieder freyer, seit er sich versöhnt hinweggewendet von den übrig gebliebenen Häuptern der Thren. Geselliger wurden Straßen und Markt, der Verkehr regte wieder die geschäftigen Hände, die Werkstätte belebten sich, um den Fuß der Altäre sammelten sich mit tiefgebeugtem Stolze, aber mit rührendem Danke die Scharen der Geretteten. Jetzt sanken auch die Wälle, die zunächst die Stadt umkreisten, die langverschlossenen Thore öffneten sich wieder, jauchzend zog ein fröhliches Getümmel heraus an die labende Luft, an die frohe heitere Aussicht der wiedergeschenkten Freyheit und Natur. Es nahte das Jahresfest der Fiera, dasselbe, das für Lorenzo's und Costanza's Liebe eine so schmerzlich süße Erinnerung erneuerte. Mit seinem Antritte sollte ein allgemeines Fest alle Bewohner Noja's, die noch immer des Wiedersehens der Thren beraubt waren, Gesunde und Genesene wieder vereinen, die letzten Schranken sollten eingerissen werden, die sie noch von dem Umkreis ihrer Heimath, von den Nachbarstädten ihrer Freunde und Verwandten trennten. Jede Familie sollte das Fest eines frohen Wiederfindens begehen, der Jüngling die Geliebte, der Mann die Gattinn, die Mutter die langentbehrten Kinder wieder an ihr Herz drücken, und der Jubel der Ein-

zelnen mit der allgemeinen Wonne sich vermengen, die ringsumher das angst-  
 befrepte Land erfüllte. Mit tausend Zubereitungen rüsteten sich Noja's Bür-  
 ger zu dem Feste. Nur Lorenzo ward immer düsterer, je näher die Zeit des-  
 selben heranrückte. Der langersehnte Morgen brach endlich an. Die Natur  
 selbst schien ihn verherrlichen zu wollen. Aus rosenfarbenem Dufte, den die  
 unabsehbare Meeresfläche leuchtend wiederstrahlte, stieg die Sonne, wie die  
 freudige Siegerinn des finstern Geschicks, empor, der langverstummt Schall  
 der Glocken ward auf allen Thürmen jauchzend laut, und begrüßte die  
 strahlende Verkünderinn der neuen hoffnungsreichen Zeit. Mit Mayenzwei-  
 gen waren alle Straßen, alle Wohnungen geschmückt, bunte Teppiche hin-  
 gen von den Erkeren und aus den Fenstern herab, und sinnvolle Inschrif-  
 ten priesen das Glück der abgewendeten Gefahr. In langem Zuge wallten  
 die Bewohner der Stadt, zuerst der Kinderreihen im festlichen Gewand,  
 mit Blumen den willkommenen Pfad besäend, dann die ehrwürdige Schar  
 der Priester, die mit preisendem Gesang das Rauchfaß in den Händen  
 schwangen, und die zu frohen Wohnstätten, neu geweihten Mauern segnend  
 grüßten, die Ältesten der Stadt sodann und alle Bürger bis zum Greise,  
 der von den Enkeln gestützt, mühsam am Stabe schwankte, dem Dome zu.  
 Im tausendstimmigen Lobgesange stieg dort ihres Dankes Hymnus aus der  
 Tempelhalle auf, und drang aus den weiten Wölbungen, die Gegend rings-  
 um mit dem Wiederhall der hehren Melodie erfüllend. Dann aber strömte  
 Jung und Alt hinaus in das lachende Gefilde, wo unter freundlichen Gezel-  
 ten labende Spelse und Wein in langen Reihen von gedeckten winkte, und  
 die heitere Musik zum Tanze lud, und das langentbehrte Gefühl der Freude  
 sich laut ergießen durfte in Gespräch und Scherz und augenblicklichem Ver-  
 gessen ihrer Leiden und ihrer Verluste. Nur Lorenzo saß einsam in dem Gar-  
 ten des Klosters von S. Angelo, der ferne Lärm der Frohsinnigen tönte zu  
 ihm herüber, er aber starrete mit trockenem Auge vor sich hin, und sein Bu-  
 sen wogte ungestüm, und seine Hände falteten sich krampfhaft über der  
 sturmbewegten Brust. Da trat Garron in den Garten. Er hatte mit Mühe  
 sich dem begeisterten Danke der Bürger entzogen, die ihn ihren Retter, ihren  
 Vater priesen, seine Knie umfaßten und ihn im Triumph auf ihren Schul-  
 tern den zuströmenden Fremden zeigen wollten, die anfangs mit neugieriger  
 Scheu sich ferne hielten, dann allgemach ihre Furcht bezähmend, sich  
 herzlich in den Kreis der Jauchzenden mischten. Garron hatte mit Gewalt  
 sich losgerissen. Noch glänzten des Edlen Augen von Thränen der Rührung;  
 doch war seine Freude nicht vollkommen. Eine noch beseligendere hatte er  
 sich für diesen Tag aufgespart. Er flehte zum Himmel, daß er seinen Se-  
 gen ihm leihen wolle zum Gelingen seines Vorhabens. — „Es ist nicht gut,  
 Lorenzo,“ sprach er zu dem Trauernden, „daß du den engen Garten nie  
 verlässest, wo die Luft durch die hohen Mauern, durch die dichten Bäume  
 beschränkt wird. Komm, Alles erfreut sich heute im Freyen. Laß uns denn  
 auch wenigstens hinausgehen, wo eine minder beschränkte Aussicht der schö-  
 nen Natur dich laben wird.“ — Der Jüngling, gewohnt ohne Widerrede  
 dem Worte des väterlichen Freundes Folge zu leisten, erhob sich schweigend  
 wie immer; Garron aber faßte seine Hand, schloß die Hintertypforte des Gar-  
 tens auf und leitete ihn den schmalen Fußsteig entlang, der von den hohen



Klostermauern nach den blühenden Gefilden am Hange des Hügels hinführt, auf dem Noja erbaut ist. Sanfte Winde flüsterten in den wogenden Halmen, die dicht und duftig hervorsproßten, in voller Blüthe standen die gedrängten Reihen der Fruchtbäume, um welche der Reben Gewinde dichtverflochtene Kränze schlangen, Heere gaukelnder Mücken sonnten sich im warmen Strahle des Lichtes, und wirbelnd schmetterten die Bewohner der Lüfte aus leichtem Frühlingsgewölk herab. Lorenzo's Herz öffnete sich einer sanften Wehmuth. Er drückte Garrons Hand. Seine Augen wurden feucht. Jetzt traten die Wandelnden aus dem Irrgewinde hervor, das bisher ihre Blicke beschränkte. — Die Küste lag vor ihnen, und das glänzende Meer breitete in unabsehbarer Ferne sich aus. Weiße Segelboote auf der weiten Fläche schimmerten und durchkreuzten das freundliche Element, und wiegten sich auf den scherzenden Wellen. Garron sprach mit Begeisterung von der Schönheit der Gegend, von dem Zauber der Aussicht. Zahllose Villen und Dörfer lagen längs der Küste zerstreut; hier erhob das stattliche Bari sich mit Thürmen und Giebeln, dort breitete Mola am Gestade sich aus, hinter jenen Hügeln stiegen Ruttigliano's Thürme empor. Lorenzo erkannte sie, dort weilte sein Vater ohne Nachricht, ohne Trost, vielleicht todt ihn wähnend; er streckte die Arme nach den Hügeln hinüber, dann warf er sich laut weinend an Garrons Brust. Garron drückte ihn an sein Herz. Nach einer Weile, nachdem Lorenzo's Schmerz etwas milder geworden war, sagte er sanft zu ihm: „Laß uns weiter gehen, Lorenzo.“ Er führte ihn weiter fort am Saume des Gehölzes, jetzt beugte er um eine Ecke. Sie standen auf der Straße nach Bari, vor ihnen lag das Kirchlein mit dem Wunderbilde der Madonna; keine Mauer wehrte den Zutritt mehr, die furchtbare Inschrift war verschwunden, der Tempel Thore standen wieder geöffnet. Mit einem lauten Schrey riß Lorenzo sich los, flog die Stufen zur Kirche hinan, und warf sich schluchzend vor dem Bilde der Göttlichen nieder. Glühend stürzten seine Thränen auf die Marmorstufen, seine Arme umfaßten den Stein des Altars. So lag er einige Minuten lang. Da schlug eine Stimme an sein Ohr, ihr Ruf drang erschütternd durch alle Fibern bis in das Innerste seiner Seele. „Lorenzo,“ tönte die Stimme, „wo weißt du mein Lorenzo?“ und Lorenzo noch immer den Altar umklammernd wandte, mit wildem Blick vor sich hinstarrend, sein Haupt; da wankte ein Mädchen an Garron's Hand die Kirche hinan, und Costanza lag in seinen Armen. Sprachlos hielten sich die Wiedergefundenen umfaßt. Mit dem Wonnegesühl des beseligendsten Stolzes sah der edle Garron auf sein Werk. Costanza war, so wie Lorenzo, unter seiner Pflege genesen. Er ahnete, daß Lorenzo's Erscheinung an ihrem Sterbelager eine heilsame Erschütterung hervorgebracht haben würde. Mit verdoppelter Anstrengung führte er das Mädchen vom Rande des Grabes zur allmählichen Genesung zurück. Aber nur langsam erhobste sich das zarte, vom Stoff der Krankheit tiefverletzte Wesen. Die Versicherung von Lorenzo's Liebe und Treue förderte die Wiederkehr ihrer Kräfte. Seit mehreren Wochen blühte die Liebliche schon wieder eben so reizend als zuvor. Kaum, daß noch eine zarte Blässe ihrer Wangen, der sanftere Glanz ihres Auges, die Schreckensspuren der furchtbaren Vergangenheit verriethen. Mit Ungeduld verlangte sie nach Lorenzo, mit peinlichem Zweifel forschte sie nach seinem Aufenthalte, nach der Ursache

seines Stillschweigens. Jetzt erst theilte Garron ihr die Geschichte des Vorgefallnen, Lorenzo's heldenmüthige treue Liebe, seine Gegenwart an ihrem Sterbebette, das sie bishero nur für ein Traumgesicht ihrer Phantasie gehalten, die Gefahr, welcher er sich Preis gegeben, und die Hoffnung zu völliger Herstellung seiner Gesundheit mit. Costanza weinte die heißesten Thränen des Entzückens und der Liebe, des Schmerzens und der Angst um den Geliebten. Garron erforschte nun von ihr die Geschichte ihrer Liebe, und baute auf ihre Erzählung den Plan zu Lorenzo's Heilung. Er rechnete auf den Eindruck, den das allmähliche Wiedererkennen bekannter und werther Gegenstände hervorbringe, auf die heilsame Wirkung, die vor allem der Anblick jener Kapelle auf Lorenzo zu Folge haben müßte. Costanza jetzt stark genug, den Sturm der Gefühle ohne Gefahr für ihre Gesundheit zu ertragen, sollte in dieser verborgen seiner Ankunft warten, während er selbst Lorenzo's durch die Bedeutung des Tages schon vorbereitetes Gemüth von Erschütterung zu Erschütterung bis zu Costanza's Wiedersehen führen, und so das Band des Wahnsinns lösen wollte, das bisher seinen Geist befangen hielt. Der Erfolg rechtfertigte seine Hoffnungen. Die wohlthätige Erleichterung der Thränen, und der Übergang von hoffnungslosem Gram bis zum seligsten Entzücken, wirkte mit Wunderkraft auf Lorenzo. Ein allgemach verschwindender Anstrich von Trübsein und stillem Ernste, der seine Züge umflorte, war die einzige Spur, die von dem frühern Zustande seines Gemüthes zurückblieb. Auf Garrons Rath und durch die Macht, die er über ihre Seele übte, entschlossen sich die Liebenden zu einer noch mahligen vorübergehenden Trennung. Lorenzo kehrte mit seinem Vater, der sich, von Allem, was vorgegangen war, durch Garron unterrichtet, an dem denkwürdigen Tage mit zu Noja eingefunden hatte, nach Ruttigliano zurück. Costanza blieb bey ihren Verwandten zu Noja, Beynahe um jeden zweyten Tag kam Garron nach Ruttigliano hinüber, um nach seinem jungen Freund zu sehen, der sich jetzt wieder hoch und kräftig aufrichtete, wie der junge Eichenstamm im Forste, den der Sturm des Ungewitters gebeugt hatte. Oft ging er dann mit dem Jüngling den Weg nach der Kapelle, wo Costanza ihrer wartete, und immer heiterer kam Lorenzo wieder nach Ruttigliano zurück, immer schwächer wurden die Schreckbilder der Vergangenheit in seiner Seele, immer lachender die Zukunft, die ihn an Costanza's Seite winkte. Ehe noch ein Jahr herum war, traten eines Morgens Lorenzo, von seinem Vater und dem wackern Rambaldo, die verwaiste Costanza von ihrem edlen Ketter geführt, den Weg zur Kapelle an, der Kranz der Myrthe schwebte in Costanza's Locken, und ein bunter Strauß von Blumen und Bändern schmückte Lorenzo's Brust, alle Jünglinge und Mädchen von Ruttigliano und Noja festlich, wie sie, gekleidet und geschmückt, folgten dem Paare nach, und als sie vor dem Bilde der Heiligen standen, vor dem sie Treue und Liebe im Leben und Tode sich gelobt, und vor dem sie sich wiedergefunden hatten nach den schweren Stunden der Prüfung, da fügte der wohlbekannte greise Priester segnend ihre Hände zusammen. Ihn hatte die Kraft des Glaubens aufrecht erhalten über den Abgrund der Gefahr, so wie jene die Wundermacht der Liebe,

## Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

London.

West's Moses und Aaron vor Pharaon und Otho, der der Wittve Sohn von den Todten erweckt, sind zwei meisterhafte Gemälde. Die Gruppierung in beyden läßt nichts zu wünschen übrig; man erkennt jeden Gegenstand auf den ersten Blick. Und die Verschiedenheit des Tones und des Styles eines jeden Gemähltes lassen uns den erfahrenen Meister nicht verkennen. — Von der feyerlichen Stille, die über diesem letzten Stück verbreitet ist, und noch mit Bewunderung und Dank gegen die Todten erweckende Mächtigkeits erfüllt, fällt der Blick mit Schauern auf die Verwüstungen einer Schlacht, es ist die Schlacht bey Waterloo von Georg Jones. — Der Moment ist der Abend der Schlacht, die brittischen Truppen sind im Vordringen, und die Franzosen in völliger Auflösung fliehend. Auf einer Anhöhe zur Rechten hält Wellington zu Pferde von seinem Stabe umgeben, Adjutanten fliegen. Mitten in der wilden Unordnung hat der Künstler mit aller möglichen Wahrheit die Umstände, die jenen großen entscheidenden Augenblick bezeichneten, darzustellen gewußt, und im strengsten Verstande ein historisches Gemähle geliefert. Die brittische Institution hat eine Prämie von 500 Pf. Sterl. dafür bezahlt, man glaubt, in der Absicht, um dem Hospital zu Chelsea ein Geschenk damit zu machen. — Ein anderes Schlachtstück von Wilkin, die Schlacht bey Hastings vorstellend, ist in diesem Augenblicke auch zur öffentlichen Ansicht ausgestellt (obgleich nicht in dieser Galerie). Es ist der erste Versuch eines jungen Mahlers, der sich bisher nur mit Kopien beschäftigt hatte. Das vorzügliche Verdienst des Gemähltes liegt in der Erfindung, obgleich auch hierin nicht fehlerlos. Die Umstände sind gut gewählt, es hat einige gute Gruppen, die Pferde sind vortrefflich; aber es fehlt dem Künstler noch an jener Fertigkeit des Pinsels, die jedem Gegenstand ihren eigenen Charakter aufdrückt; auch fehlt es dem Ganzen an Harmonie, Aber dennoch scheint dieser Versuch für die Zukunft viel zu versprechen. — In meinem Nächsten werde ich noch einiges von jener Galerie mittheilen; da ich sie aber für jetzt verlassen habe, so kann ich nicht umhin, noch eines Gemähltes zu erwähnen, das man außerhalb derselben zeigt. Es soll nämlich die spanische Inquisition vorstellen, und zwar allegorisch. Eine Jungfrau mit einer Sonne auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand, die Wahrheit vorstellend, wird auf einen brennenden Scheiterhaufen gestürzt, der Ehrgeiz als ein mit Pfauenfedern gezieres Weib steht daneben. Die Figuren, welche die Tyranny, den Aberglauben, die Heucheleien etc. vorstellen sollen, sind Portraite Philipp's II., des Kardinals Ximenes und des Groß-Inquisitors Torquemada. Es ist von dem Pinsel eines Italiäners, Namens Revelli, und transparent. Dergleichen Dinge gefallen John Bull, und der Eigenthümer findet gewiß seinen Vortheil bey der Ausstellung. Ich wünsche, ich könnte dasselbe von Ihrem Mäjel sagen. Dieser ist schon über anderthalb Jahre in England, wo er seinen Trompeter und sein Panharmonicon nebst Kempfen's berühmtem Schachspieler vorzeigt; der letztere gibt jedem Spieler einen Bauer und den ersten Zug vor und verliert fast keine einzige Parthie. Die Leute bewundern das alles, finden sich aber nicht häufig bey den Vorstellungen ein.

Die Harmonie Institution, welche vor ungefähr einem Jahre von einer Gesellschaft von Komponisten und Musikmeistern hier gebildet worden, und deren erklärte Absicht es ist, dieses Fach der schönen Künste auf jede mögliche Weise zu befördern, hat am 28. Februar ihren neuen, prächtig gewölbten und reichlich verzierten Konzertsaal mit der Aufführung einer geschmackvollen Auswahl alter und neuer Musik eröffnet. Diese Gesellschaft hat auch schon eine große Anzahl alter und neuer Werke herausgegeben, und wird, wenn sie anders nicht selbst in die Liberalität der Musikhändler, deren Tyranny und Geiz zu ihrer Existenz die erste Veranlassung gab, verfällt, dem aufkeimenden Genie zum Schutz und Ermunterung dienen, und nur in diesem Betracht wird sie sich selbst des gewissen Schutzes der Kunstfreunde erfreuen können.

Am 10. d. verlor die königl. Akademie eine ihrer größten Zierden in ihrem würdigen Präsidenten Benj. West Esq. Er starb in einem Alter von 82 Jahren, nachdem er an dreißig Jahre lang die ehrenvolle Würde eines Präsidenten derselben Gez

Tellschaft, wovon er 1768 einer der Stifter war, begleitet. Er wurde im Jahr 1738 in Pensylvanien in Amerika geboren; seine Ältern waren Quäker. Schon in früher Jugend zeigte sich in ihm das werdende Genie. Er beschäftigte sich eine Zeitlang in seinem Vaterlande mit Portraitmalen, bis er 1760 Gelegenheit fand, Italien zu besuchen. In Rom genoß er den Schutz mehrerer angesehenen Engländer, und erhielt als solchen Vorschub, um sich in der Kunst zu bilden. Im Jahr 1763 kam er nach England, und den folgenden Frühling zeigte er schon drey seiner besten Gemälde. Er ward bald der Liebling des Königs und der ganzen Nation, und blieb es bis an sein Ende. Seine bekanntesten früheren Werke sind „General Wolf's Tod“ und „Pen's Vertrag mit den Indiern.“ In späteren Jahren zeigte er durch seinen Christus den Kranken heilend und den Tod auf dem fahlen Pferde, daß seine Kräfte durch das Alter nicht gelitten hatten. Am 29. wurden seine irdischen Überreste mit großer Feyerlichkeit in der St. Pauls-Kirche zur Ruhe bestattet. Über 40 Trauerwagen, welche nebst den Mitgliedern der Akademie mehrere der vornehmsten Leute im Lande enthielten, folgten der Leiche, und hinter diesen kamen in einer langen Reihe die Wagen von beynahe allen Standespersonen in London, woran man die Wappen mehrerer Herzoge, Bischöfe und Grafen bemerkte. Es ist ein Triumph der Menschheit, wenn man so das Genie geehret sieht. Hr. West hat seinen beyden Söhnen, wie man vernimmt, ein bedeutendes Vermögen hinterlassen.

Hr. Acker mann, der Kunsthändler, hat so eben von Sr. Maj. dem Könige von Preussen einen prächtigen Ring, ungefähr 200 Louisd'or an Werth, zur Anerkennung seiner Verdienste um die 1813 verarmten Unterthanen Sr. Maj., für die er bekanntlich in England eine so bedeutende Subskription erhob, erhalten. Fast zu gleicher Zeit sandte ihm Ihr bey uns hochverehrter Erzherzog Johann ein prächtiges emailirtes Blumenstück mit einem Papagay zum Geschenke; ich erinnere mich nicht, ein schönes Gemälde gesehen zu haben.

### Schauspiel.

Im K. K. Hoftheater nächst der Burg den 6. Juny: Hedwig, Drama in drey Aufzügen von Theodor Körner.

Hr. und Mad. Anschütz traten beyde in diesem wunderlichen Kraftstück auf, jener als Rudolph, diese als Hedwig. Das Spiel des Hrn. Anschütz zeichnete sich dieß Mal besonders im Anfange durch eine schöne Mäßigung aus, die unserer Erwartung von der Herrschaft dieses Künstlers über sich selbst vollkommen entsprochen hat. Ja, gegen das Ende blieb selbst der ausbrechende Gemüthssturm der Forderung noch etwas schuldig. Die Möglichkeit eines Mißverständnisses dringt eine nähere Erklärung ab. Je weniger nämlich in einem dramatischen Werke, wie in diesem, die Mienen zuletzt von selbst durch den poetischen Genius gesprengt werden, weil das Ganze aus unnatürlichen Reizungen hervorgegangen ist und auch wieder dahin zurückwirkt; desto mehr muß auch der Schauspieler mit dem aufrührerischen Geiste des Dichters in ein schickliches Bündniß treten, so unangenehm auch diese Anschmiegunng seinem edlern Geschmack seyn mag. Geschieht dieß nicht; sucht der Künstler vielmehr die zerschmetternden Schläge aus Achtung für das Publikum zu schwächen, so erreicht er auf der einen Seite den Knalleffekt nicht, welchen die Masse liebt, und auf der andern Seite bleibt auch der Kenner unbefriedigt, da dieser mit Recht den ganzen Tumult als eine bloße Spiegelfechterey verachtet. Aus diesem Grunde eignet sich, so viel wir verstehen, das angeführte Drama gar nicht in der Rolle des Jägers Rudolph zu einer gastlichen Darstellung für einen so braven Schauspieler, wie Hr. Anschütz.

Im ersten Akte, um doch Einiges näher anzudeuten, wurde auf das durch die neuen Verhältnisse zurückgedrängte Toben der Seele in vielen, gleichsam blißähnlichen, Äußerungen vortrefflich ange spielt. Die lobenswerthe Haltung im Äußern bey dem fortwährenden Sturme des Innern offenbarte sich besonders auch durch geziemenden Anstand. Der öffentliche Beyfall wird nicht immer den besten Stellen des Vortrags zu Theil, sobald diese nicht in gerader Linie das Herz in seinem Lieblingsverkehre treffen.

Deßhalb steht es der Kritik an, wie uns dünkt, gerade die unbemerkteren Schönheiten, oder solche, die wegen des Zusammenhangs nicht laut ausgezeichnet werden können, später öffentlich zur Sprache zu bringen. Dazu fände sich auch diesmal wieder viel Gelegenheit, indessen mag das besondere Lob bloß beschränkt werden auf den unübertrefflichen Ausdruck, mit welchem Hr. Anschütz zu Hedwig die Worte sprach: „Und du willst mein seyn?“ Die Verwegenheit des Herzens, das entweder Alles oder Nichts haben will, vereinigte sich wunderthätig mit der Bitterkeit des Spottes über die Welt, über sich und über Hedwig. Schon in diesem einzelnen Griff erkennt man die leitende Hand des Genius. Hingegen fehlte dem Anzuführenden: „Du wirst meine Braut,“ jene fürchterliche Bestimmtheit, von der uns ein sehr klarer Begriff vorschwebt, und die wir noch bey keinem tragischen Schauspieler in der eigentlichen Vollendung angetroffen haben. Hr. Anschütz ist übrigens ganz dazu gemacht, diese Forderung zu erfüllen, sobald er will. Mad. Schröder hat den Ton, welchen wir meinen, vollkommen in der Gewalt. Vielleicht wird das Gesagte durch diese Hinweisung deutlicher und damit ist dieselbe hoffentlich gerechtfertigt.

Im letzten Akte muß der Vortrag noch außer der Energie durch einen ganz eigenen Witz der Verzweiflung gefährdet seyn, welcher wie ein tragisches Wetterleuchten den stauenden Blick plötzlich hinschweifen läßt in den Abgrund und in alle Klüfte eines gesunkenen und sich selbst verwerfenden Lebens. In diesem Gebiete steht noch fast unberührt ein ganzer Wald voll Palmen für diejenigen, die Meister des Cothurns seyn wollen. Mad. Schröder hat übrigens ihren Theil schon daraus weggenommen. Da Hr. Anschütz mit den Tönen nach Willkür zu spielen versteht, wie er in der Rolle des Hugo gezeigt hat, z. B. in den Worten: „Du hast Recht,“ so ist ihm schon dadurch ein Theil desjenigen zugänglich geworden, das wir gern ganz als sein Eigenthum betrachten möchten.

Jener schadenfrohe Jubel, mit dem der vollendete Künstler in solchen Rollen, wie Rudolph, zulezt sich und alles Lebendige, grimmig lächelnd, als Opfer bekränzt, kann ferner nur ganz anschaulich werden durch das lebendigste Mienenspiel, überhaupt durch die vollkommenste Theilnahme des Körpers vom Kopf bis auf die Zehen. Der Mund ist besonders der wildeste Verräther des Innern, er kann, recht gebraucht, Formen bilden, welche die Schluchten der Hölle nachahmend darstellen. Von dieser Seite ließ Hr. Anschütz noch zu wünschen übrig. Freylich gehört dazu eine besondere Organisation, die nur die Natur geben kann. Die Sache findet sich in der rechten Weise auch wieder nur höchst selten. Eine übertriebene Betonung mancher Sylben hat auch diesmal vielen Schmerz erregt. Unter mehreren Beyspielen genüge dieses: „Ich lebte wie Le Bohen in der Gegend.“

Der Geber so erwünschter Gastgeschenke, deren Werth die Zeit eher zu erhöhen als zu vermindern scheint, wurde von dem freudig dankbaren Publikum nach dem Schlusse gerufen.

Mad. Anschütz ergriff als Hedwig durch mehrere schöne Momente und widerlegte dadurch die frühere Äußerung in diesem Blatte, als sey sie noch als Anfängerinn zu betrachten. Diese Übereilung gestehen wir um so lieber ein, da selbst oft auch das Gegentheil der Übereilung die klarsten Köpfe die Steine des Anstoßes nicht sehen läßt, die sie eben durch ein unendliches Schauen nach allen Strichen des Kompasses erst hinlegen.

In dem Nachspiele: der Verräther, erntete Mad. Anschütz als Klärchen einen eben so gerechten als entschiedenen Beyfall ein. Sie wurde gerufen und dankte nicht ganz so angemessen, wie es die Beredsamkeit ihres Spiels hoffen ließ. Die Fehler dieses Klärchens, die wir nicht übersehen haben, sind heutzutage allen Schauspielerinnen gemein, die in ähnlichen Rollen auftreten. Uns ist wenigstens durchaus keine Ausnahme bekannt. Die angenehmen Schönen gleichen meistens nur Redoutebäuerinnen. Was soll aber die Schauspielerinn machen? Die Natur studieren? Das klingt fast lächerlich, man mag die Worte von vorn oder von hinten lesen. Und wird nun die Natur auch wirklich dargestellt, so ist noch die Frage, ob die ungeschminkte Wahrheit eben so gut gefallen wird als die schmeichelnde Lüge. übrigens wird es bloß von dem

Willen der kunstgewandten Frau abhängen, Märchens Fehler abzulegen, wenn sie nicht gar als Dame den Kopf aufseht, mit dem sie so viel vermag, und durch öffentlichen Beyfall die Kritik Lügen zu strafen sucht. Wir werden uns über diesen Beyfall freuen, ohne deshalb unsere Grundsätze aufzugeben. Eine Parallele zwischen Mad. Neumann und Mad. Anschütz als naiven und sentimentalen Arkadierinnen müßte sehr interessant seyn. Plutarch hat Römer und Griechen zusammengestellt; und ein Theaterrecensent sollte sich nicht die Freude machen dürfen, zwey Damen ästhetisch an einander abzumessen unter dem Vorsey der strengen Sitte, die bey dem bloßen Gedanken an die Leserinnen von selbst zu einem unverfälichen Geseh wird?

#### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Acacia alata*. Aus Neuholland.

*Calotamnus quadrifida*. Aus Neuholland.

*Caladium pinnatifidum*. Halbgesiedertes Caladium. In schattigen Wäldern von Caracas.

*Coccoloba laurifolia*. Lorberblättrige Seetraube. Von Caracas.

*Goodenia ovata*. Euförmige Goodenie. Aus Neuholland.

*Riggellaria africana*. Gesägte Riggellarie. Vom Kap.

*Psoralea angustifolia*. Schmalblättrige Psoralea. Aus Italien.

*Rhus pendulinum*. Hängender Sumach. Vom Kap.

*Tabernaemontana citrifolia*. Citronenblättrige Tabernämontane. Vom wärmeren Amerika.

*Trilix lutea*. Gelbe Trilix. Von Carthagena.

#### Ankündigung.

Beym herannahenden Schlusse der ersten Hälfte des fünften Jahrgangs dieser Zeitschrift ersuchen wir die P. T. Abnehmer derselben auf die zweyte mit 30 fl. sammt den Modenbildern oder auf das dritte Quartal mit 15 fl. W. W., und ohne Modenbilder halbjährig mit 14 fl. und vierteljährig mit 7 fl. W. W. im Bureau am Kohlmarkt No. 268 oder in der Verlags- handlung des Hrn. Anton Strauß am Peter im Auge Gottes zu pränumeriren.

Auswärtige in allen Provinzen des Kaiserstaates belieben sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Oberst-Postpostamts-Haupt-Zeitungs- Expedition oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter gegen Vorausbezahlung von 33 fl. W. W. halbjährig zu wenden und falls sie die post- ämtliche Siegelung wünschen, noch 2 fl. W. W. beizufügen.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Kupfer durch die Buchhandlung Tändler und Comp. allhier zu erhalten.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinſtag, den 13. Juny 1820.

71

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Weichenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zuſammen viertheils um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertheils um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieſer Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Steuſch am Peterſplatz; für Auswärtige aber durch die f. k. Poſtämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird dieſe Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

## Koſmologiſche Betrachtungen

über den Bau und die innere Organisation des Himmels.

Von Littrow, Direktor der f. k. Sternwarte.

Auf die Unterſuchungen über die Dauer des Weltgebäudes, mit welchen wir uns in der letzten Unterhaltung \*) beſchäftiget haben, würden ſehr angemessen die Betrachtungen folgen können, welche wir über das Entſtehen, über den wahrſcheinlichen Urfprung dieſes großen Syſtemes anzustellen im Stande ſind. Da aber dieſe eine innigere Bekanntschaft mit dem Weltgebäude vorausſetzen, ſo wollen wir zuerſt ſehen, was uns die Beobachtungen und die auf ſie gebauten Schlüſſe über die innere Einrichtung des Sonnenſyſtemes bisher gelehrt haben, und gleich zum Eingange uns mit Dank erinnern, daß wir beynahe alles, was wir über dieſen Gegenſtand wiſſen, unſerem braven Landsmanne Herſchel ſchuldig ſind, der dieſe Unterſuchungen zu dem ausschließenden Zwecke ſeines langen und thätigen Lebens machte, und auch in dieſer Vollkommenheit allein machen konnte, da ſeine, meiſtens von ihm ſelbſt verfertigten Spiegel-Teleſkope, noch von keinen andern bisher erreicht worden ſind.

Vor dieſem unvergleichlichen Beobachter beſchäftigten ſich die Aſtronomen meiſtens nur mit den Gegenſtänden, welche uns unſer eigenes eingeſchränktes Planetenſyſtem darbiethet, und nur ſelten wagte einer derſelben, mehr Vermuthungen, als wirkliche Blicke über die Grenzen deſſelben. Über die Anordnung des ganzen Weltgebäudes, über die Einrichtung und die innere Organisation deſſelben, über die Wunder, welche uns die Natur in jenen Fernen darbiethet, für welche alle unſere Maße zu klein ſind, und vor welchen die Einbildungskraft erſchrickt, durſten wir bisher bloß Muthmaßungen und Ahnungen anſtellen: Herſchel aber führte uns auf einen Standpunkt, der uns neue, unerwartete Ausſichten eröffnet, und von wel-

\*) In Nr. 42 — 44 dieſer Zeitschrift.

dem wir wenigstens einige Stücke des großen Ganzen übersehen können. Ohne Zweifel ist wohl in dem ganzen Umfange des menschlichen Wissens nichts, was diesen Betrachtungen an Erhabenheit gleich käme.

Es ist äußerst weit von dem ersten gedankenlosen Anblick des gestirnten Himmels bis zu den Betrachtungen desselben, die Herschel mit seinen Teleskopen von 7000mahliger Vergrößerung, oder zu jenen, die Newton mit seiner noch ungleich mächtigeren Analysis bewaffnet, angestellt hat. Newton gab uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine verbesserte, Herschel aber eine weit um das Tausendfache vermehrte Ausgabe des Sonnensystems. Der Eine lehrte uns das Band kennen, welches alle Körper des Himmels zusammenhält, und das Gesetz, dem sie alle, ohne Ausnahme, seit undenklichen Zeiten gehorchen; er zeigt uns die Wunder unseres Planetensystems, indem er uns auf einer Kugel von neun Millionen Quadratmeilen unter demselben herumführt, auf einer Kugel, die an einer festen, obschon unsichtbaren Kette von ein und zwanzig Millionen deutscher Meilen Länge über einem Feuermeere, der Sonne, schwebt, das wenigstens wieder neunzig tausend Meilen im Umfange hat. Der Andere führt uns in noch höherem, kühneren Fluge heraus über die Grenzen unserer Welt zu fremden Sonnen, andere Fixsternsysteme, andere Milchstraßen vorbei, bis dorthin, wo der menschliche Geist selbst den Vorstellungen seiner bewaffneten Sinne unterliegt, und wo alle Begriffe von Zahlen und Entfernungen aufhören, da gegen diese Ausdehnungen ohne Ende selbst die Abstände des nächsten Fixsterns von unserer Sonne, die nach unsern Begriffen schon an das Unendliche grenzen, kein Verhältniß mehr haben; da selbst das Licht, dessen Geschwindigkeit wir nicht mehr zu fassen vermögen, von jenen Gegenständen bis zu uns eine Reihe von Jahrhunderten braucht, die wir wieder nicht zu fassen im Stande sind. Von diesen Dingen, die denn doch des Wissens werth zu seyn scheinen, weiß der größte Theil der Menschen so viel, als gar nichts, und von den tausend Millionen unserer Brüder, die sich auf dieser Erde herumtreiben, betrachten die meisten, bey weitem die meisten, und unter ihnen nicht bloß die sogenannten Gemeinen, den Himmel mit allen seinen zahllosen Wundern nicht anders, als die Thiere der Weide, die unbekümmert was um sie vorgeht, ein edles Sinnbild echter stoischer Weisen, ihr Futter ruhig weiter kauen.

Diese wiederkauenden und nicht wiederkauenden Thiere sehen, wenn sie ja einmahl den Himmel ihres Anblickes werth halten, etwa tausend kleine Sterne, und wenn sie ihr Leben auch auf achtzig Jahre gebracht haben, so ist ihnen doch in dieser ganzen langen Zeit auch nicht einmahl der Gedanke in den Kopf gekommen, was diese Sterne wohl seyn mögen; wo sie, da sie sie nur bey Nacht sehen, den Tag über gewesen sind; woher die kommen, die hier zu scheinen anfangen, oder wohin jene gehen, die dort verschwinden? Lassen sie doch alle Tage die Sonne selbst, die sich jedem, auch dem gedankenlosesten so mächtig aufdringt, Morgens und Abends die Spitze ihrer Berge und ihrer Häuser vergolden, und über ihrem Scheitel in strahlenvoller Majestät dahinziehen ohne sie zu fragen, woher sie komme, und wohin sie gehe. Sie sonnen sich in ihren Strahlen, genießen ihre Wärme, und lassen sie ihre Wege gehen. Wie sollten sie den kleinen, ihrer Aufmerk-



samkeit ganz unwürdigen Sternen, die kaum ihre nächtlichen Spaziergänge genügend beleuchten, auch nur einen Augenblick von der kostbaren Zeit widmen können, die sie zu ganz andern Dingen brauchen.

Was nun zuerst die Anzahl der Sterne betrifft, so kann man in der That mit freyem Auge etwa ein tausend derselben noch deutlich sehen. Allein schon mittelmäßige Fernröhre vermehren diese Zahl bedeutend. *Bode* hat in seiner Uranographie, die der schönste Himmelsatlas begleitet, welchen wir besitzen, bereits über 17 tausend derselben nicht nur angemerkt, sondern auch ihre Stelle am Himmel bestimmt und gehörig beobachtet, und eines der wichtigsten und mühevollsten Werke, welches unser neunzehntes Jahrhundert hervorgebracht hat, die *Histoire céleste*, enthält nahe an 50 tausend Sterne, deren Ort am Himmel genau angegeben ist. Dieses Werk, welches den Astronomen unentbehrlich ist, verdankt sein Daseyn meistens dem geschickten, thätigen, ja unermüdlischen *M. La Lande*, dem Neffen des berühmten Astronomen desselben Namens, und von ihm läßt sich mit vollem Rechte sagen, was *Virgil* von *Pallurus*, dem Steuermanne des *Aeneas*, sagte:

*Sidera cuncta notat tacito labentia coelo.*

Allein auch diese 50 tausend Sterne sind bey weitem noch nicht alles, was man auch nur mit mäßigen Fernröhren am Himmel erblickt. Schon *Huyghens*, der sich durch die Wichtigkeit und die Erhabenheit seiner Entdeckungen um die Astronomie so wohl verdient gemacht hat, als man nur von wenig andern rühmen kann, der auch die Theorie so wie die Praxis der Fernröhre selbst beträchtlich erweitert und vervollkommenet hat, schon *Huyghens*, der den 26. Juny 1695, also zu einer Zeit starb, wo die Fernröhre bald nach ihrer Erfindung noch in ihrer Kindheit lagen, bemerkte bloß um den Gürtel und das Schwert *Oriens* mehr als zwey tausend Sterne. In demselben Sternbilde, nahe bey der Hand und der Keule *Oriens*, in einem Streifen von fünfzehn Grad lang und zwey Grad breit, bemerkte *Herschel* über 50000 Sterne. Da dieser Raum nur der 1375. Theil der ganzen Oberfläche des Himmels ist, so würde, wenn die Sterne überall gleich dicht ständen, ihre Anzahl über 68 Millionen seyn. Allein in manchen Gegenden stehen sie noch viel dichter an einander. So sah *Herschel* den 22. August 1792 während 41 Minuten nicht weniger als 258000 Sterne in der Milchstraße durch das Feld seines Fernrohrs gehen. Wenn man auf jede Quadratminute der Fläche des Himmels nur einen Stern annimmt, was gewiß viel zu wenig ist, so folgt daraus schon eine Anzahl von mehr als 148 Millionen. Seht man nun, was sehr wahrscheinlich ist, voraus, daß diese Sterne, die in so ungeheuern Entfernungen dennoch ein so lebhaftes Licht zu uns schicken, welches sich von dem geborgten Sonnenlichte, in welchem unsere Planeten schimmern, wesentlich unterscheidet, eben so viele Sonnen sind, deren jede Licht und Wärme über die ihr zugemessenen Planeten und Kometen ausgießt, und daß diese Planeten mit ihren Satelliten, wie unsere Erde, mit Geschöpfen aller Art bewohnt sind, daß vielleicht auch dort, wie hier, in jedem Wassertropfen eine ganze Welt von mikroskopischen Thieren sich ihres Lebens freut, und daß endlich dieselbe allmächtige, unsichtbare Hand, die diese unzählbare Menge von Fixsternen, dieses Heer von Milchstraßen gebaut hat, jeden Augenblick nicht nur für diese Systeme selbst, sondern auch für jedes

seiner kleinsten Geschöpfe mit väterlicher Sorgfalt wachen muß, damit es nicht in das Nichts zurückfalle, aus dem es sein Wille hervorgehen hieß — so ermattet bey diesen Ideen auch die kühnste Phantasie des menschlichen Geistes, und es wird ganz unmöglich, sie auch nur beynähe in Worte zu kleiden.

Dies über die Anzahl der Fixsterne. Sehen wir nun, was wir von ihren Entfernungen wissen.

Wenn wir die Entfernung eines Gegenstandes auf der Oberfläche der Erde, eines Berges, eines Thurmes, von uns messen wollen, so müssen wir ihn im Allgemeinen aus zwey verschiedenen Standpunkten betrachten, und je größer jene Entfernung ist, desto größer muß auch die Entfernung der beyden Standpunkte seyn, wenn anders die gesuchte Messung einige Sicherheit haben soll. Da nun aller Wahrscheinlichkeit nach die Fixsterne sehr weit von uns entfernt sind, so wird es nothwendig seyn, eine so große Basis als möglich zur Standlinie anzunehmen. Die größte Basis, welche sich aber auf der Erde nehmen läßt, ist ihr Durchmesser selbst, der nahe 1728 deutsche Meilen beträgt. Lassen wir also einen Beobachter in Peking in China, und den andern in Boston in Nord-Amerika, oder lassen wir den einen in Petersburg und den andern auf den Mendozasinseln, welche Orte nahe um den ganzen Durchmesser der Erde von einander entfernt sind, denselben Stern betrachten, und nach einem Jahre beschwerlicher Reisen ihre Resultate mit einander vergleichen. Was wird die Folge davon seyn? — Gar keine, da sie beyde den Stern noch immer auf demselben Orte des Himmels gesehen haben. Diese Basis also, obchon sie die größte ist, die man auf der Erde ziehen kann, ist zu jenem Zwecke noch viel zu klein, und es ging den beyden Astronomen nicht anders, als es, um mich durch ein Beyspiel deutlich zu machen, einer Milbe gehen würde, die einen einige deutsche Meilen entfernten Kirchturm zuerst von einer, und dann von der entgegengesetzten Seite eines Hirsekorns betrachten würde. Da also dieser Maßstab viel zu klein ist, so suchte man einen andern größern auf, mit welchem man glücklicher zu seyn hoffen konnte. Da sich, wie bekannt, unsere Erde jährlich einmahl um die Sonne in einem Kreise bewegt, deren Halbmesser über zwanzig Millionen deutscher Meilen ist, so befindet sich die Erde nach sechs Monathen in einem Punkte, der von dem ersten wenigstens 40 Millionen Meilen entfernt ist, und diese Länge, die nahe 23 tausendmahl größer ist, als der Durchmesser der Erde, wird wohl ansehnlich genug seyn, um daraus auf die Entfernung der Fixsterne schließen zu können. In der That, wenn der Winkel, welchen die beyden Linien aus dem Stern nach den entgegengesetzten Punkt des Erddurchmessers nur eine Sekunde bilden, eine Größe, deren man sich auch durch unsere besten Instrumente nur schwer versichern wird, da ein gewöhnliches Menschenhaar in der gehörigen Entfernung vor dem Auge gehalten am Himmel schon zehn bis zwölf Sekunden bedeckt, so würde, wie man durch eine einfache Rechnung finden kann, der Winkel, welchen dieselben Linien, die aus dem Stern nach den beyden entgegengesetzten Punkten des Durchmessers den Erdbahn gezogen werden, machen, schon einen Winkel von mehr als drey Graden und elf Minuten bilden. Wendet man dieses Verfahren auf den entferntesten Planeten unsers Son-

nensystems, auf Uranus an, der über 400 Millionen Meilen von der Erde absteht, so wird man ihn, wenn man ihn z. B. im Anfange des Jahres bey einem Fixstern stehen sah, nach einem halben Jahre, wenn er während dieser Zeit keine eigene Bewegung gehabt hätte, schon um sechs ganzer Grade von demselben Fixstern entfernt finden, und aus diesem sehr beträchtlichen Winkel würde sich seine Entfernung von der Erde sehr genau ableiten lassen. Dieselbe Methode also haben die Astronomen auch auf die Fixsterne angewendet, und sie haben mit dem größten Fleiße, und mit den besten Instrumenten jenen Winkel zu bestimmen gesucht, unter welchem einem Auge in dem Fixstern der ganze Durchmesser der Erdbahn oder eine Linie von 40 Millionen Meilen erscheinen würde. In den neuesten Zeiten beschäftigte sich mit diesen wichtigen und interessanten Gegenstände besonders Piazzi in Palermo, der sich durch seine Entdeckung des ersten der neuen Planeten, der Ceres, und durch seinen vortrefflichen Sternkatalog um die Astronomie große und bleibende Verdienste erworben hat. Auch Calandrelli in Rom, welcher sich zu diesem Zwecke mit Andreas Conti verband, hat über seine mehrere Jahre lang fortgesetzten Beobachtungen dieser Art ein eigenes Werk herausgegeben. Aber auch schon viel früher haben sich andere berühmte Astronomen mit dieser Untersuchung der Entfernung der Fixsterne besonders beschäftigt. So schlug Galilei, in seinem Systema cosmicum, zu diesem Zwecke die Beobachtungen der Sterne an sehr entfernten Thürmen in verschiedenen Jahreszeiten vor; so beobachtete der Engländer Wallis durch eine Reihe von Jahren die Sterne durch ein Fernrohr, dessen Objectiv an der Spitze eines hohen Thurms befestigt war, ein Verfahren, welches später Rowley an einem der Thürme der St. Paulskirche in London wiederholen wollte, dem sich aber Newton widersetzte, wahrscheinlich in der Besorgniß, daß nicht erwünschte Resultate auf die Unwissenden einen nachtheiligen Einfluß für die Wissenschaft haben könnten, anderer Beobachtungen von Hook, Flamsteed, Römer u. m. nicht zu erwähnen. Und was war der Erfolg aller dieser vereinigten Bemühungen so vieler Beobachter? — Daß jener Winkel noch immer zu klein ist, um mit einiger Sicherheit bestimmt werden zu können; daß also die Entfernung der Fixsterne von der Erde so groß ist, daß selbst nicht nur der Durchmesser der Erde, sondern auch jener der ganzen Erdbahn, oder daß gegen jene Entfernung selbst eine Distanz von 40 Millionen deutscher Meilen immer noch nur als ein Punkt zu betrachten ist, der gegen jene Distanz gänzlich verschwindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, 30. April 1820.

Ich bin Ihnen unsern Theaterbericht vom März und April schuldig. Einiger unbedeutenden Kleinigkeiten, welche auf der Bühne vorüber und von der Bühne abglitten, erwähne ich nicht, weil es ihren Verfassern, denen sie viel Mühe gekostet haben mögen, leid seyn würde, sie mit den kurzen, aber gewichtigen Worten begleiten zu hören: „sie haben nicht gefallen.“ Es sind zwar Kleinigkeiten; aber Kleinigkeiten sind in den Augen derer, die sie schufen, auch wenn sie sie so benennen, groß. Nur ein gefallenes und durchaus ohne Rettung gefallenes Stück muß ich weitläufiger anzeigen, wäre es

auch nur, um andere abzuschrecken. Einer unter den Tausenden in Deutschland, welche Genie, tragisches, komisches oder lyrisches Genie zu haben glauben, weil sie lesen und schreiben, und vor allem sprechen können, hat es sich im ganzen Ernste vor einigen Jahren eingeildet, sich und der tragischen Muse eine neue Bahn brechen zu können und zu wollen. — „Ich werde Deutschland zeigen, was Tragödie seyn müsse,“ so klang sein bescheidener Spruch. Er schrieb den Carlo, stellte ihn der Direktion zu. Diese hielt es für Pflicht, dem Verfasser die Augen zu öffnen; vergebens! Er war so eingenommen-blind, daß er allen Widerstand als Mißgunst und Kabale auslegte, auf seinem Vorsatz bestand, alle Einwürfe beantwortete, alle Schwierigkeit ebnete, sich zu Kosten, zu möglichen (in seinen Augen unmöglichen) Schadenersatz für die Kasse erboth, und nach zwey Jahren die Aufführung seines Stück's endlich dadurch erhielt; daß er denjenigen forderte, den er für den Hauptwidersacher seines poetischen Ruhms hielt, und der sich dadurch rächte, daß er die Rollen des Stück's unter die vorzüglichsten Schauspieler vertheilte, damit wenigstens von dieser Seite kein Vorwurf auf ihn haften könne, und das Verdienst oder Unverdienst der Tragödie ganz auf ihr selbst beruhe. So wurde sie dann mit aller Üppigkeit der Dekorationen und des Theaterpomps aufgeführt. Es gab viel dabei zu — lachen! In den ersten beyden Akten sind nur, in jedem, zwey Auftritte. Die Langweil ging aber bald in Lustigkeit über; das zu guter Laune gestimmte Publikum drang allmählig so sehr in das Stück ein, daß es bald mit agirte, einzelne Sätze beantwortete, hier unterbrach, dort ergänzte, auch wohl kommentirte. Kurz es war ein Possenspiel im Trauerspiele. Einer der Schauspieler, dem (man begreift nicht wie) das Stück oder der Verfasser seine weiche Seite abgewonnen haben soll, legte in seine Rolle so viel Unnatürlichkeit, Übertreibung und an Raserey grenzende Wuth, daß das in seinen Augen Erhabene zum Lächerlichen herabsank. Und so geschah es dann, daß dieses Wunderstück, nach langweiliger Belustigung, einstimmig ausgepocht wurde, und der Verfasser (ein bedeutender Mann durch Einfluß, Stand, Reichthum und als Legationsrath bey einem italienischen Hofe angestellt) am folgenden Morgen Postpferde bestellte und sein undankbares Vaterland mit dem Rücken ansah. Ich erfuhr, daß er sich eines schlimmeren besonnen hat, und sein abgekürztes Stück, in drey Akten, nochmals auf die Bühne bringen will.

Ein besseres Schicksal haben und verdienen zwey Offiziere unserer Armee, der Major von Decker von der Artillerie und der Baron v. Lauer von den Garde-Uhlanen. Jener hat ein kleines französisches Stück zum Singspiel bearbeitet und es *Rose die Müllerin* überschrieben; dieser hat leichte Kompositionen zu den Liedern gemacht. Auch hier langweilt zwar manches (ich möchte sagen, der ganze erste Akt), aber der zweyte belebt Bühne und Zuschauer, und das Ganze liefert zwar keinen bleibenden, bedeutenden Beitrag für das Repertoire, aber doch als Liederspiel theils manche Reminiscenz, theils manches gefällige Neue. Gottlob, es war kein Trauerspiel wie Carlo, wo der Freund den Freund erst ermordet, und dann, aus Liebe, ihn — fressen will!

Hrn. Meierbeer's Oper: *Emma von Korburg*, wurde, nach zufälliger Unterbrechung, bey immer vollem Hause, zum dritten Mal mit immer steigendem Beyfall gegeben. Unsere Blätter ziehen gegen dieses Singspiel mit einem — Parteilichkeit verrathenden — Tone, mit einer Lebhaftigkeit, einem Ingrimm los, der sogar Reichthum und Religion des jungen verdienten, fleißigen und wirklich genialen Verfassers mit in Anschlag bringt, und ihm beydes, so wie die Nachahmung und die Weise Rossini's, zum Vorwurf machen möchte. Als wenn es im J. 1820 Verbrechen und Sünde wäre, in Italien zu komponiren, wie Rossini; als wenn man von einer Musik, welche gefällt (und das ist, mit Erlaubniß unserer Recensenten, der Fall), verlangen wollte, sie sollte nicht gefallen. Ich habe so leicht nicht alle Kabale so losgelassen gesehen, als bey dieser Oper. Es ist so weit gegangen, daß einer unserer musikalischen Kunstrichter erklärt hat: er werde nicht hineingehen, aus Furcht, daß ihm die Musik gefallen möchte!!! Dabey ist der Komponist ein Berliner, ein junger, talentvoller Mann, dem man sich freuen sollte, als Landsmann zu ermuntern und zu besigen. *Tantaeue animis coelestibus irae!* Hat je die heilige Cäcilia ihre Schwestern be-

neidet, weil sie reich und Sulamithinnen waren, und soll es nirgends einen guten Komponisten geben dürfen, als unter den Christen, welche sich von Musikstunden ernähren??

Dresden, Ende May 1820.

Nicht viel Neuigkeiten weiß ich Ihnen dießmahl mitzutheilen, da die Blüthenzeit besonders in unserer reizenden Gegend alle Menschen in die freye Natur hinaus lockt. Fremde fangen an von allen Seiten unserm Dresden zuzuströmen. Täglich werden Landparthien vorgenommen. Oft gilt es da eine Reise in die romantisch-sächsische Schweiz, wo man im Badeort Schandau zu verweilen pflegt, und von dort aus die merkwürdigen Berge ersteigt und die lieblichen Thäler durchwandert. Will man nur die gewöhnlichen Parthien nach dem Kuhstall, dem Prebischthor, den Winterbergen und Hohenslein unternehmen, so sind drey Tage zu dieser kleinen Schweizerreise hinreichend; wer es aber gründlicher nimmt, und sowohl die minder bekannten Thäler durchwandern, als die aus Basalten sich aufthürmende Bergveste Stolpen besuchen, und die herrliche Aussicht von dem schwer zu erklimmenden Lilienstein genießen will, der muß wenigstens eine volle Woche diesem stärkenden und erhebenden Naturgenuß schenken. Wessen Zeit beschränkter ist, der kann aber sogar in einem Tage schon eine höchst interessante Parthie dieser mahlerischen Felsengegend sehen. Da fährt man recht früh von hier fort bis Lohmen, dort nimmt man sich einen wegfundigen Führer und durchwandert nun erst den reizenden Liebenthaler Grund. Dann steigt man den engen Felsenweg hinab in den schauerlich wilden Ottowalder Grund, dieser ist entzückend schön, phantastisch geformte Felsenwände drängen sich eng zusammen, so daß wir oft nur einen schmalen Streif des blauen Himmels über uns sehen. Die Vegetation ist in diesen Felsengewinden äußerst reich und üppig, die mannigfaltigsten Farrenträuter geben besonders einen überraschend fremdartigen Anblick; ein klarer Bach rieselt dicht an den hohen Felswänden hin und möchte uns selbst hier und da den Weg versperren, Baumstämme und Breter helfen uns leicht über ihn weg, selbst in einer engen Höhle oder vielmehr Felsenpforte, durch welche wir sowohl als er hindurch müssen. Bey jedem Schritte ist die Ansicht neu und mahlerisch schön. Immer wilder und einsamer wird es in dem Tschirn- und dem Höllengrund, aber auch immer erhabener ist die Natur um uns her. Nach einigen Stunden gelangen wir auf den Wehlstein und die Vasteu, einen steilen Felsen, der sich von der Elbe aus senkrecht über 100 Fuß erhebt, und von welchem aus man einer unbeschreiblich reichen und schönen Aussicht genießt. Auf dem äußersten Felsenvorsprung sind Sitze angebracht, die durch Geländer geschützt sind. In einigen oben gebauten Hütten findet man wirthliche Aufnahme, und so kann der Wanderer hier mitten in diesem Naturpanorama ein labendes Mahl halten. Man sieht auf die Trümmer der uralten Bergvesten Alt- und Neu-Rathen herab, welche so kühn auf die steilsten Felsenspitzen gebauet waren, daß man nun die natürlichen Felswände kaum von den wenigen Resten alter Mauern und Brücken zu unterscheiden vermag. Ein steiler, aber gangbarer Felsenpfad führt herunter in den Wehlgrund, dieser ist sanft und lieblich und hat, so wie der angrenzende Amfelgrund, einen ganz idyllischen Charakter. Die Amfelhöhle, über deren grün umrankten Eingang sich ein ziemlich rauschender Bach herunterstürzt, gewährt einen höchst mahlerischen Anblick. Man pflegt von hier noch bis Rathen zu gehen und sich dort einzuschiffen, weil es sehr angenehm ist, nun von dem Elbstrom aus emporzublicken auf die gigantischen Felsen, auf deren Gipfeln man erst stand. Man kann bis Pirna fahren und dort noch den Sonnenstein besuchen, wo sich die berühmte treffliche Irrenanstalt befindet, aus welcher schon mancher geheilt zurückkehrte, da hier die größte ärztliche Sorgfalt, freundliche Behandlung, angemessene Beschäftigung und Erheiterung und sehr reine gesunde Luft vereint segensvoll auf die Gemüthsfranken wirken. Wenn man von Lohmen aus seinen Wagen hieher geschickt hat, so kann man nach einem genuß- und inhaltsreichen Tage doch um zehn Uhr Abends bequem wieder in Dresden seyn.

(Der Schluß folgt.)

(Wegen Menge der Materialien verspätet.)

In dem gegenwärtigen Zeitpunkte ereignet sich bey uns so wenig Neues von einiger Erheblichkeit, daß diese Neuigkeiten: Ebbe beynahe das Merkwürdigste ist, was berichtet werden kann. Das Theater ist fort; die Piqueursgeschichten haben ein Ende; Kunst und Literatur lassen nichts von sich hören, Friede und Ruhe herrschen überall, und Ihr Referent sieht ärger als die Schreiber von politischen Zeitungen im Trocknen, da diese seit einigen Wochen doch etwas Wasser auf ihre Mühlen erhielten. Erlauben Sie mir daher, Ihnen anstatt großer Dinge eine Kleinigkeit mitzutheilen, welche uns neulich nicht wenig Unterhaltung verschaffte. In einer hiesigen Zeitung las man nämlich jüngst die Ankündigung: „Bey dem Unterzeichneten (die Unterschrift enthielt die bestimmte Angabe des Namens und der Wohnung eines bekannten hiesigen Mannes aus dem gemeinen Stande) sind ein Paar Tag und Nacht schlagende Nachtigallen stündlich und wohlfeil zu verkaufen.“ Kaum war die Zeitung ausgegeben, so gab es in dem Hause des vermeintlichen Verkäufers Anfragen über Anfragen. Zuerst wurden die arglosen Frager von der Herrinn des Hauses rauh abgewiselet; dann kam es zu Scheltworten, und als sich der Zuspruch mehrte, fast zu Thätlichkeiten. Es zeigte sich sofort, daß ein unbekannter Spatzvogel, der von den Familienverhältnissen jenes Bürgers unterrichtet war, die Einrückung jenes Zeitungs: Artikels, der durch sein unschuldiges Aussehen die Redaktion täuschte, veranlaßt hatte, und daß unter den beyden Tag und Nacht schlagenden Nachtigallen die beyden Tag und Nacht keifenden weiblichen Hausgenossinnen, Frau und Schwiegermutter des angeblichen Verkäufers, welcher sich dieses Scherzes wegen nur wenige Haare ausgerissen haben soll, verstanden waren. Die Behörde suchte indessen den unziemlichen Spasimacher zu erforschen, damit seiner Laune für die Zukunft ein Ziel gesetzt werde.

Die Ankunft des Hrn. Moscheles aus Wien, welcher am 28. d. in dem Fugerschen Saale ein Konzert gab, unterbrach die Stille dieses Monaths auf die angenehmste Weise. Es wäre überflüssig zum allgemein anerkannten Ruhme dieses Künstlers noch etwas sagen zu wollen. Er hat hier, wie überall, außerordentlichen Beyfall eingeeerntet. Die gewählten Musikstücke waren: Ouverture von Moscheles; Allegro eines Konzertes, komponirt und vorgetragen von demselben; Variationen für die Violine von Rode, gespielt von Hrn. Neugebauer; Variationen über den Alexanders Marsch für das Pianoforte, komponirt und vorgetragen von dem Konzertgeber; Ouverture von Stunz; freye Phantasie auf dem Pianoforte, von Moscheles. Auch den Kompositionen sollte man die verdiente Bewunderung. Es wird dieser Meister auf seiner großen, vorhabenden Kunstreise durch Deutschland, Frankreich und England an allen Orten, welche er mit seiner Gegenwart beglückt, sein Vaterland verherrlichen, und ein glänzendes Zeugniß von dem hohen Standpunkte ablegen, welchen die Kunst in der Kaiserstadt erreicht hat, wie jüngst Mad. Schröder in ihrem Fache dasselbe bewies.

Einige Tage vorher wurde zum Besten der hiesigen Armen von der Musikliebhaber-Gesellschaft ein Konzert veranstaltet, welches viel des Gelungenen darboth. Der reine Ertrag belief sich auf 300 fl. Eine früher zu demselben Zwecke gegebene Vorstellung im Theater warf 244 fl. ab. Wenn ich Ihnen daneben sage: daß der bekannte Wohlthätigkeitsfönn der hiesigen Einwohner noch auf gar mannigfaltige Weise angesprochen wird, wenn sie das Verhältniß der Einwohnerzahl Wiens mit jener Augsburgs vergleichen, und noch viele andere Umstände in Erwägung ziehen wollen, so wird Ihnen unser auf den Altar der leidenden Menschheit gelegtes Scherflein in seiner wahren (nicht, wie vielleicht im ersten Augenblicke, scheinbaren) Größe erscheinen.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Donnerstag, den 15. Juny 1820.

72

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Koblmart Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Kosmologische Betrachtungen

über den Bau und die innere Organisation des Himmels.

Von Littrow, Direktor der k. k. Sternwarte.

(Fortsetzung.)

Zwar wollten einige Astronomen jenen Winkel bey manchen Sternen gleich zwey, vier und selbst mehr Sekunden gefunden haben, allein spätere, fortgesetzte Beobachtungen überzeugten sie bald von ihrem Irrthume. So fand Piazzi jenen Winkel an dem Polstern durch mehrjährige Beobachtungen nicht ganz unbeträchtlich, und schon glaubte er, die Entfernung dieses Sterns mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben zu können. Aber später bemerkte er, daß das Gebäude seiner Sternwarte, obchon es auf einem äußerst soliden Thurm errichtet war, den ein arabischer Emir zu der Zeit, als diese Nation noch in Sicilien hauste, erbaut hatte, immerwährenden Oscillationen unterworfen ist, wodurch auch die darin aufgestellten fixen Instrumente ähnlichen Schwankungen ausgesetzt wurden. Indem er aber diese Schwankungen des Instruments auf den Stern bezog, fand er eine Ortsveränderung des letztern, die ihn verleitete, diese von der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne abzuleiten. Diese Oscillationen hoher Gebäude sind erst in den neuern Zeiten genauer beobachtet worden, besonders von Cesaris auf der Sternwarte in Mayland, den die vortrefflichen Libellen Reichenbachs, deren Krümmungshalbmesser mehrere Tagreisen betragen soll, in den Stand setzten, zu entscheiden, daß ähnliche Gebäude sowohl täglichen regelmäßigen Schwankungen, nachdem sie von der Sonne an verschiedenen Seiten beschienen werden, als auch jährlichen Bewegungen unterworfen sind, die mit den Jahreszeiten und den mit den letztern gewöhnlich verbundenen Witterungsänderungen periodisch wiederkehren, aus welcher Ursache man alle neuere Sternwarten unmittelbar neben der Erde ohne alle Stockwerke errichtet, und überdies die Instrumente von den Wän-

den des Gebäudes völlig isolirt, damit, wie schon Römer gesagt hat, das letztere nur der Mantel der ersten sey, der sie vor den Unbilden der freyen Luft und der Bitterung beschützt.

So groß also auch eine Entfernung von 40 Millionen Meilen uns, die wir an viel kleinere Maßstäbe gewöhnt sind, erscheinen mag, so ist sie doch gegen die Entfernung selbst des nächsten Fixsterns von der Erde noch immer ganz unmerkbar, und auch hier ging es den Astronomen, um das alte Gleichniß wieder aufzunehmen, wie jenen Milben auf dem Hirsekorn, dessen Größe gegen die einige Meilen entfernte Distanz des Thurms ebenfalls gänzlich verschwindet. Der berühmte Huyghens, von welchem wir oben gesprochen haben, glaubte daher durch ein anderes Verfahren besser zu dem gewünschten Ziele zu kommen. Er wählte dazu ein 12 Fuß langes Rohr, dessen Öffnung gegen die Sonne er so lange verkleinerte, bis der Theil, den er durch diese Öffnung von der Sonne noch sehen konnte, an Größe und Licht dem schönsten und größten unserer Fixsterne, dem Sirius, gleich kam, wobey er aus der bekannten Größe jener Öffnung und des Sonnendurchmessers fand, daß der durch das Rohr gesehene Theil der Sonne nur den 27600. Theil ihrer Oberfläche ausmache, und woraus er folgerte, daß Sirius, wenn er nahe so groß wie die Sonne ist, wenigstens 27600 Mal weiter als die Sonne von der Erde, oder wenigstens 552000 Millionen Meilen von uns entfernt seyn müsse. Diese Weite setzt schon in Erstaunen, aber sie bleibt, wie man leicht zeigen kann, noch gar sehr hinter der Wahrheit zurück; denn einmahl ist das ganze Verfahren precär und unsicher, und dann würde, wenn dieser Stern nicht weiter von uns abstände, jener oben betrachtete Winkel schon über sieben Sekunden betragen, eine Größe, die man mit unsern heutigen so vervollkommeneten Instrumenten längst bemerkt haben müßte.

Eine dritte, und vielleicht die beste Methode, zur Kenntniß der Entfernung der Fixsterne zu gelangen, wurde von L. Mayer vorgeschlagen, und von Herschel ausgeführt. Sie besteht in der mehrere Jahre fortgesetzten Beobachtung der sogenannten Doppelsterne, d. h. solcher Sterne, die so nahe an einander zu stehen scheinen, daß sie in mittelmäßigen Fernröhren nur als ein einziger Stern gesehen werden, und solcher Doppelsterne gibt es, wie wir unten sehen werden, sehr viele. Da es nämlich nicht wahrscheinlich ist, daß diese Sterne in der That so nahe an einander stehen, da vielmehr der eine, vielleicht der kleinere, unendlich weit hinter dem stärkeren, aber nur für uns mit dem stärkeren in einer beynähe geraden Linie steht, so wird die jährliche Bewegung unserer Erde nur auf den nähern beyder Sterne vorzüglich wirken, während der viel weitere immer dieselbe Stelle am Himmel einzunehmen scheint, und diese Wirkung wird sich sehr leicht an der Veränderung des Abstandes und des Stellungswinkels beyder Sterne erkennen lassen. Allein auch diese Methode wurde selbst mit den so stark vergrößernden Teleskopen Herschels für unzulänglich gefunden, und es ging hier, wie bey der ersten Methode, und wie bey so manchen anderen Versuchen, wo man am Ende ganz etwas anderes findet, als man anfangs gesucht hatte. Als nämlich Bradley die erste Methode durch beynähe zwanzig Jahre auf einige Sterne, die ihm zu diesem Zwecke besonders schick-



lich schienen, angewendet hatte, um daraus die Entfernung derselben von der Erde abzuleiten, fand er am Ende seiner mühsamen Untersuchungen, daß sich diese Entfernung zwar nicht bestimmen lasse, weil sie viel zu groß ist, daß aber dafür die Sterne anderen, bisher noch unbekanntem Bewegungen unterworfen sind, und zwar einer doppelten, deren die erste eine Periode von genau einem Jahre, und die andere eine von nahe achtzehn Jahren hatte, und diese Bemerkungen leiteten ihn auf die Entdeckung der Aberration des Lichts und auf die der Nutation der Erdbachse, zwey Entdeckungen, deren jede allein seinen Namen für alle Zeiten unvergeßlich gemacht hat. Und als Herschel die dritte Methode angewendet, und eine Reihe von Jahren durch eine große Anzahl von Doppelsternen beobachtet hatte, fand auch er, daß sich zwar die Entfernung derselben von der Erde auf diese Art nicht bestimmen lasse, daß aber dafür viele dieser Doppelsterne eine sehr auffallende Bewegung um einander haben, wie z. B. in unserem Systeme die Planeten um die Sonne, daß also auch sie unter einander zusammen gehörende Systeme bilden, die vielleicht durch ähnliche Bande erhalten und bewegt werden, wie die sind, welche wir unter den Planeten und Kometen bemerken. Diese große Idee, der Keim der herrlichsten Entdeckungen, die künftigen Zeiten aufbehalten sind, gilt gleichsam für den ersten geistigen Blick jenseits der Grenze unsers Sonnensystems, hinaus in die unermessliche Tiefe der Welten, wohin sich noch kein Sterblicher gewagt hat, da unsere ganze Astronomie bisher sich nur auf unser eigenes System beschränkte, und das zahllose Heer der Fixsterne keinen eigentlichen Gegenstand der Untersuchung und der Berechnung darbiethen konnte, da wir sie vielmehr gewöhnlich nur als sichtbare fixe Punkte betrachteten, an welchen wir unsere Beobachtungen der Planeten und Kometen anreiheten.

Da uns also, aller angewandten Mühe zu Troge, nichts übrig bleibt, aus welchem wir auch nur mit einiger Sicherheit auf die Entfernung der Fixsterne schließen könnten, so müssen wir uns bescheiden, diese Entfernung größer, oder was dasselbe ist, jenen Winkel, welchen zwey Linien aus dem Stern an die entgegengesetzten Endpunkte der ganzen Erdbahn bilden, kleiner anzunehmen, als wir mit unsern Instrumenten noch genau zu messen im Stande sind. Nun ist es bekannt, daß es sehr schwer ist, mit unsern vollkommensten Instrumenten sich einer einzigen Sekunde zu versichern. Wenn wir daher annehmen, daß jener Winkel, der durch seine Kleinheit unsern Rechnungen entflieht, wenigstens eine Sekunde betragen könne, was würde daraus für die Entfernung des Fixsterns folgen? — Daß der nächste Fixstern von uns wenigstens 412580 Mal weiter entfernt seyn muß, als wir von der Sonne entfernt sind, oder mit andern Worten, daß der nächste Fixstern von uns wenigstens 8250000 Millionen Meilen, oder über 8 Billionen deutscher Meilen entfernt seyn müsse. Selbst wenn wir jenen Winkel doppelt so groß, oder zwey Sekunden annehmen wollten, würde diese Entfernung noch 206000 Weiten der Sonne von der Erde, oder über 4 Billionen deutscher Meilen betragen. Welch eine ungeheure Entfernung, die wir durch keine Vergleichung mit andern uns bekannten Weiten mehr zu fassen vermögen, obschon sie nur den nächsten Fixstern betrifft, und wahrscheinlich auch für diesen noch viel zu klein ist, da ein Winkel von zwey

Sekunden unsern vollkommenen Instrumenten nicht entfliehen könnte. Selbst das Licht, welches in 8 Minuten und 7 Sekunden den Weg von der Sonne zur Erde zurücklegt, würde mit seiner unbegreiflichen Geschwindigkeit doch mehr als drey volle Jahre brauchen, von diesem nächsten Stern bis zu uns zu gelangen. Wie viele andere aber wird es noch geben, die in weit größeren Entfernungen von uns stehen. Wenn man, wie es im Allgemeinen erlaubt seyn mag, diese Körper nahe gleich groß annimmt, welcher Unterschied der Entfernungen mag Statt haben zwischen den Sternen der ersten Größe, die unter dieser Voraussetzung die nächsten sind, bis zu jenen der neunten und zehnten Größe, die man in einer heitern Nacht auch mit einem mittleren Fernrohre aus dem Hintergrunde des Himmels hervortreten sieht; und wie viel näher mögen selbst diese schon teleskopische Sterne der zehnten Größe gegen jene untheilbar und nur durch die vollkommensten Teleskope bemerkbaren Gestirne seyn, in welcher sich die Milchstraße und Nebelflecken auflösen, die aus den tiefsten Tiefen des Himmels zu uns herüberschimmern, und deren Licht vielleicht Millionen von Jahrhunderten braucht, um sie uns sichtbar zu machen; Sterne, die mit den vorhergehenden verglichen, leicht von der tausendsten Größe in absteigender Ordnung seyn können.

Aber dieß alles, so groß und bewunderungswürdig es erscheint, bleibt doch noch weit hinter dem Anblick des gestirnten Himmels zurück, der sich von einem andern, höhern Standpunkte uns eröffnet. Jedermann kennt den weißen Streifen, der sich in heitern Nächten wie ein Gürtel um den ganzen Himmel windet. Die Griechen und Römer, die seine Bestimmung nicht kannten, da es ihnen an den Mitteln fehlte, ihn näher zu untersuchen, brauchten ihn nur als Gegenstand ihrer, hier weder sehr glücklichen, noch erhabenen, Dichtungen. *Herkules* lag als Säugling an den Brüsten der *Juno*, und da er des Guten zu viel genoß, erbrach er sich, und ein Strom von Milch floß aus seinem Munde, dessen Lauf noch ist jener Gürtel bezeichnet, der dieses Ursprunges wegen auch bey uns noch die *Milchstraße* heißt. *Aristoteles*, dem eine so läppische Erklärung nicht genügen konnte, machte daraus ein Meteor, dessen Sitz die mittlere Region seyn sollte, was aber gar keinen Grund für sich hat. Noch selbst *Calande* war der Meinung, daß die Milchstraße nichts als eine Anhäufung von nebelartiger Lichtmaterie, etwa wie das *Zodiakallicht* sey, das sich um den ganzen Himmel herumzieht, und so wenig befriedigend auch diese Erklärung seyn mochte, so mußte man doch dabey stehen bleiben, bis endlich die über alle Erwartung vervollkommneten Teleskope *Herschels* zeigten, daß dieser weiße Schimmer bloß von kleinen, aber äußerst dicht gedrängten Sternen herrühre, welche seine Fernrohre deutlich auflösten. Dabey mußte es auffallen, daß dieses Zusammendrängen unzähliger Sterne bloß in diesem Gürtel, und außer demselben nirgends am Himmel, Statt hatte. Diese auffallende Erscheinung zu erklären, wagt der geniale Mann die Voraussetzung, daß alle diese Sterne der Milchstraße sammt unserer Sonne zu einem abgesonderten Systeme von Sonnen gehöre, die durch das große Band der Attraktion unter einander verbunden, sich alle gemeinschaftlich um einen Centralkörper bewegen, der irgendwo in dem Mittelpunkte dieses zahllosen Heeres von Gestirnen sich befindet, und, da wir ihn nicht sehen, vielleicht selbst ein ungemein

großer, aber lichtloser dunkler Körper seyn kann, da bey der großen Mannigfaltigkeit, die die Natur in allen ihren Werken zeigt, es sehr wahrscheinlich ist, daß nicht alle Sterne selbstleuchtende Körper seyn müssen. Die äußere Gestalt dieses Aggregats von Sternen, welche die Milchstraße bilden, nimmt er nahe linsenförmig und den Ort unserer Sonne in diesem großen Staate nahe bey dem Mittelpunkte desselben an. Diese eben so einfache, als glückliche Erklärung zeigt uns auf eine sehr befriedigende Art, warum wir, wenn wir unsere Blicke aufwärts, gleichsam, wenn ich so sagen darf, gegen die Schneide dieser Linse richten, so viele dicht an einander gedrängte Sterne sehen, weil wir dann die größte Breite des Systemes von Gestirnen vor uns haben, da wir in Gegentheile, wenn wir unser Auge zu den abgeplatteten Seiten dieser Linse kehren, nur wenigen Sternen des ganzen Systemes begegnen. Hier sehen wir das zu uns gehörige Sternengeheer in der Richtung ihrer kleinsten, dort aber in der ihrer größten Breite, und obichon sie vielleicht nach allen Richtungen im Allgemeinen gleich weit von einander entfernt sind, so müssen sie uns im letzten Falle doch viel dichter an einander zu stehen scheinen, weil sie da in den unergründlichen Tiefen des Himmels in langen, endlosen Reihen hinter einander liegen. Was soll man aber dann von den Gegenständen des Himmels denken, die überall außer der Milchstraße in großer Anzahl zerstreut sind, und sich auch durch die vollkommensten Fernröhre nicht mehr oder nur selten in kaum zu erkennbare Sterne auflösen, sondern meistens nur wie ein schwacher Nebel, wie ein mattes Lichtwölkchen aus unmeßbaren, ja ganz undenkbaren Fernen zu uns herüberschimmern? Wenn sie, wie es scheint, alle aus Sternen bestehen, die in unendlichen Weiten von uns ein zusammengehörendes Ganze bilden, was können sie anders seyn, als neue Milchstraßen, neue Systeme von vielleicht Millionen anderer Sterne, neue Sammlungen fremder Welten zu einem großen Ganzen! Diese Vermuthung ist um so wahrscheinlicher, da die meisten dieser Nebel, je stärker die Vergrößerung und die Lichtstärke der auf sie angewandten Teleskope ist, desto mehr Sterne aus ihrem anfangs wolkenartigen Lichtschimmer hervortreten lassen, und da die meisten von ihnen entweder eine kugelförmige, oder, wie unsere Milchstraße, eine linsenartige Gestalt haben. Da viele dieser äußerst sonderbaren Erscheinungen durch ihre äußere Form sowohl, als durch ihre innere Bildung sich auszeichnen, und da diese Gegenstände wohl zu den interessantesten und wichtigsten gehören, die uns der gestirnte Himmel darbiethet, so wird es erlaubt seyn, die vorzüglichsten derselben hier etwas näher anzuzeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Dresden.

Auch unsere nähern Umgebungen gewähren jetzt den reizendsten Naturgenuß; der herrliche Plauische Grund mit seinen mahlerisch gelegenen Mühlen, seinen kühnen Felsenmassen, seiner schnellrauschenden, forellenreichen Weiseritz, Tharandt mit seinen interessanten Ruinen, seinen aus hohen Buchen gewölbten heiligen Hallen und seinem lehrreichen Forstgarten, so wie mit all seinen lieblichen Thälern; der stillannuthige, blüthenreiche Schöner Grund, der dicht mit Kirschbäumen bepflanzt ist, das reizende

Loschwitz mit seinem Ziegengrund und seiner Mannigfaltigkeit herrlicher Aussichten; der Finklattersche Weinberg, der mit gefälligen Gartenanlagen einen herrlichen Überblick auf die Elbufer gewährt; das freundliche Pillnitz mit all seinen schönen Bergen und Gründen, das ernste, waldumgürtete Moritzburg; der dicht vor der Stadt liegende große Garten, wo sich die mannigfaltigsten Spaziergänge durch köstliche Waldparthien schlängeln; das beliebte Linische Bad, wo sich die Dresdner schöne Welt so gern zeigt und wo das kleine Theater jetzt zu den Sommervorstellungen neu und elegant aufgeschmückt wurde, und wo besonders Sonntags Wagen, Gondeln und Fußgänger hineilen; das stille ernste Ostragehege mit seinen schattenreichen Alleen, in dessen Vorwerk man die köstlichste Milch der dortigen Schweizerkühe trinkt; die mitten in der Stadt, hoch am Elbufer gelegene Brühlische Terrasse, von welcher man eine entzückende Aussicht genießt, alle diese und zahllose kleinere Gärten und Belustigungsörter bieten denen, die gern spazieren gehen, hier die größte Mannigfaltigkeit an, überall ertönt an bestimmten Tagen früh und spät Musik, die oft sehr ausgewählt und gut besetzt ist. Auch in die beyden schönen prinzlichen Gärten und in der Herzoginn Garten, wo unser geschickter Hofgärtner Seidel in Gewächshäusern sowohl als im Freyen die seltensten Bäume und Pflanzen aller Zonen erzieht, und wo ungemein große, uralte Feigenbäume als Fremdlinge in unserm Klima bewundert werden, so wie in dem Palaisgarten, der mit seinem Rosenwäldchen die Antikensäle umgibt, steht täglich der Zutritt offen. Es gibt gewiß keine Gemüthsstimmung, die sich nicht einen Lieblingsort unter der Menge dieser reizenden Umgebungen Dresdens wählen könnte.

Das Theater both uns diesen Monath nicht viel Interessantes. Sehr belustigend für unser Publikum waren die Darstellungen, welche der bekannte indische Gaukler, P o o l o aus Madras, hier auf dem Hoftheater gab. Das echt Nationale derselben machte sie selbst für den Denker interessant. Schon die kleine, lichtumstoffene, hochgehöhte, mit bunten Teppichen behangene Bühne mitten auf dem Theater, hatte etwas Orientalisches. Die schönen, regelmäßigen Gesichtszüge und die eben so kräftige als vielgewandte Gestalt des röthlichbraunen Indiers machten den vortheilhaftesten Eindruck, welcher durch das mehr mohrische Ansehen seines Sklaven noch gehoben wurde. Die Geschicklichkeit des Gauklers ist groß und seine Kraft überraschend, doch beyde bekommen durch die unbeschreibliche Behendigkeit und Raschheit seiner Bewegungen und seine komischen Lazzi und Geberden erst das ergehend Originelle und echt Exotische. So geschickt uns dieser Hindostaner erschien, so gehört er in seinem Vaterlande doch gewiß nur zu den untergeordneten Künstlern seiner Kaste, denn die Beschreibungen der Reisenden schildern uns noch weit mannigfaltigere und wundersamere Spiele dieser Art. Die Seiltänzergesellschaft der Familie R a v e l erwarb sich hier durch seltene Grazie vielen Beyfall.

Das Engagement der Mlle. W i l m a n n bey unserer deutschen Oper ist echten Kunstkennern nicht sehr erfreulich, da ihre Stärke nur in scharfergegriffenen, ganz hohen Tönen besteht, diese sprechen weder zum Herzen noch zum Ohr auf eine wohlthuende Weise! Daß dafür der brave M e h n e r, der sich um die hiesigen Singchöre wahres Verdienst erwarb und dabey ein guter Komiker war, nebst seiner anspruchlosen, bildungsfähigen Gattinn verabschiedet wurde, ist ein wahrer Verlust.

Den 27. May erfolgte die Abreise der lebenswürdigen Prinzessin E l i s a b e t h von Savoyen = Carignan, nunmehrigen Gemahlinn des allverehrten Erzherzogs R a i n e r, Vicekönigs von Italien. Die wärmsten Wünsche aller derer, die das Glück hatten, diese edle, engelgute, talent- und geistvolle, schöne junge Fürstinn näher zu kennen, begleiten sie! Im Schooße des reinsten Familienglückes mit der liebendsten Sorgfalt auferzogen, vereinet sie auf seltene Weise mit der Grazie und Majestät einer hohen, herrlichen Gestalt und der frischesten Jugendblüthe, die innigste Herzengüte, Sanftmuth und Bescheidenheit. Unsere allgeliebte Prinzessin M a r i e verliert in ihr die theuerste Jugendfreundinn, an der sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit hing. — Die Ausstattung der nunmehrigen Viceköniginn vereinigte Pracht, Eleganz und Geschmack auf die schönste Weise. Fast alles wurde in Paris gearbeitet, nur Einiges von weißen Stickereyen und Spitzen nahm sie von hier mit, als Andenken an sächsischen Industrie- fleiß.

## Literarische Neuigkeit.

Der rühmlichst bekannte Dichter und Gelehrte, Hr. Georg von Gaal, beschenkt das deutsche Lesepublikum, noch vor der Erscheinung seines *Theaters der Magyaren*, mit einer Gabe, die unsere Aufmerksamkeit schon im Voraus um so mehr in Anspruch nimmt, da sie dem schon lange gehegten Wunsche: Einiges von den Dichtungen des in Ungarn so sehr berühmten Lyrikers und Sängers der vielgelesenen Himfy Czerehmei, Hrn. Alexander v. Kisfaludy, kennen zu lernen, auf eine angenehme Weise entgegen kommt. Es ist dieß die metrische Übersetzung einer vaterländischen Lokalsage von dem, dem großen und bereits oft gefeyerten Musageten, Grafen Ladislaus Fesetics von Tolna, gehörigem alten Schlosse Tatika, einer der gelungensten unter den Sagen aus der ungarischen Vorzeit, deren der genannte Dichter mehrere im Jahre 1818 in magyarischer Sprache in einem Bande heraus gab, und wovon die erste Auflage noch in demselben Jahre vergriffen wurde.

Diese Übersetzung ist, eben so wie das magyarische Original, in achtzeiligen Strophen geschrieben, deren jede aus vierfüßigen Trochäen besteht, und dem kunstliebenden Grafen, der sie dem Vernehmen nach selbst von Georg von Gaal's Feder bearbeitet wissen wollte, zugeeignet.

Möchte doch dieser preiswürdige Sinn für alles Nützliche und Schöne noch bey vielen Hochgebornen rege werden und zum Heil der edeln ungarischen Nation sich recht bald segnenreich entfalten!

## Schauspiel.

Im k. k. Theater nächst der Burg den 8. Juny: die Indianer in England, Lustspiel in drey Aufzügen von A. v. Kogebue.

Mad. Anschütz erschien als Gurli. Bey Darstellung dieses Charakters läßt sich leichter sagen, was er nicht seyn darf, als was er eigentlich ist. Hauptsächlich muß jedoch das Fremdartige desselben auf alle nur mögliche Weise klar gemacht werden. In dieser Hinsicht blieb Mad. Anschütz hinter den strengern Ansprüchen des Geschmacks allerdings zurück, obwohl sie unter den Gurli's, wie sie jetzt in der Regel auf dem Theater zu Hause sind, unbedenklich einen vorzüglichen Rang einnimmt. Die originelle Einzigkeit dieser Rolle litt besonders durch das Einmischen solcher Bestandtheile des Lebens, die durch die neuere europäische Bildung so weit vorgedrungen sind, daß eine nähere Bezeichnung derselben unnöthig ist. Die Etourderie der Gurli gelang am besten, und sprach ungemein an. Mad. Anschütz wurde nach dem Schlusse des Stückes gerufen.

In demselben Theater den 9. Juny: Don Karlos, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Schiller.

Mad. Neumann zeigte sich in einer Sphäre, wo wir sie am wenigsten erwartet hätten, nämlich als Fürstinn Eboli. Was und wie viel wir in dieser Rolle gefunden haben, ist schwer zu sagen. Zum Glück stellt Mad. Neumann die Reize ihres Geschlechts so siegreich dar, daß die Fürstinn Eboli darüber leicht vergessen werden kann. Gewöhnlich scheitern die Schauspielerinnen in dieser Rolle durch das Nachkünsteln oder mit einem kräftigern Ausdruck durch das Nachstümpfern der Koketterie. Die Fürstinn Eboli ist freylich keine Tugendheldin, aber sie hat dabey so viel Welt, Geschmack, Sicherheit, kurz eine so ausgesuchte, in alle Geheimmisse ihres Geschlechts eingeweihte Bildung, daß selbst das Unerlaubte durch die Grazie, worin sie es kleidet, vor dem Richterstuhl der Moral listig an jenen Kreopagus gespielt wird, dessen Mitglieder um so eher beyde Augen zudrücken, je weiter sie vorher beyde geöffnet hatten. (Es ist nur die Rede von männlichen Richtern, denn die weibliche Justiz verfährt bekanntlich nach umgekehrten Grundsätzen.) Daß eine wahre Eboli also unter die größten Seltenheiten der deutschen

theatralischen Welt gehört, versteht sich ohne Weiteres. Was übrigens der Kunst der Mad. Neumann in dieser Rolle abgesprochen werden muß, das gewann sie auf dem Wege der Natur. Mad. Neumann wurde nach dem Schlusse gerufen.

Hr. Anschütz gab den Marquis Posa. Vielleicht hätte er sich mehr zu der Rolle erhoben, wäre ihm bekannt oder doch gegenwärtig gewesen, was der verehrte Schiller von dem Charakter des Posa vertheidigend gesagt hat. Bey einer vertrauten Bekanntschaft mit den Ansichten des Dichters mußte z. B. die Stelle ein größeres Gewicht erhalten, in welcher Posa seinem Karl gesteht, er habe hauptsächlich darauf hingearbeitet, ihm die Liebe zu seiner königlichen Mutter zu erklären. Auch die schmelzende Weichheit des Tons hätte dann wohl nach der tiefen Natur dieses durchaus idealisirenden Posa einen richtigeren Ausdruck gefunden, eben so auch die Gefikulation ein würdigeres Maß, besonders einem Könige, wie Philipp, gegenüber. Das Hinaufziehen der Augen, das selbst auf der Stirn durch Spuren sichtbar wurde, in Fällern, wo Posa eindringlich redet, streitet, um unsere Bemerkung durch einen einzelnen Fingerzeig deutlicher zu machen, ganz gegen die harmonische Festigkeit des Charakters, die überhaupt nicht und am wenigsten bey gewöhnlichen Veranlassungen, äußerlich in ein unruhiges Treiben ausbrechen darf. Hr. Anschütz wurde nach dem Schlusse gerufen.

Hr. Korn schien bey mehreren Gelegenheiten seine Kraft bis auf den Tod des Posa zu sparen. Im fünften Akte wirkte er hinreichend. Lauter Beyfall wurde ihm zu Theil, als er die Darstellung des künftigen Tages nannte.

In demselben Theater den 11. Juny: Elise Valberg.

Hr. Neumann gab den Fürsten, Mad. Neumann Elise. Es schmerzt uns aufrichtig, daß wir verhindert wurden, als Augenzeuge das Spiel der beyden Gäste zu bewundern, von dem bey dieser Gelegenheit viel Rühmliches verlautet.

In demselben Theater den 12. Juny: Sappho.

Mad. Anschütz zeigte sich als Melitta und wurde durch unzweydeutigen Beyfall geehrt. Uns erschien sie in den erstern Akten nicht so unbefangen, so sicher als sonst. Später klärte sich das Ungewöhnliche dieser Erscheinung durch eine plötzlich eingetretene Unpäßlichkeit auf, die selbst den Fortgang des Spiels, zum Glück nur auf kurze Zeit, hemmte. Nach dem Schlusse wurde Mad. Anschütz gerufen.

### Erklärung des Modenbildes XXIV.

Kleid von Perkal. Die Blasen am Ärmel, die Garnirung und die Binde ist von gesticktem Battist-Mousseline. Die Bajadere ist von gesticktem Vapeur. Der Grosde-Naples-Hut ist mit einer dreyfarbigen Feder geschmückt.

Robe de Percale. Les crêves, la garniture et la ceinture est Jaconette brodée. La Bajadere en Mousseline des Indes brodée. Chapeau de Gros-de-Naples, orné d'une plume à trois couleurs.

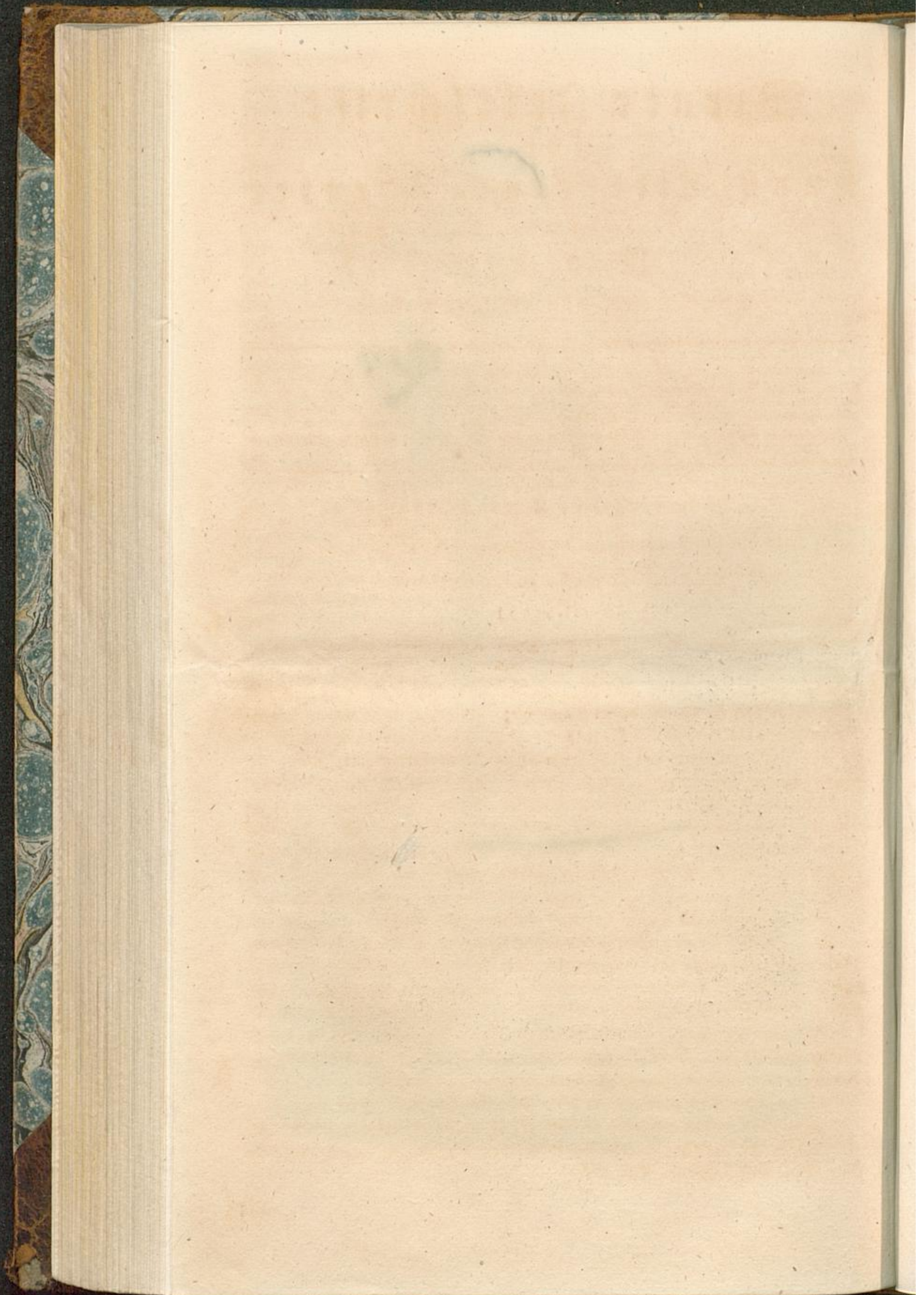
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



*P. v. St. del.*

*J. v. Stöber sc.*





# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Sonnabend, den 17. Juny 1820.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Zege und ein kolorirtes Aboenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl., und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmart Nr. 268) und bey H. Strauß am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Kosmologische Betrachtungen

über den Bau und die innere Organisation des Himmels.

Von Littrow, Direktor der k. k. Sternwarte.

(Fortsetzung.)

Die meisten dieser Gegenstände stehen in ganzen Lagern am Himmel, während andere Gegenden beynahe völlig von ihnen entblößt sind. Der bekannteste davon, den man auch schon mit freyem Auge sehen kann, ist der schöne Nebelfleck im Orion, dessen Länge mehr als einen Grad beträgt, und eine sehr sonderbare unregelmäßige Gestalt hat. Huyghens hat ihn zuerst im Jahr 1665 entdeckt; sein Licht erscheint im Fernrohre lebhaft, und man bemerkt in ihm sieben sehr kenntliche Sterne. Man findet ihn leicht unter den drey Sternen dieses schönsten aller Sternbilder, die in gerader Linie und gleichen Entfernungen von einander stehen und unter dem Nahmen des Jakobsstabes Jedermann bekannt sind. Man glaubt, daß seit der Entdeckung dieses Nebelflecks seine Figur sich bedeutend geändert habe, was ganz ungemeyne Revolutionen in demselben voraus setzen würde, von welchem unsere Erdbesen und feuerspeyenden Berge nur sehr schwache Bilder sind.

Der zweyte, der vor allen zuerst gefunden wurde, ist im Sternbilde der Andromeda, und erscheint dem freyen Auge nur wie eine kleine Wolke, durch das Fernrohr aber wie drey breite Lichtstrahlen, die sich in einem gemeinschaftlichen Punkt vereinigen. Er ist über ein und einen halben Grad lang und sein am meisten glänzender Theil nähert sich schon dem in seine Sterne auflösbaren Nebel, während der übrige auch durch die stärksten Fernrohre nur einer Lichtmasse gleicht.

Da aber dieser Gegenstände so viele am Himmel sind, Herschel hat schon über vier tausend derselben beobachtet, so wurde es nöthig, sie in gewisse Klassen zu ordnen, die meistens von ihrer Gestalt und ihrer inneren Einrichtung hergenommen sind.

In die erste Klasse zählt *Herschel* die sogenannten isolirten Sterne, welche rings um sich in großen Entfernungen keinen andern Stern haben, sondern wie in einer ungeheuren Wüste allein da stehen. Sie sind vielleicht die Mittelpunkte sehr ausgedehnter Planetensysteme, die uns aber ihres bloß geborgten schwachen Lichtes wegen nicht mehr sichtbar sind, aber dafür ihre Bahnen desto ungestörter um ihren Centrakörper zurücklegen, da alle andern Körper des Himmels so weit von ihnen entfernt sind, daß sie gleichsam eine eigene Welt für sich, einen besondern Staat im großen Staate der Welten bilden. Zu dieser Gattung von Gestirnen gehört wahrscheinlich auch unsere Sonne mit ihren Planeten und Kometen, denn so weit sich auch die leheren von uns entfernen, so bleiben sie doch der Sonne immer näher, als irgend einem der andern Sterne.

Die zweyte Klasse enthält die sogenannten Doppelsterne, d. h. zweyer Sterne, die einander so nahe stehen und zugleich von allen andern Sternen so isolirt sind, daß die Anziehung benachbarter Sterne keinen wesentlichen Einfluß mehr auf sie haben kann. Durch das Band ihrer eigenen Attraktion verbunden werden sie ein abgesondertes System für sich bilden, und ihre Bahnen um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt beyder Körper beschreiben. Meistens ist einer der beyden Sterne sehr klein und dann wird er um den andern als Mittelpunkt seine Bahn zurücklegen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß bey der großen Menge dieser Doppelsterne alle nur scheinbare doppelte Sterne seyn, oder daß sie in unendlichen Weiten hinter einander für uns nur in einer geraden Linie liegen werden. Sollten z. B. zwey Sterne, die uns ist unter dem Winkel von 60 Graden erscheinen, für uns einen Doppelstern bilden, oder etwa 5 Sekunden von einander entfernt erscheinen, so müßte der eine derselben wenigstens 41 tausendmahl weiter von uns weggerückt werden, als der nächste Fixstern von uns entfernt ist, dessen oben betrachteter Winkel noch eine Sekunde ist. Aber die Kraft unserer vollkommensten Fernröhre würde, wie man leicht zeigen kann, nicht mehr hinreichen, selbst Sterne der ersten Größe in solchen beynah unendlichen Entfernungen zu sehen, denn die sogenannte raumdurchdringende Kraft des siebenfüßigen Reflektors, mit welchem *Herschel* seine meisten Beobachtungen über die Doppelsterne angestellt hat, ist nach seiner Bestimmung nahe zwanzigmahl größer, als die des bloßen Auges und es zeigte daher noch Sterne der 140. Größe abwärts, also würde weder dieses Fernrohr, noch selbst das vierzigfüßige Riesenteleskop, welches noch Sterne der 1340. Größe zeigt, bis in jene Fernen reichen. Noch viel weniger wahrscheinlich wird die Voraussetzung, daß diese Doppelsterne nur scheinbare doppelte Sterne sind, wenn beyde, wie es sehr oft der Fall ist, nahe gleiche Größe, gleiches Licht haben, da der entferntere im Allgemeinen immer viel schwächer erscheinen muß. Am wenigsten aber darf dieser Muthmaßung Raum gegeben werden, wenn man bemerkt, daß Doppelsterne ihre gegenseitigen Stellungen und Entfernungen verändern, und daß sie sogar einer um den andern sich bewegen. Dieß hat man aber schon an mehreren beobachtet, und *Herschel* hat uns bereits von manchen derselben die wahrscheinliche Zeit des Umlaufs des einen Sterns um den andern gegeben. Ein solcher ist der Doppelstern am Kopf des Cassiopeus, der Zwillinge, welchen er durch fünf und zwanzig Jahre unablässig

beobachtete. Da bey Untersuchungen dieser Art daran gelegen ist, sehr entfernte Beobachtungen zu haben, so müßte es Herschel angenehm seyn, zu erfahren, daß schon Bradley zwanzig Jahre früher die Lage beyder Sterne sehr genau bestimmt hatte, und so konnte er aus fünf und vierzigjährigen Beobachtungen den Schluß ziehen, daß der kleine dieser Doppelsterne um den größeren sehr nahe einen Kreis in 342 Jahren beschreibe. Dasselbe fand er bey mehreren anderen Doppelsternen im Stier, Löwen, im Bootes, ja im September des Jahres 1802 beobachtete er sogar die bisher noch nie gesehene und auch nicht als möglich gedachte Bedeckung eines Fixsterns durch den andern, nämlich des Zeta Herkules, ein Beweis, daß die Ebene der Bahn des kleinern dieses Doppelgestirns durch die Ebene unserer Erdbahn geht. Der merkwürdigste von allen Doppelsternen scheint aber der zu seyn, der unter der Benennung  $\beta$  Schwan bekannt ist, dessen Bewegung Piazzì zuerst erkannte, und Bessel der Rechnung unterwarf, woraus folgte, daß der kleinere dieses Doppelsterns um den größeren sehr nahe eine Ellipse, also dieselbe krumme Linie beschreibe, in welchem unsere Planeten sich um die Sonne bewegen. Die späteren Beobachtungen unserer Enkel werden uns in den Stand setzen, die Größe, Lage und Umlaufszeit dieser Bewegung mit Genauigkeit zu bestimmen, indessen folgt schon aus der einzigen Bemerkung, daß die Bahn eine Ellipse ist, daß sich auch diese beyde Sterne im Verhältniß ihrer Massen und verkehrt, wie die Quadrate ihrer Entfernungen anziehen, und daß daher das in unserem Systeme von Newton entdeckte Gesetz der Bewegung zugleich das allgemeine Naturgesetz aller andern Weltssysteme zu seyn scheint, und dieß ist der erste geistige Blick des Menschen in jene Tiefen, in welchen wir wohl seit Herschel manche auffallende Erscheinungen, aber noch keine innern Gesetze derselben aufgefunden haben.

In die dritte Klasse kommen die drey-, vier- und mehrfachen Sterne, die desto seltner werden, je größer die Anzahl ist, aus denen sie bestehen, so daß diese Systeme mehr zu den Ausnahmen der Natur gezählt werden können.

In der vierten Klasse sieht man die Sterngruppen, oder Sammlungen von vielen eng und fast gleichförmig ausgestreuten Sternen. Ihre Form ist gewöhnlich rund, und die Dichte der Sterne nimmt gegen ihren Mittelpunkt nicht bemerkbar zu. Gewöhnlich findet man sie isolirt am Himmel und von anderen Sternen durch sehr große Zwischenräume getrennt.

In der fünften Klasse sind die Sternhaufen enthalten, welche sich von den vorhergehenden Gruppen wesentlich unterscheiden. Zwar ist auch ihre Form gewöhnlich rund, aber die Dichte der Sterne, so wie das Licht des ganzen Systems nimmt gegen den Mittelpunkt zu, in welchem beyde am größten sind. Die Gedrängtheit der Sterne in diesen Sammlungen ist oft so groß, daß das Ganze, selbst durch gute Fernröhre betrachtet, das Ansehen eines einzigen großen Sternes gewinnt. Diese Gegenstände des Himmels gehören zu den prachtvollsten Erscheinungen desselben, und ihre vorhin erwähnte Gestalt deutet offenbar auf eine Wirkung der Centralkraft.

Die sechste Klasse bilden die Nebelflecken, welche wegen ihrer großen Entfernung bloß mit Instrumenten von ganz vorzüglicher Stärke gesehen wer-

den können, ohne daß sie von ihnen in kenntliche Sterne aufgelöst würden. Diese Nebelflecken gehören zu den interessantesten Gegenständen des Himmels und sie sind vielleicht unter allen am weitesten von uns entfernt. Herschel fand aus seinen Beobachtungen, daß das Licht, von diesen Nebelflecken bis zu uns zu kommen, wenigstens zwey Millionen Jahre brauche, so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß wir zuweilen Gegenstände am Himmel erblicken, die schon vor vielen Jahrtausenden verschwunden und in ihr früheres Nichts zurück gesunken sind, deren Licht aber diese ganze Zeit durch auf der Reise war, um endlich bis zu uns zu kommen, so wie wir, wenn wir auch unsere mächtigsten Fernröhre auf manche leere Stelle des Himmels richten, dort nichts erblicken, obschon vielleicht vor Hunderttausenden von Jahren daselbst eine neue Welt entstanden ist, die aber ihr Licht erst nach neuen hunderttausend Jahren bis zu uns schicken kann.

Eine folgende Klasse enthält die milchfarbigen Nebel, die aus dem vereinigten Lichte weit entfernter Sternhaufen zu bestehen und von der Natur unserer Milchstraße zu seyn scheinen, obschon auch wohl viele derselben bloße, im Vergleich anderer Gegenstände, nicht sehr weit entfernte Anhäufungen des Lichtes seyn mögen, welches sich in einzelnen Gegenden des Himmels aus uns unbekanntem Ursachen sammelt.

Die vorletzte Klasse bilden die eigentlichen Nebelsterne, äußerst merkwürdige, aber bisher noch unerklärbare Erscheinungen von Sternen, die mit kreisförmigen Atmosphären, oder eigentlicher Photosphären von oft sehr großer Ausdehnung ringsum umgeben sind. An der Sternnatur des Centralpunktes läßt sich nicht zweifeln, da er sich in keinem Betracht von einem Fixstern derselben Größe unterscheidet, aber die große Ausdehnung des sie umgebenden Nebels ist in jedem Betracht äußerst auffallend.

Die letzte und neunte Klasse endlich enthält die sogenannten planetarischen Nebel, die einen durchaus gleichförmigen Glanz, wie die Planeten, einen kreisförmigen und scharf begrenzten Umriß und einen oft sehr kleinen Durchmesser haben. Nur wenige von ihnen sind mit etwas stärker dämmerndem Mittelpunkte beobachtet worden.

(Der Schluß folgt.)

### Meine Sehnsucht.

Könnst' mein Fleh'n das Schicksal einst erweichen,  
 Das mein Wünschen zu erhören säumt;  
 Könnst' ich einst das stille Glück erreichen,  
 Welches meine Seele, ach, nur träumt! —  
 O dann wäre unter dieser Sonne,  
 Wo des Segens doch so viel gedeiht,  
 Sanft gegossen, aus dem Kelch der Wonne,  
 In mein Herz die reinste Seligkeit.

Ach, dann stünd' in hoher Linden Mitte,  
 Friedlich, wie im Hain die Siedelen,  
 Meine Schilfrohr-überdeckte Hütte,  
 Und ein Gärtchen blüht' noch dabey;

Eine Korn-befä'te Ackerstrecke,  
Eine Wiese wär' mein Eigenthum,  
Und beschützt, von einer Schlehdornhecke,  
Wäre rings dann mein Elisium.

Wie das Auf're, ohne Prunk und Schimmer,  
Wär' mein Häuschen innerlich bestellt:  
Meinem Wunsch genügt ein kleines Zimmer,  
Sattsam von des Tages Strahl erhellt,  
Dann ein Tisch und Stroh-durchflocht'ne Stühle,  
Und aus Nussbaumholz ein glatter Schrein,  
Dann ein grünes Döschchen gegen Kühle,  
Wenn des Winters Silberflocken schney'n.

Reinlich schimmerten, von weißem Linnen,  
Daß des Lauscher's Auge nichts erspäht,  
An den Fenstern schattende Gardinen,  
Und um das geschwellte Flaumenbett;  
Treu der heil'gen Glaubenssitte, schmückte  
Das Gemach ein Christusbild am Kreuz;  
Eine Wanduhr, die vertraulich picke,  
Lieh' dem Gauzen einen stillen Reiz.

Und in diesem unscheinbaren Stübchen  
Lebt' ich — ach, wie ist der Wahn so süß! —  
Lebte ich, mit meinem holden Liebchen,  
Wie in einem Feenparadies.

Arbeit würde jede Stunde kürzen,  
Unser Mühen segnete die Flur;  
Liebe würde uns're Tage würzen,  
Und Vertraulichkeit mit der Natur.

Schon das Frühroth fände mich im Grünen  
Wandelnd, an des zarten Weibchens Hand;  
Um die Wette schwärmten mit den Bienen  
Wir, durch unser kleines Zauberland.

Nach der Arbeit labten dann uns Früchte,  
Koggenbrot und Milch und Blumenkohl,  
Und bey diesem ländlichen Gerichte  
Wäre uns — wie keinem Schwelger — wohl.

Frisch an's Tagwerk ging es nach dem Mahle,  
Bis das Abendroth die Fluren schminkt,  
Und der Liebe Stern, im Sapphirsaaie,  
Freundlich uns zur stillen Feyer winkt —  
Ha, mit welchem flammenden Entzücken  
Läg' ich, Theure, dann an deiner Brust!  
Erd' und Himmel schwänden meinen Blicken,  
In dem Taumelrausch geheimer Lust.

Selig, mit beruhigtem Gewissen,  
Schließ' ich nun in Liebchens Armen ein;  
Und geweckt, von ihren sanften Küssen,  
Könnst' ich mich des jungen Morgens freu'n.  
Und so würden meine Tage schwinden,  
Fern von Stumpfsinn, Gier und Üppigkeit;  
Denn des Lebens schönste Kränze wunden  
Liebe, Fleiß und die Zufriedenheit.

O wie gerne kehreten dann die Mäusen  
 Auch bey ihrem alten Freunde ein!  
 Freud'ger sank' ich ihnen an den Busen,  
 Denn mein Herz wär' endlich Sorgen rein.  
 Zarter würde meine Harfe klingen,  
 Von der Liebe Zauberhand gestimmt;  
 Aber ach, wie kann ich lieblich singen,  
 Wenn mein Aug' in Kummerthränen schwimmt!

L. H. Gassen.

## Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Berlin.

Ziegler's vier Temperamente haben hier der größern Menge gefallen; der kleinern nur der erste Akt, indem das Stück wirklich von Akt zu Akt an Werth abnimmt, und vollends die Zugabe: vierzehn Tage etc. eiskalt ist. Der Pblegmaticus wird von Hrn. Wolff, und der sanguinische Liebhaber von Hrn. Stieh unvergleichlich gegeben; kein Wunder, da es die besten Rollen im Stücke sind.

Die Damenhüte im Theater, eine Volksposse, eine Art von Bürger in Berlin, eine Schilderung der ungebildeten Bildung in den niedern Klassen, denen es an allem, nur nicht an Geld fehlt, hat unsern bekannten poetischen Callot, Hrn. Julius von Boss, zum Verfasser. Sein in der gemeinen Sprache, mit den noch immer gangbaren Idiotismen, Wendungen und Verwechslungen des mir und mich abgefaßter Dialog, ist bald die gröbere, bald die feinere Satyre der berlinischen Annahmen und Hausfitten, und mißfällt nur denen, die sich selbst im Spiegel zu erblicken fürchten, obschon auch manche von den Gebildeten und Feinen, eben weil sie auf Bildung und Feinheit höhern Anspruch machen, als ihnen zukommt, über Gemeinheit und Plattsheit mitschreyen. Hr. v. Boss gibt wieder einen Band seiner neuesten Lustspiele heraus. Als Titeltupfer ist Dlle. Franz, eine unserer jungen, zugleich geschägten und geachteten Künstlerinnen, von den Gebrüdern Henschel gezeichnet und gestochen, aus den beyden Gutsheeren, vorgestellt.

In Potsdam wurde auch Kurländer's seltsame Entführung aufgeführt. Wir erwarten es nächstens auf unserer Bühne.

An Isfland's Geburtstage (den 19. April) gab man seinen Herbsttag, dessen letzten Akte aber, zum Theil weil der Souffleur beynah allein spielen mußte, lange weilte. Die Rollen waren neu (aber nicht gut) besetzt.

Ich muß noch anführen, daß wir den Arzt seiner Ehre, von Calderon, mit dem abgeänderten Schlusse, gesehen haben. Das Stück wurde dadurch ganz verfehlt, daß Hr. Deyrient die Rolle des Gutierre übernahm und von Anfang zu Ende vergriff. Hr. Deyrient ist der beste Karrifirer, den man sehen kann, aber ohne Gefühl und Natur. Alles bey ihm ist angenommenes Wesen und vorgetragene Rolle. Wo eine Rolle außer der Natur ist, wie bey Franz Moor, da ist er unvergleichlich; wo er aber einen Charakter haben soll, wie z. B. im Marinelli, da ist er unter o. Il n'a point d'entrailles, würde der Franzose von ihm sagen. Er hat kein Organ, das die Empfindung ausdrückt. Er stößt alles, was Gefühl seyn will, aus sich hinaus, preßt die Worte abgebrochen hervor, und was er spricht, spricht er gerade so, wie er es nicht sprechen sollte. Alle Rollen in dieser Gattung, Alba, der Kaiser im ständhaften Prinzen, Talbot etc. etc. sind ihm mißlungen, und mußten ihm mißlingen, weil sie mit seinem Wesen, seinem Talent und seiner Manier im offenbaren Widerspruch stehen. Auch die übrigen Rollen, des Arztes seiner Ehre, waren nicht an ihre Adresse gelangt.

Ich schliesse mit der kurzen Anzeige, daß Hr. Löwe vom Theater zu Leipzig und Hr. Mager von Wien, jener in tragischen und ernsten, dieser in der Schweizerfamilie und in der Zauberflöte aufgetreten sind; jener einen vollständigen, dieser nur getheilten Beyfall erhalten hat.

Endlich sahen wir auch das längst bey ihnen gegebene Ballet *Chevalier Dupé*. Dafür, daß wir es später zu sehen bekamen, hat aber auch der Held einen Accent auf das e seines Namens erhalten.

München im März 1820.

Unter den Theaterneuigkeiten der letzteren Zeit sind zu bemerken: *Mäon*, von Collin, die *Klaufe im Walde* (in Wien unter dem Titel: die *Einsiedelung im Walde*, aufgeführt) und der *Schrank*, ein Lustspiel von Dorsch, welche mit Beyfall auf dem Hof- und Nationaltheater gegeben wurden; ferners die Opern: *Nina*, von Paisiello; *Demetrio e Polibio* und *Dorvaldo e Dorliska* von Rossini, womit uns die italienische Hofoper erfreute; endlich die *Lohnkutscher* in München, eine Lokalposse, die in dem Theater am *Marthore* die *Lachlustigen* an sich zog, obwohl dieselbe nur erst als ein schwacher Versuch in dieser Gattung erscheint. Das Ballet: *Amor und Psyche* von Erür war gleichfalls eine willkommene Gabe. Hr. Moschels aus Wien feyerte hier einen glänzenden Triumph, indem er durch sein ausgezeichnetes Spiel das Publikum zu einem so begeisterten Beyfalle hinriß, daß man davon, als von etwas sehr Seltenem, noch lange sprechen wird. Auf diese ergetzlichen Nachrichten möge die traurige Kunde von dem zu frühen Tode unseres geschickten Architekten Hrn. Fischer folgen, desselben Künstlers, der unser viel gerühmtes, neues Theater baute, dessen Vollendung im Äußeren und in den Nebengebäuden er leider nicht erlebte. Er starb in der Blüthe seiner Jahre und seines Strebens; viele Trauernde aus allen Ständen begleiteten seinen Leichenzug, und allen, die ihn kannten, wird er in theuerem Angedenken verbleiben. Noch habe ich Ihnen von einigen, zum Glück unblutigen Fehden zu berichten, welche auf verschiedenen Schlachtfeldern mit Wästhigung und Anstand unter uns gekämpft werden, und die allgemeine Theilnahme erregen. Voran stelle ich den Unfall unserer Literatur-Zeitung auf das neueste Werk eines Vetterans in der Botanik, unseres würdigen Hrn. Franz de Paula Schrank, das er unter dem Titel: *Flora monacensis* in dem Institute der hiesigen Fenertagsschule herausgab. Etwas stark schließt die betreffende Recension mit dem Wunsche: „Möge das Publikum die Botaniker Bayerns nicht nach diesem Buche beurtheilen! Möge kein Kranke darin Hülfen suchen! (Es wird in dieser Flora nämlich auch von den Heilkräften der aufgeführten Pflanzen gesprochen.) Möge endlich der Herr Verfasser das Unheil wieder gut zu machen suchen, das er in der Botanik unter Pflanzen angerichtet hat, und in der Medicin unter Menschen anrichten könnte!“ Es ist nicht zu zweifeln, daß diese harten Beschuldigungen geeignet sind, die zahlreichen Verehrer des Hrn. Schrank im In- und Auslande in Harnisch zu bringen, und auch dieser selbst, welcher vor einigen Jahren einen Brief aus Nord-Amerika unter der Aufschrift: „An den Botaniker Schrank in Europa,“ erhielt, läßt sich so etwas nicht ungeahndet sagen. Wenn etwas Entscheidendes vorfällt, werde ich es Ihnen melden.

Eine andere Fehde betrifft die von mehreren Seiten angesprochene Wiedererfindung der Glasmahleren der Alten. Eine durch Anführung glaubwürdiger Umstände unterstützte Anzeige des Mahlers *Birenbach* aus Kölln, in welcher er sich erboth, das Geheimniß der von ihm auf das Neue wieder entdeckten Kunst, auf Glas zu mahlen, an 200 Subscribern um 10 Louisd'or verkaufen zu wollen, veranlaßte nämlich den Vorstand der hiesigen k. Porzellanmanufaktur und der in derselben etablirten Glasmahleren, Freyherrn von *Schweik*, nach erhaltener höherer Genehmigung, von dem Künstler ein Glasgemälde mit dem Versprechen zu verschreiben, im Falle es der Erwartung entspräche, auf das *Arkanaum* zu unterzeichnen. Nun ist dieß Probestück angelangt, aber es befriedigte keineswegs. Man fand die Farben nicht rein, sondern schmutzig und Flecken und Ungleichheiten zeigend; auch, was das Schlimmste ist, nicht durchaus in das Glas eingebraunt, sondern theils als *Terpentin*, theils als *Ölfarben* nur aufgetrocknet, so daß sie an vielen Stellen noch klebricht erscheinen, da und dort gar abgeschabt, oder wie eine *Ölhaut* abgeschnitten werden können. Dagegen werden nun die Verdienste des bey der genannten Manufaktur bereits angestellten Hrn. Frank

aus Nürnberg gerühmt, welcher Glasgemälde im Werthe und Sinne der Alten mit durchsichtigen, eingebrannten Farben (Enkaustik in der eigentlichen Bedeutung) liefern soll, mit deren Ausführung selbst der strenge Kunstkritiker meistens zufrieden seyn könne, und in Rücksicht des Kolorites und dessen Abstufungen in allen Tönen und Tinten nichts zu wünschen übrig haben dürfte. Andere bemerken, daß man ein Urtheil darüber, ob diese beyden erwähnten Künstler oder die H. Diehl in Paris und Egginton in Birmingham, welche auch Mitwerber um den Preis jener Wiedererfindung sind, die wahre, verloren gegangene Kunst der Glasmahlerey der Alten auf das Neue entdeckt hätten, nur dann erst fällen könne, wenn geprüft und hergestellt sey, welcher von ihnen Gemälde liefere, die, gleich jenen der Alten, sich nicht durch Salz- und Salpetersäure oder kausisches Alkali abwischen lassen, worauf es ganz allein ankomme.

Zum Schlusse melde ich Ihnen, daß der hiesige Mahler Isak Wolfsheimer, nach vorheriger Begutachtung der Akademie der Wissenschaften, ein zehnjähriges Privilegium zur Anfertigung und dem Verkaufe seiner verbesserten Kupferstich-Liniermaschine erhielt, und endlich, daß Se. Maj. der König dieser Akademie aufzutragen geruhete, über die von Oken öffentlich gerügten Mängel in Rücksicht der Konservation und Benutzung der brasilischen Naturalien zu berichten und denselben nöthigen Falles abzuhelfen.

### A n z e i g e.

Allen resp. Theaterdirektionen des In- und Auslandes diene zur Nachricht, daß sie das von mir bearbeitete, im Theater an der Wien aufgeführte Lustspiel in zwey Aufzügen: die *Nachtwandlerinn*, auf rechtlichem Wege nur von mir beziehen können; daher sich dieselben der weiteren Bedingungen wegen direkte an mich wenden wollen.

Joseph Ritter von Senfried,  
Redakteur des Notizenblattes im Sammler.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Allamanda cathartica*. Purgirende Allamanda. An Flüssen zu Gujana und Surinam.  
*Brunfelsia americana*. Amerikanische Brunfelsie. Im wärmern Amerika.  
*Capparis mariana*. Marianische Kapper. Auf den marianischen Inseln.  
*Ehretia laxa*. Schlatte Ehretie. Auf Bourbon.  
*Gloxinia floribunda*. Vielblumige Gloxinie. Aus Brasilien.  
*Melaleuca hypericifolia*. Johanniskrautartige Melaleuca. In Neuholland.  
*Myrtus pimenta*. Pfefferartige Myrthe. In Westindien.  
*Nymphaea coerulea*. Blaublühende Seerose. In Wässern von Ägypten.  
*Phyllanthus acuminatus*. Zugespizte Blattblume. In Cayenne.  
*Tamarindus indica*. Indische Tamarinde. In Indien, Ägypten, Arabien und Amerika.

### Nachricht für Blumenfreunde.

In den k. k. Hofgärten Schönbrunn's steht jetzt auch die *Rosenflur* in der herrlichsten Blüthe.

(Nebst einer Musik-Beylage.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Dinstag, den 20. Juny 1820.

74

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey K. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zedler und Komp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Kosmologische Betrachtungen

über den Bau und die innere Organisation des Himmels.

Von Littrow, Direktor der k. k. Sternwarte.

(Schluß.)

Ueberdies gibt es noch manche andere Sterne, die zu keinen der vorhergehenden Klassen gezählt werden können. Man sieht z. B. zwey beträchtlich entfernte Fixsterne, die durch einen kreisförmigen oder elliptischen Nebel in Verbindung stehen, in deren Brennpunkte sich beyde Sterne zu befinden scheinen. Andere Paare sind durch ähnliche Nebel unter einander verbunden, aber um und zwischen den beyden Sternen nimmt das Licht desselben merkbar zu, oder es scheint in Strahlen von dem einen zu dem anderen überzugehen. Ja Herschel sah einen Nebelfleck, der einen regelmäßigen konzentrischen dunklen Fleck in der Mitte hat, und wahrscheinlich ein sehr entfernter Ring von Millionen von Sternen oder eine neue Sternwelt mit einer großen Öffnung in ihrem Mittelpunkte ist. Diese sonderbare Erscheinung beschrieb Herschel in seinem bekannten Werke: *On the construction of the Heavens.*

Wenn wir alle diese wundervollen Erscheinungen mit einem Blicke übersehen, so können wir uns kaum des Gedankens enthalten, daß der Himmel als ein endloser Garten zu betrachten sey, der in einer unabsehbaren Reihe blühender Beete die mannigfaltigsten Pflanzen auf allen Stufen ihres Wachsthumes enthalte. Und warum sollten nicht die Körper des Himmels, wie die Pierden unserer Fluren, warum sollten nicht die einzelnen Gestirne sowohl, als ganze Sternensysteme, wie auf der Oberfläche unserer Erde die einzelnen Geschöpfe derselben und ihre ganzen Gattungen, einer stufenweis fortschreitenden Umwandlung unterworfen seyn können? Dort bemerken wir einen noch unförmlichen, beynahe gestaltlosen Klumpen Lichts, dessen Durchmesser mehrere Millionen Meilen hat; er ist das Chaos einer künftigen

Welt. Die Veränderungen, die wir in ihm, wie in dem bekannten Nebel Orions bemerken, verkündigen uns auch in dieser unermesslichen Ferne die Katastrophen, die diese verworrene Masse durchgehen muß, um erst nach Jahrtausenden bloß eine regelmäßige Gestalt zu gewinnen. — Dort sehen wir andere Lichtmassen, die planetarischen Nebel der neunten Klasse, welche sich aus dem ersten chaotischen Zustande bereits hervorgewunden haben. Durch die Anziehung ihrer Theile hat das Ganze bereits eine regelmäßige Gestalt, die einfachste und natürlichste von allen, die Kugelform erhalten, aber noch bemerkt man keinen vorherrschenden Mittelpunkt der Anziehung, und ihr noch schwaches Licht ist über alle Theile des Ganzen gleichförmig vertheilt. — Andere in ihrem Wachstume bereits einige Jahrtausende voraus geschritten, entwickeln in ihrer Mitte einen deutlich zu erkennenden Centralpunkt, um welchen das Licht sich am stärksten anhäuft, und von welchem aus bis zu den Grenzen des Systemes es stufenweise abnimmt. — Wieder in andern hat dieser Centralpunkt sich bereits zu einem vollkommenen Stern ausgebildet, der aber noch mit einer Millionen Meilen dichten Atmosphäre von Lichtstoff ringsum umgeben ist wie die Nebelsterne der achten Klasse, welchen Stoff die präponderirende Kraft des bereits entwickelten Mittelpunkts in den nächsten Jahrtausenden entweder an sich ziehen und mit sich zu einem großen Ganzen vereinigen, oder den er mit der Zeit, wenn die Photosphäre an ihren äußersten Grenzen erkaltet, zur Bildung von neuen Körpern, von Planeten benützen wird, welche ihrem Ursprunge aus der Umgebung ihrer Sonne gemäß auch fortan ihr gehorchend sich in regelmäßigen Bahnen um sie bewegen werden. — In anderen anfangs gestaltlosen Massen bildeten sich zwei vorherrschende Punkte der Anziehung, die einander das Gleichgewicht haltend die Masse des um sie verbreiteten Stoffes unter sich theilen. Noch sieht man bey diesem Paare die minder ausgebildeten Sterne und die Lichtstrahlen in ungeheueren Büscheln, welche sie zu vereinigen scheinen, und die auf die mächtige Anziehung des sie von allen Seiten umgebenden chaotischen Nebels deuten, während man bey jenem Paare beyde Sterne schon ausgebildet, in kreisförmiger, scharf begrenzter Form erblickt, nur mehr von dem schwachen Reste des alten Nebels umgeben, von welchem sie sich, wenn sie ihn nach anderen Jahrtausenden werden an sich gezogen haben, in die Reihe von völlig entwickelten Doppelsternen der zweyten Klasse erheben werden. Aber nicht immer, ja aller Wahrscheinlichkeit nach nur selten herrschte in dem ersten verworrenen Chaos ein einziger Punkt vor, meistens mußte es derselben mehrere geben, welche den sie zunächst umgebenden Stoff mit Macht an sich zogen, und indem sie dadurch ihre anziehende Kraft vermehrten, immer weiter und weiter um sich griffen, und so die Anlage zu einem großen Systeme unter sich, ihrem Ursprunge und ihrer Dauer nach, verbundener Sterne, zu neuen Milchstraßen bildeten. Hier in den Sterngruppen der vierten Klasse, treten diese präponderirenden Punkte bereits deutlich als Sterne hervor, aber indem diese Herren der neuen Schöpfung gleichsam selbst noch unter einander um den Vorrang kämpfen, liegen sie noch alle ohne Ordnung zerstreut über und neben einander. Dort aber, in den Sternhaufen der fünften Klasse, hat der ungleiche Kampf bereits sein Ende erreicht, der mächtigste der Streiter, der Held der neuen Welt, hat

sich bereits im Mittelpunkte derselben seinen Thron errichtet, die Stützen desselben, die Großwürdenträger des Reiches rings um sich versammelt, und wir selbst in der Entfernung von Myriaden von Meilen erblicken die Majestät des neuen Herrschers und den Abglanz der geregelten, vollendeten Schöpfung als eine der prachtvollsten Erscheinungen des gestirnten Himmels.

Diese Ideen zeigen uns das uns umgebende Sternenheer in einem neuen, erhabenen Lichte, und Erfahrungen, die über undenkliche Jahrtausende vor und rückwärts der Spanne Zeit, die uns zugemessen ist, hinausreichen, drängen sich vor uns wie ein einziger Augenblick zusammen. Denn ist es nicht, um unser oben gebrauchtes Beyspiel wieder aufzunehmen, ist es nicht einerley, ob man eine Pflanze nach und nach alle Stufen ihres Wachsthumes erreichen, oder ob man eine so große Menge von Pflanzen aus allen Stufen ihres Wachsthumes ausgewählt, in einem Garten auf einmahl vor sich erblickt? Übrigens trägt Herschel diese Muthmaßungen über den Wachsthum und das verschiedene Alter der Welten nur als Muthmaßungen und mit der Einschränkung vor, mit der man alles vortragen sollte, was nicht unmittelbar Gegenstand der Messung oder der Berechnung ist. Aus unserem Standpunkte, bey unserem beschränkten Kreise des Wissens läßt sich über Gegenstände, die so weit außer unserem Bereiche liegen, nicht nur jetzt, sondern vielleicht nie irgend etwas mit Gewißheit bestimmen, und wenn Leute, die an diese Art der Anschauungen weniger gewöhnt, nur immer gerne bey ihren nächsten Umgebungen, wo sie noch festen Fuß fassen können, stehen bleiben, einwenden sollten, daß Dichtungen dieser Art leicht sind, so kann man ihnen erwiedern, daß ihre Urtheile über diese Dichtungen wohl noch viel leichter seyn mögen. Jene Träume, wenn sie schon in ihren Augen für solche gelten sollen, haben meistens nur große Männer geträumt, aber solche Urtheile zu fällen braucht man gewöhnlich, wie Lichtenberg sagt, nichts, als seinen Kopf schlechtweg zwischen beyde Beine zu stecken, und sich seiner eigenen Schwere zu überlassen. Auch das, was wir jetzt in der Wissenschaft der Sternkunde mit Überzeugung als Wahrheit besitzen, war einst auch bloße Muthmaßung, und die Griechen haben uns von der Anordnung des Planetensystems und selbst von der dasselbe belebenden Kraft so manche und richtige Vermuthungen in ihren Schriften aufbehalten, die streng genommen auch nur Träume waren, aber herrliche Träume, die uns später auf die Spur der Wahrheit führten. Bisher beschäftigten sich die Astronomen meistens nur mit den Gegenständen, welche ihnen diese unsere Planeten- und Kometenwelt darboth; auch konnten sie nicht gut anders, da ihnen die Mittel fehlten, weit über die Grenzen dieses Kreises vorzudringen, und da in diesem nicht kleinen Kreise selbst Beschäftigung genug für den menschlichen Geist auch auf Jahrtausende hinaus sich vorfand. Welche Aufgabe für diesen Geist war es, auch nur die Bewegungen des Mondes unserer Erde mit allen seinen mannigfaltigen Störungen zu bestimmen, und seinen Ort auf viele Jahrhunderte vor- und rückwärts mit der größten Schärfe anzugeben, selbst unter der Voraussetzung, daß die Sonne im Weltenraume keiner eigenen Bewegung unterworfen sey. Es wird eine Zeit kommen, wo es uns gelingen wird, auch von dieser Voraussetzung uns unabhängig zu machen. In der That beschreibt der Mond bey nahe einen

Kreis um die Erde, aber von der Sonne gesehen, beschreibt er eine Reihe von Epicykloiden, deren Mittelpunkte auf der Peripherie der Erdbahn liegen. Auf gleiche Weise beschreibt die Erde, von einem entfernten Fixstern gesehen, eine andere Reihe von Epicykloiden, deren Mittelpunkte alle auf der Peripherie der Bahn liegen, welche unsere Sonne um den Schwerpunkt unserer Milchstraße beschreibt, und diese Sonne wieder beschreibt eine dritte Reihe von Epicykloiden, deren Mittelpunkte alle auf der Peripherie der Bahn liegen, welche der Schwerpunkt der Milchstraße um den des Weltalls beschreibt. Die Astronomie hat bereits Riesenschritte gethan, indem sie die Bewegung der Erde und die Epicykloiden des Mondes bestimmte, und die größten Geister des Alterthums, Hipparch und Archimedes, würden staunen, wenn sie vernähmen, daß ihre Nachfolger mit Hülfe der mächtigen Analysis Fragen beantwortet haben, die sie sich nicht einmahl aufzugeben gewagt hätten. Aber wenn es Jahrhunderte, wenn es volle zwey Jahrtausende brauchte, um die Bewegungen unsers Planetensystemes zu kennen, und aus den so verwickelten Erscheinungen, welche uns dasselbe darbiethet, Ordnung und Harmonie und das Gesetz, nach welchem alle diese Phänomene auf einander folgen, zu entwickeln, welche Zeit wird nothwendig seyn, die noch viel mehr verwickelte Bewegung der Sonne und der Gestirne zu enträthseln!

Übrigens gewinnt die oben vorgetragene Idee von dem Ursprunge und dem allmählichen Wachstume der Gestirne sehr viel an Wahrscheinlichkeit, wenn wir einige derselben in der That beynah urplötzlich vor unsern Augen entstehen, und wieder andere, die vielleicht Jahrtausenden geleuchtet haben, auf einmahl erlöschen sehen. Diese auffallenden Erscheinungen sind schon so oft wieder gekommen, und auf das beste bestätigt, daß es keinem Unterrichteten erlaubt seyn kann, daran zu zweifeln. Um nur einige derselben zum Schlusse dieses Aufsatzes anzuführen, so soll, wie Cuspinian berichtet, im Jahre 389 nach dem Anfange unserer Zeitrechnung nahe bey dem Sternbilde des Adlers ein neuer Stern entstanden seyn, der bald so an Licht zunahm, daß er selbst die Venus an Schönheit übertraf, der aber bald darauf wieder völlig verschwand und seit dem nicht mehr gesehen wurde. Ohne uns aber bey diesem und vielen anderen, die in zu entfernten Zeiten und nicht von eigentlichen Astronomen gesehen wurden, länger aufzuhalten, die vielleicht einer Täuschung zugeschrieben werden können, wollen mir nur denjenigen näher anzeigen, welchen der berühmte Tycho Brahe, einer der ersten Astronomen, der besten Beobachter, und der den gestirnten Himmel sehr wohl kannte, nicht nur gesehen, sondern durch beynah zwey Jahre mit seinen Instrumenten beobachtet hat. Als Tycho den 11. November des Jahres 1572 aus seiner Sternwarte über die Flur seines Hauses ging, bemerkte er, indem er seine Blicke zufällig auf den gestirnten Himmel richtete, im Sternbilde der Cassiopeia einen hellen Stern, der ihm sehr auffiel, da er sogleich gewiß war, an dieser Stelle nie einen größeren Stern gesehen zu haben. Er eilte auf seine Sternwarte zurück, und beobachtete sofort den sonderbaren Fremdling. Schon nach einigen Monathen hatte dieser Stern an Licht so zugenommen, daß er den schönsten unserer Fixsterne, den Sirius, übertraf, ja bald überstrahlte er selbst Jupiter, wenn dieser Planet uns am nächsten ist, so daß er endlich sogar am hellen Tag mit freyem

Auge sichtbar war. Tycho beobachtete ihn unablässig, und fand ihn immer genau an derselben Stelle des Himmels, ein Beweis, daß er, da er seinen Ort nicht änderte, viel weiter von der Erde abstand, als selbst der entfernteste Planet, und daß er daher zu der Klasse der Fixsterne gezählt werden mußte. Nach und nach wurde sein Licht wieder schwächer, im Anfange des Jahres 1574 war er kaum mehr zu erkennen, und im März desselben Jahres verlösch er endlich völlig, und wurde seitdem nicht wieder gesehen. Anderer ähnlicher Erscheinungen, die Kepler, Fabricius u. a. beobachtet haben, hier nicht zu erwähnen, was sollen wir von ihnen halten? Biethen sie uns nicht dieselben Phänomene dar, die uns ein Himmelskörper zeigen würde, der durch irgend einen unglücklichen Zufall plötzlich in Brand geräth, und nach und nach, wenn alle brennbare Stoffe aufgezehrt sind, verlöscht, um für immer auf der Stelle zu verschwinden, die er einst vielleicht Millionen von Jahren mit seinem Glanze umstrahlte? Wenn diese Körper, durch schreckliche Ereignisse gewaltsam zerstört, wenn durch entsetzliche Katastrophen ganze Sonnen, mit allen ihren Planeten und Kometen, mit Millionen und aber Millionen von Geschöpfen urplötzlich vertilgt, und aus der Reihe der Wesen ausgeschieden, herabgeschleudert werden in die ewige Nacht, so fehlt es auf der andern Seite auch wieder nicht an minder gewaltsam zerstörenden, aber doch allmählich dem Untergange ganzer Welten sich nähernden Erscheinungen: an Gestirnen, deren Licht, seit man sie kennt, seit Jahrtausenden immer schwächer und matter wird, die nach und nach zu altern, ihr beschwerliches Daseyn nur mühsam noch fortzuschleppen scheinen, während andere in dem Feuer ihrer Jugendjahre, oder in der Kraft ihres männlichen Alters neben ihnen sich stolz erheben. Wie verschieden ist nicht das Licht selbst der wenigen Sterne, die uns am größten erscheinen, und denen wir deswegen den Namen der Gestirne der ersten Größe beylegen. Wer je den Sirius mit dem Aldebaran verglichen hat, wird auch die ungemaine Verschiedenheit ihres Lichtes bemerkt haben. Aldebaran, der größte Stern unter den Hyaden, ob schon ein Gestirn der ersten Größe, dämmert nur in einem matten, planetenartigen Lichte, das wenig Strahlen wirft, und durch seine trüb röthliche Farbe gleichsam das hohe, abgelebte, kraftlose Alter dieses Gestirns zu verkündigen scheint. Sirius im Gegentheile glänzt, oder brennt vielmehr in einem lebhaften, scintillirenden Lichte, welches dem des Blickes gleich kömmt, und indem er seine Strahlen weit um sich herum versendet, geht, wenn er in guten Fernröhren erscheinen soll, eine Art von Morgenröthe vor ihm her, die das ganze Feld des Rohrs vergoldet und die immer lebhafter wird, bis endlich er selbst, der König der Fixsterne, wie eine Sonne in strahlender Majestät eintritt, und die Augen des staunenden Beobachters blendet.

Doch genug der Beobachtungen dieser Art, da ich der Aufmerksamkeit meiner Leser noch für andere Gegenstände bedarf. Für einen großen Gewinn würde ich es halten, auch nur einige derselben durch das Vorhergehende dahin geführt zu haben, fortan mit andern Augen den gestirnten Himmel zu betrachten, so oft sie in einer heitern Nacht ihre Blicke auf dieses zahllose Heer, auf diese Wildniß von Sonnen richten, die uns zunächst umgibt, und die, so weit sie auch verbreitet seyn mag, gegen die noch weiter entfernte

Anzahl von Milchstraßen, gegen den unergründlichen Inhalt der Tiefe des Himmels nur wieder ein kleines Wölkchen ist, denen ähnlich, die wir bereits schon zu Tausenden aus unermesslichen Fernen zu uns herüberschimmern sehen, ein Wölkchen, wovon unsere Sonne mit allen ihren Planeten und Kometen noch nicht den millionsten Theil ausmacht. Was ist unsere Erde gegen alles dieß! Nicht so viel, als der Tropfen, der an einer Nadelspitze hängen bleibt, gegen die Sonne, aus welcher wieder eine Million solcher Erden gebildet werden könnte. Und was sind wir, Geschöpfe von gestern her, und morgen schon nicht mehr, wir, die wir im Staube kriechen, aus dem wir kommen und in den wir zurück gehen werden, wer sind wir, uns selbst Fremdlinge und unbekannt mit dem, was uns am nächsten umgibt, daß wir es wagen, mit den Blicken eines Cherubs hin bis in's Innerste des Heiligthumes der Natur zu dringen, hin bis dort:

Où les confidens du Très-Haut, les substances éternelles,  
Parent de ses feux, et couvrent de ses ailes  
Le trône, où leur Maître est assis parmi eux.

### U m M i t t e r n a c h t .

Nach! Friede sey den Müden all' gebracht —  
Den Schummernden im Sarg! — der Vollmond lacht  
Vom Sternenthron hernieder — gute Nacht!  
Der Geisterstund' Geläut schlägt an mein Ohr,  
Und ringsum herrscht ein schau'rich düst'res Schweigen —  
Wie Grabes Schauer weht's! — die Geister steigen  
Aus finst'rer Gruft zur Oberwelt empor.  
Ihr früher Ahnen Geister — längst geschieden —  
Im kühlen Grab, schläft sanft in Ruh' und Frieden!  
Wir folgen euch auf ungewisser Bahn  
Bald nach ihr Edlen auf des Lebens Kahn,  
Dahin, wo einst verrauscht der Träume Wahn! —  
Wenn abgerissen sind des Lebens Bände,  
Dann steuern wir von ird'scher Heimath Strande  
In's Reich des Lichts, der Wahrheit heil'gem Lande! —

J. N. Schrauberg.

### Correspondenz-Nachrichten.

Leipzig.

Sie wissen, daß mich der Zufall nach Leipzig brachte, und erwarten wohl, daß ich Ihnen über die Schaubühne dieser Stadt etwas sage. Sie hat mir manchen frohen Abend gegeben. Das Haus ist geräumig und in jeder Beziehung zweckmäßig gebaut, das Scenarium ist gut geordnet, meistens mit Einsicht gewählt, oft vorzüglich und immer erträglich gemahlt, das Orchester ist zahlreich und durch Fr. Schneider vortrefflich geleitet. Der Unternehmer, Hofrath Dr. Küstner, so wie der Regisseur Wohlbrück, sparen keine Mühe, um im Verhältniß der Mittel, die zu Gebote stehen, möglichst vollendete Darstellungen zu geben. „Alles nach Maßgabe der Möglichkeit!“ — habe ich Ihnen aus einem anderen Orte einstens zugerufen, wo ich die Forderungen des Publikums mit den Mitteln zu ihrer Ausführung, wozu es sich verstand, im große

ten Widersprüche sah; ich thue es wieder, um den Maßstab nicht zu verrücken, wonach ich jederzeit messe.

Der Oper möchte ich, im Ganzen genommen, hier den Vorzug vor dem Schauspiel geben. Mehrere Opern unsers großen Mozart wurden mit vorzüglichem Fleiße, mit Genauigkeit und Liebe durchgeführt; vor allen gelang Don Juan, worin Herr Genast den Part des genialen Verführers, Hr. Klengel den des Octavio, Mad. Neumann-Sessi die Donna Elvira, Mad. Werner aber die Donna Anna sang. Ufchenbrödel, Joconde, das Rothkäppchen hört man mit Vergnügen. Othello gelang in der ersten Aufführung weniger, und es begleiteten überhaupt auch die späteren Aufführungen Umstände, die den Haupteindruck störten. Dagegen bewies in der Vestalinn das Orchester ganz seine Vortrefflichkeit, und Neumann-Sessi stand im vollen Glanze ihrer Kunst. Sobald ich Sie zum Schauspiel führe, so muß ich zunächst auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die unter die seltneren gehört — eine vorzügliche Darstellung des Käthchens von Heilbronn. Sie wissen, wie sehr ich diese Dichtung liebe, die — (irre ich?) — tiefmütterlich von unseren Geschmacksrichtern behandelt wurde. Ich wüßte zum wenigsten nicht, wo und wann sie öffentlich so gewürdigt worden wäre, wie sie es — nach meiner Ansicht — verdient. „O du, wie nenn' ich dich? — ich will eine eigene Sprache erfinden,“ um zu sagen, was du bist, mein Käthchen! Nie wurden die Rechte des Herzens siegreicher vertheidigt, nie die Gewalt der Unschuld besser bezeichnet! — Könnte in Sprache und Ausdruck so manches gewählt seyn, würde manche Überladung von Nebenfiguren, manche zu grelle Farbe wegbleiben dürfen — was thut das? — Das Leben kommt von innen heraus; der Mensch in Lumpen gehüllt, und in mancher Form fehlerhaft, bleibt ein Mensch und Gottes Bild; Apoll von Belvedere und Venus von Medizis sind Steine und Larven! — Makellos ist die Schilderung Käthchens. Nichts stört den Eindruck dieses reinen Wesens — kein Wort, keine jener unzähligen Kleinigkeiten, welche den Stimmgang an die Seele legen, und die wohl gefühlt, selten erkannt, noch seltener begriffen werden können. Das Herz wird wie eine Harmonika mit leisen, linden Griffen gespielt — und leise, linde Töne wachen auf, aus ihm kommend, zu ihm kehrend! — Die Wahrheit ist es, welche, indem sie den Wahn besiegt, uns auf die Natur, ihre Mutter, zurückführt. — Doch zu zart wäre diese Schöpfung des Gefühles, darum der menschliche, kindliche Zusatz von Sylvesternacht und Blenguß, darum der Engel im himmlischen Lichte um den schöneren Engel aus irdischem Feuer zu retten — darum die heilige Sprache des Traums, die halb in dieser, halb in jener Welt verstanden wird, und ihre Zeichen aus beyden nimmt!

Nie hab' ich die Rolle des Käthchens besser geben sehen, als es hier durch Ull. Schaffner geschah. Vorzugsweise möchte ich von ihr sagen, daß sie für diese Rolle geboren sey. Ich vergleiche keine ihrer sonstigen Darstellungen mit dieser. Sie lebt in dieser Rolle, sie verwirklicht die Idee des Dichters; von den Formen ihrer Gestalt bis zu den sanften Beugungen ihres Vortrags ist alles Harmonie, alles wahr, ohne Überladung, ohne Kargheit, ohne Mißgriff. Ihre Stimme, vielleicht in mancher anderen Darstellung zu weinend, wenn sie klagen, zu eintönig, wenn sie Würde und Ernst aussprechen, zu tändelnd, wenn sie spielen soll — ist des einfachen, seelenvollen Käthchens Stimme. Mehrmahls hab' ich Ull. Schaffner in dieser Rolle gesehen, sie blieb dieselbe in jeder Darstellung. Ich wiederholte, daß ich sie vorzugsweise für diese Rolle geboren glaube. — Hr. Stein faßte den Grafen Strahl richtig und gab ihn brav. Eine sehr wohlklingende und beugsame Stimme — eine höchst günstige Gabe für den Schauspieler — gibt ihm vielen Vorschub. Vor allem gelang die Scene am Hollunderbusche; sie ward mit frommer Zartheit, warm und schön gegeben. — Hr. Genast als Rheingraf, Ull. Mollard als Kunigunde von Thurneck, Wohlbück als Waffenschmied und Hr. Fischer als Gottschalk standen an ihrem Platze und ließen es nicht am Fleiße mangeln, diese Vorstellung als ein schönes Ganzes zu gestalten, fähig im Eindrucke die Idee, die den Dichter belebte, in jedem Empfänglichen anzuregen.

Grätz, Juny 1820.

Die neuen Direktoren unseres Theaters (Domaratus, und Winter) hatten sehr viele Mühe, das Ganze in Gang zu bringen. Das Publikum schenkte diesen Bürgern die erbethene Nachsicht, da sie kurz vor Ostern Anstalten treffen konnten.

Die neuen Direktoren wußten mit Klugheit manchen Wünschen der Stadt Genügen zu leisten. Sie stellten das Schauspielhaus, wo einige Lieblingsplätzchen verschwunden waren, nach der alten Form wieder her. Sie errichteten wieder ein zweytes Parterre; sie gaben Abonnements und Billeten um den älteren Preis und machten gleichsam Frieden mit der Schauspielergesellschaft und der Zuschauerwelt.

Bei den Theatern der Provinz ist die Hauptfrage, welche der Schaubühnen der Hauptstadt sie zum Muster oder Vorbilde wählen. Wie kann man die Pracht der Einen, wie die Kunst der Andern zu erreichen hoffen? Die neuen Direktoren scheinen wenigstens an zweyen Tagen der Woche Stücke der Leopoldstadt geben zu wollen. Um mit Glück in diesem Fache wirken zu können, ließen sie den früheren Liebling, Meister, aus Pesth, wieder kommen. Er errang die allgemeine Zufriedenheit in den Schwestern von Prag, im lustigen Beylager, in dem Gespenst auf der Wastey, im verwunschenen Prinzen, im Kragerl, Staberl und Krampfl.

Das höhere Schauspiel ward nicht ganz aufgegeben. Die Ankunft Deny's und seiner Frau (ehemahls Mad. Spengler) aus Pesth, brachte ein gewisses künstlerisches Leben, welches recht benützt auch kaufmännischen Vortheil abwerfen muß. Man sah seitdem Ohlen schläger's Correggio, Schiller's Maria, Collin's Mäon. Die Bewohner der Stadt fanden Alles anziehend genug, um für solche Abendunterhaltungen die Spaziergänge in ihren wunderschönen Besitzungen am Rosenberge und rings in der Runde aufzugeben.

In der Oper war seit Cornet's Abreise keine der eigentlichen großen Aufgaben der Tonkunst mehr gelöst, obwohl Krebs als Bassist und Mlle. Wittmann einen höheren Aufschwung nahmen; die letztere ging vom Fache des Cantabile zur Bravour über. Daß Cornet in Wien so wenig Beyfall erhielt, erklärt man hier aus mehreren Ursachen; erstens, daß seine Stimme für die größten Schauspielhäuser nicht Stärke genug besitzt; zweitens, daß der Gedanke, vor dem ersten Publikum des Kaiserthums und Deutschlands zu stehen, den jungen Künstler in Befangenheit hielt. Nur begreift man nicht, daß Cornet's Licinius nicht viel besser gefiel, als jener des Hrn. Schüh, welchen man hier sehr gut kennt.

Die Oper gibt für einige Wochen eine erfreuliche Aussicht. Hr. Jäger hat uns besucht. Er gab zuerst den Joseph in Mehul's Meisterstück, dann den Tamino in Mozart's Zauberflöte. Künstler aus der Hauptstadt werden in der Provinz von den Einem mit blinder Begeisterung, von den Andern mit schärferem Urtheil empfangen. Hr. Jäger gefiel allgemein. Seine Stimme vom obern E bis H ist wunderschön und rein, aber abwärts hatte sie einen Beyklang, welchen vielleicht die Reise hervorbrachte. Der Vortrag der Worte und die Führung der Töne schien auch den Kennern meisterhaft und untadelig. Die Deutlichkeit der Aussprache und die Richtigkeit der Betonung sind entschiedene Vorzüge dieses Künstlers. Aber die Haltung des Körpers war theils gemein, theils fehlerhaft, wo sie sich über das Gemeine erheben wollte. Unbegreifliche Sachen sagte der Künstler beim letzten, begeisterten und stürmischen Hervorrufen. Wirkliche Rührung machte ihn verworren reden, endlich ganz stocken. „Er ist ein herrlicher Sänger, aber kein großer Redner,“ war das allgemeine Urtheil.

## Schauspiel.

Im K. K. Theater nächst der Burg den 13. Juny: Zuerst das Nachtlager in Granada, von F. Kind, dann der Oheim als Neffe, dem Französischen



nachgebildet von F. A. von Kurländer, zum Beschluß zum ersten Male: der Kuß und die Ohrfeige. Spiel in Versen und einem Aufzuge.

Der Oheim als Neffe wurde früher in zwey Akten gegeben. Nach der ästhetischen Rechenkunst muß man sagen, daß Eins in diesem Falle mehr ist als Zwey. Ja vielleicht ließen sich selbst noch gegen Eins Zweifel erheben, wenn die Bescheidenheit des Verfassers nicht jeder Kritik vorgebeugt hätte durch den überaus glücklichen Einfall, das Ganze eine dramatische Kleinigkeit zu nennen. Mad. Neumann feyerte als Antonie ihren gewöhnlichen Triumph. Sie wiederholte denselben in dem Schlußstück: der Kuß und die Ohrfeige. Ob der Verfasser dieses Werckens, dessen Hauptverdienst auch wieder, wie bey dem vorhergehenden, die Kürze ist, der dramatischen Kunst eine Ohrfeige oder einen Kuß hat versehen wollen, darauf läßt sich leichter antworten, als darnach fragen.

In demselben Theater nächst der Burg den 15. Juny: die Quälgeister. Lustspiel in fünf Aufzügen. Mad. Neumann trat als Isabella auf mit demselben Erfolg, wie in den vorigen Rollen. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor; dieser Satz gilt auch von der Bühne.

Jeder Stern des Theaterhimmels, wie schön er sonst auch leuchten mag, verschwand übrigens vor der Sonne, die allbesehend in Hrn. Koch (dem Schreiber) aufging und von dem Angesichte des Publikums in Strahlen der Freude und des Erstaunens zurückleuchtete, begleitet von der Musik eines allgemeinen Beyfalls. Wahrlich, eher kann die Sprache sich in Lobspriechen erschöpfen als dieser Meister der Bühne in seiner Kunst. Auch sieht der gefühlvolle Zuschauer ihn nie allein, denn die Schatten aller der großen Künstler und Künstlerinnen, die einst mit ihm wirkten, bekommen durch diesen Todtenerwecker wieder Leben. Schröder, Brockmann, Weidmann, Vergopzom, (Frauen) Nouseul, Koose, Adamberger stehen auf, geführt von der Hand ihres Gefährten, und in schönen Augenblicken genießt das ernstere und um so treuere Publikum in dem eigenen jugendlichen Alter zugleich die ewige Jugend der Kunst. Recensent, der die frühere große Periode dieser Bühne nicht gekannt hat, gesteht, daß er in den Glanzvollen des Hrn. Koch sich dieselbe sehr gut vergegenwärtigen kann; und so hat er denn auch nicht verschweigen wollen, was auf viele hiesige Theaterfreunde aus unmittelbarer Anschauung einen beneidenswerth tiefem Eindruck hervorbringen muß.

In demselben Theater den 17. Juny: das Mädchen von Marienburg.

Mad. Neumann spielte die Rolle der Kathinka, Hr. Neumann stellte Eduard den Bruder derselben dar. Beyde hatten das Publikum für sich, wenn auch der andere vielleicht einen anderen Theil desselben, wie es oft einem Künstlerpaare auf der Bühne zu gehen pflegt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß ein ehmaliger Liebling des hiesigen Publikums, Hr. Klingmann, als Czaar Peter erneuerte Beweise alter Gunst erhielt. Er stand auch in der That Mad. Neumann so würdig zur Seite, daß man Kathinka nicht loben darf, ohne auch Peters freundlich zu gedenken. Daß der russische Czaar freylich nach Gulden Wiener Währung statt nach Rubeln rechnete, mochte etwas auffallen, indessen kann man ja auch Gulden Wiener Währung eben so bequem als sicher in Gold und Silber jeder Art verwandeln, wenn nur die Gulden in rechter Menge da sind; und auf diesen Umstand hat Hr. Klingmann offenbar mit verstärkter Feinheit anspielen wollen. Hr. und Mad. Neumann wurden nach dem Schlusse gerufen. Sie werden wieder kommen, wenn wir anders Hrn. Neumann recht verstanden haben.

In demselben Theater den 17. Juny: Don Gutierre, Trauerspiel in fünf Aufzügen nach der spanischen Tragödie: der Arzt seiner Ehre, von Calderon, für die deutsche Bühne bearbeitet von C. A. West.

Hr. Anschütz erschien als Don Gutierre und als solcher in voller Glorie. In den frühern Urtheilen über diesen Künstler haben wir zuweilen Einzelnes gerügt, theils um ihn dadurch von der gemeinen Masse der Schauspieler recht bestimmt abzusondern, die nicht einmahl des Tadels werth sind, theils auch aus Achtung für das Ideal der Kunst, wie es uns vorschwebt. Jetzt muß sich dagegen der Strom des Lobes ungetrübt ergießen.

Zu No. 74.

denn der Charakter des Don Gutierre war nicht nur etwa in einer bloß hier ungeschuldeten Vollkommenheit ausgeprägt, sondern es lebte in ihm eine solche durchgängige Wahrheit, daß die schöne Dichtung dadurch wahrhaft zu einem durchsichtigen Krystall verklärt wurde, spielend mit allen Funken spanischer Gluth. Auch zeigte sich die wachsende Theilnahme des Publikums auf eine sehr ungewöhnliche Weise in der tiefen Stille, die bey Prachtstellen fast kein Athemzug zu unterbrechen wagte. Eine solche Hingebung ist bey echt psychologischen Darstellungen des Charakters der höchste Lohn des Künstlers: das Publikum dankt in einem solchen Falle desto feyerlicher, je weniger es vom stillen Entzücken zu lauten Äußerungen übergeben kann, je mehr es über dem Dargestellten sich selbst und den Darstellenden vergißt. Es ist auf der einen Seite nicht möglich, aus dem Kranze, den Hr. Anschütz sich und der Dichtkunst zugleich flocht, einzelne Blumen mit unsanfter Hand heraus zu reißen, und doch zwingt auch wieder der reiche Überfluß des Ganzen zu einer sorglosen Verschwendung in der Schilderung des allgemeinen Ausdrucks. So folge denn die Feder frey dem augenblicklichen Gedanken, wie früher das Auge und Ohr dem unwiderstehlichen Zuge des tief durchdachten, tief empfundenen Spiels. Sobald Don Gutierre nur auftrat, fielen auch die Würfel aus einer so sichern und dabey kraftvollen Hand, daß der alte Spruch: Cäsar und sein Glück! — eine bescheidene Anwendung litt. Und weil das Vermögen dieses Künstlers aus seiner innersten Brust hervorging, hielt er damit auch bis an's Ende aus, wie ein reicher, freygebiger und dabey doch kluger Mann. In der That ist uns dieses weise Abwägen jedes Moments in dieser Ganzheit noch nie in einer der bisherigen Rollen des höchst erwünschten Gastes vorgekommen, und wir können uns kaum noch einen Begriff von einer größern Vollkommenheit dieser Art machen, wenn nicht etwa die Rolle des Othello dazu Gelegenheit gibt, für welche Hr. Anschütz uns wie geboren scheint, und die wir, nach Don Gutierre zu urtheilen, als den eigentlichen und höchsten Herrschersth dieses Künstlers anzusehen wagen. Außerordentlich schön war besonders die Innerlichkeit des ganzen Spiels; man sah ordentlich die Gedanken und Gefühle aus ihren geheimsten Wurzeln hervorkeimen, schauete ihr Wachsthum, und wenn der Ton das Ohr traf, so fand er die Seele wie eingebildet, wie eingegossen in die Seele des Don Gutierre. — Man schöpfe wegen der Ungewöhnlichkeit dieser Ausdrücke keinen Argwohn. Es ist uns nicht gegeben, das Gemeine mit gleißender Schönsfärberey aufzuputzen und das Lob des Vortrefflichen in winzigen Tropfen nach Apothekerart abzumessen; in diesem Punkte sind wir unverbesserlich, wie klar wir auch die Unstatthaftigkeit eines solchen Verfahrens erkennen nach der hergebrachten Lehre von Mitteln und Zwecken. — Hauptsächlich war die ganze Art musterhaft, wie Don Gutierre mit sich selbst zu Rathe ging, wie er bald den Zweifel beschwichtigte, bald wieder aus dem Schlafe schüttelte, bis er endlich die entseßliche Gewißheit aus dem Labyrinth der Ereignisse aufgefunden zu haben glaubt und nun auf einmahl als Blutrichter dasteht. Die Accente, womit er im Drange der Handlung sich als Arzt seiner Ehre einführte, waren laute, die schwerlich der ritterliche Stolz des edelsten Spaniers reiner und kräftiger auszusprechen vermag. Überhaupt ist Hr. Anschütz bewunderungswürdig im Vortrage der Monologe, wie er auch bey dieser Gelegenheit unter allgemeinem Beyfalle bewiesen hat. Unvergleichlich wurde ferner der erste Ausbruch der Eifersucht dargestellt. In diesem einen Gefühle durchkreuzten sich unter heroischem Aufruhr alle Kombinationen der Liebe, des Stolzes, der Rache, der Verzweiflung. Selbst das Geringsfügige erhielt Bedeutung, wie unter andern die Scene, wo Don Gutierre seine Diener über das Geheimniß seiner Ehre zur Rede setzt. Man litt mit dem gequälten Helden; man zürnte mit ihm über die Welt; man bewunderte, man liebte ihn und endete damit, ihm das Kommende zu vergeben. Die gefühlvolle Weichheit des Tons, die Hr. Anschütz, wie schon mehrmahls gesagt, vollkommen besitzt, stand dießmahl im richtigsten Verhältnisse mit dem Gegenstande und wirkte vorzüglich an solchen Stellen, wo er seiner grenzenlosen Liebe zur Gattinn gedenkt. Unter mehreren einzelnen Feinheiten mag bloß das plötzliche Zurückgehen Don Gutierre's bemerkt werden, als er lauschend vernimmt, daß seine Gattinn schon als Jungfrau die Aufmerksamkeit des Prinzen gefesselt habe.

Nicht minder zeichnete sich die Bitterkeit der Ironie, das Hohnlächeln der Verzweiflung aus. Selbst die Mimik war, wie die ganze Gesticulation, besonders die ausdrucksvolle Bewegung des Mundes, in dieser Rolle lebendiger, geistiger, kurz glücklicher als sonst. Aber wir ermüden die Leser, ohne damit weder uns selbst, viel weniger Hrn. Anschütz genug zu thun. Der Künstler wurde mehrere Male gerufen und dankte zuletzt in Worten, die der Bildung seines Kopfes und Herzens gleich viel Ehre machen.

Schließlich bemerken wir noch in Beziehung auf das Trauerspiel selbst, daß wir darin nichts Gräßliches finden können, das mit dem Wesen der Tragödie im Widerspruche stände. Auch sollten billig schöne Augen nicht allzu sehr vor dem Zeichen der blutigen Hand auf der Thür in einer Zeit erschrecken, wo so manche zarte Finger Charpie gezupft haben, ohne Krämpfe zu bekommen. Die Phantasie muß sich einmahl im Trauerspiel an Blut gewöhnen. Ob es nun am Dolche oder an der Thür klebt, ist ja im Grunde einerley. Der Tod durch Ueberlassen, den Don Gutierre über seine Gattinn verhängt, hat sogar etwas Antikes, wenn man dabey auch nur an den sterbenden Seneca denken will. Außerdem paßt das Sinnreiche der sich rächenden Ehre vollkommen zu dem Charakter des Don Gutierre. Zuletzt bitten wir, diese Ausfertungen gütig, bloß als Zeichen unserer Denkungsart über einen mehrmahls besprochenen Punkt, aufzunehmen. Wir fühlen sehr klar, daß wir keine literarische Tagesparthey bilden können, sind aber auch gesonnen, keiner zu dienen, keiner — sagen wir.

Theater an der Wien, den 10. d. zum ersten Mahl: die *Nachtwandlerinn*. Lustspiel in zwey Aufzügen, nach einem französischen Vaudeville der H. E. Scribe und G. Delavigne, von Hrn. Joseph Ritter v. Seyfried.

Cäcilie soll mit Friedrich von Luzy vermählt werden. Heimlich liebt sie Gustav v. Mauleon, von dem vertriebene Empfindlichkeit sie trennte. Dieser wird von seinem Freund kurz vor Unterschrift des Kontrakts als Reisender, den er so eben aus einer Lebensgefahr errettet, in das Haus des Hrn. v. Dormeuil eingeführt, und findet hier unvermuthet seine schöne Ungetreue wieder, die er vormahls mit ihrem Vater in Paris kennen lernte. Aus Liebe zu dem Freund unterdrückt er sein Gefühl, und Cäcilie, um den Falschen noch mehr zu bestrafen, überwindet ihre Abneigung und unterzeichnet mit bebender Hand die Ehepakten. Gustav wird in einem Pavillon einquartiert, worin es nicht gehener seyn soll. Nachdem er einen Brief beendet und sein Diener eingeschlafen ist, öffnet sich eine kleine Seitenthür, und eine weibliche Gestalt tritt mit einem Licht herein; es ist Cäcilie, die Sonnambüle, die dem Staunenden ihre Leiden klagt und ihre fortdauernde Anhänglichkeit gesteht. Sie schreitet endlich denselben Weg zurück, läßt sich aber dicht neben der Thür auf einen Stuhl nieder. Der erwachende Diener hat sie gesehen und wird mit Mühe zum Schweigen gebracht. Jetzt erscheint der aufgeräumte Friedrich, erkundigt sich scherzend nach dem Geist und erhält Zeichen von dem Diener, die ihn begierig machen, hinter die spanische Wand zu schauen, die der Freund bey seiner Annäherung dem Sitz der Schlummernden schnell vorgeschoben. Cäcilie ist verschwunden. Später findet er an dieser Stelle ein seidenes Tuch, das die *Nachtwandlerinn* unbefangen für das ihrige erkennt, und als sie bald darauf nach einer Unterredung mit Friedrich, dem sie den Vorfall der Nacht als einen schmerzlichen Traum wiederhohlt, in Gedanken vertieft, ihren Zustand beklagt und von ihrem Verlobten überrascht wird, zieht dieser den Geliebten unvermerkt an ihre Seite und vereinigt großmüthig die Getrennten.

Die Idee ist ungewöhnlich, die Anlage interessant, aber die Ausführung sehr mangelhaft. Der erste Akt schreitet gefügig vorwärts, hat einen frischen humoristischen Anstrich und ist mit jenen pikanten Feinheiten des französischen Dialogs ausgestattet. Der Anfang des zweyten Akts spannt noch die Aufmerksamkeit, auch die Würze fehlt hier nicht, allein die Erscheinung der *Nachtwandlerinn* führt mit der immer wachsenden Unwahrscheinlichkeit zugleich Abspannung und Langeweile herben, die der launige und vor

Hrn. Demmer mit glücklichem Erfolg durchgeführte Charakter Friedrichs nur mit Mühe unterdrücken kann, und am Schlusse bleibt dem Zuschauer so viel zu ergänzen übrig, daß er entweder an das Vaudeville oder die Nachtwandlerinn appelliren, oder sich einbilden muß, selbst geträumt zu haben.

Das Benehmen der Mlle. Botta (Cäcilie) in der gedehnten, schwierigen Scene des Sonnambulirens erwarb ihr verdienten Beyfall.

---

### Musikalische Anzeige.

Das erste Heft des Klavierauszugs von dem sehr beliebten Ballet:

Alfred der Große,

Musik von Hrn. Grafen W. Robert von Gallenberg,

ist jetzt im k. k. Hoftheater-Musikverlage erschienen, und schon findet man es auf den meisten Notenpulten der hiesigen zahlreichen Freunde der Musik überhaupt und dieses höchst gelungenen Werks insbesondere. Wir dürfen zur Empfehlung nur auf Nr. 53 dieser Zeitschrift hinweisen und, wie wir schon damals hofften, jetzt bezeugen, daß Alfred unter die gelungensten Erscheinungen des laufenden Theaterjahrs gehöre und daß an seinem steigenden Beyfalle die Begleitung dieser lieblichen, effektvollen und verständigen Musik, welche nun hier, gleichsam im Schattenrisse zur Erinnerung geborthen wird — einen großen Antheil habe. Wahrscheinlich darf man der unverzüglichen Erscheinung des zweyten und letzten Heftes entgegensehen.

---

### Ankündigung.

Beym herannahenden Schlusse der ersten Hälfte des fünften Jahrgangs dieser Zeitschrift ersuchen wir die P. T. Abnehmer derselben auf die zweyte mit 30 fl. sammt den Modenbildern oder auf das dritte Quartal mit 15 fl. W. W., und ohne Modenbilder halbjährig mit 14 fl. und vierteljährig mit 7 fl. W. W. im Bureau am Kohlmarkt Nro. 268 oder in der Verlags- handlung des Hrn. Anton Strauß am Peter im Auge Gottes zu pränumeriren.

Auswärtige in allen Provinzen des Kaiserstaates belieben sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Oberst-Hofpostamts-Haupt-Zeitungs- Expedition oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter gegen Vorausbezahlung von 33 fl. W. W. halbjährig zu wenden und falls sie die post- ämtliche Siegelung wünschen, noch 2 fl. W. W. beizufügen.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Kupfer durch die Buchhandlung Tändler und Comp. allhier zu erhalten.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 22. Juny 1820.

75

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die t. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Entdeckung der Chinarinde.

Eine Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Lasse dir den schönen Glauben  
An bessere Menschen niemals rauben.

Abend war's und noch immer wollten die Flaggen des spanischen Schnellseglers, der den neuen Vizekönig in den Hafen von Lima tragen sollte, den peruvianischen Küsten nicht grüßend zuwinken.

Ruh und Stille lag über den blaßgrünen Wogen des großen Ozeans, nur am Gestade brauste und tobte die neugierige Menge der Eingebornen, verkürzte durch loses Geschrey sich die Zeit, und mäßigte durch kurzweilige Schwänke die Ungeduld des Erwartens. — Dafür stand ein kleines Häuflein der Edleren der Nation in stiller Trauer und im bitteren Gefühle unverdienter Knechtschaft ganz abgesondert am Hafen, und starrte in die düstere Fluth noch düsterer hinab. Unter ihnen war Kimno, ein greiser Sprößling aus dem alten königlichen, seit dem Einrücken der Europäer aber in Armuth versunkenen Stamme der Inkas, der schon aus dem Busen seiner Mutter Haß gegen die Weißen gesogen hatte, und dessen erstes Wiegenlied ein Fluch auf die Spanier war.

Vom Gestade einwärts bis an die Thore der Hauptstadt waren die schönsten und blühendsten indianischen Mädchen in Reihen gestellt. Alle hatten ihre schwarzen Löckchen nach der Sitte ihrer Heimath mit bunten vielfarbigen Federn und lichten Korallenschnüren geschmückt, hatten ihre zarten Leiber in kurze blendendweiße Kleidchen, die jedoch schon die Silberspange des Oberarms und die volle Rundung der Knie bloß ließen, verhüllt, und waren gewärtig, Blumen, die nur der sanfte Himmel von Chili und Peru mit solchem Duft und Schimmer ausstatten konnte, den Füßen der stolzen Spanier zum Bertreten Preis zu geben.

Rings herum wogte und murmelte das Volk, und befürchtete schon,

da die Sonne immer tiefer und tiefer sank, noch einmahl schlafen zu müssen, ohne den neuen Bizekönig und die Pracht des Empfanges gesehen zu haben.

Aber plötzlich erscholl ein fernes dumpfiges Getümmel, und es wurde stille unter den Tausenden, wie in einer Einöde; der Athem stockte, nur die Blicke drängten sich gierig hinaus durch das Dunkel der Dämmerung — Da schien es, als zöge ein Wölkchen ferne über das Meer einher, Blicke zuckten aus dem Wölkchen und Donner folgten dumpfherrollend; nah' und näher kam das Wölkchen, und der Blitz ward glühender, der Donner lauter, und das Wölkchen wurde zu spanischen Schiffen und das Gemitter zu Signalschüssen. — Bald tönten nun auch die Kanonen des Hafens den Kommenden ihre ernstern Grüße entgegen, und nun erst brach auch das Volk aus seiner lautlosen Erstarrung auf, und erhob nach der kurzen Stille ein nur um desto größeres Getümmel, und ergab sich ganz dem wildesten Jubel. Kimno aber hing finster über seinen Stab gebückt, starrte bald das Schiff, bald die dunkelrothen, abendlichpurpurnen Wogen an, und murmelte: Da kommt er gefahren auf dem Blut unsrer Väter!

Indessen war das Schiff mit ausgebreiteten Fittichen heran geflogen, und hatte sie nach glücklicher Ankerung auch schon gesenkt. Das Volk wurde nun wieder stille, und sandte seine Blicke auf das Verdeck. Da ging es denn bunt und wirr unter einander, alles regte und bewegte sich, hob, trug, ging und kletterte. — Mitten unter diesem Gewimmel konnte man aber doch einen hohen jungen Mann, mit einer hellen vom Struyp' des Huttes schlank aufsteigenden Reiherfeder, und einer goldenen Kette über dem reichgestickten Wamms, recht deutlich bemerken. Alles wich, wo er hintrat. Er schien geschäftig eine zarte Dame vom Verdeck über eine Strickleiter herab in die unten harrende Gondel zu bringen. Am Ufer zischelte man sich während dem in die Ohren, zeigte nach der weißen Schwungfeder, und ließ sie von nun an nimmer mehr aus den Augen, bis sie sich vollends in die Gondel gesenkt und durch die Lüfte flatternd das Land erreicht hatte.

Als darauf der schöne Spanier mit seiner Dame den am Strande wartenden goldbelegten Wagen, der mit acht wilden Rappen bespannt war, bestiegen, und auf den prächtigen veilchenblauen Sammtpolstern desselben Platz genommen hatte, sah wohl jeder ein, daß er sich in seiner Meinung nicht geirrt habe, und war nur besorgt den neuen Bizekönig und seine schöne Gemahlinn recht nahe zu sehen; was denn auch gar leicht geschehen konnte, da der Wagen sich durch das Gedränge nur sehr langsam fortbewegen konnte.

Graf von Chinchon, so hieß der hohe Anaekommene, nickte lächelnd dem lärmenden Volke zu, sprach manch gütiges Wort und war überhaupt recht veranügt, denn so fröhlichen Empfang hatte er sich von dem armen unterdrückten Volke, bey dem bisher Bizekönig und Tyrann fast eins bedeuten mochte, wahrlich nicht erwartet, und Kimno's funkelndes Auge und manch andere ernste, ja düstere Miene hatte er im Gewirre der Menge übersehen. Die Gräfinn grüßte und dankte so holdselig und freundlich, daß wohl jeder, der nicht einen angeborenen Haß gegen alle Spanier hegte, aus vollem Herzen wünschen mußte, daß die zarten Rosen ihrer Wangen recht lange blühen möchten, aber leider schienen sie ihren Purpur nur dem An-

hauch der Abendröthe zu danken zu haben, und es war ernstlich zu fürchten, daß sie im blassen Glimmer des Mondes welken würden.

Auch den Mädchen deuchte es so, denn mit ihnen sprach das liebe Frauenbild viel mehr und weit freundlicher noch, aber so schwach, so leise, daß die guten Geschöpfe recht gerührt wurden; einige standen ganz betrübt da, ließen den Wagen vorbeyschweben, behielten ihre Blumen in den Händen, und streuten dafür eine Thräne hin.

Donna Laura bemerkte es wohl nicht, denn sie war recht heiter und froh, winkte liebevoll grüßend bald dort, bald da hin, sprach manchemal ein Wörtchen mit ihrem lieben Gemahl, und lächelte dann wieder auf das Volk heraus.

Da fiel einmahl ihr Blick auf ein schlankes junges Mädchen, das ihr schwarzlockiges Köpfchen geneigt hatte und zu weinen schien. — Die gute Gräfinn hatte schon in Europa manche Thräne getrocknet, und wußte schon, wie süß es sey, auf feuchten Wangen wieder ein sanftes Lächeln hervorzulocken. Sie ließ also halten, redete das Mädchen sanft an und fragte, warum es weine? Da haschte es nach der Hand der Gräfinn, küßte sie schnell, wandte sich eben so schnell wieder um, und weinte heftiger als zuvor. Die Gräfinn aber langte dem blöden Mädchen unter das Kinn, und hob das gesenkte Köpfchen schmeichelnd empor. Da blißte ein flüchtiges Lächeln, das aber gleich wieder erlosch, über das kleine rothbraune Gesichtchen, und ein Paar lichte Auglein blickten die freundliche Donna gar wehmüthig an, verschlossen sich aber bald wieder hinter das zarte Gitter der langen schwarzen Wimpern, und kein heiteres Strahlchen kam mehr heraus, nur kleine heiße Silberkügelchen drängten sich noch häufig hervor.

„Gutes Mädchen,“ lispelte die Gräfinn und kosete die zitternde Hand der Schweigenden, „du verstehst wohl die spanischen Laute nicht?“

Ihr Nicken schien es zu bejahen.

„Warum antwortest du dann nicht? Hassst du die Weißen?“ —

Sie verneinte.

„Oder mich?“

„Ach nein, du liebe weiße Frau.“

„Nun so sey hübsch freundlich, und sage, warum du weinst.“

Da wollte wieder keine Antwort kommen, und die Händchen wühlten verlegen in dem Blumenkörbchen. — Endlich nahmen sich ein Paar ihrer Gespielinnen den Muth, und sagten: sie habe im heutigen Auflauf ihren Kopfschmuck verloren, und nun sey sie nicht zu trösten. „Ach!“ fiel nun auch die Weinende ein, „Ach! meine schönen blanken Glaskorallen! — Mirvan hatte sie mir erst neulich, als ich achtzehn Jahre alt wurde, geschenkt. — Wenn man Thautröpfchen auffassen könnte, gäb' es keine so schöne, schöne Kette. Ach! nun ist sie zertreten! — Mirvan lächelte immer, wenn ich sie küßte.“

„Armes Kind,“ erwiederte sanftlächelnd die Gräfinn, „so bin ja gar ich und mein Gemahl die Ursache deines Unglückes.“ — Und nun sagte sie ein Paar Worte zum Bedienten zurück, worauf dieser schnell herab sprang und zu einem der nachfolgenden Wagen lief, die Gräfinn aber unterhielt sich weiter mit dem braunen Mädchen, und sprach: Nun sage mir auch, wie du heißest?

„Zuma,“ war die Antwort.

„Zuma? — Nun liebe Zuma, und deine Ältern?“

„Ach die schlummern schon lange in der finstern Grube, und niemand weckt sie.“ Jetzt mußte sie inne halten und fromme Thränen kindlicher Liebe tiefen über die Schwelle ihres Auges. „Ach,“ fuhr sie leise und stockend fort, „mich armes Mädchen wollten sie auch zu ihnen hinunter legen, weil ich noch schwach und klein war, und mich nicht selbst ernähren konnte \*). O ich wäre gerne hinab gestiegen, aber Mirvan, — und nun wurde ihr Auge wieder hell und funkelnd, — aber Mirvan riß mich aus den Händen der wilden Männer, die mich einscharren wollten, erboth sich mir Speise zu geben, kofete mich sanft und tröstlich, und führte mich heim zu seinem Vater. Der zog mich auf. Rimno ist streng, aber gut; — und Mirvan — Mirvan — o ich böses Mädchen, daß ich seine Korallen verlor!“

Jetzt war der Bediente wieder zurück, und hatte der Gräfinn ein glänzendschwarzes Kästchen mit silbernen Beschlägen gebracht; ihre zarte Hand fühlte gleich nach einem Büschlein kleiner flimmernder Schlüsselchen, das an dem Purpurbande ihres Gürtels hing. Eine Minute darauf knirrte eines davon in dem feinen Schlosse, und der Deckel sprang. Da schimmerte, und schillerte und glänzte es denn darin, daß die Mädchen schon zum Voraus einander mit neidischen Blicken zulächelten; — aber über Alles stieg doch die Spannung und die Erwartung, als in der Hand der Gräfinn eine herrliche strahlensprühende Kette hing, in der künstlichgedrehte Kugeln von dunkelrothen Edelgranaten mit hellweißfunkelnden von Bergkrystallen wechselten. Zuma wurde damit beglückt. Donna Laura schlang ihr selbst das schöne Band in die Locken, und sagte lächelnd: „Es ist freylich nicht von deinem Mirvan, aber doch von Freundeshand.“

Zuma küßte darauf der lieben Frau entzückt die Hand, und wußte keinen Dank zu stammeln; ihre Gespielinnen aber drängten sich um sie her, beäugelten und betasteten den blinkenden Schmuck, und hofften, bald selbst und vielleicht noch reichlicher theilhaft zu werden; — doch als sie umsahen, war Kästchen und Gräfinn fort, und die acht schwarzen Hengste trabten schon innerhalb des Stadthores an den Fronten und den gesenkten Fahnen der spanischen Besatzung vorüber, und schwenkten eben der hohen Marmorpforte des majestätischen vizeköniglichen Pallastes zu. Das Volk strömte und wogte nach, besah und bewunderte noch einmahl das hohe Paar bey dem Absteigen, und vertheilte sich endlich, da es schon Dunkel und Nacht geworden war, allmählig in seine Häuser.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Der Verleger an den Dichter.

In welche Scheuer, lieber Gott,  
Soll ich den Borrath pressen?  
Es will ihn, ach du liebe Noth,  
Der Kornwurm gar nicht fressen!

\*) Eine schauerliche Gewohnheit der Peruvianer, die die Spanier nicht schnell genug ausrotten konnten.



## M o r p h e u s u n d A m o r .

Meine Phantasie schuf sich ein Ideal zu einem dauerhaften Erdenglück — ein Weib, dem ich Liebe und Herz öffnen — das ich an meine Brust drückend, ewig mein nennen könnte! Von diesem seligen Gefühl durchdrungen, besuchte ich vor Anbruch eines Morgens in einem Lindenhaine ein anmuthiges Thal, wo ich ermüdet mich lagerte:

„Majestätisch empor hebt sich die feurige Sonne,  
Grüßend die Kronen des Walds, die sie vergoldend besäunt;  
Breit und tief vom Thau geschwellt, eröffnet das Thal sich,  
Welches von Lüftchen umweht, Düste balsamisch verhaucht;  
Mitten schlingt sich ein grünlicher Strom um das rauschende Strauchwerk,  
Plätschernd an Ufer und Stein, weckend die schlummernde Flur;  
Links aus friedlichem Dörfchen am emporragenden Weinberg  
Kündigt die Glocke den Tag, schallet das jauchzende Horn;  
Hoch in Lüften am purpurglänzenden Äther die Lerche,  
Ringsum flattert im Kreis, wirbelt den Morgengesang,  
Und melodisch ertönen Gesänge befügelter Sänger  
Hier im tagenden Hain, hüpfend vom Zweige zum Zweig.“

Die Natur schien hinzuschmelzen in Wohlklang, und das monotone Rauschen des Laubes durch säuselnde Winde bewegt, lockte nach und nach den Schlummergott herbei, — ich entschlief und träumte.

Ein wetterschwangeres Gewölk verschleyernd Phöbos Antlitz umwölbte den Äther, furchtbar hallten Orgeltöne des wüthenden Donners, und plötzlich entrollte ober dem Walde eine Feuerwolke, die von verklärten Gestalten umgeben das Thal prunkvoll erleuchtete; — ich wähnte mich der irdischen Hülle befreit im elyrischen Haine, harmonisch erklangen Sphärengesangstöne aus dem in unendlichen Räumen voll Heiligkeit und Glorie glänzenden Himmel, und prophetisch erscholl eine feyerliche Stimme:

„Ja, du sollst sie sehen!  
Und in Luft vergehen!“

Im ätherischen Gebild schwebte gleich einer Hebe ein lächelndes Mädchen im Liliengewand daher, ein Weissenband umgürtete ihren junonischen Wuchs, Myrthenkränze grüntten in dem Seidenhaar, das sich in Lockenwellen buhlend um den Schwanennacken schlang, Liebe stammelten ihre Rosenlippen, eine Grazie, eine Sanftmuth blühte in ihrem Auge und ein hoher edler Geist vollendete den Zauber dieser Schönheit.

„Erfüllt von Liebesgluth,  
Durchbebt von Wonnelust,  
Durchwogt' mein strömend Blut  
Die hoch entzückte Brust;  
Ich wollt' ihr nach,  
Da wurd' ich wach! —  
Und starrend an dem Zauberort,  
Begeistert von dem Göttertraume,  
Mein Herz von Amors Pfeil durchbohrt,  
Und ich! — —  
Durchnäßt vom Regen unterm Baume.

Fr. Alb. G. Laaf.

Klausenburg in Siebenbürgen.

Der hiesige Musikverein hat am 14. May ein musikalisches Fest veranstaltet, dessen wesentlichster Theil in der Prüfung der Schüler und Schülerinnen der Musikschule bestand. Ich habe Ihnen bereits im vorigen Jahr Bericht über diese damals beginnende Schule gegeben; die Prüfung hat gezeigt, daß die Erwartungen, die sie damals erregt, nicht fruchtlos gewesen sind. Vorzüglich lobenswerth ist es, daß nicht auf den Effekt gearbeitet wird, sondern daß der Unterricht solid ist, dieß wurde am deutlichsten bey den Hören. Wenn dem Meister das Gelingen eines Werkes Lohn ist, so haben die Lehrer den ihren hier erhalten, und der Musikverein kann sich mit Recht freuen, eine nützliche Anstalt gegründet zu haben. Es ist kein Zweifel, daß unter der Oberaufsicht des schätzbaren Künstlers Polz, und den übrigen verständigen Lehrern, sich bedeutende Talente entwickeln, manche Schüler bedeutende Kunsthöhe erreichen werden. Möge dem Institut das Wohlwollen erhalten werden, dessen es sich jetzt allgemein erfreut, möge es auch ferner so zunchmen an Ausdehnung und Ausbildung, an intensiver und extensiver Kraft, wie es seit seinem Beginnen geschah. Es war recht zart-sinnig, daß den Kindern zum Lohn des Fleißes, den sie in der Prüfung bewährt, ein Paar Tage nachher ein Tanzfest veranstaltet wurde. Sie hatten andere durch Musik erreicht, es war billig, daß nun diese es wieder durch Musik wett zu machen suchten. Die nach Herzenstlust und in der ganzen Fröhlichkeit ihres Alters herumhüpfenden Kleinen gewährten einen sehr fröhlichen Anblick.

## Kunstnachricht.

Die heilige Margaretha nach Raphael, gestochen von Kahl.

Eines von den weniger bekannten und durch Kopien und Kupferstiche verbreiteten, allein nicht minder schätzbaren Gemälden Raphael's ist die heilige Margaretha. Der große Meister hat den Sieg des Glaubens über die Hölle symbolisch ausgedrückt. Auf einem, den Flammensprühenden Rachen weit öffnenden, Ungeheuer steht die Heilige, einen Palmenzweig in der Rechten: friedsameres Bewußtseyn des Triumphs, mit gläubiger Andacht gepaart, strahlt aus ihrem Antlitz und milder Zauber verbreitet sich über ihre Gestalt. — Das Urbild gehört dem Kabinet des Königs von Frankreich an; während der Revolution mußte es verschiedene Schicksale erleiden und kam so an den Rhein, wo in einem der frühern Jahrgänge des rheinischen Taschenbuchs ein, aber nicht genügender, Kupferstich mit einer Beschreibung erschien. In unsern Tagen hat es sich einige Zeit in Wien befunden, ist aber nun dem ersten Orte seiner Aufstellung zurückgegeben worden. Während es in Wien war, hat Hr. Kahl Gelegenheit gehabt, es zu benutzen und ein dem Freunde der Kunst höchst willkommenes Meisterstück seines Talents geliefert. Der ausgezeichnete Künstler legt hier neuerdings an den Tag, wie sehr es ihm Ernst ist um die Kunst und wie er sich nicht begnügt mit dem schon erreichten Punkte, zu immer höherer Vollkommenheit strebt. Denn in diesem Blatte übertrifft er nicht allein seine eigenen frühern gelungenen Arbeiten, sondern stellt sich auch in Kraft, Zartheit und, worin besonders Raphael schwer nachzubilden ist, im Ausdrücke gefeyerten Namen dieses Kunstfaches gleich.

## Schauspiel.

Im k. k. Theater nächst der Burg den 19. Juny: Hamlet nach Shakespeare.  
Hr. Anschütz war Hamlet. Die mannigfaltige Vortrefflichkeit, mit der diese Tragödie und insbesondere der Charakter Hamlet's von den vorzüglichsten Köpfen kritisch

ist erörtert worden, legt uns ein bescheidenes Stillschweigen über diesen großen Gegenstand auf, zumahl in einem Blatte, das seiner ganzen Natur nach nur sehr sparsam auf ausführliche Untersuchungen der Art eingehen darf. Zu einzelnen zerstreuten Bemerkungen zwingt uns indessen die ausgemachte Meisterschaft, mit welcher der Künstler diese außerordentliche Probe bestand. Wir gestehen offen, daß unsere hochgespannten Erwartungen noch weit von dem Erfolge sind überflügelt worden.

Die ganze Darstellung verrieth ein tiefes, vieljähriges Studium, überhaupt die erwünschteste Vertrautheit mit dem Charakter Hamlet's. Diese Vorzüge wurden besonders anschaulich durch die große taktvolle Sicherheit, mit welcher Hr. Anschütz sich und mittelbar auch das Publikum beherrschte. Vielleicht mag auch der glänzende Beyfall, der ihm als Don Gutierre mit dem größten Rechte zu Theil wurde, jede fremdartige Störung abgehalten haben, die mehr oder weniger, auch den versuchtesten Schauspieler, so lange beunruhigt, bis er sich mit der neuen Umgebung innerlich und äußerlich befreundet hat.

Da eine psychologische Entwicklung des Spiels nicht vergönnt ist, so müssen wir uns darauf beschränken, das Gelungenste bloß zu nennen, wie es der mangelhaften Erinnerung gegenwärtig ist. Mit besonders ergreifenden Worten redete Hamlet seinen Vater an, am meisten, als er sagt:

Engel und Bothen Gottes steht uns bey! u. s. w.

Du kommst in so fragwürdiger Gestalt,  
Ich rede doch mit dir; ich nenn' dich, Hamlet,  
Fürst, Vater, Dänenkönig!

In einem noch ausgezeichnetern Vortrage beschrieb Hamlet gegen das Ende des ersten Actes Horatio und Marcellus, wie beyde nicht durch Worte und Geberden das gemeinsame Geheimniß verrathen sollten. Von gleichem Gehalt war die Unterredung mit Polonius und Gündenstern im zweyten Act. Die edelste Empfindung sprach aus der berühmten Stelle: „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch!“ 1c. Eine bewundernswürdige Kraft äußerte sich in dem Monolog, womit der zweyte Act schließt. Unwiderstehlich wirkte bis in die tiefste Seele der Monolog, der nur mit der Welt entgehen kann: „Seyn oder Nicht seyn.“ 1c. Die Pausen schilderten bis zur Handgreiflichkeit die irren Wanderungen des Geistes in der ungeheuern Wüste. Die Worte: „Nur daß die Furcht vor etwas noch dem Tod — das unentdeckte Land 1c.“ wehten an wie Zephyre, voll würzigen Duftes aus einer andern Welt. „Das unentdeckte Land“ — ragte in seinen drey Klängen auf eine ganz unbeschreibliche Weise hervor. In den bekannten Fragen an Ophelien lag die volle Bitterkeit eines sich und die gesammte Menschheit verachtenden Unglaubens. Jedes Lob ist zu schwach für die charakteristischen Abänderungen des Tons in den mehrmahls wiederholten Worten: „Geh in ein Kloster.“ Auch haben die Hagestolzen Ursache, Hrn. Anschütz für den erschütternden Nachdruck zu danken, womit er als Hamlet vor dem Heirathen warnte, obgleich dieser Dank für den Künstler den Werth verlieren muß, hält man ihn gegen das Zittern und Zagen, das bey den zermalmenden Worten unfehlbar manche holde Braut ergriffen hat, wenn sie nämlich noch eben Zeit hatte, vor dem Lustspiel zum Trauerspiel zu kommen. Die eingestreuten Reden Hamlet's während der Vorstellung des Schauspiels waren überaus treffend, besonders fuhr ein Dolch aus den Worten: „Das ist Vermuth.“ Das Gespräch mit Gündenstern in versteckter praktischer Beziehung auf die Flöte muß klassisch genannt werden. Ein Kunststück und zugleich auch ein Kunstwerk war der Monolog Hamlet's, den er im Rücken seines bethenden Vaters sprach. Ein Kunststück, denn Hr. Anschütz trug denselben mit der größten Heimlichkeit der Stimme und zugleich mit der schärfsten Vernehmlichkeit vor, wodurch dem Publikum ein durchaus neuer, höchst überraschender Genuß bereitet wurde. Ein Kunstwerk, sagen wir, weil Hamlet gerade nur deshalb so leise redet, um dem Gange seiner Gedanken und Empfindungen die möglichste Geisigkeit zu geben. Wie der Vater im Gebeth sich zu Gott erheben will, so sucht er nach einer analogen Wirkung gleichfalls auf eine geheimnißvolle Art mit sich selbst zu verkehren. Die Rücksicht auf den bethenden Vater ist dabey gar nicht die Hauptsache, wie es uns

vorkommt, feinetwegelt könnte er auch laut reden, denn die gemeine Lehre von Aufhebung der Täuschung soll den Schauspieler eben so wenig binden als den Dichter. In Hinsicht auf schöne Leidenschaftlichkeit steht unstreitig die Vergleichung oben an, die Hamlet zwischen dem Bilde seines Vaters und Oheims vor seiner Mutter durchführte. Das Mienenspiel war sehr ausgebildet, wie überhaupt die Bewegung der Hände und selbst der Finger ausgezeichnet durch sprechende Charakteristik.

Sollen wir nun noch Einiges ausstellen, so wäre es unter andern Folgendes. Die zerfließende Weichheit des Tons passte nicht überall, trotz ihrer innern Wahrheit, zu der darzustellenden Stimmung. Der Charakter Hamlets verlangt durchaus mehr das Vorherrschen der Phantasie, als des Gefühls, oder um es anders zu sagen, die unaussprechliche Tiefe des Gefühls kommt durchgehends nur durch die Phantasie angemessen zur Sprache. Erst durch dieses Abstoßen des bloß Sentimentalen erhält Hamlet das in sich zurückgedrängte, gleichsam spekulative Wesen, wodurch er sich vor allen tragischen Helden so auffallend unterscheidet. Aus demselben Grunde glauben wir, darf auch der Geist Hamlets, der besonders nach innen gerichtet ist, den Körper nicht auf eine so schnell gewaltsame Art bewegen, wie da, wo in der ganzen Organisation eine freyere, offene, augenblickliche Verbindung Statt findet. Nur einige Male scheint uns Hr. Anschütz dagegen gefehlt zu haben, besonders warf er sich bey einer gewissen Gelegenheit über das erlaubte Maß in die Brust. Der Humor kam uns in einigen seltenen Fällen fast zu leichtfertig vor, nicht genug von Ernst durchdrungen. Das Feinere dieses Punktes läßt sich hier nicht weiter besprechen. Die Lektion, die Hamlet den Schauspielern gab, athmete zu sehr den Schulton, war nicht frey, nicht feck genug mit stolzer Herablassung bloß angedeutet, im Gegensatz zu einer präceptorischen mäßigen Einschärfung.

Doch genug von dieser großen Erscheinung, die durch den einstimmigen, unaufhaltsamen Beyfall aller echten Theaterfreunde gründlicher gewürdigt worden ist, als es in diesen flüchtigen Andeutungen möglich war.

Es befremdet uns in der That, wie der Breslauer-Correspondent dieses Blattes in seinen hiesigen Mittheilungen ein solches Theaterkleinod, wie Hr. Anschütz, hat ungenannt lassen können. Wir sind dagegen fest der Meinung, daß der Hamlet, welchen wir hier zu bewundern das Glück hatten, schwerlich irgendwo in Deutschland wird überbothen werden.

Mlle. Wilhelmine Schröder spielte, wie wir glauben, die Rolle der Ophelia zum zweyten Male und nicht ohne Glück. Erkennt man auch die Lehrerin deutlich, so darf man doch auch bey billigen Forderungen der Schülerin ihr besonderes Verdienst nicht absprechen. Mlle. Schröder wurde durch die laute Theilnahme des Publikums zu fernern Anstrengungen aufgemuntert.

### Erklärung des Modenbildes XXV.

<p>Kleid von Cotlinette, mit Atlas, seidenen Knöpfchen und Quasten geziert und mit blonden garnirt. Der Gürtel ist von Atlas, die Knöpfchen von Seidenschnüren. Der weiße Basthut ist mit Federn und Blumen geschmückt.</p>	<p>Douillette de Cotlinette, ornée de satin, de boutons de soie et houppes, garnie de blondes. Ceinture de satin, noeuds de gaznes en soie. Chapeau de Paille blanche, orné de plumes et de fleurs.</p>
---	---

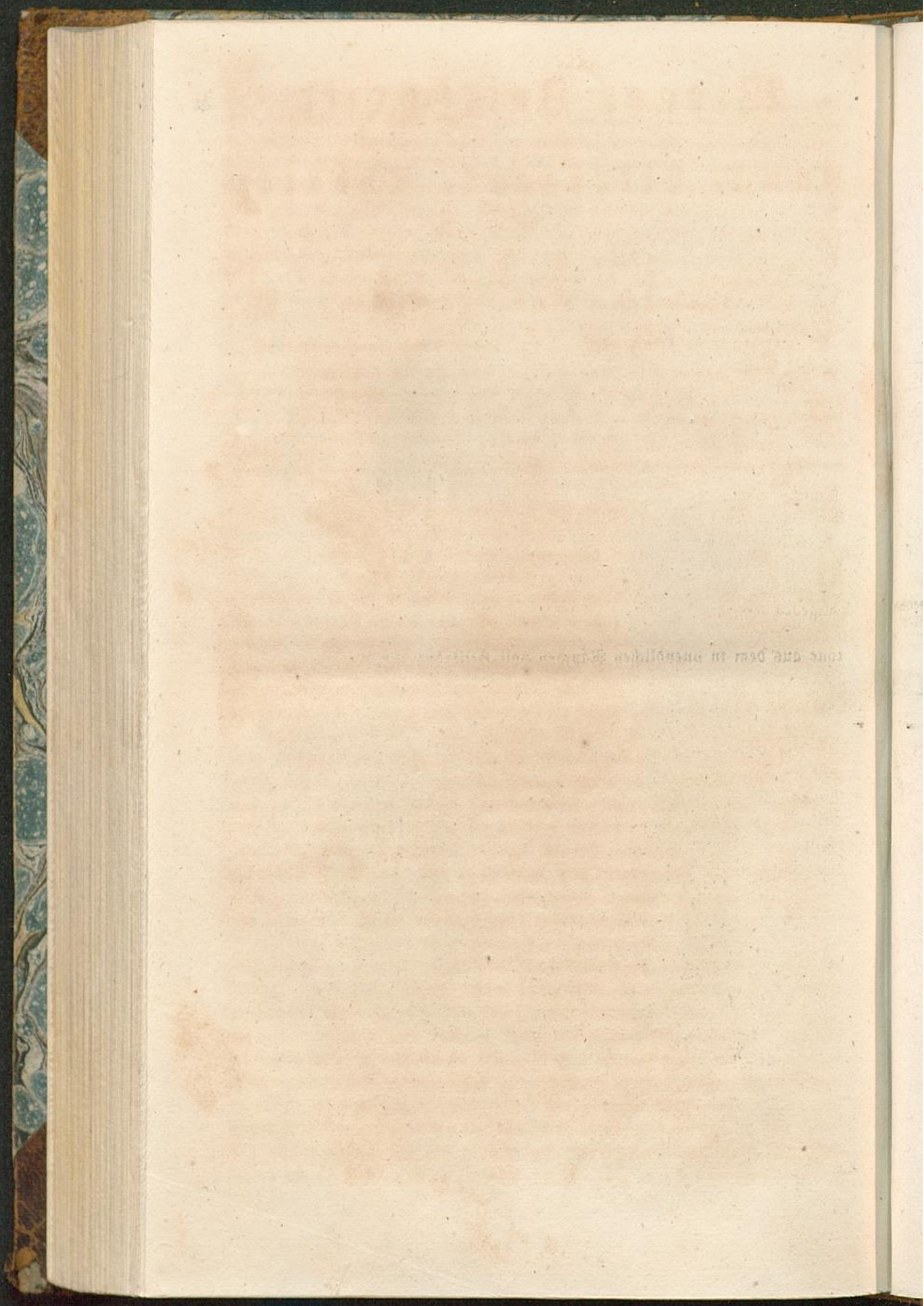
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



*P. St. Seb.*

*Fr. Scherl del.*



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### M o d e.

Sonnabend, den 24. Juny 1820.

76

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Entdeckung der Chinarinde.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde war Alles still und öde, selbst im spanischen Palaste waren alle Leuchten und Fackeln erloschen, nur eine bleiche zitternde Ampel stimmerte durch die hohen Bogenfenster des Schlafgemaches, wo die müden Reisenden in der dämmerigen Umhüllung ihres gründamastenen Himmelbettes und in dem weichen Schooße schwellender Flaumpolster lagen, und noch von dem langgewohnten, unstillen Schaukeln des kaumverlassenen Schiffes träumten.

Da erhob sich krumm und schmal im Osten der Halbmond, und beleuchtete anderwärts eine ernste hehre Scene.

Ferne von der Stadt auf einem mäßigen Hügel, der einen Hain von bejahrten Chinabäumen trug, und bey den Eingebornen der Hügel der Gesundheit hieß, stand Kimno, und um ihn die Vornehmsten der Indianer, von ihm heimlich hieher beschieden. Freundlich bestimmte der Mond die weißen kurzgetrausten Haare des Greises, aber sein schwarzes Auge funkelte um desto düsterer darunter hervor, und bereitete die Versammlung auf das Folgende einiger Maffen vor.

Alle Blicke hingen an seinen Lippen, als er, nachdem die Zahl der Berufenen voll war, das ernste Schweigen brach.

„Meine Brüder,“ begann er feyerlich und warnend, „sahet ihr das schlaue heuchlerische Lächeln der neuen Weißen? — Laßt euch nicht täuschen, es ist dasselbe falsche Lächeln, mit dem die ersten dieser blassen Brut auf ihren schwimmenden Hütten kamen, und dann unsere guten Vorältern mordeten. — Ja wir selbst wimmerten als Kinder bey den zerrissenen Leichnamen unsrer Väter, kofeten jammernd die abgeschlagenen Häupter unserer Mütter, und erklehten und erweinten kaum das eigene unschuldige Leben von den drohenden Fäusten der weißen Bürger. Rache! Rache! tönte es dazumahl

schon in der zarten Knabenbrust, und soll der Mann denn seine Todten weniger lieben? — Ihr staunt mich an und eure stummen Lippen rufen laut: Wir sind zu schwach, zu kämpfen wider ihre Donner. — Und kispelt euch, und flütert euch denn das wehende Laub dieser Bäume keine andere Rache zu?"

„Mir hat es zugesüstert, und ich hab' es verstanden.“

„Noch wissen die Fremdlinge nicht, welches Heil in der bitteren Rinde dieser Bäume schläft, denn ihre Gierde trieb sie nur nach Gold und Silber und nach den schönsten Farbensteinen, die unsre Bäche rollen. Das höchste Gut ist noch in unsrer Macht. Schwört mir denn Männer! das Geheimniß vom Baume der Gesundheit keinem Weißen zu entdecken. Vielleicht rafft sie einst eine Seuche hinweg.“

Die Männer schworen.

„Mutter Kuilla!" sprach nun Kimno zum stimmernden Monde empor, „Mutter Kuilla! du hast den Schwur gehört. Stürze herab auf den Meinsidigen, und auf mich zuerst, wenn ich es werde.“

Nun mahnte er die Versammelten heim zu kehren und in ihren Häusern die Schwüre der Ihrigen abzufordern. — Er selbst wankte von der Heftigkeit, mit welcher er gesprochen hatte, erschöpft, nach Hause und erzwang von Mirvan's und Zuma's bebenden Lippen den feindlichen Eid.

Am andern Morgen wurden im vizeköniglichen Pallaste Diener und Dienerinnen des Hauses vorgestellt. Der Graf nahm alle gütlich auf, sagte in kurzem, was er gewohnt sey von seiner Dienerschaft zu fordern, und begab sich dann in sein Cabinet. Die Gräfinn aber durchstog mit ihren Blicken her und hin die vorgeführten Mädchen, und schien jemanden zu vermissen, endlich fragte sie, ob Zuma nicht hier wäre. Als man es verneinte, schickte sie sogleich einen Spanier ab, sie von ihrem Pflegvater zur Bedienung in den Gemächern auszubitten.

Zuma erschien ein Paar Stunden darauf, dankte der guten Donna recht herzlich, bath dann des langen Verzuges wegen um Vergebung und sagte, daß Kimno lange nicht hätte einwilligen wollen und erst durch ihr eigenes anhaltendes Bitten und Flehen dazu vermocht worden sey. Von nun an kam sie nicht mehr von der Seite der Gräfinn, denn sie hatte schon gestern bey'm ersten Anblick das sanfte Mädchen so lieb gewonnen, daß sie ihm gleich die Bedienung im Schlafgemach und Speisesaal ganz anvertraute. Auch Zuma liebte ihre freundliche Gebietherinn jeden Morgen mehr und mehr, und doch trübte manche Thräne ihr klares Auge, denn jene wurde von Tag zu Tage bleicher.

Die ersten Wochen waren bald mit der Anordnung und Einrichtung des Hauswesens, wobey Zuma der Gräfinn immer werther wurde, verfloßen, und nun nahte ein Tag, dessen Morgenröthe Laura schon seit ihrer Ankunft gefürchtet hatte; es war der Tag, an dem Graf Schinchon beschloßen hatte, um die Ländereyen seines Vizekönigreichs kennen zu lernen, eine weite Reise in's Innere des Landes anzutreten. Lauren mußte die Abwesenheit ihres Gemahls, wenn sie auch nur einen Mond wahren sollte, in einem fremden Lande unter einer fremden Nation immer sehr schmerzlich fallen, besonders da die spanischen Frauen, die sie begleitet hatten, bereits schon in ihr Vaterland abgefegelt waren. Zuma war nun die einzige vertraute



Seele, die die Einsame um sich hatte. An ihrem Busen weinte sie gleich den ersten Schmerz des Scheidens aus, als der Graf nach einem langen Kuß sich aus ihren Armen gerissen hatte.

Oft saßen nun Gebietherinn und Dienerinn Tage lang beysammen, thaten recht traulich mit einander und schwächten von diesem und jenem, meistens aber von Spanien, denn Zuma hatte immer etwas zu fragen, und Donna Laura wußte von ihrer lieben Heimath auch immer etwas Schönes und Neues zu erzählen. Oft führte sie das staunende Mädchen auf den Fittichen der Phantastie zu der Pracht eines Stiergefehches nach Madrid, wanderte in den paradiesischen Orangenwäldern von Andalusien, besuchte den weißlockigen Vater in seiner alten aragonischen Felsenburg und pflückte wieder Blumen an den Ufern des heimischen Soro; am Ende aber kam das Gespräch immer auf den Grafen, dann sagte sie gewöhnlich: „Nicht wahr, liebe Zuma! ein Tag ist ja kurz, und ein Mond sind ja wenig Tage?“ Aber dabey sanken ihr doch wieder ein Paar große, feuchte Perlen über die blassen Wangen herunter, und die trüben Äuglein sandten manchen Blick die Straße entlang (denn sie setzte sich immer an ein Fenster, wo sie dahin sehen konnte) in die graue Ferne, aber immer kamen die armen Sehnsuchtsbothen ohne Trost und Hoffnung heim.

Abends begab sie sich stets früh in ihr Schlafgemach, kniete vor dem elfenbeinernen Kreuzifix, das ob dem Haupte ihres Bettes in einer Nische stand, mit gefalteten Händen nieder und bethete inbrünstig für den lieben Entfernten. Zuma schlich dann auch immer an eins der schmalen Bogensenster, breitete ihre Arme andächtig in den stillen Mondenabend hinaus, und bath die Mutter Kuilla, die kühl und bleich durch den schwarzen Nachthimmel zog, recht kindlich und zutraulich, sie möchte dem guten weißen Herrn ja kein Leid widerfahren lassen. Wenn sie dann merkte, daß die Gräfinn aufgestanden war und ihren weißen Gott, wie sie das elfenbeinerne Kreuzifix nannte, geküßt hatte, eilte sie ihr flink zu, nahm ihr sänftlich Stück für Stück die Kleider ab, küßte ihr zuletzt die Hand, und hüpfte hinaus. Manchmal besuchte sie dann ihren Pflegevater, plauderte ein wenig mit ihrem Mirvan, und erzählte beyden recht viel Neues und Schönes und Gutes von ihrer lieben Gräfinn. Mirvan lauschte dann immer entzückt auf jedes ihrer Worte, und wischte wohl manchmahl eine Thräne vom Auge, wenn die Erzählung auf Laura's fromme Liebe zu ihrem Gatten und auf ihre unnennbare Sehnsucht kam. Kimno aber saß fast jederzeit finster und mürrisch am Tische, starrte in die vor ihm stehende Lampe, und sagte am Ende in seinem rauhen Tone: „Lobe du nur die Schlange, weil sie schmeichelt und ein goldnes Krönlein auf dem Kopfe hat.“

Zuma aber verstand davon nichts, sah dem weggehenden Greise verwundert nach, und nahm von ihrem Mirvan mit einem süßen Kusse Abschied.

Stinst, eines Abends, es mochte der achte nach des Grafen Abreise seyn, kam sie ungewöhnlich spät, Kimno war schon zu Bette gegangen, nur Mirvan saß noch voll Sehnsucht und Ungeduld vor der Hütte im Mondschein; eilig sprang er auf, als er sie gewahr wurde, und rief ihr sanft vormerkend entgegen: „Warum denn heute so spät? Ich war recht in Sorgen.“ Aber statt zu antworten, legte sie den Zeigefinger auf den Mund und flüsterte:

„Stille! Stille! schläft Kimno schon?“ Der erstaunte Junge bejahte es, und bemerkte erst jetzt, daß Zuma's Augen trübgeweint waren, und daß ihr die dunklen Läckchen ganz wirr um die Stirne rollten. „Ach! wie traurig du aussehst,“ sagte er bestürzt, „bist du krank Zuma?“ — und nun streichelte er ihr sanft die Thränen von den Wangen. Sie schüttelte aber das Köpfchen, zog den Jüngling etwas weiter vom Hüttchen weg und sagte leise: „Ich nicht, guter Mirvan, aber meine liebe weiße Frau. Ach sie war schon lange gar bleich und schwach, aber heute wurde sie auf einmahl noch viel bleicher und noch viel schwächer, und so kühl, so kühl. — Jetzt ist sie wieder heiß, sieht die Leute starr an, und erkennt doch nicht einmahl ihre Zuma. — Ach! wenn sie stürbe! Ich habe sie so lieb, so lieb — ach Mirvan! sie stirbt gewiß.“

„Armes Mädchen,“ erwiderte gerührt der Jüngling, „und wissen denn die fremden Männer nicht Hülfe zu bringen, wächst denn in ihrem schönen Lande, von dem du so viel erzählt hast, kein Baum der Gesundheit?“

„Ach nein,“ seufzte sie, „und bey uns wachsen so viele, so viele.“ — Dabey sah sie den Jüngling mit einem wehmüthigen fragenden, fast bitrenden Blick an, der sein Innerstes traf, und vor dem er erschrak, weil er ihn verstanden hatte. Er wußte nicht zu antworten. Es folgte eine lange Stille; keines wagte zu sprechen. Zuma saß im Thau der Nacht auf einem kleinen Rasenflecken und weinte unaufhörlich. Mirvan stand neben ihr, blickte bald voll Mitleid auf die Weinende herab, bald wieder mit geheimmem Grauen zur Mutter Kuilla empor, die ihm mit ihrem breiten gelben Gesicht zu drohen schien. Lange stand er so im härtesten Kampfe mit sich selbst da; das Herz wollte ihm brechen. Aber endlich raffte er, von einem Gedanken ergriffen, Zumen aus den nassen Gräsern auf, führte sie mit raschen Schritten aus der Stadt, und ehe sie noch wußte, was er eigentlich vorhabe, standen sie auf dem Hügel der Gesundheit.

„Da nimm, Zuma, und rette deine Herrinn,“ sagte er nun zu dem Mädchen, aber das schauerte, als es so den heiligen, tiefdunklen Hain vor sich liegen sah, schmiegte sich ängstlich an den Busen ihres Mirvans, und dachte, Mutter Kuilla stürze schon herab, den Meineid zu rächen, den sie begangen zu haben wähnte; er aber tröstete sie sanft und stellte ihr vor, sie habe ja nur geschworen die Heilkraft nicht zu entdecken, und das könne sie ja noch getreulich halten, wenn sie gleich selbst von ihrem Geheimniß Gebrauch mache.

Auch die hohen ehrwürdigen Baumgreise nickten ihr mit den alten Zitterhäuptern recht bieder zu, gerade, als wollten sie dem scheuen ängstlichen Mädchen Muth machen, — und das grüne Laub und die schönen Hyazinthenblüthen darunter flüsterten gar freundlich im Wehen der Nacht. Endlich wagte sie es. Mit leisen Tritten schlich sie in den düsteren Hain hinein, ein innerlicher Schauer rann, wie ein kühles Bächlein, durch alle ihre Glieder, und das zaghafte Herzchen pochte hörbar in seiner Kammer. Gleich bey den ersten Stämmen bückte sie sich, und begann, ihnen die zarte wunderthätige Rinde zu rauben, aber mehrmahls trieb der Schrecken sie wieder weg, denn so oft sich ein einsames Mondenstrahlchen durch das wankende Laubwerk in das Dunkel herein verirrete, kam dem armen furchtsamen Geschöpfe immer wieder der Gedanke, Mutter Kuilla falle herunter.

Endlich war unter Angst und Beben das Werk geendet. Zuma stehete nochmahls, Mutter Kuilla möchte ja gewiß nicht zürnen, und eilte an der Seite ihres Lieben, bald wieder die Thore der Stadt und den Pallast zu erreichen.

Alles lag schon im tiefsten Schlummer, als Zuma leise die Thüre des gräßlichen Schlafgemaches öffnete, und behutsam hinein schlich um zu erspähen, ob der Schlaf auch die müden Augentlieder der Kranken gesenkt habe, doch Laura's Auge funkelte ihr, obwohl sie sonst ganz erschöpft und regungslos dalag, hell und munter entgegen, schien sie aber doch nicht zu kennen. Dafür aber nickte das Mädchen, das bey der Gräfinn Wache halten sollte, immer tiefer und tiefer mit dem Köpfchen, ließ die schwergewordenen Wimpern auf Augenblicke herunter fallen, und fuhr dann wieder erschrocken auf. Zuma mußte lächeln und hieß die arme Kleine zu Bette gehen. Diese, obwohl schlaftrunken, verstand das gleich, und taumelte, mit beyden Händen die Augen reibend, fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

### S ä n g e r s L i e b c h e n .

Ich hab' ein Liebchen gar schmuck und hold,  
Verschwifert den Grazien und Musen;  
Die acht' ich höher als Perlen und Gold,  
Mein Herz ihr hohe Bewunderung zollt,  
Ihr ruhend am wallenden Busen.

Sie winkt mir in milder Frühlingspracht,  
Im Hoffnungsgewande sie lächelt,  
Ach, wer widersteht ihrer Zaubermacht!  
Der glühende Funke der Lust erwacht,  
Wo belebend ihr Odem säthelt.

Mit Blumen umschlingt meinen Lebensfahn  
Die Hoide, und ebnet die Wellen;  
Sie leitet, auf Rosen bestreuter Bahn,  
Zum Heiligthum mich der Liebe hinan,  
Wo sonnig die Tage sich hellen.

Ich wandle, von stiller Sehnsucht entbrannt,  
Im freudigen Siffentanze,  
Vergessend der Erde eitlen Tand,  
An meines Liebchens leitender Hand,  
Und pflücke mir Blüthen zum Kranze.

Begeisterung wehet sie mir in's Herz,  
Entlockend melodische Klänge;  
Und süßes Vergessen verscheucht den Schmerz,  
Und zauberisch lächelt der frohe Scherz,  
Und Gefühle werden Gefänge.

Bernimm denn Geliebte! den heiligen Schwur:  
Verpfändet sey dir meine Treue!  
Hier schau' ich empor zum klaren Azur —  
Du bist es, o süße, o heil'ge — N a t u r,  
Der ich mich auf immerdar weise!

Aus einem Briefe. Im März.

Diese Hauptstadt des brittischen Reichs kommt dem Fremden wie eine Welt in der Welt vor. Ich wünschte sie aus ihrem Mittelpunkt, der City, zu übersehen; aber der vielen bequem gelegenen Thürme ungeachtet, gewinnt man dadurch wenig, besonders in der lezten Jahreszeit, wo von dem nahen Meere, der Temse, den vielen Bassins und Kanälen dicke Nebel sich erheben, die verbunden mit dem Kohlendampf, der jedes noch so reinliche Gebäude mit einer finsternen Rauchfarbe überzieht, auf eine halbe Stunde alle Aussicht hemmen. Die Wohngebäude sind klein, die Hauptmauern gewöhnlich nur ziegeldick, und Feuerbrünste ereignen sich sehr häufig. Ich selbst habe schon zwey erlebt, während eines Aufenthaltes von sechs Wochen. Bey der ersten wurden sechs Häuser, bey der lezten drey Schiffe auf der Themse in Asche gelegt. Der Eigenthümer eines brennenden Hauses bekümmert sich eben so wenig um seine Habe, als die nächsten Nachbarn, so wie überhaupt die Einwohner in diesem Falle für ihr Eigenthum wenig besorgt sind. Man stellt sich ganz phlegmatisch auf der Straße hin und gafft dem Feuer zu, ohne im geringsten hülfreiche Hand zu leisten. Das machen die vielen Versicherungs-Anstalten, deren ausschließliche Pflicht es ist, die Zerstörung abzuwenden. Sonach zeigen sich nur die besoldeten Scharen, die sich durch eine eigene Uniform auszeichnen, bey solcher Gelegenheit geschäftig, und Andre stehen da, als ob sie sagen wollten, was mich nicht brennt, das lösch ich nicht.

Ich war zweymahl zu einer Familien-Gasterey geladen, wo es elegant und glänzend berging: Herren und Damen erschienen schwarz gekleidet, erstere in Schuh und Strümpfen, ich allein ausgenommen, weil ich den Gebrauch nicht kannte, der seinen Grund in der noch nicht beendigten Trauer um den verstorbenen Monarchen hat. Die Schüsseln werden in geringer Anzahl aufgetragen. Die englische Küche zeigt sich, mit der unsrigen verglichen, ärmlich; doch sind ihre Roassbeefs, Beefsteaks und Puddings besonders schmackhaft und das Bier ausnehmend gut. Nach aufgehobener Tafel entfernen sich die Damen. In massiven silbernen Tassen werden vier Flaschen mit rothem und weißem portugiesischen Wein gefüllt hereingebracht, und diese gehen paarweis im Kreis herum. Wenn Lyäens Trank die Kehlen hinlänglich gelabt hat, so begibt man sich zu den Frauen, die an dem Spieltisch Platz genommen, und für Feurung, wenn es Noth thut, wie für Thee und Spielkarten gesorgt haben. Hier wird dann gespielt, bis die Langeweile sich in's Spiel mischt, dann nimmt man ohne Umstände seinen Abzug, und ohne sich weder zu empfehlen, wenn es einem nicht besonders am Herzen liegt, noch selbst für die gastliche Bewirthung Dank zu sagen.

Die englischen Mädchen stehen mit vollem Rechte in dem Ruf ausgezeichnete Schönheit, aber ihre Art und Weise, sich zu kleiden, zeigt von keinem Geschmack. Ihre Keuschheit ist musterhaft, und die unreine Luft macht diese Eigenschaft nothwendig, denn man sieht am Abend ordentlich schwarz angelaufen aus.

In keinem Lande vielleicht ist man im Allgemeinen frommer und andächtiger als hier. Männer und Frauen bringen fast ohne Ausnahme Sonntags Vor- und Nachmittags fünf Stunden in der Kirche zu, woran freylich die Langeweile auch ihren Theil haben mag, denn die Feiertage sind hier ganz gegen die Gewohnheit anderer Länder in Europa den Belustigungen völlig fremd und außer der Andacht einzig der Unthätigkeit gewidmet. Das Vergnügen der Vornehmen und Reichen, die sich in einer besondern Gegend der Stadt zusammendrängen, besteht in Wanderungen nach dem Hyde-Park, der sich dieser Residenz dicht anschließt, und den Reitern und Kutschirenden eben die Bequemlichkeit, wie der Prater den Bewohnern Wiens, gewährt, aber diesem vaterländischen Belustigungsort sonst in keinem Stück vergleichbar ist.

Die Theurung in London läßt sich kaum beschreiben. Für acht Schillinge, ungefähr so viel als 4 fl. R. M., kann man sich kaum sättigen. Die Geselligkeit scheint hier eine unbekante Tugend. Zu den vornehmsten Verzierungen der Stadt gehören unsfreitig die vielen theils aus Steinen, theils von Eisen erbauten Brücken und unter diesen nimmt die große Waterloo-Brücke vorzüglich die Aufmerksamkeit der Reisenden in An-

spruch. Sie soll 100,000 Pfund Sterling, also etwa eine Million fl. R. M., gekostet haben. Die Schauspielhäuser sind imposante Gebäude; folgende drei verdienen den Vorzug: das Theater Drury-Lane, Coventgarden und das italienische Opernhaus. Im Innern sind sie reich, aber geschmacklos verziert. Roth ist die herrschende Farbe. Die Galerien sind in Logen abgetheilt und diese mit rothem Tuch überzogen, eben so ist die Außenseite roth angestrichen, und mit blauen, weißen, hauptsächlich vergoldeten Figuren ausgeschmückt. Das Schauspiel fängt um sieben Uhr an, und endigt gewöhnlich um Mitternacht.

Unlängst besuchte ich die Schiffswerfte, die schwerlich in irgend einer Seestadt der Erde ihres Gleichen findet. Die Zahl der vorhandenen Schiffe geht in die Tausende. Ich bestieg einen Ostindienfahrer von vierzehnhundert Tonnen und erlustigte mich sehr in dem innern Raum dieser schwankenden — „Länder gattenden“ — Behausung.

Bei besserer Muße die Fortsetzung meiner Notizen. Gruss und Ruff und Lebewohl!

## Correspondenz = Nachrichten.

Leipzig.

Eine Vorstellung von *Kabale und Liebe* gelang nicht. Es war mir, als wenn an diesem Tage kein Schauspieler an seinem Platze gestanden hätte. Dagegen gab Ull. Christine Böhler die *Lady Milford* mit vielem Verstande, mit Feinheit und Schärfe.

Auch Wilhelm Tell gehört hier nicht unter die Vorstellungen, welche man gelungene nennen darf, obwohl Mad. Miedke die Rolle der Hedwig, Ull. Böhler jene der Bertha von Bruneck, Hr. Stein den Arnold vom Melchthal, Hr. Genast den Junker und Wohlbrück den alten Attinghausen sehr brav geben. Tell, die Hauptrolle, ward nicht mit Wahrheit aufgefaßt; der Zwang, der das Spiel dieser Rolle bezeichnete, berührte den Zuschauer unangenehm.

In der *Braut von Messina* wurden die Chöre gut gesprochen. Mad. Miedke bekründete in der Rolle der Mutter, die sie mit edler Würde gab, hohes Talent. Ull. Böhler als Beatrice und Hr. Stein als Don Casar gestielen mit Recht.

Ull. Hanf entwickelte als *Jungfrau von Orleans* Talent im Vortrag, aber ihre Stimme ist leise — sie unterbricht die Sätze zu oft durch schwere Athemzüge — ihre Stellungen sind nicht aus reiner Schule. — Das Scenarium am Schlusse des vierten Actes war bey dieser Vorstellung vortrefflich, so wie der Krönungszug mit Pomp ausgestattet und sehr zweckmäßig geordnet.

Im *Hausfrieden* von *Iffland* war Ull. Böhler (wie ich höre, soll sie sich in den nächsten Tagen mit dem Schauspieler und Sänger Hr. Genast vermählen) ohne Widerrede die Dame im Spiel. Gestalt und Anmuth sind gewaltige Fürsprecher, aber auch ohne diese würde ihr Fleiß, ihr richtiges Auffassen, ihr verständiger Vortrag das größte Lob verdienen. Die angenehme Stimme, die ihr zu Gebote steht, würde durch Übung im Tonwechsel ohne Zweifel noch viel gewinnen, auch diese Stimme kränzelt manchemahl, wenn sie klagt, aber sie ist edel und voll, wenn sie weibliche Würde vertheidigt oder Geist verkünden soll. Ich habe die Gewalt dieser Stimme bey der oben erwähnten Aufführung von „*Kabale und Liebe*“ bewundert, während Ull. Hanf als *Luisa* ganz im Gegentheile mit dem Gebrauche der ihrigen stand. — Der Fehler, im ersten Acte des Trauerspiels den Fünften zu spielen, ist einer von denen, der, gleich der Erbsünde, unter dem Geschlechte der Schauspieler als einheimisch zu betrachten ist; er bleibt auch den Dichtern nicht fremd, und ist überhaupt im Leben in mancherley Beziehungen zu finden. Es gehört eine eigene Taufe dazu, ihn los zu werden. Wenn der Schauspieler mit den Äußerungen des Gefühles nicht sparsam ist, wenn er die Züge, welche der Dolmetsch der Regungen sind, die in der Seele vorgehen, zu verschwenderisch spielen läßt — wird er ausreichen in der Steigerung, welche der Dichter, welche die Wahrheit fordert? Große Schauspieler haben von jeher Hausgehalten in Miene, Ton und Bewegung, überhaupt in Allem, was das unmittelbare Hervortreten der Seele schildert, sie bedachten, daß die Bühne das Leben wieder geben

hoff; selten aber trägt man in diesem außen groß auf, was innen vorgeht; daher das erschütternde Durchgreifen des Meisters in den Momenten der Entwicklung, daher die belebende Wahrheit seines Spiels, die jedes empfängliche Wesen zur Theilnahme zwingt und in ihrer Siegesbahn selbst die Zerstreuung überwindet!

### M i s z e l l e n.

Der Graf Daru hat eine sehr wohlgeschriebene Histoire de la république de Venise herausgegeben, worin man unter andern folgenden charakteristischen Zug dieser ehemaligen Republik aufgezeichnet findet:

Ein vornehmer Herr, welcher nach Venedig gekommen war, wurde um eine ansehnliche Summe befohlen, worüber er sich sehr verdrießlich bezeugte und äußerte, die venetianische Polizei verstünde nur die Fremden auszukundschaften, aber nicht für ihre Sicherheit zu wachen. — Nach einigen Tagen reiste er ab. Als er kaum die Hälfte der Fahrt von Venedig nach der Meeresküste zurückgelegt hatte, hielt seine Gondel plötzlich still. Er fragt nach der Ursache. Die Gondelführer antworten, daß sie durchaus nicht weiter fahren dürften, indem ein Fahrzeug mit rothem Wimpel ihnen das Zeichen gebe, bezulegen. Sogleich erinnerte sich der Reisende seiner früheren Äußerungen und der traurigen Beyspiele, welche man ihm in Venedig über diesen Gegenstand erzählt hatte. Mitten in den Lagunen, zwischen Himmel und Wasser, ohne Hülfe, ohne Mittel zu entkommen, erwartete er so die ihm Nachsehenden.

Sie kommen an, besteigen seine Gondel, und ersuchen ihn, einen Augenblick in die ihrige zu kommen. Er gehorcht, während er die traurigsten Betrachtungen bey sich anstellt.

„Mein Herr!“ redet ihn einer der Leute, welche sich in dem Fahrzeuge befanden, ernsthaft an, „sind Sie nicht der Prinz von Craon?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Sind Sie nicht letzten Freitag befohlen worden?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Um welche Summe?“ — „Um 500 Dukaten.“ — „Worin befanden sich solche?“ — „In einer grünen Börse.“ — „Haben Sie wohl Jemand wegen dieses Diebstahls in Verdacht?“ — „Einen dortigen Bedienten, den ich in Dienst genommen hatte.“ — „Würden Sie ihn wohl wieder erkennen?“ — „Ohne Zweifel.“ Bey diesen Worten stößt der Sprechende mit dem Fuße einen schlechten Mantel auf die Seite, deckt einen todten Menschen auf, welcher eine grüne Börse in der Hand hält, und setzt hinzu: „Hier mein Herr! sehen Sie die Strafe vollzogen; hier ist Ihr Geld, nehmen Sie es wieder zu sich; reisen Sie glücklich, aber denken Sie daran, daß man sich nicht wieder in einem Lande betreten lasse, wo man die Weisheit der Regierung verkauft hat.“

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Duranta microphylla*. Aus Westindien.
- Aselepias angustifolia*. Schmalblättrige Schwalbenwurz.
- Bontia daphnoides*. Seidelbastblättrige Bontie. Von den Antillen.
- Crassula coccinea*. Scharlachrothes Dickblatt. Vom Kap.
- Halesia tetraptera*. Vierflügelige Halesie. Aus Carolina.
- Ixora coccinea*. Scharlachrothe Ixore. Aus Ostindien.
- Leptospermum ambiguum*. Zweifelhafte Südseemyrthe. Aus Australien.
- Mesembrianthemum pugioniforme*. Dorschförmige Zaserblume. Vom Kap.
- Piper aduncum*. Krummer Pfeffer. Aus Jamaica.
- Rhus laevigatum*. Unbehaarter Sumach. Vom Kap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Dinstag, den 27. Juny 1820.

77

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich 6 oder 7 Nummern Texte und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Feubler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Entdeckung der Chinarinde.

(Fortsetzung.)

Zuma setzte sich nun an ihrer Stelle an das Bett, belauschte ängstlich jeden Athemzug der lieben Kranken, und wartete geduldig, bis gegen Morgen ein süßer Schlummer die starren Augen der Leidenden schloß. — Nun war der Zeitpunkt da, der dem edlen Mädchen erlaubte, das schöne Werk zu beginnen, flink sprang sie auf, streute von dem Pulver, das sie während der Zeit langsam von der Rinde gerieben hatte, das Nöthige in das Trinkwasser der Gräfinn, und verbarg sorgfältig das Übrige.

Nach einigen Stunden schlug die Schlummernde wieder die Augen auf; das Wilde des Blickes hatte sich verloren, und die Besinnung war in so weit zurückgekehrt, daß sie Zuma wieder erkannte: „Bist du es, liebe Seele,“ flüsterte sie leise, indem ihr die matten vom Fieber heftigzuckenden Lippen kaum gehorchten, „ach! bringe mir doch nur einen Trunk Wasser, mich dürstet gar sehr.“ Das Mädchen füllte nun schnell einen Becher mit dem vorher zubereiteten Chinawasser, ließ es zwischen den jugendlichwarmen Händchen lau werden und hielt es dann der lieben schwachen Herrinn an den zitternden Mund. „Ach! wie bitter!“ lispelte diese, nachdem sie lang und tiefhinab getrunken hatte; Zuma aber that, als hätte sie die leisen Worte der Gräfinn nicht verstanden, und diese mochte sich wohl denken, der besondere Geschmack des Getränkes rühre von ihrem kranken Gaumen her.

Gegen Mittag hin wurde Lauren wieder immer schlechter und schlechter, die bleichen Wangen wurden gelblich und die Augen sanken matt und glanzlos tief in das Haupt zurück. Die Ärzte verzweifelten. Zuma weinte, und lief mit jammernder Geberde zum Befehlshaber der Stadt, und bath, er möchte schnell dem Grafen die Gefahr seiner lieben Gemahlinn kund thun und einen Gilbothen an ihn abschicken. Er versprach es, und ehe Zuma wieder den Pallast erreicht hatte, flog der befehligte Reiter an ihr vorbey zum Stadthore hinaus.

Unter dessen hatte sich die Gräfinn wieder gebessert, nur klagte sie noch immer über heftigen Durst, woben Zuma Gelegenheit fand ihr das verborgene Heilmittel einzuslößen. Von nun an wurde unter alle Getränke unter alle Speisen der Donna das wiederbelebende Pulver gemischt, und das edle Mädchen hatte die Freude ihre liebe Gebietherinn jeden Tag mehr und mehr sich erhohlen zu sehen; schon nach einer Woche hatte die ermüdende Abwechslung von Hitze und Kälte aufgehört, die Pulse fingen wieder an, ihren ruhigen Schlag zu bekommen, und die Gräfinn fühlte sich überhaupt so wohl, daß sie ungeachtet des Verbothes der Ärzte und der Bitte ihrer Zuma schon am 10. Tage wieder das Bett verließ. Aber schon gegen Mittag überfiel sie eine außerordentliche Schwäche, das Blut fing in den Adern fast an zu rauschen, und das Zucken der Glieder stellte sich wieder ein. Zuma rieth, bath, flehete, sie möchte sich wieder zur Ruhe legen; aber Donna Laura, die durch die vorigen Tage an die wüthendsten Schmerzen gewohnt war, deutete sich in dem jetzigen Zustande vollkommen gesund, und verweigerte hartnäckig, was alle so brünstig verlangten. Ja, sie wankte sogar, um ihre Kraft zu zeigen, im Gemache auf und ab, dabey flüsterte das lange nachrieselnde Atlasgewand so wehmüthig, als wollte es der schwachen Frau sagen: „Gehe doch zur Ruhe, ich möchte nicht gerne dein Todtenkleid werden.“ — Sie mußte sich auch bald wieder setzen, denn die schlotternden Knie droheten, sie sonst sinken zu lassen; ganz abgemattet lehnte sie nun in den weichen Armen des weiten sammentenen Sorgenstuhles, und blickte wehmüthsvoll hinaus auf die öde Straße, die ihr ihren Geliebten entführt hatte. — „Ach! ich werde ihn wohl nimmer seh'n,“ dachte sie, und schauderte zusammen bey dem schrecklichen Gedanken, „wenn er wieder kömmt, ist keine Laura mehr in diesen Hallen, dann schläft sie draußen auf freyer Weide, in Sturm und Regennacht. — Ach! wenn sie dich nur noch ein Mahl küssen dürfte.“ Da ward sie plötzlich kalt, und sank mit einer halbvereisten Thräne im Auge Zumen in die Arme; das erschrockene Mädchen schrie um Hülfe, umfaßte weinend die liebe Gebietherinn und trug sie sanft in das nahe Bett.

Als die Leute hereinstürzten, hatte die Ohnmächtige zwar schon wieder, den Bemühungen des treuen Mädchens zu Folge, die Wimpern aufgeschlagen, aber das kürzlich noch freundliche Auge glökte schon wieder wild und bewußtlos unter die bleiche Menge, und das alte Übel, war mit allen seinen alten Schmerzen und Schrecken wieder zurückgekehrt.

Die Ärzte waren sehr bestürzt. Sie hatten ihre Kunst schon das erste Mahl erschöpft, und dankten ihrem Gott, daß sich die Natur der Gräfinn, wie sie meinten, wieder selbst geholfen habe. Nichts desto weniger raunten sie doch in den Sälen des Pallastes hin und her, und dachten neue Pläne und neue Kräuterbrühen aus. Zuma hingegen saß still und jedes Winkes gegenwärtig bey der Kranken im Gemache und mischte heimlich den Tranke der Gesundheit.

Es war schon tief in der Nacht, alles lag schon im festesten Schlafe, selbst die Gräfinn hatte eben kurzvorher die Augen geschlossen, und schien vor Erschöpfung und Schwäche ein wenig eingeschlummert zu seyn, als im Schloßhof plötzlich Lärm entstand. Hufe klirrten über die Marmorplatten des Vorhauses herein und ein Wagen rasselte durch das Thor. Zuma schlich eben



gegen die Thüre, um zu sehen was es gäbe, und um Ruhe und Stille für ihre arme Kranke zu bitten, als die braunen Flügel der Saalthüre rasch aufflogen und Graf Ghinchon bleich und verstört herein stürzte. „Ha, braunes Ungeheuer,“ schrie er wüthend das ihm freudig entgeghüpfende Mädchen an, „fort! du bist verurtheilt!“ — und hiermit stieß er die arme Verwunderte mit den Füßen über die Schwelle hinaus, und floh jammernd dem Krankenbette zu; — Zuma ward aber gefesselt und fortgeschleppt. Sie wußte nicht, wie ihr geschah, — als sie sich wieder etwas besonnen hatte, befand sie sich in einem finstern Thurmgewölbe, und hörte, wie ein roher Lanzknecht ihr höhnisch zurief: „Schön' gute Nacht, fromme Dirne! bleib deinem Mirvan hübsch treu.“ — Und nun schlug er die eiserne Kerkerthüre hinter sich zu, daß die Quader des Thurmes von unten bis oben zitterten und das arme Mädchen bebend zusammen fuhr. Sie hatte den Spötter wohl erkannt. — Es war ein schurkischer Bube, Rahmes Leonardo, den sie einst vor nicht langer Zeit mit seinen schändlichen Anträgen verächtlich abgewiesen hatte. Er war auch derselbe, der dem Grafen nachgesandt worden war.

Da lag sie nun einsam in der öden Halle, in der Masse des feuchten, sumpfigen Aßtrichs, Unken hüpfen und quackten um sie her, und alles war so schwarz, so finster, nur ganz oben flimmerte der Mond durch eine kleine vergitterte Öffnung, und warf das Bild derselben, von den Schatten der Eisenstäbe durchkreuzt, hell an die entgegenstehende Wand, daß man die an den zackigen Tropfsteinen hangenden Wassertröpfchen schimmern sehen konnte. Das arme Mädchen sah weinend zu den hereinbrechenden Strahlen empor, und flehte und bath: Mutter Kuilla möchte ihr doch sagen, warum die wilden härtigen Männer sie daherein verstoßen hätten; — aber Mutter Kuilla blieb stumm, und das lichte rundliche Bild an der Mauer stieg langsam und unvermerkt immer höher und höher aufwärts, bis es an der Decke endlich ganz verschwand. Nun war alles ins tiefste Dunkel gehüllt. Zuma weinte.

Nach einiger Zeit begann aber wieder ein anderes, Anfangs eben so blaßes, dann aber rosenhelles Licht herein zu strömen, es ward immer klarer und klarer, und nach einer halben Stunde schwebte an der anderen Wand ein dem vorigen ähnliches Bild, nur war dieses hochrothglühend, und die Schatten der Eisenstangen schienen wie Reiser zur Nahrung des flammenden Feuers dazwischen zu liegen. — Bald war auch diese Erscheinung bleicher geworden, und hing nun blaßgolden an der grauen Granitmauer. Während dessen tönten auch schon einzelne Laute herein, man hörte hämmern, rufen, fahren, — und Zuma schloß nun mit Recht, daß es Tag sey.

Nach einer Stunde wurde ungestüm ein Schlüssel in das verrostete Schloß gebohrt, und die schwere Thüre sprang fliegend auf, daß die ungeöhnten Angeln laut aufschrien, und die leeren Gewölbe schrecklich nachjammerten: „Fort, zum Grafen!“ rief dann von den Eingangsstufen wild der rauhe Knappe herein, und das Mädchen folgte zitternd seinem Geheiß, raffte sich eilig auf, und trug die langen Kette nieder gebeugt mit den Händen, weil sie die schwachen Füßchen nicht zu schleppen vermochten; — aber der böse, tückische Unmensch trieb sie immer schleuniger, schlug fluchend auf

sie zu, und schrie: „Hab dir ja gesagt, wie du mir neulich im Ahornwalde davon ließt, hab dir ja damahls gesagt, du würdest an mich denken.“

Das Mädchen litt geduldig und schwieg, und sah den Leuten im Schloßhof so frey und hell in die Augen, daß sich alle nicht hoch genug über ihre Dreistigkeit, wie sie es nannten, wundern konnten.

„Da hinein!“ fuhr ihr Begleiter sie an, als sie im ersten Stockwerk des Vorderpallastes vor einer hohen schwarzen Thüre, die er zugleich öffnete, standen. Zuma's erster Blick, als sie über die Schwelle trat, ersah ihren Mirvan. Mit Ketten, wie sie selbst, belegt, stand er vor einem breiten, dunkelmarmornen Tische, um den viele ernste Herren in schwarzen Wämmsen auf hohen Stühlen herumsaßen. — Überrascht ließ sie die schweren Fesseln aus den Händen fallen, daß sie laut niederrasselten, und fiel nach zwey raschen Schritten, die die lastenden Ketten klirrend nach sich rissen, mit ausgebreiteten Armen in die Seinigen.

Die Richter selbst wurden von der rührenden Scene ergriffen; aber der Bizekönig rief gebiethend der Wache zu, den Gefangenen abzuführen.

Der arme Jüngling preßte, als er sich von den Soldaten ergriffen fühlte, die schluchzende Braut noch einmahl und unendlich schmerzlich an die bange Brust, und seine bebenden Lippen drückten sich fest und glühend an die ihrigen. — Es war ein Kuß, mit dem er dem geliebten Mädchen für all' die lange Treue, und für all' das fromme Engelsglück seines Lebens zu danken, und auf ewig Abschied zu nehmen schien. „Wenn du deinen Eid hältst, morgen am Hochgerichte wieder,“ lispelte er ihr zu und stürmte fort.

Zuma sah ihm weinend nach, und schritt dann ruhig dem Tische näher.

„Mädchen!“ begann nun eine tiefe eintönige Stimme aus einer ruhigen Kehle zu sprechen, „Mädchen! kennst du diese Goldschale?“ — und mit diesen Worten stellte er ihr ein gar wohl bekanntes Gefäß hin. — Zuma erschraak, denn es war dasselbe, in dem sie sonst der Gräfinn das Chinawasser gereicht hatte. „O ja!“ sagte sie, nachdem sie wieder gefaßt war, „das ist des Grafen Mundkelch.“ „Des Grafen?“ donnerte der Bizekönig ihr wüthend zu, „des Grafen? und warum sehest du ihn der Gräfinn vor?“

„Sie liebt euch so, und weil ihr ferne ward, so war es ihr immer ein Vergnügen, daraus zu nippen.“

„Rohes Unthier, kannst du so fein doch lügen? Der klare Glaspokal taugte wohl nicht deine trübe Giftbrühe zu verbergen, und das feile Gold war schnell dazu bereit. Nicht wahr?“

„Gift?“ fragte die Erstaunte, und erwiderte mit heiterem Lächeln: „O es war kein Gift.“

„Kein Gift?“ wiederholte der Graf rasch und schien leichter aufzuathmen. „Kein Gift?“

„Nein,“ erwiderte Zuma mit ruhigem Blick.

„Nun denn, was war es anderes?“

Zuma schwieg.

Der Graf erneuerte heftig seine Frage.

Zuma schwieg.

„Laßt euch nicht blenden. Es war Gift; es war Schierlingskraut!“ riefen nun die Ärzte, die auch mit am Tische saßen und hinter diesem Deck-

mantel im Falle des Todes der Gräfinn sicher zu seyn dachten, verworren unter einander; „die Gräfinn kam ja gesund hier an; der Unfall war zu plötzlich, ihr waret kaum fort. Sagtet ihr nicht selbst, Leonardo hätte deutlich gesehen, wie sie und Mirvan bey Nacht im Stadtgraben die Schierlings- kraude aufgesucht haben, und wie sie dann davon in diesen Becher streute?

(Der Schluß folgt.)

### L i e d c h e n.

Wenn im Kämmerlein alleine  
Lieblich oft ein Mägdlein sitzt,  
Und die Frühlingsbelle blüht  
Auf den Schmuck im offnen Schreine;

Nimmt das Mägdlein Kett' und Spangen  
Wieder probend aus dem Fach,  
Und es dringt ein süßes Ach!  
Aus der Brust und färbt die Wangen.

Süßern Seufzer gibt es nimmer,  
Der der Welle ist ihm gleich,  
Wenn sie wieder sanft und weich  
Vordringt aus dem eisgen Zimmer.

Wie ihr Ufer dann sich schmücket  
Mit der Blumen erster Lust,  
Ziert das Mägdlein seine Brust  
Mit dem Kettchen, zart gestricket.

Doch was seufzt so süß die Welle?  
Lufsen hold im gold'nen Glanz? —  
Welle geht zum Frühlingsstanz,  
Liebster steht vor Liebchens Schwelle!

D. H. Graf von Boeben.

### Correspondenz-Nachricht.

Grätz 1820.

Der Dichter Rossi von Verona, welcher die italienische Literatur völlig inne hat, und hier viele Beweise gab, wie er sie den Deutschen vorzutragen wisse, fährt unermüdet fort, Grillparzer's Ahnfrau in's Italienische zu übersetzen. Da der Sammler in Wien eine Stelle aus unserm Aufmerkamen aufnahm, so sende ich eine andere, nach meiner Meinung schwierigere und gelungenere, welche noch nirgend abgedruckt ist. Der Übersetzer folgt den echten Grundsätzen unserer großen deutschen Meister, Wolf und Gries. Er erlaubt sich keine Freyheiten, sondern strebt treu dem Urbilde in seinem Abbild nach; er behält Versbau und Verszahl bey. Lassen Sie die Lesewelt durch Vergleichung urtheilen.

#### J a r o m i r.

Arglos und vertrauensvoll,  
Folgt' ich meinem Führer nach  
In das weite Prunkgemach.  
Müde, ruhesetzend steig' ich  
Schnell das hohe Bett hinan,  
Und das Licht ist ausgethan.

#### J a r o m i r.

Senza un dubbio nel pensiero  
Seguitai il mio condottiere  
Nella ricca ed ampia stanza.  
Lasso, ardente di riposo  
Salgo il soffice, alto letto  
Spegno il lume, e il sonno aspetto.

Wehend fühl' ich schon den Schlummer  
Mild, wie eine Friedenstaube,  
Mit dem Ölzweig in dem Munde  
Über meinem Haupte schweben,  
Und in immer engeren Kreisen  
Sich auf mir hernieder lassen;  
Jeho, jeho senkt sie sich,  
Süße Ruhe fesselt mich. —  
Da durchzuckt es meine Glieder,  
Ich erwache, horch' und lausche:  
Laut wird's in den öden Zimmern,  
Rauschend wogt es um mich her,  
Wie ein wehend Ahrenmeer.  
Seltsam fremde Töne wimmern,  
Zuckend fahle Lichter schimmern,  
Es gewinnt die Nacht Bewegung  
Und der Staub gewinnt Gestalt.  
Schleppende Gewänder rauschen  
Durch das Zimmer auf und nieder,  
Hör' es weinen, hör' es klagen,  
Und zuletzt in meiner Nähe  
Wimmert es ein dreifach Wehe!  
Da reiß' ich des Bettes Vorhang  
Auf mit ungeflümmter Hast,  
Und mit tausend Flammenaugen  
Starrt die Nacht mich glosend an.  
Lichter seh' ich schwindelnd drehen,  
Und mit tausend fahlen Ringen  
Schnell sich in einander sätzen;  
Und nach mir streckt's hundert Hände,  
Kriecht an mich mit hundert Füßen,  
Fletscht auf mich mit hundert Fragen,  
Und an meines Bettes Füßen  
Dämmert es wie Mondenlicht,  
Und ein Antlitz tauchet auf  
Mit geschlossnen Leichenaugen,  
Mit bekannten holden Zügen,  
Ja mit deinen — deinen Zügen.  
Jetzt reißt es die Augen auf,  
Starrt nach mir hin, und Entsetzen  
Zuckt mir reißend durch's Gehirn.  
Auf spring' ich vom Flammenlager  
Und durch's stürrende Gemach  
Stürz' ich fort, der Spuk mir nach.  
Wie von Furien gepeitscht  
Lang' ich an hier in der Halle,  
Da hört' ich dich, Holde, bethen,  
Will zu dir in's Zimmer treten,  
Da verstellst mir — siehst du? Siehst du?

Ventilando omai lo sento,  
Qual colombo, che giulivo  
Tien nel rostro il verde olivo,  
Lieve pender sul mio capo,  
E in ognor più stretti giri  
L'ali sue su me spiegar;  
Ma già scende, e dolce calma  
Vien quest' alma a incatenar. —  
Quando un brivido m'assale,  
Mi risveglio, ascolto e guato.  
Sorge in camera un stridore  
E a me intorno tai fragore,  
Qual di spighe un mar enfiato.  
Strane voci poi nicchianti,  
Fulvi lumi tremolanti,  
L'orba notte si sconvoglie,  
E la polve acquista spoglie.  
Per la stanza piano erando  
Lunghe vesti van scrosciando;  
Sode a pianger, s'od n lai,  
E perfino — a me vicino  
Triplo spira un flebil abi!  
Ratto allor le tele squarcio  
Al mio letto circondotte,  
E con mille occhj infiammati  
Torva allissami la notte,  
Lumi veggo a raggirarsi,  
Quindi in neri, e spessi cerchi  
Presto insieme avviticchiarsi;  
Ver me s'alzan cento mani,  
Ver me striscian cento piedi,  
Cento larve mi fan cesso;  
E al mio letto — dirimpetto  
Spunta un pallido chiarore,  
E un sembiante n'esce fuore  
Con soccusi occhj di morte,  
Con già noti dolci tratti,  
Sì, co' tuvi, co' tratti tuoi.  
Or spalauca, immobil, gli occhi,  
Su me vibra gli, e terrore  
Stringe, affredda, m'arde il core.  
Tosto m'alzo, e in mezzo a mille  
Fosche, flacide faville  
Di là fuggo, e l'ombra a lato.  
Qual dai démoni sferzato  
Io qui giungo, e te, alma pia,  
Te, divota orare intendo;  
Vuò vederti, e l'uscio aprendo,  
M'apparisce — Vedi? Vedi?

### L i t e r a r i s c h e A n z e i g e .

Wegweiser auf Ausflügen und Streifzügen durch Osterreich und Steyermark, von Weidmann, F. E. Hoffhauspieler.

Hr. Weidmann, dessen enthusiastische Vorliebe für sein schönes Vaterland sich bei jeder Gelegenheit lobenswerth ausspricht, dem die Lesewelt manchen Genuß durch

die gelungenen Beschreibungen seiner vielfältigen Wanderungen verdankt, hat sich durch die Herausgabe obigen Werckens um alle Jene, welche, empfänglich für Naturschönheiten, nur aus Unkunde bis jetzt die herrlichen Genüsse entbehrten, die ihnen ihre nächsten Umgebungen verschwenderisch darbiethen, ein großes Verdienst erworben. Das Büchlein enthält Anweisungen, wie man mit möglichster Zeit- und Geld-Ersparniß die Gegenden von Presburg, Odenburg, Neustadt, Mariatafel, Melk, Mariazell, Eisenerz, Admont, Gmunden, dem Salzkammergute und dem Schneeberge zu Fuße und zu Wagen bereisen kann. Besonders sind die Wanderungen auf den Schneeberg mit einer Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt, die nichts zu wünschen übrig lassen. Es finden sich hier detailirte Berechnungen, wie man diese Reise von Wien hin und zurück in sechs Tagen mit 154 fl. W. W., in drey Tagen mit 100 fl. machen und sich für diese geringen Kosten Genüsse verschaffen kann, welche in der Schweiz mit Tausenden erkauft werden.

Mit Zuversicht dürfen wir diesen Wegweiser allen Freunden der Natur, besonders aber denen empfehlen, welche die kurze Zeit, die ihre Geschäfte ihnen zur Erholung verstaten, auf eine für Geist und Körper gleich wohlthätige Weise anwenden wollen; sie werden hier bis in's kleinste Detail gehende Anweisungen finden, ihren Zweck auf die kürzeste und wohlfeilste Art zu erreichen und mit uns dem wackern Herausgeber für seine Bemühung danken. L.

### S c h a u s p i e l.

Im k. k. Theater nächst der Burg den 21. Juny: Phädra, Trauerspiel von Racine, von Fr. Schiller.

Hr. Anschütz erschien als Theseus. Sein erstes Auftreten entsprach durch den Ungestüm des Hervorbrechens nicht ganz der Idealität, die ein geläuterter Geschmack mit Recht von den Heroen des griechischen Alterthums verlangt. Es ist hier nur die Rede von der körperlichen Bewegung. Je mehr diese sich auch bey starken Aufregungen des Gemüths durch strenge Abgemessenheit auszeichnet, desto mehr wächst auch in den Zuschauern der Begriff von der Kraft des Handelnden. Das glückliche, wohlgeordnete Ausfere, in welchem Theseus sich besonders zuerst in aller Majestät des Kriegsgottes zeigte, wirkte auf eine in der That kolossale Weise, die vielleicht deshalb auch manchem Auge und mancher Phantasie nicht ganz wohl gethan haben mag. Wenn Theseus den Arm erhob, und dabey im Gefühle der Kraft mit niederschmetternden Augen umherschaute, so glaubte man nicht sowohl ihn selbst als vielmehr Herkules, ja einen der Giganten zu sehen, die einst Bäume entwurzelten und mit Felsstücken spielten. Der Ton der Stimme stand mit der erschütternden Herrlichkeit der äußern Erscheinung in einem erstannenswürdigen Einklange; und wir müssen auch hier wieder bekennen, daß uns nirgends etwas Gleiches vorgekommen ist, obwohl wir die kräftigsten Heldenspieler Deutschlands gesehen zu haben meinen. Es soll damit keineswegs jener bekannte Theaterdonner der Sprache gepriesen werden, wenn gleich auch dieser an der rechten Stelle seinen unbestrittenen Werth hat; vielmehr lag in dem ganzen Ausdruck etwas entschieden Großartiges, das in seiner reinen Ursprünglichkeit frohlockte, wie der Klang der ehernen Waffen vor Troja, wenn die Rufer in den Streit die Scharen zum Angriff ordneten. Besonders wirkte der gegen Hippolyt unter Anrufung des Neptun ausgesprochene Fluch auf die Hörer, wie einst das Haupt der Medusa auf die Sehenden. Daß bey dem Aufwande der höchsten Kraft auch noch Wohlklang übrig blieb, erregt die vollste Bewunderung. Nur fiel Theseus einige Mahl, wiewohl kaum merklich, etwas aus dem Tone des Ganzen in Stellen, wo sanftere Gefühle zum Ausbruch kommen. Wir glauben nämlich, daß es für jeden bestimmt und kräftig gezeichneten Charakter auch einen eigenen, überall durchzueisenden Grundlaut gibt, auf den alle, selbst die verschiedensten Modifikationen zurückweisen müssen. Wir behaupten es um so eher, da Hr. Anschütz im Ganzen genommen diese freylich etwas seltsam klingende Behauptung als Meister gerechtfertigt hat. In diesem Punkte nirgends auf der Bühne zu fehlen, mag schwer seyn, wenn es nicht gar in vollkommener Strenge genommen, ganz unmöglich ist.

Die körperlichen Bewegungen standen meistens, nach dem Maßstabe des Alterthums beurtheilt, in der glücklichsten Beziehung auf das Innere; besonders war der stumme Ausdruck des Schmerzes in seiner Haltung und Steigerung, während Theramen den Tod des Hyppolit erzählt, ein wahres Muster in allen Theilen der Ausführung. Es ist recht schade, daß solchen stillen Schöpfungen eines strengen Künstlerinns meistens der öffentliche Beyfall, wenn auch nicht die öffentliche Aufmerksamkeit entgeht.

Der Charakter der Rolle scheint uns überaus richtig in einem durchgängig großen Style aufgefaßt worden zu seyn. Um in diesem Punkte Hrn. Anschütz nicht Unrecht zu thun durch den Vorwurf, er habe übertrieben, muß man sich erheben über die gewöhnliche tragische Zahmheit zur antiken Kraft, der bey allem Überflus auch die eigene schöne Mäßigung nicht fehlt. Die letzte haben wir in Theseus allerdings gefunden, wie denn überhaupt Hr. Anschütz bewiesen hat, daß er den Geist des modernen und antiken Heldenthums sehr richtig zu unterscheiden weiß.

Die Darstellung des ganzen Trauerspiels gäbe übrigens im Punkt einer würdigen alterthümlichen Darstellung der Kritik einen reichen Stoff.

Im Folgenden drängen wir unser Urtheil über den Künstler nach den wesentlichsten Wahrnehmungen kurz zusammen. Hr. Anschütz zeigt sich als ein Mann von ernstem Studium, reiner Liebe zur Kunst, und einem eindringenden Geiste. Je poetischer der Gegenstand ist, desto mehr gelingt ihm die Darstellung. So stark auch seine Kraftäußerungen seyn mögen, haben sie doch nichts gemein mit Koulfissenreißerey. Man muß in diesem Punkte die außerordentliche Wirkung nach seinem außerordentlichen Vermögen abschätzen. Im Heroischen ist seine wahre Heimath, darin entwickelt er aber eine solche Tiefe und Vielseitigkeit, daß man ihm auch für andere Rollen ohne Bedenken große Brauchbarkeit im Voraus nachrühmen darf. Im Don Gutierre und Hamlet stand er am höchsten, am schwächsten war er als Ferdinand in Kabalet und Liebe. Ihn als Othello zu sehen, ist ein Wunsch, um dessen Erhörung wir Apollo und alle Musen anfehen möchten, wenn ihre Gnade für uns lebte. Die einzelnen wahrgenommenen Unvollkommenheiten sind von der Art, daß der Künstler ihnen bey fernerer Anstrengung leicht abhelfen kann; denn er scheint sich auf eine ungewöhnliche Weise in der Gewalt zu haben, selbst in Benutzung wohlgemeinter Winke, was eben sonst nicht Sache der Schauspieler ist. Seine Gestalt, den galanten Heldenrollen zwar nicht sehr günstig, kann in einzelnen Fällen bey einem zweckmäßigen Anzuge sehr imposant wirken, wie z. B. im Theseus. Auch als Rudolph in Hedwig sah er sehr gut aus, nicht minder als Hamlet und Posa. Seine Art zu betonen, mit der wir nicht überall einverstanden sind, rührt in den Fällen, wo sie uns unrichtig vorkommt, nicht sowohl aus mangelhafter Erkenntniß, als aus dem an sich löblichen Bestreben her, möglichst verständlich und nachdrücklich zu werden. Daher läßt sich unter andern die übertriebene Energie erklären, mit welcher er sich zuweisen auf die letzten Sylben wirft. Mit einem Worte: Er steht in der Tragödie ebenbürtig neben Mad. Schröder, und da nichts Menschliches ganz vollkommen ist, wollen wir auch hinzusetzen: er hat einige Fehler mit der kunstreichen Frau gemein. Wir können nicht unterlassen, Brestau zu dem Besitze dieses vorzüglichen Schauspielers Glück zu wünschen, so wie jeder deutschen Stadt zu dem Besuche eines so freudenreichen Gastes. Wien, gastfrey gegen jedes fremde Talent, wie das alte Rom gegen fremde Götter, konnte natürlich bey einer so würdigen Gelegenheit seinen angestammten Charakter nicht verläugnen, so zwar, daß es zweifelhaft bleibt, ob es in der Art und in der Masse seiner Beyfallsbezeugungen mehr sich selbst oder den Künstler geehrt hat \*).

\*) Da die Bemerkungen über die Gastrollen des Hrn. Anschütz sämmtlich aus einer und derselben Feder geflossen sind, über die wir für einen Augenblick nicht disponiren können, so scheint von jetzt an Stillschweigen über Hrn. Anschütz aus dem Grunde zweckmäßig, weil eine übereinstimmende Haltung der Kritik nach unserer Meinung diesem vorzüglichen Künstler mit vollem Rechte gebührt.

Anmerk. der Redaktion.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 29. Juny 1820.

78

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierterl. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierterl. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey M. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die t. k. Postämter um 33 fl. halb, und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Entdeckung der Chinarinde.

(Schluß).

Dem Grafen ward wieder bang, noch ein Mahl sah' er das Mädchen forschend an, und wiederholte zum zweyten Mahle seine vorige Frage.

Aber Zuma schwieg wieder.

„Es war Gift!“ — schrie er nun jammernd, jetzt ganz überzeugt, und mit ein Paar Strichen war Zuma zum Feuertode verdammt.

Still und himmlisch lächelnd hörte das edle Mädchen ihr Urtheil lesen, fiel dann dem Grafen weinend zu Füßen, und flehte nur noch ein Mahl ihre liebe Gebietherinn sehen zu dürfen. Er aber grockte sie finster an: „Fort, Schlange! Hast du vielleicht noch Gift in deinem Zahne?“ — Zuma aber umschlang wimmernd seine Knie, und wollte nicht weg, obgleich sie die Soldaten schon anfaßten.

„Nun so laßt sie,“ murmelte er, übermannt durch ihre Thränen, und eilte voraus, sie der Gräfinn anzukünden.

Zuma, von der Wache umringt, ging so schnell es die Ketten gestatteten, nach. Mit jedem Schritte schienen sie ihr leichter zu werden, je näher sie der guten vielgeliebten Herrinn kam. Nun erblickte sie wieder die oftbetretene Schwelle, und nun stand sie vollends wieder in dem freundlichen Gemache, und sah das Bett, an dem sie manche Nacht bis an den rothen Morgen wachend saß, und ängstlich jeden Athemzug der lieben Kranken belauschte. — Bleich wie gestern noch, ja etwas schwächer sogar lag sie dort, und blickte, halb abgewandt zu dem neben ihr sitzenden Gemahl, der Kommenden entgegen; aber als sie die langen grauen Ketten erschaute, wie sie das gute Mädchen fast krumm zogen, — ach! da brach ihr das Herz, und heiße Thränen rollten über die hohlen hageren Wangen herab. Der Graf bemerkte es und sagte: „Ich wußte ja, das taugt nicht für dich,“ und dabey winkte er den Soldaten, das Mädchen wieder hinaus zu führen.

Zuma aber lief an das Bett, ergriff die kühle Hand der Gräfinn, küßte

sie oft und weinend, und ging mit der Wache dann geduldig, aber oft umsehend wieder der Thüre zu.

„Weine nicht,“ begann der Graf zu Lauren, als sie wieder allein waren, „die braune Heuchlerin ist dieser Thränen ja nicht werth. Du hast ja selbst geseh'n, wie trüb und ekel des Wassers Farbe war, als ich es aus dem goldnen Becher in das Kelchglas goß, und so hast du auch selbst den üblen Geschmack verspürt. — Es war Gift! — Die Ärzte selbst bestätigen es, morgen muß sie brennen.“

Zuma's Fesseln rollten unterdessen ihr über die Sandsteinstufen der Treppe nach und hallten laut durch die Bogenwölbung des Vorhauses fort. — Nun trat sie wieder in den Schloßhof. Die Sonne stand schon hoch, und strahlte ihr gerade ins Gesicht, daß sie, geblendet, die Wimpern senken mußte, so schritt sie hin; da fühlt sie plötzlich sich am Arme ergriffen, und eine wohlbekanntete Stimme zischelte ihr ins Ohr: „Stirb Zuma, stirb, dein Vater wird dich rächen.“ Als sie die Augen aufschlug, stand Kimno vor ihr; das Funkeln seines Auges schien Entzücken über ihren Heldenmuth und lechzende Wuth nach Rache zu verkünden. Er hatte das seit der Nacht Vorgefallene umständlich erfahren, und den Zusammenhang der Dinge errathen. Eben wollte er mehr sprechen, als einer der Soldaten ihn gewaltsam wegriß und das zitternde Mädchen wieder in seinen Thurm warf.

Da saß sie nun den ganzen übrigen Tag still und geduldig, dachte an ihren Mirvan und immer wieder an ihren Mirvan, ein kalter Schauer wehte ihr durch die Seele, wenn sie sich ihn zum Brandgerüste hinwandelnd vorstellte, wenn sie sich vorstellte, wie die Schergen ihn an den grausen Pfahl binden, wie alles um ihn her lodert und flackert, wie der Pechqualm der geliebten Brust den Athem nimmt, und wie er dann halberstickt, halbverbrannt in die Flammen sinkt. — „Und das Alles durch mich!“ sagte sie dann bebend zu sich selbst und fing an bitterlich zu weinen, daß selbst die harten Steinwände mäblig mitweinten.

Aber wie süß, wie unendlich süß ist nicht die bittere Fluth der Thränen! — sie macht zwar manches klare Auglein trübe, doch innen wird's dafür gar freundlichhell, und die Röthe, die im verweinten Auge glühet, sie ist die Morgenröthe des jungen Tages, der neu anbricht im dunklen Thal der hangen Menschenbrust.

So dünkte es auch Zumen: die Last, die ihr wie Berge auf dem Busen lag, hatte die kleine schwache Welle fortgespühlt, wie das Bächlein tändelnd seine Kieselsteinchen fortrollt. — Ihr Blick ward wieder hell, und sah mit linder Wehmuth den hoch oben hereinfließenden Strahlen zu, wie sie sich gaukelnd in den lichten Tropfsteinkrystallen spiegelten, und wie sie immer glanzloser, und röther und röther wurden. Es mußte ein tieferschütterndes Gefühl seyn, das die Arme durchströmte, als auch der letzte, dunkelste Purpurstrahl an der Wand verstiegte, und die schöne goldne Sonne für sie nun auf ewig gesunken war; — denn nach dem Urtheil sollten die Flammen des Holzstoßes früher als die nächste Morgenlichte die Thurmwinnen von Lima röthen. Zuma saß still und in Gedanken versunken in der Dämmerung, spielte mit der schönen Kette, die ihr die Gräfinn bey dem Einzug geschenkt hatte, und dachte, wie es dazumahl so ganz anders war, wie



freudig sie da zu ihrem Mirvan lief, ihm den herrlichen Schmuck zeigte, ach! und wie er dafür sie freundlich kosete.

Endlich war es vollkommen finster geworden, ringsum regte sich nichts mehr, nur die Mauern weinten noch, und ihre kühlen hochherabfallenden Thränen pickten leise an den Boden, und lullten das schwache vom Weinen gar sehr ermattete Mädchen nach und nach in einen sanften erquickenden Schlummer.

Mirvan hingegen wachte noch immer, dachte auch an seine Zuma, aber viel fröhlicher, als diese des Tages über an ihn gedacht hatte, denn er freute sich mit der treuen vielgeliebten Seele gleiches, wenn auch schreckliches Loos theilen zu dürfen. — Sehnsüchtig kletterte er zu den Eisenstäben seines Kerkerfensters empor, um nur vielleicht den Ort zu seh'n, wo seine Zuma jetzt weint, und seiner denkt; — aber nur das weite laute Meer lag unabsehbar da vor ihm, — alles war öde, — und er sah sich weit getrennt von seiner Lieben. Langsam ließ er sich nun wieder nieder, schritt manche Stunde auf und ab in dem düstern, vom Monde nur spärlich erleuchteten Gewölbe, und freute sich schon des Morgens, wo er Zumen wieder sehen, und mit ihr in das silberne Haus der lieben Mutter Kuilla hinauffliegen sollte.

Aber die Nacht zögerte, und es mochten wohl noch vier oder fünf Stunden verfloßen seyn, bis endlich der nächtliche Schimmer wich, und der Tag langsam zu grauen anfing.

Zuma lag noch im süßesten Schlaf, als die Thüre ihres Gefängnisses aufgesperrt wurde, und Leonardo mit Soldaten und Fackelträgern hereintrat: „Auf!“ schrie er, und rüttelte an ihrer Kette, „auf! der Henker wartet schon. Die Zeit ist um, kannst dann gleich wieder schlafen gehen.“ — Zuma erwachte, erschrak Anfangs und zitterte heftig, faßte sich aber bald wieder, ließ sich die Eisenfesseln abnehmen, und die Arme auf den Rücken binden, und schritt in der Mitte der bewaffneten Schar langsam zum Thurm hinaus. Als sie in den Schloßhof kam, erblickte sie eine ähnliche Rotte mit Fackeln und Schwertern, und unter ihnen ihren Mirvan.

Da ward sie leichenkalt, fing an zu wanken, taumelte und fiel einem alten spanischen Krieger in die Arme. Der Greis verbiß seine Rührung, wünschte fast, daß sie ihm so unter den Händen sterben möchte, ehe der Nachrichter sie betastet hätte, und schrie doch um Hülfe. Während nun die Leute da beschäftigt waren, das Mädchen wieder ins Leben zu bringen, hatte die andere Rotte vollauf zu thun, den Jüngling abzuhalten, denn er wollte immer aus der Runde hinaus, um, wie sie meinten, bey der Verwirrung entzuschlüpfen zu können.

Endlich tönte es: Sie lebt! sie lebt! und bald darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Ganz Lima war schon rege, weiß und kupferfärbig, alles, alles war auf der Straße, und begaffte und betrauerte das schöne junge Paar. Endlich schritt man durch das Stadthor und nun erblickten die unglücklichen Opfer schon den Pfahl und rundherum das Holzgerüste. In einigen Minuten war man an Ort und Stelle, die spanischen Wachen umringten den Holzstoß und drängten rundherum das ungestüme Volk zurück.

In der Mitte stand der Bizekönig zu Pferd, um ihn her die ernsten

Männer, die gestern an der schwarzen Gerichtstafel gelesen hatten, und vor ihm die Berurtheilten.

Er winkte, Trommeln rollten und das Volk wurde weithin stille.

Nun langte er eine Schrift aus dem goldnen Wamme, und begann, während ihm der Scharfrichter mit seiner Fackel hochhinauf leuchtete, nochmah das Urtheil zu lesen.

Kimno stand halbvorgedrängt zwischen den Soldaten, horchte gräßlich lächelnd zu, und klammerte seine zitternde Hand um den Griff eines blanken Dolches, den das Dunkel der Dämmerung besser, als der unbehutsame, rachelustige Greis verbarg, und der deutlich zeigte, mit welchem heimlichen Entschlusse er Zumen gestern die wenigen Worte: Stirb, dein Vater wird dich rächen! zugerant hatte.

Endlich hatte der Graf die Pergamentrolle abgelesen, und reichte sie dem Nachrichten hernieder, der sie dem bebenden Paare hintrug und ihm das große spanische Wappen zum Kusse hinhielt. Nachdem sie es gethan hatten, gab er jene zurück, und führte dann das Mädchen zuerst die Leiter hinauf auf das schauerliche Gerüste. Eine Todtenstille herrschte rundum, während er das arme Geschöpf an den Pflock band; aber, plötzlich tönte es: Die Gräfinn! die Gräfinn! Alles wich, und Donna Laura schwebte, von rüstigen Knappen getragen, auf einem Tragbette rasch an den Häuption der Menge vorüber der Kunde zu. Die Bahre ward niedergelassen, und die schwache gelbblische Frau sank vom Gestühl herab auf die Knie. Der Graf sprang erstaunt vom Rosse, eilte ihr zu, und wollte sie aufheben, aber die edle Donna wehrte es, und bath mit schwacher, aber angestrongter Stimme, er möchte doch ihretwegen kein Blut vergießen, die That sey ja nur halbfreywillig gewesen, indem der Haß der Braunen gegen die Weißen ja schon aus dem Mutterbusen flöße, und versicherte, sie würde nicht ehe den Sand verlassen, bis nicht das unglückliche Paar frey und fessellos sie daraus erhebe.

Der Graf staunte, das Volk jubelte, und Kimno warf, von solchem Edelmuth überwunden, seinen Dolch weit von sich, und schrie laut und freudetrunken: „Brüder, nehmt euern Eid zurück!“ stürzte zu den Knien des Bizkönigs hin, und gestand reuig den Vorfall am Hügel der Gesundheit. „Es war kein Gift!“ rief der Graf am Ende der Erzählung entzückt aus und sank wonnetrunken zur edlen Gattinn nieder.

Der Greis im rothen Mantel, der während dessen auch den Jüngling schon an den Pfahl gebunden hatte, hieb freudig aufspringend auf seine eigene Verantwortung die bösen Stricke wieder entzwey, und Zuma und Mirvan sanken einander sprach- und thränenlos in die wieder freyen Arme.

Das Volk erhob ein ausgelassenes Freudengetümmel und trug den Bizkönig und die hochsunige Donna im Triumphe in die Stadt zurück. Zuma und Mirvan folgten ihnen nach, trennten sich nimmer, pflegten die liebe weiße Frau, bis sie mittelst der Chinarinde wieder hergestellt war, und verlebten, reichbelohnt von dem dankbaren Grafen, noch manches glückliche Jahr.

## Lithographisches Institut.

Unter den Kunstschätzen und merkwürdigen Seltenheiten Wiens, wenden sich die Blicke vaterländischer Kunstverehrer mit besonderm Wohlgefallen zu jener, vor dritthalb hundert Jahren vom Erzherzog Ferdinand von Tyrol auf seinem Lieblingschlosse Ambras gestifteten kostbaren Sammlung. Man kann diesen Fürsten als den ersten seines erhabenen Geschlechtes ansehen, der ein solches Unternehmen ausführte. Die rühmliche Absicht der Unternehmer des benannten Instituts, nach und nach ein Nationalwerk aufzustellen und den heimathlichen Kunst- und Alterthumschätzen eine eigene Abtheilung zu widmen, wird noch verdienstlicher durch die Wahl der anziehendsten und zweckmäßigsten Gegenstände aus Ferdinands unschätzbarem Nachlaß. Hier stellt zuerst der Stammbaum des Hauses Habsburg-Oesterreich sich dar. Aus zwey breiten Leinwandblättern bestehend, umfaßt er 14 Bildnisse österröcherischer Fürsten und Fürstinnen von Rudolph I. bis auf Philipp den Schönen. Ein deutscher Maler verfertigte dieses Werk zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auf Befehl Maximilian I., dessen bekanntes Monogramm in einem Eck des ersten Blattes noch erkennbar ist. Seinen Nahmen verschwieg der wackere Künstler, doch die Kraft seines Pinsels, der sich durch Wahrheit des Ausdrucks, wie durch reiche, geschmackvolle Behandlung der Gewänder auszeichnet, verkündet seinen Ruhm. Die Figuren sind in fast halber Lebensgröße abgebildet und mit einer bewundernswürdigen Mannigfaltigkeit in Stellung und Geberde, oft auch dem Charakter jener Zeit gemäß besondere Attribute zur Bezeichnung ihrer Sitten, Handlungen und Schicksale ihnen beygesetzt. Bisweilen ist es eine Blume, ein Thier, dann eine Waffe oder sonst ein Instrument, wodurch die Ebenbilder ihre eigene Bedeutung erhalten. Diese sinnreiche Ausschmückung verbreitet reges Leben in dem hohen Ahnenkreis umher, und tief bewegt bleibt der Betrachter vor ihm stehen, von dem Gefühl der eigenen Vergänglichkeit durchschauert.

Der Ankündigung des Instituts gemäß, diesen Stammbaum in einer Reihe von Bildnissen habsburgischer Fürsten und Fürstinnen zum ersten Mal, mit kurzen historischen und Kunstnachrichten von Aloys Primisser, Kustos am k. k. Münz- und Antiken-Kabinet und der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien begleitet, herauszugeben, ist bereits das erste Heft erschienen. Es enthält Rudolph I. nebst dessen erster und zweyter Gemahlinn; 2) Albrecht, Rudolphs Sohn, sammt Gemahlinn Elisabeth; 3) Hartmann und seine Braut, Johanna von England; 4) Rudolph II. und seine Gemahlinn Agnes von Böhmen. Monatlich wird ein Heft erscheinen und das Ganze aus 48 bis 50 Bildnissen in zwölf Lieferungen bestehen.

Der edle Zweck des Instituts, vaterländische Alterthümer immer mehr bekannt zu machen, verdient die nachdrücklichste Unterstützung, und sie wird gewiß nicht fehlen. Das Schwierigste steht den Unternehmern dann bevor, wenn sie die Geschichtsfreunde wie die Kunstverehrer durch Abbildungen aus dem kostbaren Freidalschen Turniersbuch erfreuen werden. Dieses vielbekannte Werk ist ebenfalls ein Denkmahl Maximilian I., der sich den Nahmen Freidal gibt. Hierin werden — wie die eigenen Worte der Ankündigung lauten — alle Turniere Maxens dargestellt, zu Fuß und zu Ross, so wie die Mummereyen und Maskenbälle nach gehaltenen Turnieren, in Gold und in Farben, unter des Monarchen eigenen Augen abgebildet. Auch erscheinen die meisten dabey gegenwärtigen Personen, Ritter und Damen namentlich angeführt — eine noch ganz unbenutzte Quelle für die Geschlechtsfolge des Adels, für die Geschichte der ritterlichen Gebräuche, des Luxus und der Hofsitzen, der Kleidung und der Musik jener Zeit, ein wahrer Ehrenspegel Maxens sowohl als des damaligen Adels deutscher und anderer Nationen, von welchen mehrere noch jezt blühende Geschlechter ihre kraftvollen Ahnen im heißen Kampfe oder im Glanze festlichen Gepranges erblicken.

Unter der Leitung des würdigen und gelehrten Kustos dieser Sammlung, Hrn. Primisser, der tiefe Kenntniß und gebildeten Geschmack mit seltener Humanität vereinigt, läßt sich von diesem Unternehmen das Wünschenswertheste erwarten.

München am Ende May.

Unter den Stücken, welche in der letzteren Zeit zum ersten Mahle gegeben wurden, verdient erwähnt zu werden: *Jenny*, ein Schauspiel in vier Aufzügen nach Pelletier-Volmeranges, frey bearbeitet von Hrn. v. Kurländer. Wenn es dem Bearbeiter gefallen hätte, die verborgenen, edleren Beweggründe zu der Handlungsweise des Marquis d'Albemar früher zu entwickeln, und auf diese Art das sonst zu Gehässige seines Charakters zu mildern, so möchte leicht die Wirkung größer seyn. Hr. Kürzinger gab diesen Marquis sehr gut. Auch die übrigen Rollen befanden sich in den besten Händen. Hr. Freuen als Aron wußte in einer Rede gegen das Ende des Stückes mit lobenswürdiger Zartheit auf die edle That anzuspielen, welche jüngst der hiesige israelitische Banquier, Hr. Westheimer, geübet hat. Der stürmische Beyfall des Publikums erschallte jenem Braven, und belohnte daneben auch den verständigen Künstler.

Außerdem bemerke ich Ihnen, daß wir Hoffnung haben, bald wieder eines derjenigen Stücke zu sehen, welche im Jahre 1818 um den ausgesetzten Preis mitrangen. Es ist das Schauspiel: „Ludwig der Bayer“, von dem als Schriftsteller längst rühmlichst bekannten Hrn. Baron von Arctin. Stellen, wie:

O Menschen, wüßtet ihr, welch Heiligthum,  
Der Glaube eines guten Fürsten ist,  
Wie würdet ihr euch hüten, ihn zu täuschen!  
Ein einziger Betrug erzeuget tausend,  
Und wer des Königs Herz mit Argwohn füllt,  
Hat Gift geworfen in den Gnadenquell,  
Aus dem die Völker ihre Freuden schöpfen;

kommen viele darin vor, und wir sind um so mehr auf die Aufführung desselben begierig, als es in Neuburg, wo es von einer Liebhabergesellschaft unter der Leitung des Hrn. Verfassers gegeben wurde, ungetheilten und ausgezeichneten Beyfall erhielt. Da dieser Stoff schon mehrmahl bearbeitet worden ist, so ist es interessant, mit den Ansichten der Dichter ein Werk zu vergleichen, welches in Linz bey Haslinger unter dem Titel: „Österreich unter König Friedrich dem Schönen, von Franz Kurz“ erschien. Ein Recensent in unserer Literatur-Zeitung schließt seine sehr günstige Beurtheilung desselben mit den Worten: „Man wagt es, Bayerns Historiker auf diese merkwürdige Schrift aufmerksam zu machen mit dem Wunsche, daß sie, die weitere Reihe der Lobschriften auf Kaiser Ludwig den Bayer, woran wir bereits einen Überfluß besitzen, einzuweilen unterbrechend, vielmehr auf seine Vertheidigung und Entschuldigung gegen die hier in ihrer ganzen Stärke gesammelten Vorwürfe sich beschränken möchten. Sollte auch diese Arbeit schwerer seyn, als sie scheint, so bleibt doch des großen und guten Kaisers Nachruhm, ungeachtet aller seiner Mängel und Schwächen, für immer gesichert.“

Unsere italienische Oper fährt fort, sich durch manche neue und stets vortreflich gegebene Produktionen die Gunst des größeren Publikums zu erhalten, obwohl eine Parthey nicht am Besten auf sie zu sprechen ist. Die deutsche Oper behauptet gleichfalls fortwährend ihren alten Ruhm, nur wirft man ihr, und zwar nicht mit Unrecht vor, daß sie zu wenig Neuigkeiten liefere. Das Theater am Isarthore trifft derselbe Vorwurf.

Unser ehemahliges Lippels- nun sogenanntes Sommertheater hat seine Darstellungen begonnen. Es ist nicht viel davon zu sagen. Übrigens hat sich diese Bühne in ihren Dekorationen und durch einen neuen Vorhang wesentlich verschönert und ist sehr besucht.

Ich kann unmöglich von dem Theaterwesen scheiden, ohne zuvor der Artigkeit unserer Damen ehrenvolle Erwähnung zu thun. Während nämlich von verschiedenen Städten her die Klagen der Zuschauer über die Damenhüte ertönen, haben sich die unserigen aus eigenem, freyen Antriebe großmüthig entschlossen, dieses corpus delicti im Theater hübsch abzulegen, und die darunter befindlichen niedlichen Häubchen ersichtlich werden zu lassen. Es wäre das Geschäft der Dichter, ihnen hierfür zarten Dank zu sollen.

Die jüngst Statt gefundene Wiedereröffnung des Bodkellers ist eine nicht geringe Merkwürdigkeit, welche aus der hiesigen Stadt berichtet werden muß. Dieser Keller könnte das sogenannte Wahrzeichen von München genannt werden. Er ist ein weites, schmutziges, Stein gepflastertes Gewölbe, worin Bod (ein sehr starkes, maßreiches, auf königliche Rechnung gebrautes und hier gar bellestes Bier) ausgeschenkt wird. Das ununterbrochene Gewimmel, das bunteste Gemisch aller Stände, der unermeßliche Lärmen und die stete Folge sonderbarer Scenen, welche diesen Ort auszeichnen, wären des Pinsels eines Hogarth würdig. Die kurze, nur einige Wochen lange dauernde Bodzeit ist ein wahres, natürliches Volksfest.

Das neue Reitschulgebäude, wozu am Geburtstage Sr. Maj. des Königs von B., C. dem Finanzminister, dem Oberstallmeister und zwey k. Ministerialräthen feyerlich der Grund gelegt wurde, dürfte, nach dem vorliegenden Entwurfe des Hofbau-Intendanten von Klenze eine der ersten Zierden unserer Stadt werden. Man hofft, daß dasselbe binnen zwey Jahren vollendet seyn könnte.

### Schauspiel.

Theater an der Wien, den 24. d. zum ersten Male: Bohrer's Dienstfertigkeit. Lokales Lustspiel in drey Aufzügen.

Der dienstfertige Verfasser hatte es darauf angelegt, eine glänzende Rolle für den Volkskomiker zu schreiben. Die Quantität mit der Qualität verwechselnd, wählte er das längste Maß zum Zuschnitt, und fabrizirte seinen Cajetan Bohrerl, Mauthschrankezieher, der, weit entfernt durch seine Dienstfertigkeit, irgend etwas zu bezwecken, ein bloßer Schwächer ist, der von Anfang bis zu Ende ganz allein das Wort führt, so daß hier das ganze übrige Personal von drey und zwanzig nahmhafte Individuen nur dazu bestellt scheint, seiner Zungenfertigkeit zu dienen, und man wagt nichts mit der Behauptung, daß diese Rolle dem Volumen nach die stärkste sey, die je geschrieben worden. Der größeren Wahrscheinlichkeit wegen, machte der Autor einen Tollhändler aus seinem Liebling, und man kann nicht läugnen, daß er hierin eine solche Kunstfertigkeit an den Tag legte, indem er ihn gradatim vom Aberwitz bis zum völligen Wahnsinn ohne irgend einen Antrieß oder Einfluß fortführte, daß man dem Urheber in diesem Falle ein außerordentliches Talent zutrauen darf. Nachdem nun Cajetan durch drey unendlich lange Akte sich und andere ermüdet, gibt Hr. v. Rehfeld das Signal zu einer Schleifschlittenfahrt, wozu die Aussicht sich im Hintergrund eröffnet. Während dessen überreicht ein Knabe dem alten Papa eine Bittschrift, die den Zweck hat, den Ältern des Kleinen, dem Schauspieler Born und seiner Frau Karoline, der entlaufenen Tochter des Alten, Verzeihung auszuwirken; beyde erscheinen kniefällig und ihnen wird verziehen. Jetzt bricht auf dem Teich ein Schlitten ein, und Bohrerl rettet ein junges Fräulein aus dem Wasser, eine von den fünf Töchtern des Barnabas Gut, Edlen von Besser, Herrn auf Bessersten, Besizers auf Gargut, der nach der Stadt gekommen ist, sich mit seiner Familie einmahl satt zu essen, und dem armen Dienstfertigen, dessen einziges charakteristisches Werk diese Wasser-Heldenthat genannt werden kann, den edlen Sprößling zur Gattinn bestimmt hat, um wenigstens vor der Hand die Eine anzubringen. Bohrerl muß nolens, volens Ja sagen, und nun zeigt sich der höchste Paroxysmus seiner Tollheit. Er entfernt sich, tritt aber plözlich beflügelt und den Tambourin schlagend wieder herein, um an der Spitze eines Kindertrupps den festlichen Tag mit einem Divertissement und Solokapriolen zu beschließen.

Man kann mit Recht von diesem Produkt sagen, daß es unter allen ähnlichen, bisher bekannten, den ersten Rang behauptet, und statt aus dem Leben gegriffen zu seyn, wie man sich auszudrücken pflegt, ganz eigentlich aus dem Irrenhaus gegriffen sey.

Hr. Neubruck überraschte als Cajetan Bohrerl durch komische Gewandtheit und zusammenhängendes Spiel eben so sehr, wie durch den fast ungläublichen Eifer, womit er diese widerspännige Karikatur zu verarbeiten und genießbar zu machen suchte.

## E r k l ä r u n g.

Ein Correspondenzartikel im Morgenblatt No. 143, angeblich aus Wien, enthält, auf den übel gewählten Anlaß der in Wien, wie überall, ohne besondere Theilnahme des Publikums aufgeführten Albaneserin, eine Schilderung des vorgeblichen Zustandes und der gegenwärtigen Verwaltung des Wiener Burgtheaters, worin namentlich auch meiner gedacht ist. Ich finde mich bewogen, diesen Artikel für eine elende, vom Anfang bis zum Ende lügenhafte, Klatscherey und den Verfasser oder Einsender, in Betracht der daraus hervorgehenden Absicht, für einen böshaftern Verleumder zu erklären. Die Redaktion des Morgenblattes wird den Vorwurf der Theilnahme an dieser nichtswürdigen Klatscherey nur dadurch von sich ablehnen können, daß sie den Mann nennt, der sich erkühnt hat, die Verwaltung eines der ersten Theater Deutschlands und ihre öffentlichen Beamten auf eine so tückische Weise zu verunglimpfen. Wenn dieser Mann seine ihn schlecht verhüllende Maske ablegt, werde ich nicht ermangeln über mehrere Punkte seiner Schmähschrift, und über die wahrscheinliche Veranlassung derselben, die Aufklärungen zu geben, welche für das Publikum ein Interesse haben können; verkappten Angriffen so niedriger Art wird es genug seyn, diese offene Erklärung entgegen zu sehen.

Wien den 24. Juny 1820.

Schreyvogel, genannt West,  
k. k. Hoftheater-Sekretär.

## A n k ü n d i g u n g.

Beym herannahenden Schlusse der ersten Hälfte des fünften Jahrgangs dieser Zeitschrift ersuchen wir die P. T. Abnehmer derselben auf die zweyte mit 30 fl. sammt den Modenbildern oder auf das dritte Quartal mit 15 fl. W. W., und ohne Modenbilder halbjährig mit 14 fl. und vierteljährig mit 7 fl. W. W. im Bureau am Kohlmarkt No. 268 oder in der Verlags- handlung des Hrn. Anton Strauß am Peter im Auge Gottes zu pränumeriren.

Auswärtige in allen Provinzen des Kaiserstaates belieben sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Oberst- Hofpostamts- Haupt- Zeitungs- Expedition oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter gegen Vorausbezahlung von 33 fl. W. W. halbjährig zu wenden und falls sie die post- ämtliche Siegelung wünschen, noch 2 fl. W. W. beizufügen.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Kupfer durch die Buchhandlung Tendler und Comp. allhier zu erhalten.

## M o d e n b i l d N r. XXVI.

Kleid von gedrucktem Perkal, das Busen- § Robe de Percalée imprimée, chemisette  
hemden von Batist; der Florentiner-Stroh- § de Batiste. Chapeau de Paille d'Italie  
hut mit schottländischen Bändern geziert. § orné de rubans Ecossais.

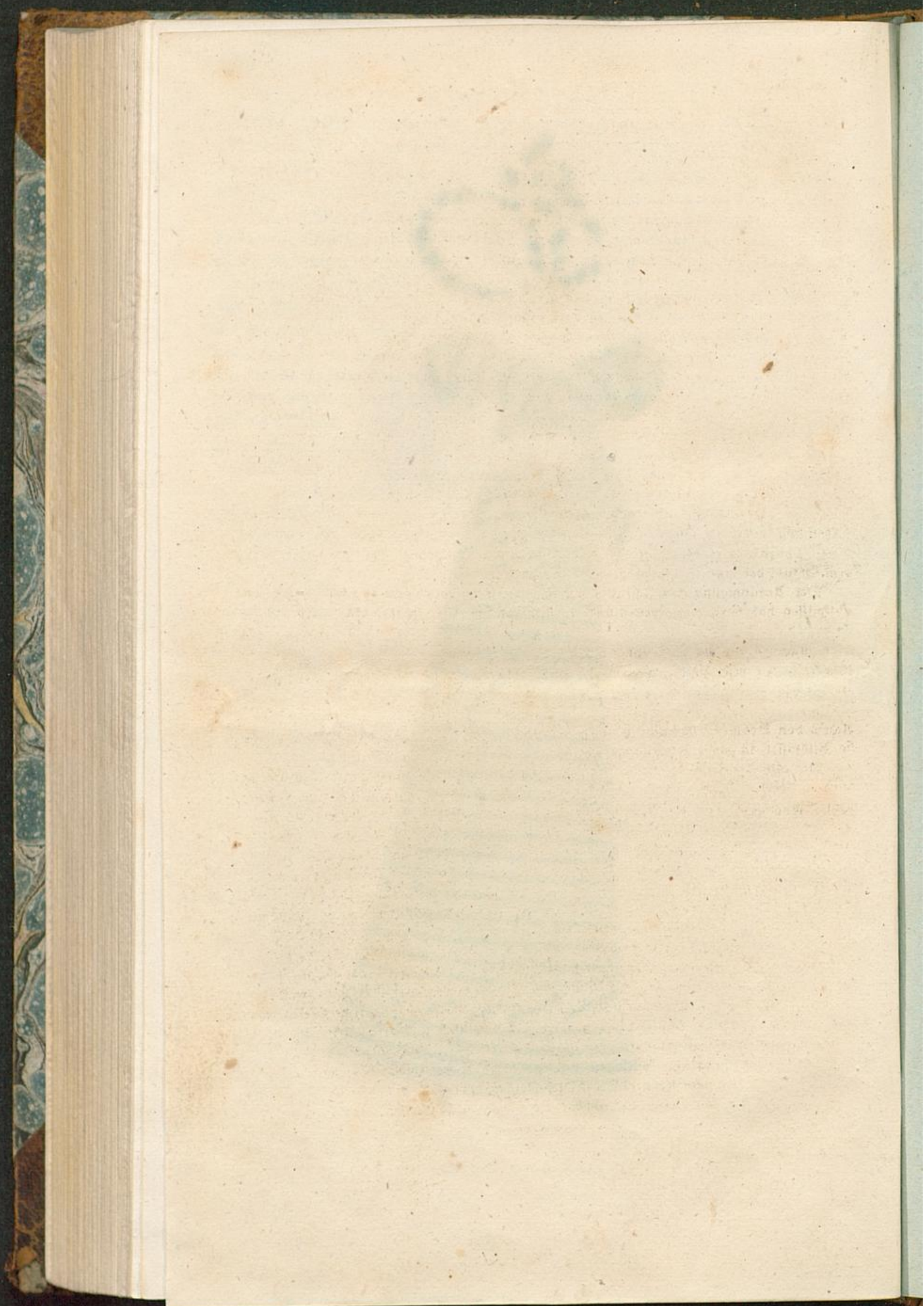
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

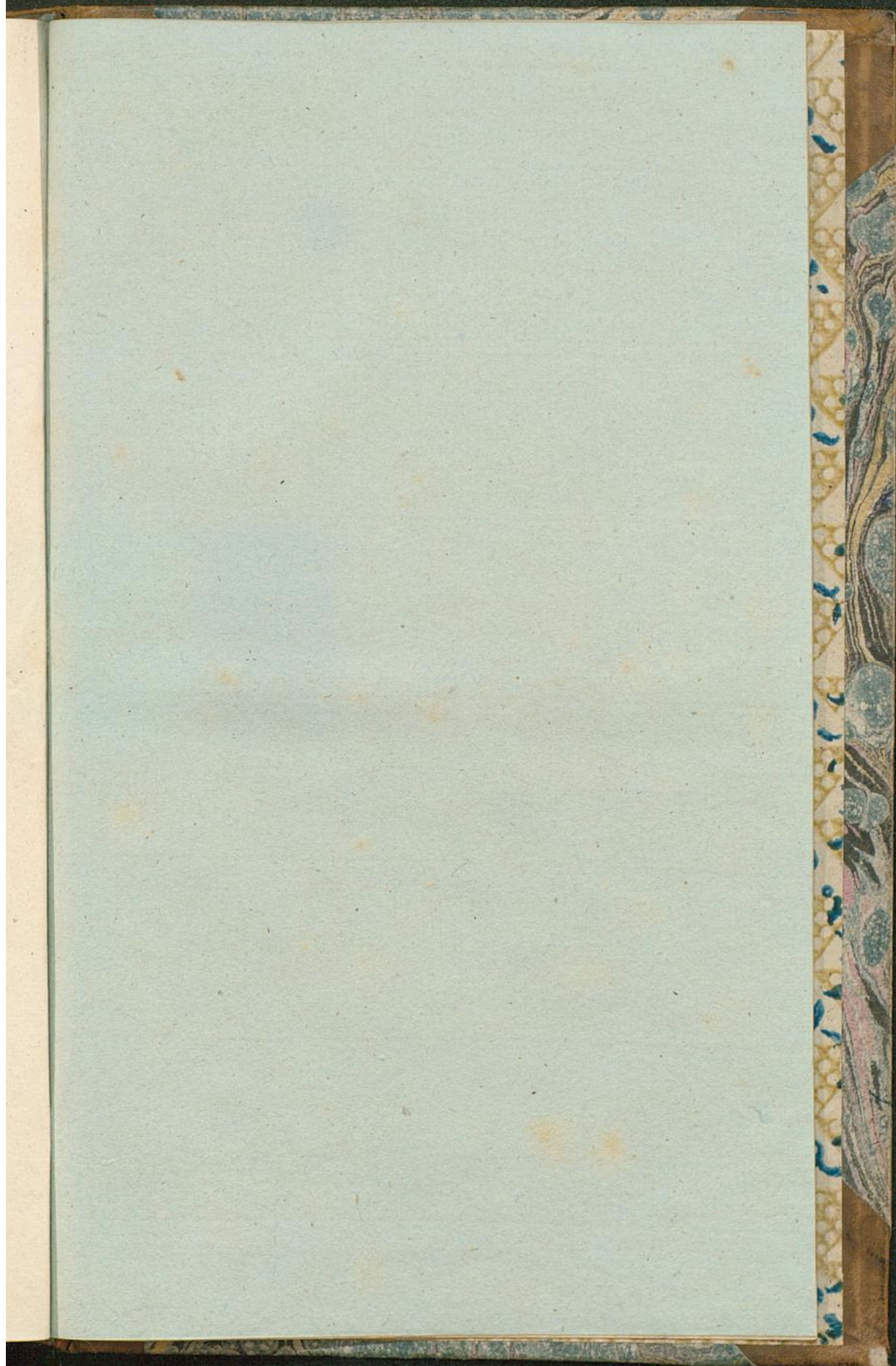


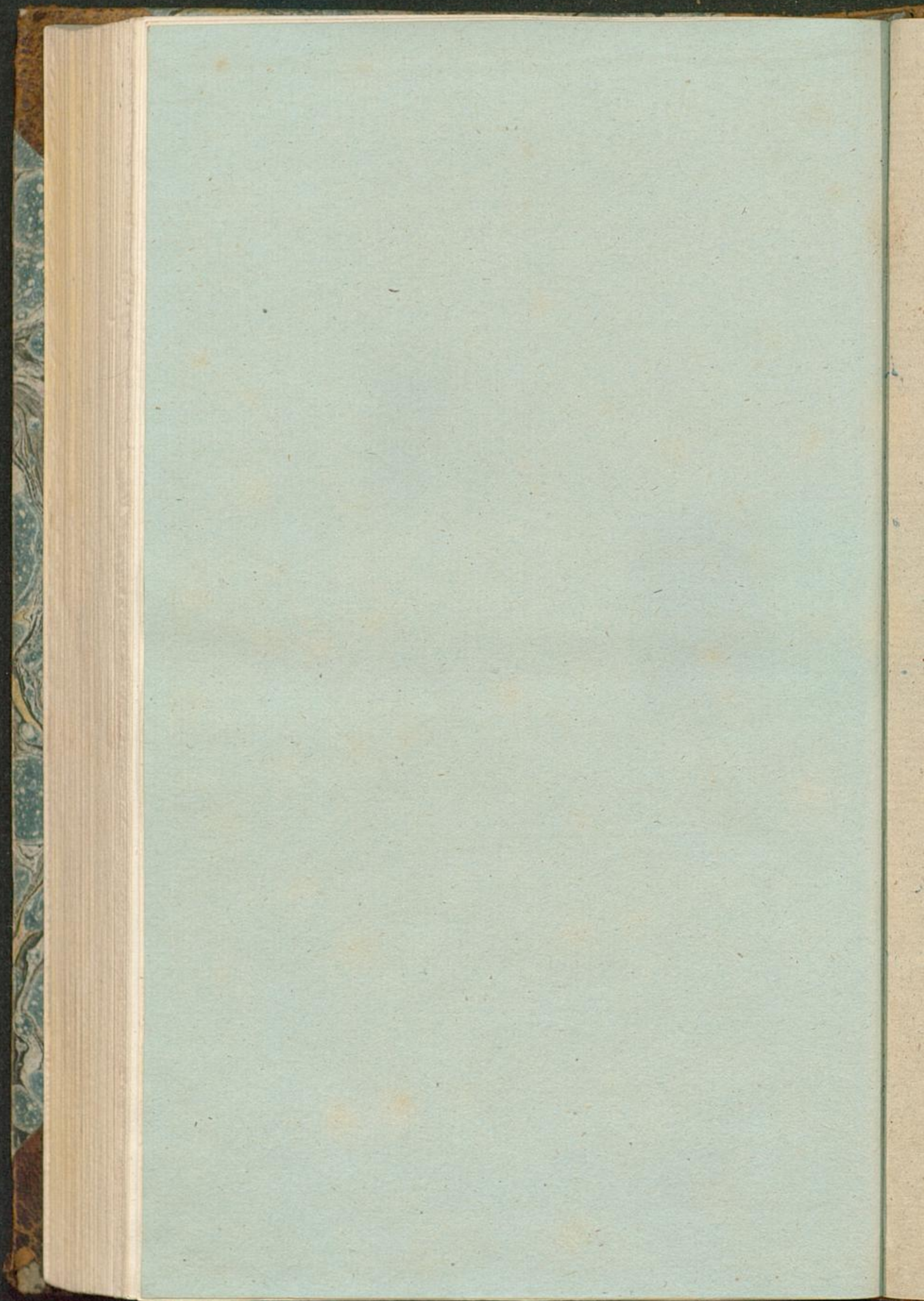
F. Stuber del.

F. Stuber del.









86

